



118.

ERDMANN

Journal

1.

118
II

472.
FL 1172



K. K. BERG
ACADEMIE

JOURNAL
FÜR
PRAKTISCHE
CHEMIE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO LINNÉ ERDMANN

ORD. PROF. D. TECHN. CHEMIE A. D. UNIVERSITÄT ZU LEIPZIG

UND

FRANZ WILHELM SCWEIGGER-SEIDEL

A. PROFESSOR DER MEDICIN ZU HALLE.

JAHRGANG 1834

ERSTER BAND.

MIT ZWEI KUPFERTAFELN.

LEIPZIG 1834.

VERLAG VON JOHANN AMBROSIVS BARTH.

JOURNAL

472.

FÜR

PRAKTISCHE

C H E M I E

HERAUSGEBEN

VON

OTTO LINNÉ ERDMANN

ORD. PROF. D. TECHN. CHEMIE A. D. UNIVERSITÄT ZU LEIPZIG

UND

FRANZ WILHELM SCHWEIGGER-SEIDEL

A. PROFESSOR DER MEDICIN ZU HALLE.



ERSTER BAND.

MIT ZWEI KUPFERTAFELN

LEIPZIG 1834.

VERLAG VON JOHANN AMBROSIIUS BARTH.

K. K. Berg-Academie

472.

314



ME FŐKÖNYVTÁR
2004
LELT-ELLENŐRZÉS

2004 SZEPT 08.

Das Kapnomor.

Neunte Fortsetzung der Beiträge zur nähern Kenntniss
der trockenen Destillation organischer Körper

VON
DR. REICHENBACH *).

Bei der Darstellung der verschiedenen nähern Grundstoffe, die ich aus den empyreumatischen Gemengen ausgesondert habe, lag ich in beständigem Kampfe mit einer eigenen öligen Substanz, die sich auf keine Weise direct abscheiden liess, und

*) Fortsetzung von Bd. IX. S. 251. des *Neuen Jahrbuchs der Chemie und Physik*. Eine übersichtliche Zusammenstellung der durch Reichenbach's treffliche Untersuchungen bis jetzt gewonnenen Resultate soll in einem der nächsten Hefen mitgetheilt werden, um den Leser in den Stand zu setzen, auf diesem, für Wissenschaft und praktisches Leben gleich wichtigen, bisher in so tiefes Dunkel gehüllten, durch Reichenbach's unermüdete Forschungen jedoch immer mehr sich lictenden Felde mit Leichtigkeit sich orientiren zu können.

Die ausführlichen, eine zusammenhängende Folge bildenden, Abhandlungen Reichenbach's im *Jahrb. der Chemie und Physik* sind, chronologisch geordnet, folgende:

- 1) *Beiträge zur nähern Kenntniss der trockenen Destillation organischer Körper.* (Erste Abhandlung. *Paraffin*.) Bd. XXIX. (oder Bd. LIX. der Gesamtreihe) 1830. S. 436 - 460.
- 2) *Beiträge u. s. w.* Erste Fortsetzung. *Ueber das Naphthalin.* N. Jahrb. Bd. I. (Bd. LXI. der Gesamtreihe) 1831. S. 175 - 199.
- 3) *Beiträge u. s. w.* Zweite Fortsetzung. *Ueber das Paraffin.* Ebend. S. 273 - 291.
- 4) *Beiträge u. s. w.* Dritte Fortsetzung. *Kritik der vom Herrn Unverdorben dem Ammoniak zur Seite gestellten sogenannten organischen Basen, des Odorins, Animsins, Otanins, Ammonium. I. prakt. Chemie. I. 1.*

die mich meistens zu sehr mühsamen Umwegen zwang, um ihrer vollständig los zu werden. Dieser war schon der Fall bei dem Eupion, das sie mit Russ brechen macht; dann beim Kreuzot, dessen medicinische Wirksamkeit sie ungemein herabstimmt;

- Hüb., ferner des Krystallins, Fusinus u. s. w.* Ebend. S. 464—487 und Bd. II. (LXII.) 1831. S. 46—67.
- 5) *Beiträge u. s. w.* Vierte Fortsetzung. *Eupion.* Bd. II. (LXII.) 1831. S. 129—161.
- 6) *Beiträge u. s. w.* Fünfte Fortsetzung. *Ueber das Vorkommen des Cholesterins im Thierthier.* Ebend. S. 273—304.
- 7—10) *Beiträge u. s. w.* Sechste, siebente, achte und neunte Fortsetzung. *Das Kreuzot.* Bd. VI. (LXVI.) 1832. S. 301—318, 345—362. Bd. VII. (LXVII.) 1833. S. 1—25 und 57—72.
- 11) *Beiträge u. s. w.* Zehnte Fortsetzung. *Das Pittakult.* Bd. VIII. (LXVIII.) 1833. S. 1—7.
- 12) *Beiträge u. s. w.* Elfte Fortsetzung. *Einige Beispiele schätzbare Heilwirkungen des Kreuzots.* Ebend. S. 57—67.
- 13) *Beiträge u. s. w.* Zwölfte Fortsetzung. *Ueber das Naphthalin des Herrn Laurent und das Paranaphthalin des Herrn Dumas.* Ebend. S. 228—234 und 239—248.
- 14 u. 15) *Beiträge u. s. w.* Dreizehnte und vierzehnte Fortsetzung. *Das Pikamar.* Ebend. S. 295—316, 351—367.
- 16) *Beiträge u. s. w.* Fünfzehnte Fortsetzung. *Ueber die Heilwirkungen und die Herleitung des Kreuzots.* Ebend. S. 399—419.
- 17) *Beiträge u. s. w.* Sechzehnte Fortsetzung. *Ueber das Steinöl.* Bd. IX. (LXIX.) 1832. S. 19—29.
- 18) *Beiträge u. s. w.* Siebzehnte Fortsetzung. *Der Mesit (Essiggeist).* Ebend. S. 175—186.
- 19) *Beiträge u. s. w.* Achtzehnte Fortsetzung. *Ueber den Holzgeist.* Ebend. S. 241—251.

Von kleineren, Berichtigungen und vorläufige Notizen enthaltenden, Aufsätzen Reichenbach's im *Jahrb. d. Ch. u. Ph.* sind noch zu nennen:

- 20) *Einige Bemerkungen über das Paraffin.* Bd. V. (LXV.) 1832. S. 295—297.
- 21) *Ueber das Kreuzot, ein neues Product der trockenen Destillation organischer Körper.* Ebend. S. 461, 462.
- 22) *Ueber das Eupion.* Bd. VI. (LXVI.) 1832. S. 318—320.
- 23) *Vorläufige Nachricht von einem neuen Grundstoff in den Producten der trockenen Destillation, dem Pikamar.* Bd. VII. (LXVII.) 1833. S. 274—276.

Was von Reichenbach's Abhandlungen theils in unveränderten Abdrücken, theils in mehr oder weniger vollständigen Auszügen in

beim Pikamar, dessen spezifisches Gewicht sie vermindert; beim Mesit, dessen Löslichkeit in Wasser sie schwächt; beim Paraffin, dessen Festigkeit sie sich in den Weg legt u. s. f.

Um nun aus diesen Complicationen heraus und über deren Verhältnisse zur Klarheit zu kommen, habe ich der unbekanntem Ursache davon eine eigene Untersuchung gewidmet, die mich auf die Entdeckung eines neuen nähern Bestandtheils der Producte der trockenen Destillation organischer Körper leitete. Die darüber geführte Arbeit ist nunmehr so weit herangekommen, dass ich es versuchen zu dürfen glaube, sie hier vorzulegen.

Darstellungsverfahren.

Man nimmt mit rohem Buchenholztheer, oder jedem andern Theere von der trockenen Destillation, eine bebrochene Rectification vor, in der Weise, dass man diejenigen Antheile, welche leichter sind als Wasser, absondert, und nur die andern, welche schwerer sind, in Arbeit nimmt. Man mengt sie so lange mit kohlensaurem Kali, als noch unter Umschütteln ein Aufbrausen erfolgt, wodurch die Essigsäure abgeschieden wird. Das Oel trennt man, und mengt es nun mit kalter Aetzkallilauge von einem spezifischen Gewichte von etwa 1,20, wobei man es fleißig durch einander schüttelt und dann sich klären lässt. Sollte es in der Kälte stocken, so stellt man es in die Wärme, und erhält es dadurch flüssig. (Das Stocken würde durch einen starken Pikamargehalt verursacht). Alles, was sich nicht aufgelöst hat und bei Behandlung mit neuer Lauge unlöslich bleibt, entfernt man aus der Arbeit. Die alkalische Auflösung bringt man nun in einem offenen Gefässe über Feuer, erwärmt langsam, und lässt kurze Zeit sieden. Nach dem Wiedererkalten, das man auf allmählig erlöschendem Feuer vor sich gehen lässt, versetzt man mit verdünnter Schwefelsäure im kle-

andere Zeitschriften übergegangen, kann hier füglich unerwähnt bleiben; nur ein einziger Aufsatz Reichenbach's:

24) *Die Herstellung des Kresocots in Poggendorff's Annalen.* 1833. Bd. XXVIII. Stck. 1.

der auch in die zweite Ausgabe der Abhandlungen über das Kresocot (S. 115 - 125) aufgenommen worden, ist noch ausdrücklich hervorzuheben.

Die Red.

nen Ueberschusse; es wird reichlich schwarzbraunes Oel frei, das man noch heiss abhebt, in eine Retorte bringt, mit etwas Kalilauge versetzt, bis die Mischung beim Umschütteln alkalisch reagirt, und abdestillirt, jedoch nicht bis zur Trockene. — Das ölige Destillat, klar und blassfarbig, löst man nun in etwas schwächerer Kalilauge auf, etwa von 1,16, und verfährt damit ganz auf dieselbe Weise, indem man erst einen Antheil, der ungelöst blieb, absondert und hinweggibt, bis an das Sieden offen erwärmt und erkalten lässt, dann mit verdünnter Schwefelsäure versetzt, das freigewordene Oel abzieht, mit etwas Kali entsäuert und alkalisch macht, und wieder destillirt. — Dasselbe wiederholt man zum zweiten Male ganz so, nur mit einer Lauge von 1,12; endlich zum dritten, oder besser noch vierten Male mit Lauge von 1,08, und von 1,05, spez. Gewicht. Allemal wird man bei der alkalischen Auflösung eine Abtheilung ungelösten Oels übrig behalten, die jedesmal kleiner ausfällt, ausser zuletzt, wo in der Lauge alles klar sich auflöst ohne Ueberrest. Derjenige ungelöste Ueberrest nun, welcher der letzte erscheint, enthält das gesuchte Oel im verhältnissmässig am wenigsten unreinen Zustande, und dieser ist es, dessen man sich, mit Hinwegschaufung alles übrigen, bemächtigt, und zur weiteren Verarbeitung bedient. Sollte diese letzte von der schwächsten alkalischen Lauge nicht aufgelöste Oelportion in zu geringer Menge erscheinen, so vereinigt man mit ihr die vorletzte, welche ihr an relativer Reinheit am nächsten kommt. Eine Beurtheilung dieses Verfahrens nach Ursache und Wirkung wird am Ende folgen.

Bis hierher ist die Arbeit der Hauptsache nach dem Gange der Kreosotbereitung gefolgt. Nun entfernt sie sich aber von ihm, indem man die Laugeösungen verlässt, die dem Hauptbestandtheile nach Kreosot enthalten, und sich mit dem beschäftigt, was diese nicht auflösen und dem Hauptbestandtheile nach aus dem neuen Stoffe besteht. Es ist nicht frei von Kreosot, von dem es einen Antheil festhielt, und muss daher vorerst auf's Neue mit concentrirter Kalilauge von 1,20, versetzt und anhaltend stark geschüttelt, dann geklärt, von der Lauge abgenommen, und destillirt werden. (Diese Lauge mit Schwefelsäure zersetzt, entlässt Kreosot). Das Destillat erscheint jetzt farblos. Darauf mischt man vorsichtig und allmählig unter Umrühren

dem Baume nach gleiche Menge rauchendes Vitriolöl mit dem Oele; es erhitzt sich dabei, kocht aber nicht, bräunt sich auch nicht, entwickelt kaum einige Spuren von schwächlicher Säure, und bleibt klar, wird aber roth. Ist die vorübergehende Arbeit gut vollbracht, so löst sich das Oel ohne allen Rückstand im Vitriolöl ohne Trübung, und ohne nach einiger Zeit ein klares weisses Oel auf der Oberfläche der Mischung abzusondern. Erscheint ein solches dennoch, so wäre es unreines Eupion, und ein Beweis, dass die Behandlung mit stufenweise schwächeren Laugen unvollkommen vollbracht worden wäre, und dass die Arbeit kein Vertrauen verdiene. Die schwefelsaure Lösung lässt man einige Stunden stehen, bis sie kalt geworden, und mischt sie dann mit einer doppelten Menge Wasser. Sie erwärmt und trübt sich, und scheidet nach der Klärung eine kleine Menge Oel aus, das aufschwimmt, abzusammeln und entfernt wird. Darauf neutralisirt man die Mischung mit Ammoniak, lässt sie ruhig sich klären, schöpft das wenige, was sich ausscheidet, ab, und bringt sie klar in eine Glasretorte zum Destilliren. Es geht erst ammoniakalisches Wasser über, und eine kleine Menge Oel, die man beide hinwegschüttet. Darauf folgt die grössere Menge fast reines Wasser. Zuletzt, wenn der Rückstand trocken zu werden beginnt, tritt bei verstärkter Hitze Oel über, das an das Ammoniaksalz fest gebunden war. Man sammelt dieses für sich, löst es nochmals in gleicher Menge Vitriolöl auf, verdünnt es mit Wasser, neutralisirt mit Ammoniak, destillirt die Mischung, die nun blos ammoniakalisches Wasser, aber kein darüber schwimmendes Oel mehr liefert, und treibt endlich von dem trockenen sauren schwefelsauren Ammoniak das gebundene Oel für sich ab. Man wäscht es jetzt mit etwas Kalilauge durch, und destillirt es ein bis zweimal mit Wasser bei schwacher Siedhitze langsam ab, mit der Vorsicht, dass man das Destillat hebricht, und die Arbeit endigt, wenn das übergehende Oel ein spez. Gewicht von 0,98 zu erreichen und in der Siedhitze 185° C. zu übersteigen beginnt. Es bleibt dann in der Retorte ein mit etwas Fremdarthigen verunreinigter kleiner Oelrest zurück. Endlich digerirt man mit mehrmal erneuten frisch geschmolzenem Chlorcalcium, und rectificirt schliesslich für sich über einer Weingristampe. — Man hat nun ein eigenthümliches reines Oel, für welches

ich den Namen *Kapnomor* vorschlage, von καίρονος, Rauch, und μέρος, Antheil, so dass sein Name so viel bezeichnet als: *Rauchtheil*. Die mittlere Sylbe wird kurz, die hintere lang.

Physisches Verhalten.

Das *Kapnomor* ist eine *durchsichtige, wasserklare und farblose Flüssigkeit*. Es hat ein *starkes Lichtbrechungsvermögen*. Sein *Lichtbrechungsvermögen* ist so gross, als das des *Kreosots*; es irisirt daher in geschliffenen Glasgefässen beständig sehr lebhaft und schön.

Sein *Geruch* ist nicht besonders stark, aber angenehm; wenn man es auf der flachen Hand zerreibt, so fällt er gewürzhaft aus; Manche vergleichen ihn mit Ingwer, Andere mit Rum oder Punsch.

Der *Geschmack* erscheint im ersten Augenblicke kaum merklich, nach einigen Secunden aber fängt er an, beläsend zu werden, und diess steigt dann schnell ziemlich bis an's Un-erträgliche, ist aber dabei weder bitter noch sauer noch süss, und verschwindet bald ohne alle Spur.

Für's *Gefühl* zeigt es sich nur schwach, oder gar nicht fettig, und kommt bei gewöhnlicher Temperatur an Consistenz und Dünneflüssigkeit ungefähr mit dem Wasser überein.

Sein *spezifisches Gewicht* habe ich bei 0,718⁰⁰ Barometer- und 20⁰ C. Thermometerstand gefunden = 0,9775.

Seine *Capillaritätshöhe*, mit der des Wassers = 100 in einer Glasröhre von 1,5⁰⁰⁰ lichten Durchmessers verglichen, fand ich bei einer Temperatur von 20⁰ C. = 45,10.

Die räumliche *Grösse seiner Tropfen*, in eben der Art ausgemittelt, wie ich diess in meinen Abhandlungen über das *Kreosot*, *Pikamar* etc. angegeben, verhält sich zu denen des Wassers wie 0,507 zu 1,000, indem ich zu Erfüllung eines Raumes, den 100 Wassertropfen einnehmen, 197 Tropfen *Kapnomor* nöthig hatte.

Die *Siedhitze* tritt ein bei + 185⁰ C., wenn das Barometer auf 0,718⁰⁰⁰, und das Centesimalthermometer auf 20⁰ steht. Es verdampft bei dieser Temperatur ohne allen Rückstand. Bei der *Destillation* erfordert es grosse Hitze, und geht Anfangs langsam, bei raschem Sieden aber schnell und leicht in die Vorlage über.

Der *Gefrierpunkt* tritt bei einer Erkältung von -21° C. noch nicht ein.

Die *Ausdehnung bei der Erwärmung* von $+20^{\circ}$ C. bis zu 185° C., also bis zur Siedhitze, in einer cylindrischen Glasröhre gemessen, erhebt sich von 100 auf 115,79.

Es erzeugt *Fettflecke* auf Papier, in welches, wenn es geleimtes Schreibpapier ist, ein Tropfen innerhalb 3 Minuten einzieht. Druckpapier bedarf nur einige Sekunden. Der Luft überlassen verflüchtigt es sich, und ist in 1 bis $1\frac{1}{4}$ Stunden *verschunden*, ohne irgend eine Spur zu hinterlassen. Erwärmt man das Papier nur wenig, so verschwindet er unverzüglich, das Papier bleibt farblos, und zeigt auch dann keine Spur, wenn man es nachher in Wasser taucht.

Ein Tropfen auf einer Glasplatte *verdunstet* gänzlich, ohne Spur zu lassen, und bedarf dazu bei mittlerer Lufttemperatur an einem ruhigen Orte 22 Stunden.

Es ist ein vollkommener *Nichtleiter der Elektrizität*, und lässt, selbst etwas wasserhaltig, das so empfindliche Bohnenbergersche Elektroskop unangeregt, wenn es in die Zuleitungslinie eingeschoben wird.

Chemisches Verhalten.

Das Kapnomor ist ein *indifferenten Körper*, und reagirt unter allen Verhältnissen, in denen es frei wirken kann, für sich, in Weingeist, Wasser etc. weder auf Lakmus noch auf Curcuma.

Zum *Sauerstoffe* zeigt es bei gewöhnlicher Temperatur keine lebhafte Verwandtschaft. In einem halbgefüllten Glase der Luft und dem Lichte überlassen, geht es keine Veränderung ein. Siedet man es einige Zeit an offener Luft, so verändert es weder Farbe noch Consistenz. Bei gewöhnlicher Temperatur lässt es sich ohne Docht nicht entzünden; an diesem aber brennt es ruhig fort, und entwickelt dabei ziemlich starken *Rasrauch*. Auf dem Platinöffel erhitzt, lässt es sich entzünden, und verbrennt dann ohne allen Rückstand. An einem damit benetzten Papierstreifen entzündet, weicht es beim Brennen vor der Flamme zurück.

Rother Bleisäure mit Kapnomor längere Zeit gesotten wirkt nicht darauf. Selbst

Rothes Quecksilberoxyd wird in der Siedhitze nicht davon angegriffen.

Kupferoxyd wird siedend nicht nur nicht angegriffen, sondern nicht einmal aufgelöst, wie es andere empyreumatische Oele zu thun pflegen; es lässt das Kapnomor ganz farblos.

Mangansäurelösung, kalt mit Kapnomor zusammengeschüttelt, wird reichlich gebräunt, und Manganooxydhydrat gefällt.

Salpetersäure von 1,230 färbt es dunkelbraun, und wird gelb dabei, stärkere von 1,450 erhitzt sich damit, färbt es erst grün, dann braun; concentrirte braust unter Erhitzung und Ausstossen von braunen Dämpfen heftig auf, und färbt das Oel unter Zersetzung klar braun. Ueberlässt man das Product einige Tage an einem kalten Orte der Ruhe, so füllt sich das übriggebliebene Oel mit Krystallen eines andern neuen Körpers, auf den ich zurückkommen werde. Ausserdem bildet sich Kohlenstoffsäure und Oxalsäure, letztere in grosser Menge.

Alle diese Verhältnisse, und zwar namentlich, dass es Quecksilberoxyd siedend aushält, der Einwirkung der Salpetersäure aber unterliegt, zeigen, dass das Kapnomor an Verwandtschaft zum Sauerstoffe dem Kreosot und Pikamar ungleich nachsteht, dagegen dem Kupion und Paraffin, auch dem Mesite, vorgeht, und sich auf diese Weise in die Mitte zwischen diese Körper stellt.

Chlor, in kaltem Strome durchgeführt, wird in ungewöhnlicher Menge verschluckt, erwärmt sich damit, scheidet sogleich das Wasser aus, wenn welches noch darin enthalten ist, und verändert sich in Salzsäure, die man in Dämpfen entweichen sieht. Das Kapnomor wird dabei in einen neuen öligen Körper umgebildet, der ungleich schwerer, dickflüssiger, ungefübrt und in Wasser unlöslich ist. Durch Sieden verändert er sich nicht. Ist das Kapnomor mit der geringsten Spur desjenigen Oels verunreinigt, aus welchem das Pittakal seine Entstehung ableitet, so entsteht gleich mit dem Eintritt der ersten Chlorhissen violette Färbung, die in Gelb umschlägt, sobald das Kapnomor mit Chlor gesättigt ist.

Brom mischt sich unter Erhitzen, Aufbrausen und Entwicklung von Bromdämpfen rasch damit zu einer klaren, farblosen Flüssigkeit, wenn davon nicht zu viel zugesetzt wird. Es entsteht eine Säure, wahrscheinlich Hydrobromsäure, und

eine neue ölige Substanz. Diese und jene, die sich mit Chlor bildet, sind ohne Zweifel dem Chloral und dem Bromal analoge Producte, und einer nähern Untersuchung werth. Bromwasser, mit Kapnomor geschüttelt, wird sogleich entfärbt, und das Brom ausgezogen.

Jod wird kalt in Menge mit brauner Farbe aufgelöst, explodirt aber nicht damit, wie mit den ätherischen Oelen der Vegetabilien. Jodwasser wird schnell ausgezogen und entfärbt.

Schwefel löst sich kalt in nicht unbeträchtlicher, erwärmt aber in bedeutender Menge auf, wovon beim Erkalten ein Antheil auskrystallisirt.

Selen wird kalt kaum aangeregt, erhitzt wird ein kleiner Antheil aufgelöst, und das Oel färbt sich goldgelb, während des Siedens entweichen Selendämpfe; beim Erkalten fällt ein Theil Selen wieder heraus, und die Farbe wird blässer.

Phosphor löst sich schon kalt auf. Das Oel wird davon im Dunkeln leuchtend, wenn es mit der Hand erwärmt wird.

Kalium entwickelt nur einige Bläschen, und wird dann ruhig, unzieht sich aber langsam mit brauner Rinde; beim Erhitzen entwickelt es mehr Bläschen, färbt das Oel gelb und bildet braune Flocken schoeller, die sich in eben dem Maasse mehren, als das Kalium sich vermindert. Aber selbst im Sieden geht diese Zersetzung nicht sehr rasch von Statten. Beim Erkalten an der Luft senken sich die braunen Flocken nieder, verlaufen wässerig, und das übrige Kapnomor erscheint unverändert darüber, reagirt noch nicht auf Curcumapapier.

Natrium gibt Anfangs einige Bläschen und wird dann ruhig wie das Kalium. Auch nach längerer Zeit bringt es keine braune Färbung hervor. An der Luft stehend, saugt es Sauerstoff ein, und wird nach und nach zu weißem Natron, ohne sich dabei mit Kapnomor zu verbinden.

Jodkohlenstoff wird kalt reichlich mit gelber Farbe aufgelöst.

Schwefelsäure von 1,550 nimmt das Kapnomor auf, und zwar mehr als sein eigenes Gewicht. Die Vermischung geschieht mit Selbsterwärmung, ohne Bildung von schweflichter Säure, mit vollkommener Klarheit und ohne Zersetzung. Selbst mit etwas Wasser verdünnte Schwefelsäure, etwa bis auf ein Drittheil ihres Volums, dient noch zur Lösung. Wird eine

kleine Menge Schwefelsäure in eine grössere des Oels gebracht, so ergreift sie eine Portion des Letzteren, mit dem sie sich mischt, das übrige schwimmt frei darüber, und ist ganz frei von Säure. Zusatz von Wasser in grösserer Menge scheidet vom Kapnomor, wenn es rein ist, durchaus nichts wieder ab. Die Verbindung gleicher Mengen Oels und Säure wird purpurnoth und klar. Erhitzt man sie bis zum Sieden, so tritt Zersetzung ein und sie wird schwarz. Beimischung von Wasser macht sie rosenfarben, und Alkalien zerstören diese Farbe. Enthält die Säure eine Spur Salpetersäure (wie häufig die käufliche), so zeigt sich gleich Anfangs Schwärzung, und Röthung folgt nach. Auffallend ist es gewiss, dass diese Verbindung sich weder durch Zuzuschung von Wasser, noch durch Neutralisation mit Kali oder Ammoniak wieder trennen lässt. Sie hält das Kapnomor so fest, dass sie es selbst im Sieden nicht entlässt.

Salpetersäure ist schon beim Sauerstoffe angegeben.

Bromsäure und

Jodsäure, ohne Reaction.

Citronensäure von 1,30. und andere wässerige Säuren reagiren ebenfalls nicht. Am meisten noch wird durch

Eoigsäure von 1,070. aufgenommen, zwar nicht in bedeutender, doch in solcher Menge beim Sieden, dass die Säure beim Erkalten stark trüb wird. 300 Theile Säure lösen 1 Theil Kapnomor auf.

Mehr werden krystallisirte Säuren aufgenommen, zwar nicht

krystallisirte *Apfelsäure*, welche kalt und siedend unlöslich sich zeigt, dagegen

krystallisirte *Gallussäure*, welche siedend etwas gelöst wird, und kalt in Krystallen wieder herausfällt; eben so, nach vorheriger Entlassung des Krystallisationswassers,

krystallisirte *Citronensäure*,

krystallisirte *Traubensäure*,

krystallisirte *Weinsäure*; in grösserer Menge wird in der Hitze aufgelöst:

krystallisirte *Oxalsäure*; von allen diesen bleibt aber, nachdem ein Theil der Säure kalt auskrystallisirt ist, ein anderer kleiner Theil im Oele aufgelöst, so dass er auf Lakmus rüthend wirkt;

krystallisirte *Bernsteinsäure* wird eben so, kalt zwar nicht, im Sieden aber in der reichlichsten Menge aufgelöst; es sublimirt sich einiges während des Siedens; das Gelöste krystallisirt beim Erkalten so vollständig aus, dass auf Lakmus keine Reaction mehr statt findet. Vor allen aber zeichnet sich

krystallisirte *Kohlenstüchsäure* aus, welche schon kalt in grosser Menge rasch aufgelöst wird; wie diese verhält sich:

krystallisirte *Benzoesäure*, ferner

Margarinsäure und

Elainsäure;

Stearinsäure löst sich etwas unfreiwilliger, bedarf der Unterstützung der Wärme, und gelatinirt beim Erkalten.

Die Wasserstoffsäuren, wässerige

Hydrochloresäure,

Hydrobromsäure,

Hydrojodsäure wirken nicht merklich ein.

* *Wasser* löst kalt einen unmerklichen Antheil Kapnomor auf, so dass man einen einzigen Tropfen in einem Liter Wasser nicht so zertheilen kann, dass man sein Dasein an einem ungelösten schwachen Flore nicht noch bemerken könnte. Erhitzt man dagegen das Wasser bis zum Sieden, und schüttelt damit das Oel fleissig und stark genug durch einander, so wird einiges aufgelöst, so dass, wenn das Wasser erkaltet, es stark trübe wird von dem wieder freigewordenen Oele.

Umgekehrt löst auch das reine Kapnomor etwas Wasser auf, zwar kalt wenig, dagegen im Sieden etwas mehr. Das auf diese Weise gesättigte Oel trübt sich beim Erkalten, und lässt einen Antheil Wasser ausfallen, einen andern aber behält es in Lösung.

Hierher gehört es ohne Zweifel auch, wenn von wässrigen Säuren, die sonst keine Verwandtschaft zum Kapnomor zeigen, kleine Mengen gelöst werden; sie werden bloss an Wasser statt aufgenommen.

Kali wird weder im wasserfreien, noch im hydratisirten trockenen Zustande aufgenommen, selbst im Sieden nicht. Dagegen bewirkt es sehr langsam, mit Aufwand mehrerer Tage, eine Bildung von braunen Flocken, wie dies das Kallum im Steinöle zu thun pflegt, die dann, wenn Wasser hinzukommt, sich vollkommen auflösen. Sie sind nicht Moder, wenigstens

nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, weil, wenn die wässerigalkalische Lösung mit Schwefelsäure neutralisirt wird, kein Niederschlag von Moderfloeken sich bildet. Setzt man das Kapnomor mit dem trockenen Kalhydrat in's Sieden, so beschleunigt man den Eintritt dieser Erscheinungen. — Aber Kallaugen von jeder Concentration sind wirkungslos auf das Oel, das so frei darin bleibt, dass weder auf trockenes noch auf nasses Curcumapapier dadurch gewirkt wird.

Natrum verhält sich eben so, nur erzeugt es ungleich langsamer und schwächer im trockenen Hydratzustande die braunen Floeken.

Kalkhydrat und

Baryhydrat zeigen sich kalt und siedend ganz einflusslos.

Ammoniak-Flüssigkeit wird auf keine Weise direct aufgenommen. Da ich jedoch aus andern Gründen vermuthete, dass das Ammoniak im wasserfreien Zustande der Verbindung mit dem Kapnomor vielleicht sich fügen würde; so mengte ich Salmiak mit Kalk, übergoss sie mit dem Oele, und erwärmte mässig. Als ich nachher die Flüssigkeit prüfte, reagierte sie aber weder auf freies Alkali, noch auf gebundenes.

Von den krystallisirten Salzen werden nicht viele aufgelöst. Kalt werden alle folgende innerhalb 24 Stunden nicht angegriffen:

krystallisirtes	<i>schwefelsaures Silber</i>
.	<i>schwefelsaures Kali</i>
.	<i>essigsäures Quecksilber</i>
.	<i>essigsäures Blei</i>
.	<i>essigsäures Zink</i>
.	<i>essigsäures Natrum</i>
.	<i>kohlenstoffsäures Kali</i>
.	<i>trichromsaures Kali</i>
.	<i>krokonsaures Kali</i>
.	<i>benzoesäures Natron</i>
.	<i>bernsteinsäures Ammoniak</i>
.	<i>salpetersäures Uranoxyd</i>
.	<i>Quecksilberchlorür</i>
.	<i>Quecksilberchlorid</i>
.	<i>Zinnchlorür.</i>

Von diesen wirken jedoch folgende im Sieden auf das Kapuonor:

krystallisirtes *essigsaures Silber*, das schon kalt langsam schwarz wird, während sich das Kapuonor gelb färbt, wird im Sieden gänzlich reducirt und silberweiß. Darüber gehängtes Lakuspapier wird dabei von entweichender Essigsäure roth.

krystallisirtes *essigsaures Quecksilber* wird im Sieden langsam aufgelöst, bleibt farblos und beim Erkalten in ziemlicher Menge aufgelöst.

krystallisirtes *essigsaures Blei* schmilzt in seinem Krystallwasser, wird in kleiner Menge gelöst, und fällt nach dem Erkalten wieder heraus.

krystallisirtes *essigsaures Zink* schmilzt im Sieden nicht, wird aber etwas aufgelöst, und krystallisirt beim Erkalten an den Gefäßwänden aus.

krystallisirtes *essigsaures Natron* wird im Sieden aufgelöst, und krystallisirt kalt aus.

krystallisirtes *salpetersaures Silber* wird kalt, unter Mitwirkung des Lichtes, auf der Oberfläche wenig gebräunt; im Sieden etwas aufgelöst und sogleich reducirt, doch nur wenig an der Oberfläche der Krystalle.

krystallisirtes *salpetersaures Uranoxyd* löst sich kalt nur in geringer Menge mit gelber Färbung, reichlich bei mäßiger Erwärmung. Bei der Siedhitze wird unter Erösung des Oels das Salz zersetzt.

Ungleich mehr Neigung zur Lösung im Sieden zeigen die Ammoniaksalze, z. B.

krystallisirtes *essigsaures Ammoniak* wird in ziemlicher Menge aufgelöst, wovon ein Theil beim Erkalten wieder herausfällt.

krystallisirtes *kohlensaures Ammoniak* löst sich in einiger Menge, färbt gelb, und fällt kalt zum Theil aus.

krystallisirtes *bersteinsaures Ammoniak* wird sehr reichlich gelöst, und krystallisirt in der Kälte theilweise in schönen Büscheln aus.

krystallisirtes *phosphorsaures Ammoniak* wird ebenfalls so viel gelöst, dass es nach dem Erkalten einiges wieder niederfließen löst.

Andere fand ich unlöslich, wie krystallisirtes *salzsaures, salpetersaures, wolframsaures Ammoniak*.

Vanadinsaures Ammoniak (aus Herrn von Berzelius's Hand) färbte bei Eintritt der Siedhitze das Kapuonor rothgelb, verlor

schnell seine weiße Farbe, und fiel schwarz nieder. Es hatte also sein Ammoniak entlassen, und war auf wasserfreies Vanadoxyd zurückgeführt worden.

krystallisirtes Quecksilberchlorür löst sich im Sieden nicht.

krystallisirtes Quecksilberchlorid löst sich im Sieden reichlich auf und krystallisirt beim Erkalten in vierseitigen Prismen aus.

krystallisirtes Zinnchlorür schmilzt erst, trübt das Oel, löst sich zum Theil, und liefert beim Erkalten wenige Krystalle.

Manganchlorid wird siedend nicht angegriffen.

Flüssiges saures Gold reducirt sich im Kapnomor unverweilt, und erscheint in schönem gelben Goldglanze. Das Oel wird dabei gelbroth.

Flüssiges saures Platin mischt sich nicht und bleibt unverändert.

krystallisirtes Chlorgoldnatrium wird kalt, sogleich aufgelöst, mit gelber Farbe; später wird die Mischung röthlich, dann purpurroth, wie von Schwefelsäure, und Gold fällt regulinisch heraus.

Chlorplatinammon ist kalt und siedend ohne Einwirkung.

Silberbromür,

Silberjodid,

Goldjodid,

Wismuthjodid, sämmtlich eben so. Dagegen wird

Quecksilberjodür im Sieden in nicht unbedeutender Menge aufgelöst, und krystallisirt beim Erkalten in glänzenden Tafeln wieder aus. Wiederholt man Auflösung und Auskrystallisiren einigemal, und löst das Sieden etwas andauern; so reducirt sich Quecksilber einerseits, und andererseits krystallisirt nun Quecksilberjodid aus.

Quecksilberjodid wird im Sieden reichlich aufgelöst, und krystallisirt beim Erkalten in den schönsten glänzenden Blättern mit dem ursprünglichen Hochroth wieder aus, ungeachtet die übrige Lösung farblos und durchsichtig war.

Quecksilbernitrid und

Zinkcyanid sind wirkungslos.

Alkohol ist ein unbedingtes Lösungsmittel für das Kapnomor in allen Verhältnissen. Auch gemeiner Weingeist löst es nicht nur reichlich, sondern verträgt selbst noch ziemlich viel Wasserzusatz, ehe es etwas davon wieder ausfallen lässt. 100 Theile Alkohol, in denen 8 Theile Kapnomor aufgelöst waren,

vermochten 55 Theile Wasser aufzunehmen, ehe bei mittlerer Lufttemperatur einige Trübung dauernd wurde; weiterer Wasserzusatz füllte dann aber das Oel schnell.

Da sich seiner geringen Verwandtschaft zum Wasser wegen auf wässrige Capnomor-Lösung keine Reactionen vornehmen ließen, so habe ich einige Versuche mit *weingeistiger Lösung* angestellt. In 100 Theile Alkohol löste ich 2 bis 3 Theile Oel auf, und versetzte diese Mischung mit Wasser bis an jene Gränze, wo sie sich zu trüben begann. Nun brachte ich weingeistige *Bleizuckerlösung* und weingeistige Lösung von *essigsaurem Kupfer* ein. Sie reagirten beide nicht. Eben so ergaben sich Versuche mit eingetropfter *Jodäure*, *Bromsäure*, *essigsaurem Eisenoxyd*, *salpetersaurem Silber*, *essigsaurem Silber* wirkungslos.

Aether mischt sich damit in jedem Verhältnisse; ist etwas Wasser verborgen, so wird es dabei ausgeschieden, und die Mischung sogleich trübe.

<i>Essigäther</i>	}	zeigen ganz dasselbe Verhalten unbedingter Vermischung und Ausscheidung alles zufälligen Wassergehalts unter Trübung.
<i>Pikamar</i>		
<i>Eupion</i>		
<i>Steinöl</i>		
<i>Kohlensauffarid</i>		
<i>Fasöl</i>		

In jedem Verhältnisse und ohne Wasserausscheidung lösen sich:

Terpenthinöl
Kresol
Ment (Essiggeist.)

Mit Leichtigkeit kalt aufgelöst werden:

Kämpfer, reichlich und schnell, ohne Bewegungen;
Naphthalin,
Paraffin,
Stearin,
Kohlwachs,
Cholesterin,
Cetin, sehr viel,
Salzsäurekämpfer (salzsaures Daryl)
Myricin.

Cerin wird kalt nur wenig angegriffen, bedarf zur Lösung der Hitze, und fällt beim Erkalten theilweise wieder heraus.

Bienenwachs löst sich kalt nur theilweise, offenbar nur sein Myricin, während sein Cerin ungelöst bleibt. Eben so löst unreines Myricin bei der Auflösung Flocken von Cerin übrig. Das Kapsomor wird auf diese Weise ein Resgens hierbei.

Mandelöl mischt sich in jeder Menge, und scheidet Wasser aus, wenn welches in Lösung ist.

Eieröl in jedem Verhältnisse.

Viele Harze werden kalt in ziemlicher, erwärmt in grosser Menge aufgenommen, z. B.

Mastic,

Benzoe,

Guajak,

Colophon;

Copal wird kalt langsam geschwellt, weich, im Sieden theilweise aufgelöst, und trübe nach dem Erkalten. Er wird zerlegt.

Bernstein wird weder kalt noch siedend merklich angegriffen.

Asphalt wird etwas aufgelockt, aber sonst kaum angegriffen.

Gummilak wird kalt nicht, siedend aber theilweise angegriffen, wobei es schmilzt.

Curcuma wird schön gelb kalt ausgezogen, mit grünem Farbestich im zurückgeworfenen Lichte; der Rückstand ist röther geworden.

Lakmus färbt im Sieden das Kapsomor blau,

Hämatin unter gleichen Umständen goldgelb,

Indigoblau bleibt kalt unangegriffen, im Sieden aber löst es sich vollkommen auf und krystallisirt beim Erkalten fast alles wieder aus.

Pottasche erleidet siedend keine Reaction.

Kautschuk wird kalt schnell ausserordentlich aufgeschwellt, aber in mehreren Wochen nicht gelöst. Erhitzt man aber das Oel, so löst es sich in wenigen Minuten vollständig auf und bleibt es auch nach dem Erkalten. Ohne vorangegangene Schwelung bedarf es einviertelstündigen Siedens zu vollkommener Lösung. Trägt man dann die Lösung auf einen festen Kör-

per, etwa eine Glasplatte und erwärmt sie, so entweicht das Oel, und das Kaoutschuk erscheint mit allen seinen ursprünglichen Eigenschaften ganz rein auf dem Glase. Wenn das Kapnomor nicht ganz rein angewendet wird, so bleibt das Kaoutschuk etwas klebrig zurück von einem Reste eines nicht trocknenden andern Oels. Diese Verbindung verträgt im heissen Zustande die Mischung einer guten Menge absoluten Alkohols, ohne sich zu trüben. Ohne Zweifel ist es demnach vornehmlich das Kapnomor, welchem das Steinkohlöl und alle empyreumatischen Oele ihre bedingte Auflösungskraft auf das Federharz verdanken.

In der Kälte lösen sich auf

Kaffein und

Piperin.

Salicin kalt unwirksam. Erhitzt bis zum Schmelzen wird nur Weniges aufgenommen, das kalt grösstentheils wieder ausfällt.

Piktorin wird kalt ebenfalls nicht angegriffen, in der Hitze aber gelöst; beim Erkalten wird das Oel milchig.

Cinchonin wird kalt nicht, siedend aber gelöst, das kalt in fedrigen Krystallen wieder ausfällt.

Chinin wird kalt nicht, wohl aber in der Hitze gelöst.

Brucein,

Morphin,

Strychnin und

Atropin, alle vier krystallisirt, lösen sich langsam im kalten Kapnomor, aber vollständig. Dagegen erfordern krystallisirtes *schwefelsaures Chinin* und

salzsaures Chinin volle Siedhitze zur Lösung, krystallisiren aber beide kalt aus. *Krystallisirtes*

salpetersaures Brucein, das sich kalt ebenfalls nicht löst, zersetzt sich in der Siedhitze, wird braun und färbt das Kapnomor etwas gelblich.

Einige Fälle hatte ich Gelegenheit zu beobachten, bei welchen das Kapnomor in *Salzverbindungen* eingeht. Wenn man Lösungen desselben in Schwefelsäure mit concentrirter Kalilösung neutralisirt, so bildet sich ein Niederschlag *von saurem schwefelsaurem Kali mit Kapnomor*. Erhitzt man ihn in seiner Mutterlauge, so löst er sich meist wieder auf, und schliesst

bei der Wiedererkältung in blumenkohlartigen Gebilden, die weich und nachgiebig sind, neuerdings an. Das Kapnomor ist in dieser Verbindung so fest, dass es durch absoluten Alkohol selbst in der Siedhitze nicht ausgezogen werden kann. — Ein ähnlicher Fall ist es mit schwefelsaurem Ammoniak und Kapnomor, wie ich bereits oben angegeben habe. Wasser und ein Theil des Ammoniak entweichen in der Siedhitze, ehe das Kapnomor frei wird, das erst bei Eintritt der Trockenheit übergeht, und selbst dann nicht eher, als wenn die Hitze bis zur Sublimation des schwefelsauren Ammoniaks gestiegen ist.

Uebersieht man alle diese Eigenschaften, so stellt sich für das Kapnomor ein *allgemeiner Charakter* ziemlich hoher Indifferenz heraus, der dabei kaum etwas amphoterer an sich trägt, man wollte denn die Löslichkeit der Pflanzenbasen einer Hinneigung zum aciden, und sein Verhalten zur Schwefelsäure und ihren Salzen einer solchen zum basischen Charakter beimesen. Seine Constitution zeigt einige Stärke, mit der sie der Einwirkung des Sauerstoffes in niedriger Temperatur etwas Widerstand entgegensetzt. Es verbindet sich im Allgemeinen weder mit Säuren noch mit Alkalien, und wenn auch einige darin etwas Löslichkeit zeigen, so ist doch meistens schon bloßes Wasser hinreichend, die Trennung wieder zu bewirken. — Von Kresot und Pikamar unterscheidet es sich am auffallendsten durch den Geschmack, durch Unauflöslichkeit in Alkalien, Unauflöslichkeit in Essigsäure, Lösungskraft auf Kaoutschuk; vom Eupion durch sein spezifisches Gewicht, Siedhitze, rasendes Brennen, Löslichkeit in Schwefelsäure, Zerstörlichkeit durch Salpetersäure, Lösungskraft auf Kohlensäure, Pflanzenbasen u. s. w.

Diese neue Substanz findet sich nicht bloß im Buchenbeer, sondern in *allen Theeren*, im Steinkohlentheer und im Thiertheer oder Dippelsöl. Sie ist in allen in verhältnissmäßig bedeutender Menge vorhanden und es wäre nicht unmöglich, dass sie der vorwaltende Bestandtheil darin sein könnte. Sie ist es vorzugsweise, mit der man bei Reinigung des Kresot zu thun hat. Die Wirksamkeit des letztern wird durch einen Gehalt an Kapnomor auffallend herabgestimmt, so sehr, dass ein nur mässiger Gehalt davon es unfähig macht, auf die äussere Haut zu wirken; seiner Abscheidung muss daher alle Sorgfalt gewid-

net werden. Eben so hängt es sich hartnäckig an das Pikamar und Eupion an, und in der Beisigung des Letztern ist es die Hauptschwierigkeit, es vom Kapnomor frei zu machen.

Zu einer *Nutzanwendung* gibt sie vordersammt keine bestimmte Aussicht. In therapeutischer Hinsicht ist sie noch ununtersucht. Als Leuchtmaterial raucht sie zu stark. Zu Reibungsschmiere ist sie zu flüchtig; vielleicht zu wenig flüchtig aber, um von ihrer Auflösungskraft auf Federharz Nutzen ziehen zu können. Zu Lackfräusen verspricht sie noch am meisten Anwendbarkeit. Indess zweifle ich nicht, dass nützliche Verwendungen sich späterhin finden werden, wenn sie nur erst gehörig bekannt geworden sein wird.

Weitere Ausführung des Bereitungsvorgangs.

Nach dem Verhalten des Kapnomors zu urtheilen, wie ich es auseinander gesetzt habe, sollte man glauben, seine Darstellung unterliege wenig Verwicklungen. Leider ist diess nicht so, und ungeachtet es in Alkalien für sich nicht löslich ist, so wird es doch durch Vermittlung anderer empyreumatischer Substanzen in diese mit eingeführt. Da nun auf der andern Seite Paraffin und Eupion seine Indifferenz nicht nur theilen, sondern noch überbieten; so sieht man sich mit dem Kapnomor mit denselben Schwierigkeiten unstrickt, gegen welche man bei den andern von mir ausgeschiedenen Grundstoffen zu kämpfen hat. Diess ist nun nicht die angenehmste Seite dieser Materie; allein sie ist der unvermeidliche Knoten, der aufgelockt sein muss, und sich nicht zerhauen lässt.

Die Befreiung von Kreosot, Pikamar und von dem in den Theeren heftlichen mehrerwähnten leichtoxydalen Principe lässt sich bis auf einen gewissen Grad unmittelbar mit starken Aetzlaugen bewirken, mit welchen man es wiederholt warm durchwäscht. Dann behält man das Kapnomor mit Mesit, Eupion und Paraffin vereint zurück. Aus diesen wäre zwar ein Antheil mittelst Schwefelsäure herauszuziehen; allein da hierbei noch viele Substanzen im Spiele sind, die sich zersetzen, und deren unbekanntes Zersetzungsproducte sich einmischen, so entstehen daraus neue Verwicklungen, und ich halte darum diesen Weg für jetzt nicht für empfehlenswerth. Diess ist denn auch der Grund, warum ich einen umgekehrten, und auf den

ersten Anblick widersinnig scheinenden Gang eingeschlagen habe, den nämlich, die Aetzlaugenlösung zu Gewinnung eines reinen Kapnomors zu benützen. In diesen sollte den oben angegebenen Verwandtschaftsgesetzen des Kapnomors zufolge davon nichts enthalten sein; dennoch zeigt die Erfahrung, dass mit dem Pikamar, Kreosot und dem leichtoxydablen Prinzipie nicht nur Kapnomor, sondern selbst etwas weniges Eupion und Paraffin in die Lauge miteingeht. Auf welche Weise diese vermittelt wird, ist bis jetzt unbekannt, aber es ist Thatsache. Dieses Miteingehen in die alkalische Lauge von ihr nicht verwandten Stoffen ist um so grösser, je concentrirter die Lauge auf das gemengte Theeröl angewendet wird. Fällt man dann alles, was eine starke Lauge gelöst hatte, durch irgend eine Säure aus, und löst es (unter Einschaltung einer Rectification) nun wieder aufs neue in einer etwas schwächeren alkalischen Lauge, so wird zwar alles Pikamar, Kreosot etc. wieder aufgelöst, ein Antheil von den indifferenten Stoffen bleibt aber ungelöst. Dies ist zunächst Mesit, Eupion und Paraffin, nebst einem Antheile Kapnomor. Führt man nun auf diesem Wege fort, das immer wieder aus der Lauge durch eine Säure ausgeschiedene gemengte Oel successiv in jedesmal etwas schwächeren Laugen neuerdings aufzulösen; so wird man bei einer jedesmaligen Lösung wieder einen Antheil indifferenten Oels unauflöslich übrig behalten, bis am Ende auch in schwachen Laugen sich alles klar auflöst und nichts mehr übrig bleibt. Die Lösung besteht nun nur noch aus Pikamarkali und Kreosotkali, und der Mesit, das Eupion, Paraffin und das Kapnomor haben sich in den ausgeschiedenen Oelportionen gesammelt. Vergleicht man nun diese verschiedenen Portionen unter einander, etwa auf die Art, dass man von jeder eine gleiche kleine Probe in rauchende Schwefelsäure bringt, so findet man, dass die ersten Absonderungen, die von der stärksten Kalilauge abgenommen wurden, am meisten in Schwefelsäure unlösliche und unzersetzliche Stoffe, d. i. Eupion und Paraffin enthalten, die folgenden aber daran arm, die letzten endlich davon völlig frei sind. Auf diese Weise hat man durch solche hebrochene Abscheidungen zwar auf einem etwas mühsamen, aber wie ich mich überzeugt halte, sicheren Wege eine ölige an Kapnomor sehr reiche Flüssigkeit erhalten, welche von Eupion und Par-

affin völlig frei ist, also frei von Stoffen, von denen es wegen Aehnlichkeit ihres chemischen Verhaltens sehr schwierig und unsicher rein zu machen ist. Wenn man dann während dieser Arbeiten, und zwar wie ich oben angab, nach jedessmaliger Lösung des Theeröls in Lauge, zu Zersetzung und Abscheidung des leichtoxydablen Prinzips die ganze Flüssigkeit erhitzt und kurze Zeit an offener Luft im Sieden erhalten hat; so hat man nicht bloß diesen Zweck, sondern auch noch die Verfüchtigung des Mesits in solchem Maasse erreicht, dass zuletzt von seinem Dasein wenig oder keine Spur mehr zu finden ist; und wäre sie es, so wird die nun folgende Behandlung Behufs der weiteren Reinigung des Kapnomors sie vollends vertilgen.

Das von der letzten schwächsten Lauge flüchtig gelassene Oel besitze ich sofort allein zur Darstellung chemisch reinen Kapnomors; alle Portionen der früheren Berechnungen, die jedoch zu einem nicht absolut reinen Kapnomor immerhin noch gut brauchbar sind, entferne ich aus der Arbeit. Jenes enthält aber, weil es mit der schwächsten Kalilauge ausgezogen worden war, noch einen Antheil darin zurückgebliebenen Kreosots; um es vorerst von diesem gänzlich zu befreien, muss es wieder mit einer sehr concentrirten kräftigen Lauge gewaschen werden, die es kreosotfrei macht. Darnach pöge ich es zu destilliren, wobei eine geringe Zuthat von Kalilauge in die Retorte nicht unräthlich ist.

Das wasserhelle Destillat löse ich in concentrirter Schwefelsäure; lässt sie etwas ungelöst, was jedoch in der Regel nicht der Fall ist und nicht sein kann, wenn die vorübergehende Arbeit gut vollzogen worden ist, so entferne ich es aus der Arbeit. Diese Lösung ist der Prüfstein der vorherigen Behandlung; lasse die Schwefelsäure etwas ungelöst, so wäre es unreines Kupion. Die saure Lösung mische ich mit der dreifachen Menge Wasser und lasse ihr einige Tage Ruhe; was sich absetzt und aufschwimmt, ist zwar fast nur Kapnomor, doch zeigt es die Eigenheit, mit concentrirter Salzsäure nicht weiß zu bleiben, sondern blau zu werden, und muss demnach einen unbekanntem Rückhalt besitzen, wegen dessen ich es aus der Arbeit entferne. Die klare saure Lösung neutralisire ich nun mit Ammoniak, und destillire sie ab. Es ist auffallend,

dass die Säure nach ihrer Sättigung das Kapnomor nicht fähren lässt, ja dass sogar die Destillation bis zur Trockenheit fortschreiten muss, ehe die Mischung ihr Kapnomor entlässt. Diess ist der Fall, man mag Ammoniak oder Kali zur Sättigung anwenden. Mit letzterem bildet sich eine Verbindung von niederfallendem kapnomorhaltigem schwefelsaurem Kali, welches bei der Destillation leichter anbrennt, als das Ammoniaksalz, daher ziehe ich letzteres hierzu vor. Das Destillationsproduct ist jetzt, ausser Wasser, bisweilen noch etwas mit Kapnomor vermengtes fremdartiges Oel, das mit dem Wasser zugleich übergeht, darauf schwimmt, und für sich in Schwefelsäure nicht wieder löslich ist; diess muss entfernt werden. Darauf folgt erst Kapnomor. Es ist mir hier bisweilen begegnet, dass es, besonders bei stärkerer Hitze, etwas schwefelsaures Ammoniak in seine Mischung mit herüber brachte; in diesem Falle fand ich das Kapnomor sogar in concentrirter Essigsäure reichlich löslich; diess könnte leicht Jemand, der mit den Empyremenaten weniger vertraut ist, einen Augenblick in Zweifel versetzen; es bedarf aber dann nur einer leichten Behandlung mit concentrirter Kalilauge, um die Natur des Kapnomors sogleich wieder in ihre Rechte einzusetzen. Eine nochmalige Behandlung mit Schwefelsäure ist in jedem Falle an ihrem Orte, wo es um hohe chemische Reinheit zu thun ist. Nach alledem ist das Kapnomor noch mit einer Spur eines schwerern, in Wasser untersinkenden und schwerflüchtigen Oels verunreinigt, von welchem es jedoch durch behorchene Wasserdistillationen leicht befreit wird. Die übrigen Rectificationen, wie mit Chlorkalium u. dgl. verstehen sich von selbst. Das auf diese Weise rein dargestellte Kapnomor nimmt nun mit rauchender Salzsäure im Ueberschusse vermengt, keine blaue Färbung mehr an, sondern bleibt unverändert. Sein Geruch darf auch durchaus nichts Widerliches mehr verrathen, sondern muss rein und angenehm gewürzhaft sein.

Blanko, im December 1833.

Nachschrift der Redaction.

Während des Abdrucks der letzten Seiten vorstehender Abhandlung ist uns Nr. 3. von Poggendorff's Annalen d. Ph. u. Ch. 1834. Bd. XXXI zugekommen, welche S. 65—78 eine in-

interessante Abhandlung über einige Producte der Steinkohlendestillation von F. F. Runge enthält, der sechs neue Stoffe, drei Basen und drei Säuren auf einmal, welche ihm glücklich ist (ausser mehreren andern neuen Körpern, deren Beschreibung er noch zurückhält, weil ihm noch nicht gelungen, charakteristische Reagentien dafür aufzufinden) aus dem über Kupferoxyd rectificirten Steinkohlentheer theils abzuscheiden, theils zu bilden, nach ihren auffallendsten Reactionen vorläufig kurz charakterisirt und darzustellen lehrt, über das physikalische und chemische Verhalten, so wie über die verschiedenen Verbindungen dieser Stoffe aber nachträglich bald ausführlichen Bericht verspricht. Herr Dr. Reichenbach wird sich Glück wünschen zu einem so eifrigen und glücklichen Gefährten auf dem von ihm zuerst mit Erfolg betretenen mühsamen Pfade; und gewiss kann die Wissenschaft nur gewinnen, wenn Mehrere dasselbe Feld, besonders wenn es mit so unglücklichen Schwierigkeiten übersät ist, wie das oben bezeichnete, von verschiedenen Standpunkten aus, wie unter verschiedenen Gesichtspunkten, bearbeiten und in dieser Weise sich wechselseitig unterstützen und controliren. Herr Dr. Reichenbach hat wiederholt diesen Wunsch ausgesprochen und bestimmte Aufforderungen dazu ergehen lassen. Soll aber an die Stelle der alten Dunkelheit auf diesem Felde nicht eine, noch ungleich beschwerlichere und unversprieslichere, erdrückende Verwirrung treten; so ist einem jeden Bearbeiter desselben im Interesse der Wissenschaft recht angelegentlich wenigstens ein Theil zu wünschen von der fast peinlichen Gewissenhaftigkeit, von der ernsten Wahrheitsliebe, von dem edlen Klugeize, wo irgend möglich keine einzige einmal ausgesprochene Thatsache wiederrufen zu dürfen, und von der unüberwindlichen Scheu, die Wissenschaft mit halben, schiefen oder unhaltbaren Resultaten zu belästigen, welche Reichenbach beseden und als charakteristische Eigenthümlichkeit seiner Arbeiten so ehrenhaft sich bewährt haben. Die Entdeckungen Reichenbachs wären, ungeachtet seiner ausgedehnten Berufsarbeiten, längst bereits vielleicht auf die doppelte Zahl der bisherigen gestiegen, wenn er weniger streng mit sich und zu bewegen wäre, wenigstens durch vorläufige Notizen Datum davon zu nehmen, wie die Franzosen sich auszudrücken pflegen; ja schon aus brieflichen

Mittheilungen würde es den Herausgebern leicht sein, dieselben ausserhalb zu vermehren, wenn sie dazu befugt wären. Jahr und Tag pflegt Reichenbach seine neu entdeckten Stoffe in Händen zu haben, ehe er nach allseitigem Studium öffentlich davon zu sprechen wagt, und zwar geschieht diess mit der grössten Zurückhaltung, sobald sich noch irgend ein Bedenken möglicher Verunreinigung mit andern fremdartigen Körpern regt; je tiefer er in seine Materie eingedrungen ist, je genauer er die Schwierigkeiten und Verwickelungen derselben kennen gelernt hat, desto grösser ist seine Scheu vor möglichen Missgriffen durch allzu leicht fertige Untersuchungen geworden. So finden sich denn auch in seinen schon veröffentlichten Arbeiten, wie in seinen brieflichen Mittheilungen an die Herausgeber, über die von Runge als neu bezeichneten Stoffe schon eine Menge von Andeutungen, die jedoch, so weit die Sache sich jetzt überschauen lässt, immer noch einige Gefahr durchblicken lassen, jene möchten zum Theile wohl das Geschick der von Unverdorben entdeckten flüchtigen organischen Basen theilen. Darüber werden indess die fortgesetzten Untersuchungen der talentvollen Chemiker, welche mit dieser Materie sich beschäftigen, bald vollständig entscheiden. Jedenfalls sind Runge's Untersuchungen der Beachtung werth und selbst von technischem Interesse, weshalb wir nicht anstehen sie im Auszuge schon hier mitzutheilen, obwohl wir in der versprochenen Zusammenstellung von Reichenbach's Arbeiten über die Producte der trockenen Destillation wiederholt darauf zurückkommen müssen, dann jedoch vielleicht auch schon Entscheidenderes zu berichten im Stande sind.

Die drei Basen sind *Kyanol* oder Blauöl, *Pyrrrol* oder Rothöl und *Leukol* oder Weissöl von Runge getauft worden; die Säuren: *Karbol-* oder Kohlenöl-, *Rosal-* oder Rosaöl-, und *Brunol-* oder Braunöl-Säure. Charakteristische Farbenreactionen bringen einige dieser Stoffe mit *Salpetersäure*, *Chlorkalk* und *Fichtenholz* hervor. Letzteres oder vielmehr eine durch Wasser und Weingeist ausziehbare Substanz in demselben, die auch in einigen andern Holzarten und in Hollundermarke vorkommt, wird nämlich vom *Kyanol* sehr *intensiv gelb*, vom *Pyrrrol* *dunkelpurpurroth* und von der *Karbolsäure* *schön blau* gefärbt; die beiden letzteren Stoffe scheinen indess stets die Mitwirkung

von Salzsäure zu bedürfen, um jene Reactionen zu entwickeln. Das Merkwürdigste dabei ist die Dauerhaftigkeit dieser Farben, welche sämmtlich dem Chlor im höchsten Grade widerstehen, und die Empfindlichkeit dieses Reagens, indem $\frac{1}{100,000}$ Kyanol oder Pyrrol noch ganz deutlich durch ein Fichtenspäpchen erkennbar ist. Die Holzfaser nimmt nicht Theil an der Färbung; eben so wenig werden Leinwand, Baumwolle, Wolle und Seide afficirt.

Chlorkalk enthält leicht und schnell die Gegenwart des *Kyanols*, welches seinen Namen lediglich der *laurblauen* Färbung verdankt, die es der Chlorkalklösung ertheilt. Steinkohlenöl, mit einer klaren 5 p. C. haltigen Chlorkalklösung geschüttelt, wird auf der Stelle dunkelroth, während die Lösung eine *laurblaue* Farbe von der Intensität und Schönheit der *schwefel-sauren Kupferammoniakflüssigkeit* annimmt. Diese Reaction beruht angehlich auf Entstehung einer mit Basen blaue Verbindungen bildenden Säure aus dem Kyanol unter dem Einflusse des Chlors. Die Kyanolsalze lösen sich meist mit *schön reichten-blauer* Farbe in der Chlorkalklösung auf; saure Salze aber färben die Flüssigkeit, in Folge des Chlorüberschusses *orange*, und ist dieser sehr reichlich, so zerstört er endlich die Farbe ganz und gar. Salzsäure scheidet ebenfalls Kyanol aus dem Steinkohlenöl beim Schütteln; sie färbt sich dabei bräunlich und Fichtenspäpchen nehmen darin Anfangs in Folge dessen eine dunkelgelbe, bald nachher aber eine braune Färbung an, weil zugleich Kohlensäure mit aufgelöst worden.

Von *Salpetersäure* wird wässrige *Pyrrol-Lösung* augenblicklich *schön hochroth*, verdünnte farblose *Kohlensäure* aber auf der Stelle *gelb* oder *orange*, bald nachher *rothbraun* gefärbt.

Das *Leukol* liefert mit allen diesen Reagentien keine einzige farbige Reaction.

Die *Moossäure* verhält sich wie ein wirkliches Pigment; sie ist eine glasartige, harte, pulverisirbare harzige Masse von *schön orangengelber* Farbe und bildet mit Basen und geeigneten Beizen ausgezeichnet schöne Lacke und Farben, die an Schönheit denen aus Safran, Cochenille und Krapp an die Seite gestellt werden können. Sie ist offenbar ein Product und scheint durch Einwirkung von Basen beim Zutritte der Luft aus einem noch unbekanntem Stoffe im Steinkohlenöle ganz leicht sich

zu bilden, wie z. B. bei anhaltendem Sieden von Kalkmilch, womit Steinkohlensäure geschüttelt worden; die Anfangs gelbliche Flüssigkeit färbt sich nach und nach dunkelroth und in der Ruhe setzt sich rosensaure Kalk dann als hochrothes Pulver ab.

Die *Brunstonsäure* ist eine glasige, glänzende, leicht pulverisirbare Masse von Asphalt ähnlichem Ansehen, welche unter ähnlichen Umständen, wie die Rosensäure entsteht und diese zu begleiten pflegt; ihre Verbindungen sind meist braun und unauflöslich und daher leicht von den löslichen rosensauren Verbindungen zu scheiden.

Ausser diesen, zunächst auf Farboreactionen bezüglichen Eigenschaften jener neuen Körper lernen wir ferner vor der Hand noch folgende kennen.

Die *Karbolsäure* ist ein farbloser, öariger Stoff, der hinsichtlich seiner starken Lichtbrechung, seines empyreumatischen Geruches, seines brennenden, ätzenden Geschmacks und seiner eigenthümlichen Wirkung auf die Haut die grösste Aehnlichkeit mit dem Kreosot besitzt, von welchem sie sich jedoch wesentlich dadurch unterscheidet, dass sie entschieden sauer reagirt, durch basisch-essigsaures Bleioxyd gefällt, durch Ammoniak und Luftwirkung nicht verändert, hingegen durch Salpetersäure, selbst verdünnte, in einen rothbraunen Stoff umgewandelt wird und endlich den Leim fällt. Aber auch das Eiweiss fällt sie und organische Substanzen schützt sie vor Fäulniss und zerstört den dieselben begleitenden Gestank auf der Stelle, in welcher Beziehung sie sogar viel mehr leisten soll als selbst das Chlor; das räuchernde Princip kann es jedoch unmöglich sein, denn das damit behandelte Fleisch schmeckt abscheulich.

Wer, wenn er irgend Reichenbachs Arbeiten, auch nur ein Mal, flüchtig angesehen hat, wird nicht in diesem Complex von Eigenschaften, mit verschiedenen andern Stoffen complicirtes Kreosot wieder erkennen. Ueber jene Farboreactionen aber wird die bald zu erwartende ausführlichere Mittheilung von Reichenbachs Untersuchungen über das *Pittakoll* (vgl. n. Jahrb. d. Ph. u. Ch. Bd. VIII. S. 1, ff.) helles Licht verbreiten. Herr Professor Runge gehört indess wohl nicht zu denen, welche Reichenbachs Arbeiten auch nur eingerissenen studirt haben. Doch genug, wir fahren fort.

Das *Leukol* ist ebenfalls ölig, durchdringend riechend und charakterisirt sich besonders durch seine Salze, welche es mit Säuren bildet, als einen eigenthümlichen Stoff; namentlich mit Kleesäure bildet es ein schön krystallisirendes Salz. Bei der Neutralisation verliert es seinen Geruch vollständig. Der an Phosphorsäure und Blausäure erinnernde Geruch, der sich beim Mischen des Steinkohlensöls mit Kalkbrei entwickelt, verräth das Leukol. Mit der feuchten Haut in Berührung gebracht entwickelt das klee-saure Leukol einen phosphorartigen Geruch.

Das *Kyanol* ist ein flüchtiger Stoff von kaum bemerkbarem eigenthümlichen Geruch, der die Säuren neutralisirt und damit farblose Salze bildet, die zum Theile krystallisiren.

Das *Pyrrrol* soll im reinen Zustande gasförmig sein und einen angenehmen Geruch nach märklischen Rüben besitzen. Hierdurch soll man, mit diesem eigenthümlichen Geruch einigermaßen vertraut, diesen Stoff leicht im empyreumatischen Ammoniak, wovon es einen Hauptbestandtheil ausmacht, und unter den flüchtigen Gestänken bei Knochen- und Holzverkohlungen, im Tabaksöl u. s. w. unterscheiden können. Schwieriger ist es im Steinkohlensöl durch oben bezeichnete Reactionen (wegen der durch *Kyanol* und *Karbonsäure* bewirkten stärkeren Färbungen) nachzuweisen; desto leichter aber im Waschwasser des Leuchtgases. Sein chemischer Charakter ist übrigens mehr amphoter; es verbindet sich eben so ungern mit Säuren, als mit Basen, soll jedoch der Karbonsäure sehr fest anhängen. Alles dieses erschwert die Darstellung desselben im hohen Grade.

Wir wollen nun aber auch hören, was Herr Professor Runge über die

Darstellung dieser neuen Stoffe

berichtet.

Mit dem *Pyrrrol* ist der Herr Verf. in dieser Beziehung noch nicht ganz auf dem Reinen. Es lässt sich durch wiederholte Destillation unreiner Karbonsäure mit Aezatron scheiden, wobei das *Pyrrrol* mit immer geringern Antheilen von Karbonsäure übergeht, indess karbonsaures Natrium zurückbleibt. Zweckmäßiger soll es indessen sein, das *Pyrrrol* aus solchen Producten der trockenen Destillation zu scheiden, die keine Karbonsäure

enthalten, oder die Trennung unter Umständen zu bewirken, wo letztere sich nicht entwickeln kann, wie beim Sättigen des flüchtigen empyreumatischen Ammoniaks (Hirschhorngeistes) mit einer Säure. Die sich dabei entwickelnden Gase werden nämlich in Aetzlauge oder Kalkmilch geleitet; von dieser Lauge soll sich das Pyrrol dann durch blasse Destillation wieder abscheiden lassen. Durch wiederholte Destillation mit Salzsäure erhält man ein noch reineres saures salzsaures Pyrrol, aus welchem durch nochmalige Destillation mit Aetzlauge das Pyrrol zu scheiden ist. Aber leider erhält man nur sehr wenig auf diesem Wege.

Leukol und *Kyanol* werden gemeinschaftlich abgeschieden, dann in Form oxalsaurer Salze von einander getrennt. Das ganze Verfahren ist langwierig und verwickelt; die Deutung der einzelnen Prozesse sehr verschieden von dem, was Reichenbach darüber sagen würde. Steinkohlöl (12 Theile) werden mit Kalkmilch (3 Theile Kalk und 50 Theile Wasser) 6 bis 8 Stunden lang geschüttelt; die sorgfältig abfiltrirte braungelbe wässrige Lösung wird das *erste Mal* zur Hälfte abdestillirt; das Destillat, ein dickes Oel und dessen wässrige Lösung, alle drei Basen mit Karbolsäure und Ammoniak verbunden, enthaltend, wird *zweitens* mit einem Ueberschusse von Salzsäure so lange destillirt, als noch die Farbeactionen der Karbolsäure und des Pyrrols durch starke Salpetersäure im Destillate sich hervorrufen lassen; der Rückstand in der Retorte, ein Gemenge von Leukol, Kyanol und Ammoniak, an Salzsäure gebunden, wird *drittens* wieder über Aetznatronlauge im Ueberschusse destillirt, wobei Salzsäure und eine gelb färbende Substanz zurückbleiben; das mit Essigsäure übersättigte Destillat wird *viertens* so lange destillirt, als die übergehende farblose Flüssigkeit noch auf Fichtenholz reagirt, wobei ein grosser Theil des Ammoniaks, an Essigsäure gebunden, in der Retorte zurückbleibt; die essigsauren Basen im Destillate werden nunmehr durch eine *fünfte* Destillation über Kleesäure, welche so lange fortgesetzt wird, bis die übergehende Essigsäure anfängt auf Fichtenholz zu reagiren, in Kleesäure Salze verwandelt; diese werden endlich gelinde bis fast zur Trockene verdampft, zerrieben, auf dem Filter durch wiederholtes Uebergiessen mit ein wenig Weingeist von 85 p. C. zunächst von einem leicht darin lös-

lichen braunrothen Farbstoff möglichst gereinigt, dann aus der weissen Salzmasse durch fortgesetztes Aufgiessen des Weingeistes ausgezogen und so von dem grössten Theile des noch rückständigen Ammoniaks befreit, welches als saures klee-saures Salz auf dem Filter zurückbleibt, nach Verdampfung des Weingeistes und wiederholtem Auflösen und Umkrystallisation, mechanisch gesondert, die einzelnen Salze, namentlich das Kyanolsalz, nachträglich noch durch wiederholte Auflösung in Alkohol vollständig von dem braunen Farbstoffe befreit, und zuletzt durch eine *sechste* Destillation mit Aetznatronlauge in freiem und reinem Zustande, gemischt mit Wasserdämpfen, in die Vorlage übergetrieben.

Das *klee-saure Leukol* krystallisirt nämlich aus der concentrirten Lösung beider Salze in schönen Gruppen von farblosen feinen Nadeln, auf welchen späterhin an verschiedenen Stellen nesterartige Anhäufungen vom *klee-sauren Kyanol* sich bilden, welches in Form breiter, Anfangs meist noch von anhängendem Farbstoffe bräunlich gefärbter Blättchen anschliesst, und durch die oben bezeichneten Reactionen auf Chlorkalk und Fichtenholz ganz unverkennbar charakterisirt wird. Dieses eigenthümliche Bestreben des klee-sauren Kyanols zur nesterartigen Ausscheidung an bestimmten Stellen macht die mechanische Absonderung vom Leukol-salz im reinsten Zustande sehr leicht; ungeleich schwieriger und erst nach wiederholtem Auflösen und Umkrystallisiren gelingt es, das Kyanolsalz von den letzten Resten des anhängenden Leukolsalzes zu befreien. Auch ist der braune Farbstoff erst nach wiederholtem Auflösen in Alkohol und Umkrystallisiren aus demselben ganz zu entfernen, indem er sich hierbei durch eine Art Efflorescenz ausscheidet. Reines klee-saures Kyanol darf zwischen feuchten Fingern gerieben nicht phosphorartig riechen.

Die Darstellung der *Karbolsäure* wird Anfangs auf ähnliche Weise eingeleitet, die mit dem Steinkohlensäure geschüttelte Kalkmilch wird indess zunächst auf den vierten Theil eingekocht, nach dem Erkalten filtrirt und mit Salzsäure im Ueberschusse versetzt, wodurch *reine Karbolsäure* in Form eines braunen Oeles am Boden des Gefässes ausgeschieden wird. Dieses Verfahren bietet ein leichtes Mittel dar, die Karbolsäure im Steinkohlensäure nachzuweisen. Die reine Karbolsäure wird,

nach sorgfältigem Waschen, mit Wasser destillirt; die farblosen Oeltropfen, welche sich nach und nach aus dem mülchigen Destillat absondern sind *ziemlich reine* Kohlsäure. Man setzt die Destillation so lange fort, bis nur noch ein Drittel der unreinen Säure in der Retorte vorhanden, mischt das Destillat mit Wasser bis zur vollkommenen Auflösung und füllt es in diesem Zustande mit basisch essigsäurem Bixoxyd aus. Das käsigtüg, dem Chlorsilber ähnlich hierbei sich ausscheidende *basisch kohlsäure Bleioxyd* liefert durch trockene Destillation ein gelbliches Oel, welches nach wiederholter Rectification, *reine wasserfreie Kohlsäure* in Form einer farblosen, dicklichen, durch ihr starkes Lichtbrechungsvermögen ausgezeichneten Flüssigkeit darstellt. Das Wasser entwickelt sich zugleich mit, wenn das Bleisalz nicht genug ausgetrocknet war, geht bei der Rectification zuerst über und soll sich durch häufiges Wechseln der Vorlage ganz entfernen lassen. Ammoniak, Pyrrol, Kyanol und Leukol werden durch das Einkochen der ölhaltigen Kalkmilch verjagt; Kresosot und Schwefel durch das Bleisalz theils geschieden, theils gebunden; Rosol- und Brunolsäure bleiben, als nicht flüchtig, in der Retorte zurück. Die Reinheit der Säure ist durch die bezeichneten Reagentien leicht zu ermitteln.

Die *Rosolsäure* und die *Brunolsäure* werden aus dem schwarzen, pechartigen Rückstand von der Destillation der unreinen Kohlsäure mit Wasser geschieden. Nach vollständiger Verflüchtigung der rückständigen Kohlsäure durch anhaltendes Kochen mit Wasser, Auflösen des Rückstandes in ein wenig Weingeist, Vermischung mit Kalkmilch, und Trennung der *schön rosenroth* gefärbten Auflösung des *rosolsauren Kalkes* von dem braunen Niederschlage des *brunolsauren*, wird erstere so oft durch Essigsäure zersetzt und von Neuem durch Zusatz von Kalkmilch wieder hergestellt als noch brunolsaurer Kalk dabei sich ausscheidet, zuletzt endlich die ausgeschiedene Rosolsäure auf einem Filter gesammelt, ausgesüsst, getrocknet, in Alkohol gelöst und nach dessen Verdunsten in obenbezeichneter Form gewonnen. Ähnlich scheidet man die *Brunolsäure* aus dem brunolsauren Kalk durch Zersetzung mit überschüssiger Salzsäure, und reinigt sie durch öftere Wiedervereinigung mit Kalkmilch von den letzten Spuren der Rosolsäure; zuletzt wird die durch Salzsäure wiederholt abgeschiedene Brunolsäure in Aetzlauge gelöst, aus der filtrirt

Lösung nochmals mit Salzsäure niedergeschlagen und endlich durch Auflösen in Alkohol völlig gereinigt. Wird die fast zur Syropdicke verdampfte Kohlensäurehaltige Kalkmilch, mit $\frac{1}{4}$ Weingeist vermischt, einige Tage lang ruhig hingestellt, so setzt sich eine Menge, hochrother Krystalle von rosensaurem Kalk an den Gefässwänden ab, aus denen, nach sorgfältigem Abwaschen, wiederholtem Auflösen, Abdampfen, Zersetzen u. s. w. auf oben bezeichnetem Wege die Rosensäure sich sehr vortheilhaft abscheiden lässt. Die Reinigung durch wiederholtes Auflösen mit Kalkmilch muss so lange fortgesetzt werden, bis die rosensaure Kalklösung von so reiner rother Farbe erscheint, wie Alaunlösung, worin gewaschener Krapp gekocht worden.

Herr Prof. Poggendorff bestätigt in einer Anmerkung (a. a. O. S. 78.) die eigenthümlichen Reactionen des Kyanols und Pyrrols mit Chlorkalk und Fichtenholz, nach gemeinschaftlich mit Herrn Prof. H. Rose angestellten Versuchen mit den vom Herrn Verf. unter diesen Namen ihm übersandten Stoffen; und lässt hierauf einen Auszug von Dr. Reichenbach's Abhandlung über das *Pittkalk* folgen. Ganz unabweifelt werden Runge's Untersuchungen für Wissenschaft und Praxis bleibendes Interesse behalten, wenn auch gar manche Erscheinungen und Thatsachen eine andere Deutung erhalten sollten, als er denselben beimißt.

Schlüsslich bemerken wir noch, dass nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Dr. Reichenbach's, von ihm Einrichtungen getroffen sind, um die von ihm entdeckten Stoffe und namentlich das Kresoot in so grossen Quantitäten zu liefern, dass künftighin allen Aufträgen auf der Stelle entsprochen werden könne; auch kann nun der Preis des Kresoots bedeutend ermässigt werden, worüber eine öffentliche Anzeige vielleicht schon im nächsten Hefte die erforderliche nähere Auskunft ertheilen wird.

In der so eben in unsere Hände gelangten 2ten Abth. des 18ten Bandes vom *deutschen Jahrb. für die Pharmacie*, herausgegeben vom Prof. Dr. Lindes (1833) lesen wir S. 247 eine *Verkaufs-Anzeige* von *Kypian*, *Kresoot*, *Paraffin* und *Naphtholin*, welche vom Herrn Apotheken-Besitzer J. E. Simon in Berlin in grösseren Quantitäten zum Verkauf bereitet

und, zur Bequemlichkeit der Käufer, auch an zwei der angesehensten dasigen Droguerie-Handlungen — Braunmüller und Sohn, wie Lampe, Kaufmann und Comp. — abgegeben worden sind, von denen diese Artikel mithin ebenfalls bezogen werden können.

Herr Simon würde sich eben so sehr den Dank des theilhaftigen Publicums erwerben, als zugleich in seinem eigenen Interesse handeln, wenn er eine genaue Darstellung des von ihm eingeschlagenen Verfahrens und Nachweisung der erforderlichen Reinheit (worüber wenigstens bei dem zu medicinischen Zwecken zu verwendenden Krescot unser Zweifel gesetzt zu werden nicht überflüssig sein dürfte) in irgend einer passenden Zeitschrift recht bald veröffentlichen wollte.

II.

Beiträge zur Kenntniss der Fettsäubstanzen ^{*)},

von

Dr. J. R. Joss,

Supplenten der speciellen technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien.

1) Ueber die physischen Eigenschaften einiger Fettsäubstanzen und der daraus gebildeten Seifen.

Ich habe mir vorgenommen, alle Fettsäubstanzen, welche ich mir zu verschaffen im Stande bin, nach ihren physischen Eigenschaften zu untersuchen, ihre Schmelz- und Erstarrungspunkte genau auszumitteln, ihr Verhalten bei der Verseifung zu beobachten und die Unterscheidungsmerkmale der dadurch gewonnenen Seifen festzusetzen. Indem ich nun mit der Bekanntmachung der Resultate solcher dieser Untersuchungen den Anfang mache, bemerke ich ausdrücklich, dass ich nur solche Fettsäubstanzen der Untersuchung unterwarf von deren Aechtheit ich mich selbst vollkommen überzeugt hatte und ich bin bei diesem Geschäfte so gewissenhaft zu Werke gegangen,

^{*)} Nebst mehreren anderen Notizen, welche in den nächsten Heften dieses Journals mitgetheilt werden sollen — vorgetragen in der chemischen Section der zehnten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Wien im September 1832.

dass ich bloss jene animalischen Fettarten in Untersuchung nahm, bei deren Absonderung vom Thiere ich selbst gegenwärtig war.

I. Cocosbutter.

Ich verschaffte mir dieselbe durch kaltes Auspressen der Saamenkerne jener kleinen im Handel vorkommenden Cocosnüsse, deren Schalen von den Drechslern zu verschiedenen Luxusgegenständen verarbeitet werden.

Die Farbe dieser dergestalt gewonnenen Fettsubstanz ist sehr schön grünlich-weiß, die Consistenz bei $+ 7^{\circ}$ R. ziemlich fest, ganz der Cocabutter ähnlich, daher ich sie nicht mit dem Namen *Fett* belegen kann; das Gefüge derselben ist krystallinisch, und etwas davon zwischen die Finger genommen schmilzt augenblicklich. —

Ihr Geruch ist sehr ranzig, was aber von den Nüssen selbst herrührt, derselbe kann ihr jedoch durch Digeriren mit Kohle vollkommen entzogen werden. Sie beginnt schon bei $+ 17^{\circ}$ R. zu schmelzen und ist bei $+ 25^{\circ}$ R. vollkommen geschmolzen, so zwar: dass sie in einer Glasröhre schon durch das Halten in den warmen Händen ganz flüssig wird. In diesem geschmolzenen Zustande ist sie wasserklar; bei $+ 9,5^{\circ}$ R. fängt sich die geschmolzene Butter an zu trüben, und ist bei $+ 7,5^{\circ}$ R. wieder vollkommen starr.

Die daraus durch unmittelbare Zusammensetzung mit Sodimoxylauge gewonnene Seife ist blendend weiss, ganz geruchlos, und so spröde, dass sie durch den geringsten Druck in kleine Stücke zerspringt, ja selbst frisch bereitet besitzt sie schon eine sehr bedeutende Härte. Diese Butter zeigt ferner das sonderbare Verhalten, dass sie selbst mit der concentrirtesten Kalimoxylauge (Feuerlauge) durchaus keine Verbindung eingeht, und keine Seife bildet; wohl aber mit Sodimoxylauge (Sodalauge).

Wird dann dieser siedenden Masse etwas Kochsalz zugesetzt, so erscheint die gebildete sehr harte Seife (das Korn) mit einer solchen Schnelligkeit und so plötzlich auf der Oberfläche der Flüssigkeit, dass es Erstaunen erregt.

II. Cochenseiffell (Ind. Kermesfett).

Aus polnischem Kermes (Europ. Cochenseiffell) durch Aus-
 Journ. f. prakt. Chemie. 1. 1.

ziehen mit Schwefeläther erhalten, wodurch über 50 % des angewendeten Materiales gewonnen werden. Dieses Fett besitzt eine röthlichgelbe Farbe, wahrscheinlich von noch etwas beigemengtem Carminium, und einen sehr widerlichen thierischen Geruch, den es diesem Färbestoff selbst mittheilt (denn der Kermes ist nach der Behandlung mit Aether vollkommen geruchlos) auch ist diese Fettsubstanz so spröde, dass sie bei der gewöhnlichen Temperatur sehr leicht in kleine Stücke zerbrochen werden kann.

Das Fett fängt bei $+ 41,8^{\circ}$ R. an zu schmelzen; ist bei $+ 57, 2$ R. vollkommen flüssig, starrt bei $+ 41^{\circ}$ R. an den Händen, bei $+ 41,8$ R. an der ganzen Oberfläche, und ist bei $+ 39,8^{\circ}$ R. wieder vollkommen fest.

Die daraus durch doppelte Wahlverwandschaft bereitete Sodaseife ist im frischen Zustande sehr weiss und hart, wird aber mit der Zeit gelblich weiss, vollkommen geruchlos, und sehr leicht, ohne dadurch an Härte zu gewinnen; zur Zersetzung des Kaliseifenleims wird ungemein viel Kochsalz erfordert.

III. Dachsfett.

Dasselbe besitzt eine gelblich weisse Farbe, riecht vollkommen wie Gänseeschmalz, ist bei der gewöhnlichen Temperatur flüssig wie Oel mit sehr kleinen griesigen Körnchen gemischt.

Bei $+ 7^{\circ}$ R. ist es zwar noch an der Oberfläche flüssig, jedoch wird die Masse nach unten zu consistenter, salbenähnlich, und weiss von Farbe.

Es fängt bei $+ 15,5^{\circ}$ R. an zu schmelzen und wird bei $+ 31,2^{\circ}$ R. vollkommen flüssig; lässt man es nun langsam erkalten, so wird es bei $+ 17,7^{\circ}$ dickflüssiger, trübt sich bei $+ 9,5^{\circ}$ und ist bei $+ 8,3^{\circ}$ sehr dickflüssig wie Firnis. Die daraus kalt dargestellte Sodaseife ist ungemein schön, blendend weiss, und gleicht vollkommen einer gut bereiteten Medicalseife.

IV. Fasanfett.

Dieses Fett ist gelb, geruchlos und bei der gewöhnlichen Temperatur griesig; bei $+ 7^{\circ}$ R. nimmt es die Consistenz des Bindschmalzes an, und seine Farbe wird blässer. Schon bei

+ 23° R. fängt es an zu schmelzen, ist bei + 34,4 vollkommen flüssig und bekommt, wenn es in diesem Zustande langsam abgekühlt wird, bei + 19,5 eine Haut und trübt sich bei + 17° R.

Die durch unmittelbare Zusammensetzung kalt bereitete Seife wird sehr weiss, hart und vollkommen geruchlos.

V. Fuchsfett.

Das Fuchsfett besitzt die Farbe und die Consistenz des Gäneschmalzes, und der Geruch desselben ist fettartig und nicht unangenehm. Bis + 7° R. abgekühlt stockt es, bekommt die Consistenz des Schweinefettes, und wird gelblicher von Farbe. Bei + 21,0° R. fängt es an zu schmelzen, wird aber erst bei + 43,2 vollkommen flüssig. In diesem geschmolzenen Zustande der allmählichen Abkühlung unterworfen, wird es bei + 20, 2° etwas trübe und dickflüssiger, bei + 19,5 ist die Trübung schon sehr stark, bei + 17,2° wird es dickflüssig wie Honig, und oft bei + 13,9° nicht mehr agil, sondern gestockt ^o).

VI. Hasenfett.

Dieses Fett ist honig- oder dottergelb von Farbe, der Geruch ist ganz jenem des Leinölrüsses ähnlich; bei der gewöhnlichen Temperatur ist es dickflüssig, syrupähnlich und kränlich; bei + 7° R. trennt es sich in zwei ungleiche Schichten, wovon die obere, holländig $\frac{1}{6}$ des Ganzen betragend, wie dicker Honig aussieht, das übrige aber unten ganz grieslich wird. An der Luft trocknet es aus, und bekommt gerade so wie jeder andere Firnis eine harte durchsichtige und gelbe Haut.

Das Hasenfett fängt bei + 21° R. an zu schmelzen, ist bei + 38° R. ganz flüssig; bei + 18, 8 wird es dickflüssiger und bekommt bei + 17° die Honigconsistenz. Es verseift sich unendlich schwer, unter Ausscheidung eines braunen Harzes; die daraus durch doppelte Wahlverwandschaft erzeugte Soda-seife ist gelblich, locker, hart und besitzt sehr wenig Geruch.

VII. Hundefett.

Die Farbe dieses Fettes ist kränlich-weiss, der Geruch

^o) Wegen Mangel einer gehörigen Quantität dieses Fettes konnte ich bis jetzt noch keine Seife daraus darstellen; denn es ist bekannt, wie arm die eigentlichen Baubthiere gewöhnlich an Fett sind.

desselben sehr schwach fettartig, und die Consistenz bei der mittleren Temperatur wie Gänseeschmalz; bei $+ 7^{\circ}$ R. stockt es, erlangt die Consistenz des Schweinefettes und wird rein weiss; durch den Einfluss des Lichtes scheint sich dasselbe zu bleichen, und wird fast blendend weiss. Es fängt bei $+ 18^{\circ}$ R. an zu schmelzen, ist bei $+ 29,8^{\circ}$ vollkommen flüssig und wird durch gelinde Abkühlung bei $+ 8,8$ dickflüssig, bleibt jedoch bei $7,7$ noch klar wie Wasser.

Bei der Verseifung desselben trennt sich das Elain sehr gerne vom Stearin, und schwimmt auf dem gebildeten Seifenleim. Die aus dem Stearin des Hundefettes durch doppelte Wahlverwandtschaft herbereitete Sodaseife ist frisch bereitet schneeweiss und sehr hart; nimmt aber mit der Zeit eine grünlich-weiße Farbe an, und erhärtet dergestalt, dass sie sich unter dem Fingernagel gleichsam blättert, und keine Eindrücke davon annimmt. —

Die aus dem abgesonderten Elain ganz nach derselben Methode dargestellte Seife ist frisch bereitet ebenfalls sehr weiss und weich, mit der Zeit wird sie aber gelblich, fettig anzufühlen, und ziemlich hart.

VIII. Kalbsfett.

Die Farbe dieses Fettes ist sehr weiss, der Geruch etwas scharf und unangenehm, die Consistenz desselben etwas weicher wie Rindstalg und beim Anfühlen schmierig.

Bei $+ 35,9$ wird es weich, beginnt bei $+ 41,5$ zu schmelzen und ist bei $+ 46,5$ vollkommen geschmolzen; durch allmähliche Abkühlung fängt es bei $42,3$ an trübe zu werden, starrt bei $+ 32^{\circ}$ an den Rändern und ist bei $+ 18,3$ wieder vollkommen fest.

Die daraus nach der gewöhnlichen Weise bereitete Sodaseife ist von bräunlich-gelber Farbe, fast geruchlos, und ziemlich hart; durch den Einfluss des Lichtes wird sie bräuner.

IX. Kamccittalg.

Das von einem gestorbenen Thier gewonnene Talg aus dem Hocker (welcher aus einem einzigen Fettklumpen besteht) ist im natürlichen und ungeschmolzenen Zustande blendend weiss und ganz geruchlos, wird aber selbst durch das behutsamste Schmelzen schon etwas gelblich. Die Härte des gewöhn-

lichen Rindstalg besitzt es nicht, und ist zwischen den Fingern schmierig, auch schwitzt es im Sommer an der Oberfläche das Kolin in kleinen honiggelben Tröpfchen aus.

Bei $+ 18^{\circ}$ R. fängt es an zu schmelzen, ist bei $+ 44,2^{\circ}$ vollkommen flüssig, bekommt bei $+ 24,7$ eine Haut, wird bei $+ 22^{\circ}$ trübe und ist bei $17,1$ wieder vollkommen fest.

Die daraus durch Aunsalzen dargestellte Seife ist bräunlichweiss, ganz geruchlos, und wird mit der Zeit so hart, dass sie dem Eindrucke des Fingerringels nicht mehr nachgibt.

Das Kameeltalg-Kolin ist gelblich, dickflüssig wie Olivenöl und besitzt einen kräussartigen Geruch, bis $+ 7^{\circ}$ abgekühlt theilt es sich in zwei Schichten, die untere ist weiss und von der Consistenz des Gänseeschmalzes, die obere aber blassgelb wie Mandelöl und auch so flüssig. Es fängt bei $+ 16^{\circ}$ an zu schmelzen, ist bei $+ 29,8$ vollkommen flüssig und wird bei $9,2$ wieder dickflüssig, bei $8,2$ trübe und bei $7,7$ salbenartig; das Stearin hingegen ist blendend weiss, geruchlos und im Bruche erdig; es fängt bei $+ 29,3$ an zu schmelzen, ist bei $+ 48,8$ ganz flüssig, starrt bei $+ 29,3$ an der Oberfläche, und bei $+ 28^{\circ}$ an den Rändern; wird bei $+ 26,8^{\circ}$ trübe, ist bei $+ 26^{\circ}$ ganz gestockt und bei $+ 24^{\circ}$ wieder vollkommen fest.

X. Kaurfett.

Es ist blendend weiss von Farbe, besitzt eine festere Consistenz als Schweineschmalz, und besteht nach einer, von mir vorgenommenen, genauen Analyse

in 100 Theilen aus:

Kolin	0,75
Stearin	0,25
	100

Bei $25,2$ fängt es an zu schmelzen, und ist bei $+ 48,5$ vollkommen flüssig, bekommt jedoch durch allmähliche Abkühlung bei $+ 27,3^{\circ}$ eine Haut, wird bei $24,5$ trübe, und ist bei $+ 23^{\circ}$ wieder fest.

Die daraus durch doppelte Wahlverwandschaft dargestellte Sodaseife besitzt eine gelbliche Farbe, bleibt selbst nach längerer Zeit an der Oberfläche noch etwas schmierig, und so weich, dass sie sehr leicht vom Fingerringel Eindrucke annimmt.

XI. *Pferdefett.*

Die Farbe desselben ist bräunlich wie weisser Honig und die Consistenz desselben wie dicker Terpentin, der Geruch ist äusserst schwach und fettartig.

Bei $+ 7^{\circ}$ R. besitzt es die Consistenz des Schweinefettes, das Klein jedoch bleibt überall flüssig und umhüllt die festern Stearintheilchen. Bei $+ 23,6$ fängt es an zu schmelzen und ist bei $+ 38^{\circ}$ vollkommen flüssig; durch allmähliche Abkühlung belegt es sich bei $+ 17,8$ mit einer Haut, wird bei $+ 17^{\circ}$ dickflüssig, erlangt bei $+ 16,5$ die Consistenz des Honigs, trübt sich bei $+ 10^{\circ}$, wird bei $+ 9^{\circ}$ noch trüber, und bei $+ 8^{\circ}$ wie dicker Syrup.

Die daraus durch doppelte Wahlverwandschaft erzeugte Sodaseife ist braun und sehr hart, wird mit der Zeit etwas weicher, und nimmt mit dem Fingernagel leicht Eindrücke an.

XII. *Pferdemark (aus den Knochen).*

Die Farbe desselben ist ganz wie jene des gelben Waxes, der Geruch fettartig und die Consistenz schmierig und salbenförmlich. An der Luft erhärtet zwar dasselbe, und wird schmutzig, grünlichgelblich, macht aber dennoch die Finger durch das Reiben schmierig.

Eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Fettart besteht in seiner schweren Schmelzbarkeit; denn es fängt erst bei $+ 52^{\circ}$ R. an zu schmelzen und ist bei $+ 67,6$ erst dickflüssig wie Syrup. Durch allmähliche Abkühlung wird es bei $+ 60^{\circ}$ R. träge flüssig, und besitzt keine Agilität mehr; bei $45,5$ ist es aber noch weich.

Auf gewöhnliche Weise in Sodaseife umgewandelt liefert das Pferdemark ein Product, welches sehr leicht, schön weiss, geruchlos und hart ist, mit der Zeit aber wird die Seife so fest, dass sie von dem Fingernagel kaum einen Eindruck annimmt.

2) *Ueber die näheren Bestandtheile des Hirschtalgs.*

Als vor einigen Jahren, zum Behufe der Vorlesungen, eine Fettsubstanz in ihre näheren Bestandtheile, nämlich in Klein und Stearin, durch absoluten Alkohol zerlegt werden sollte, wählte ich zu dieser Absicht *unverfälschtes Hirschtalg* *), und

*) Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, dass ich das zum oben erwähnten Versuche angewendete Talg eigenhändig aus einem sehr

unterwarf es der Behandlung mit einem Alkohol, welcher nicht vollkommen absolut war, sondern nur bei $+ 14$ R. ein spec. Gewicht von 0,815 zeigte.

Jedoch gerade diesem Misgriffe in der Concentration des Alkohols verdanke ich die Gelegenheit, nachstehende Erfahrung gemacht zu haben.

Ich brachte nämlich eine Menge jenes Hirschtalgcs in einen Kolben, und liess es mit dem Alkohol aufkochen, wobei ich bemerkte, dass ein Theil des geschmolzenen Hirschtalgcs unauflöslich blieb. Ich liess nun den Alkohol erkalten, goss die Flüssigkeit, welche von dem durch die Abkühlung bernstoffgefallenen Antheil ganz dickflüssig war, ab und wiederholte nun diese Operation mehrmal nach einander.

Als nun demogenachtet ein bedeutender Antheil ungelöst blieb, so setzte ich die Behandlung mit Alkohol so lange fort, bis derselbe in siedendem Zustande gar nichts mehr auflöste. Alle auf diese Art erhaltenen geistigen Flüssigkeiten wurden nun vereinigt, bis zum 0 Punkte erkaltet, colirt, das ausgeschiedene Fett durch Pressen von aller Flüssigkeit befreit, mit kaltem absoluten Alkohol gewaschen, und in gelinder Hitze geschmolzen.

Der Deutlichkeit wegen wollen wir diese, in siedendem Alkohol von der oben erwähnten Stärke auflösbare Substanz mit (A), jene aber, welche der Alkohol selbst in der Siedhitze nicht löste, mit (B) bezeichnen.

Die genannte alkoholische Flüssigkeit wurde filtrirt, durch Destillation im Wasserbade von Alkohol befreit, und lieferte durch diese Behandlung eine gelbliche, bei der gewöhnlichen Temperatur schmierige und fettartig riechende Substanz, welche sich bei der nähern Prüfung als Elain bewährte, und mithin als bekannt keiner weiteren Erwähnung bedarf.

Da mir die Zerlegung des Hirschtalgcs durch diese Behandlung in drei verschiedene nähere Bestandtheile ganz neu war, ich auch darüber in keinem chemischen Werke eine Kr-

gisten Gelfärgshirsch auflöste. Ich führe dieses aus dem Grunde an, weil ich mich dadurch gegen das Misslingen eines wiederholten Versuches verwahren will, indem es möglich ist, dass nur unvergiblicher Talg solcher Thiere, welche in hohen Gebirgen einheimisch sind, die später zu erwähnenden Eigenschaften besitzt.

wähnung fand, so hielt ich es der Mühe werth, die beiden Substanzen A und B einer weitem Untersuchung zu unterwerfen.

Ich bestimmte zu diesem Ende ihre spez. Gewichte und ihre Schmelzpunkte, wandelte sie dann durch den Verseifungsprozess in Säuren um, und beobachtete auch die Schmelzpunkte der neu erzeugten Produkte. Zuletzt suchte ich auch ins Verhalten der beiden Fettsubstanzen und der daraus dargestellten Säuren gegen verschiedene Auflösungsmittel zu erforschen, wodurch ich nun einige nähere Daten über diese beiden Körper mitzutheilen im Stande bin. Ich muss jedoch selbst die Unvollständigkeit meiner unternommenen Versuche mit Mangel an Zeit entschuldigen, hoffe aber binnen kürzer Zeit diesem Fehler begegnen zu können.

Eigenschaften der in siedendem Alkohol von 0,815 spez. Gewicht löslichen Substanz A.

Diese Substanz besitzt im erhärteten Zustande eine weisse Farbe, ist geruchlos, spröde und im Bruche matt. Das spez. Gewicht derselben ist bei + 14° R. = 0,970. Einer allmählig gesteigerten Erwärmmg ausgesetzt, wird sie bei + 41,3 R. weich, fängt bei + 45,5 an zu schmelzen und ist bei 52,9 geschmolzen; der allmählichen Abkühlung überlassen, fängt sie an sich bei + 45,3 zu trüben, starrt bei 34,5 an den Rändern, und wird erst bei 32,8 wieder vollkommen fest.

In Alkohol von 0,880 spez. Gewicht ist sie bei dem Siedepunkte grösstentheils löslich, und die heisse Flüssigkeit ist milchig trübe; beim Erkalten fällt der grösste Theil derselben wieder heraus und bei der gewöhnlichen Temperatur bleibt bloss etwas wenig aufgelöst. In siedendem Alkohol von 0,830 löst sich diese Substanz vollkommen auf, beim Erkalten fällt bloss ein geringer Antheil heraus, die grösste Menge derselben bleibt aber aufgelöst. Eben so wird dieser Körper schon von siedendem Alkohol von 0,815 spez. Gewicht vollkommen aufgelöst, aber durchs Erkalten unverändert und gänzlich wieder daraus gefällt. Vom absoluten Alkohol wird dieser fette Körper schon bei + 40° R. gänzlich aufgelöst; durch Abkühlung fällt wohl ein Theil heraus, der grösste Theil aber wird vom Alkohol in der Auflösung zurückgehalten. Diese Substanz wird ferner von gereinigtem Terpenöl, so wie von Schwefeläther schon bei geringer Wärme vollkommen aufgelöst, und

diese beiden Auflösungen bleiben selbst bei $+ 12^{\circ}$ R. noch klar und ungetrübt.

Die daraus dargestellte Fettsäure wird bei $+ 38,5$ weich, flüßt bei $+ 42,8$ an zu schmelzen, und ist bei $+ 49^{\circ}$ vollkommen geschmolzen. Durch allmähliche Abkühlung bis zu $+ 41,5$ fängt sich die Auflösung an zu trüben, beginnt bei $35,2$ an den Rändern zu starren, und erlangt bei $+ 33,5$ ihre ursprüngliche harte Consistenz.

In Alkohol von 0,880 spez. Gewicht ist diese Säure, selbst wenn man sie damit kocht, vollkommen unlöslich; dagegen ist sie in siedendem Alkohol von 0,830 zur Hälfte löslich; die Auflösung reagirt schwach sauer, trübt sich sehr bald, und beim Abkühlen fällt fast alles wieder heraus; denn nur ein geringer Theil bleibt aufgelöst.

Vom absoluten Alkohol wird diese Fettsäure schon heiss vollkommen aufgelöst, und fällt beim Erkalten nur zum Theil wieder heraus. Terpentinöl löst schon lauwarm diese Säure mit grosser Leichtigkeit gänzlich auf, und die Auflösung bleibt selbst bei der gewöhnlichen Temperatur vollkommen klar. Schwefeläther hingegen löst erst bei der Siedhitze diese Säure gänzlich auf, und die Flüssigkeit bleibt ebenfalls bei der gewöhnlichen Temperatur ungetrübt und ohne Spur von Niederschlag.

Eigenschaften der im siedenden Alkohol von 0,815 spez. Gewicht unauflöselichen Substanz B.

Was die sinnlich wahrnehmbaren Kennzeichen dieser Fettsubstanz anbelangt, so stimmen dieselben mit jenen des fettigen Körpers A so genau überein; dass man diese beiden Substanzen dadurch fast gar nicht von einander unterscheiden kann. Das spez. Gewicht derselben ist bei $+ 14^{\circ}$ R. = 0,968, also gleichfalls ohne Verschiedenheit.

Der allmählichen Erhitzung ausgesetzt wird diese Substanz bei $+ 39,1$ weich, fängt schon bei $+ 39,4$ an zu schmelzen, und ist bei $+ 53,5$ vollkommen geschmolzen und wasserklar. Wird sie in diesem geschmolzenen Zustande allmählig abgekühlt, so beginnt sie bei $+ 37,3$ an den Rändern zu starren, und erlangt erst bei $+ 19^{\circ}$ R. ihre ursprüngliche feste Consistenz.

In Alkohol von 0,880 spez. Gewicht ist sie vollkommen

unauf löslich, selbst wenn man sie damit kocht, sie schmilzt bloß in Tropfen zusammen; in siedendem Alkohol von 0,830 ist sie zum Theil auflöslich, fällt aber beim Erkalten fast gänzlich wieder heraus, und bei $+ 18^{\circ}$ R. bleibt nur ein geringer Antheil gelöst; denn die filtrirte Flüssigkeit wird durch Wasserzusatz bloß etwas weisslich trübe; somit ist es wahrscheinlich, dass diese Substanz bei $+ 10^{\circ}$ oder 12° R. in Alkohol von 0,830 vollkommen unauf löslich ist. In absolutem Alkohol löst sich dieser Körper in der Siedhitze zwar zum Theil auf, er wird jedoch durch Abkühlung grösstentheils niedergeschlagen, und der Alkohol hält nur einen geringen Antheil zurück, welcher aber durch Vermischen der filtrirten Auflösung mit Wasser gänzlich abgeschieden werden kann.

Das Terpentinalöl löst schon bei geringer Erwärmung diesen Bestandtheil des Hirschtalges vollkommen auf, und bei der gewöhnlichen Temperatur wird nichts daraus gefällt. Eben so ist auch diese Substanz in kochendem Schwefeläther vollkommen, und bei der gewöhnlichen Temperatur bleibend löslich.

Die durch die Verseifung daraus gewonnene Fettsäure wird einer allmählig gesteigerten Erwärmung ausgesetzt schon bei $27,2$ weich, fängt bei $27,8$ an zu schmelzen, und ist bei $+ 52^{\circ}$ vollkommen geschmolzen; wird sie in diesem Zustande nach und nach erkaltet, so fängt sie bei $+ 40,4$ an sich zu trüben, starrt bald darauf, nämlich bei $+ 40^{\circ}$ an den Rändern, und erlangt bei 22° ihren ursprünglichen Aggregationszustand. In Alkohol von 0,880 spez. Gewicht löst sich diese Säure bei gelinder Erwärmung schon vollkommen auf, die Flüssigkeit bleibt jedoch milchig trübe, und diese Trübung verschwindet selbst durch Kochen des Alkohols nicht; beim Erkalten wird ein grosser Theil derselben aus der Auflösung gefällt, etwas bleibt aber dennoch aufgelöst; denn die filtrirte Flüssigkeit wird durch Wasserzusatz milchig. Alkohol von 0,830 spez. Gewicht löst schon bei gelinder Erwärmung diese Fettsäure gänzlich auf, beim Erkalten fällt sie wohl zum Theil in Flecken wieder heraus, ein grosser Theil davon bleibt aber aufgelöst.

Eben so löst auch absoluter Alkohol diese Fettsäure bei gelinder Erwärmung vollkommen auf, und die alkoholische Flüssigkeit bleibt selbst bei der gewöhnlichen Temperatur fast

wasserklar, und es sondern sich bloß wenige Kügelchen der Säure aus. Lauwarmes Terpentinöl löst diese Säure mit Leichtigkeit und bleibend auf, so dass die Flüssigkeit selbst bei der gewöhnlichen Temperatur vollkommen klar erscheint.

Diese saure Substanz wird endlich von siedendem Schwefeläther ohne Rückstand aufgenommen, bei $+22^{\circ}$ R. bildet sich zwar ein geringer weisser Niederschlag, die Flüssigkeit bleibt aber demungeachtet bei der gewöhnlichen Temperatur vollkommen klar.

Da nun vermöge dieser wenigen Versuche die aus der Substanz A gewonnene Fettsäure in allen ihren Verhältnissen so ziemlich mit der Margarinsäure übereinstimmt, so bin ich geneigt die Fettsubstanz A selbst für das *isolirt dargestellte Margarin*, dessen Dasein bis jetzt noch nicht bekannt war, anzusehen, und würde, wenn meine Versuche eine weitere Bestätigung erhalten sollten, vorschlagen, diesen durch Alkohol von 0,815 trennbaren Antheil des Hirschtalg unter obiger Benennung in die Reihe der indifferenten azotfreien organischen Körper aufzunehmen.

Sollten sich meine Angaben auch durch die fernern Versuche anderer Chemiker bestätigen, so unterliegt es keinem Zweifel, dass dieses sogenannte *Margarin* auch aus allen jenen Fettsubstanzen darzustellen sein wird, welche durch den Verseifungsprozess margarinsäure Verbindungen liefern. Hierher gehören bekanntlich alle jene festen, unter dem Namen der Talgarten begriffenen Fettsubstanzen, und ich habe, um diese Vermuthung zu bestätigen, bereits gewöhnliches Rindsanschitt einer ähnlichen Zerlegung unterworfen, von deren Vollendung ich schon jetzt einen glücklichen Erfolg erwarten kann, und deren Resultate binnen kurzer Zeit zur öffentlichen Kenntniss gelangen sollen.

3) Ueber die Darstellung der flüchtigen Fettsäuren.

Die Methode, welche Chevreul zur Gewinnung dieser Säuren im Allgemeinen angiebt, besteht in Folgendem:

Man versetzt die Auflösung solcher Seifen, welche nebst den feuerbeständigen auch flüchtige Säuren enthalten, in einer zu verschließenden Flasche so lange mit Phosphor- oder Weinsäure, bis alle feuerbeständigen fetten Säuren ausgeschieden

sind, welche man in einem Filter aufsamlet, und vollkommen mit Wasser auswäscht. Die dabei abfallenden Ausflusswasser werden nun mit der ersten Lauge vereinigt, neuerlings in eine Flasche gebracht, und abermals mit einer hinlänglichen Menge Phosphor- oder Wein-Säure versetzt, bis die Basis, sei nun diese Kalium- oder Natrium-Oxyd, in ein weinsaures oder phosphorsaures Salz umgewandelt ist, und somit die flüchtigen Fettsäuren in Freiheit gesetzt worden sind.

Die Flüssigkeit wird nun von dem etwa entstandenen Niederschlage getrennt, und aus einer Retorte vorsichtig destillirt, wobei die flüchtigen Fettsäuren mit dem Wasser in die Vorlage übergehen und, wie bekannt, einer weiteren Behandlung zu unterwerfen sind.

Wer es versucht hat, nach dieser Vorschrift zu arbeiten, wird die Erfahrung gemacht haben, dass auf diesem Wege ein grosser Verlust des beabsichtigten Productes unvermeidlich ist; denn da im Voraus nie ausgemittelt werden kann, wie viel eine gegebene Menge der zu zerlegenden Seife an flüchtigen Säuren enthält, so bleibt auch die Quantität der zu verwendenden Phosphor- oder Wein-Säure zur Ausscheidung der feuerbeständigen Fettsäuren unbestimmbar, und man ist somit gezwungen, die erstgenannten Säuren im Uebermaasse hinzuzufügen, wobei aber durch das Erwärmen oder Umschütteln (welches zum Gelingen der Operation unerlässlich ist) ein grosser Theil des zu gewinnenden Productes sich verflüchtigt.

Ich habe, um den Verlust dieser, ohnehin nur in unbedeutender Menge vorkommenden, flüchtigen Säuren so gering wie möglich zu machen, sehr viele Verfahrensarten versucht, unter denen mir die folgende am besten der Absicht entsprach, daher ich es der Mühe werth halte, sie um so mehr zur öffentlichen Kenntniss zu bringen, als ich von der Brauchbarkeit derselben seit mehreren Jahren die vollkommenste Ueberzeugung erlangte.

Ich verbinde eine geräumige tubulirte Retorte mit einem Woulfe'schen Apparate, dessen Flaschen durch gleichschenkelige Röhren mit einander in Verbindung und in Kühlgefässen stehen, welche während der Operation ohne Unterlass mit Eis angefüllt werden.

Von der zu zerlegenden, und genau abgewogenen, Seife löse

Ich nun eine bestimmte kleine Menge in warmen Wasser auf, und setze der Auflösung so lange von einer, ebenfalls genau abgewogenen Menge feingepulverten Weinsäure hinzu, bis die Flüssigkeit deutlich sauer zu reagiren beginnt. Nun wird die übrig gebliebene Quantität Weinsäure zurückgewogen, die verbrauchte Menge derselben bestimmt, und durch Rechnung ausgemittelt, wie viel man für die ganze Quantität der zu zerlegenden Seife an Weinsäure bedarf.

Jetzt löse ich die zu zersetzende Seife in heissem Wasser auf, schütte die Flüssigkeit in die Retorte, füge die angemessene Menge Weinsäure hinzu, verschliese die Retortentubulatur luftdicht; und destillire nun aus einem Sandbade so lange, als noch flüchtige Säuren übergehen, welche dann nach geschehener Rectification der weiteren Bearbeitung unterworfen werden.

Nach dem Erkalten des Apparates findet man in der Retorte die feuerbeständigen Fettsäuren auf der Salzlauge schwimmend, letztere entfärbe ich dann durch Kohle, und benütze sie zur Gewinnung der darin enthaltenen Weinsäure.

Dass man übrigens, wenn man die Zersetzung durch Weinsäure bewerkstelligt, Sodaseife anwenden muss, ist um so notwendiger; weil sich bei der Anwendung von Kaliseife das neugebildete saure weinsäure Kaliumoxyd während der Destillation zum Theil ausscheidet, und ein unregelmässiges Auf-tossen der Flüssigkeit verursacht, wodurch die übergehenden flüchtigen Säuren mit überspritzten Saltheilchen verunreinigt werden.

Es bedarf wohl keiner weitem Erinnerung, dass man statt Weinsäure auch flüssige Phosphorsäure zur Zersetzung anwenden kann; ich gab jedoch der erstern aus dem Grunde den Vorzug: weil sie im trockenen Zustande zugesetzt werden kann, und somit die Retorte nicht übermässig mit Flüssigkeit gefüllt wird, was um so unerlässlicher ist, da bekanntlich bei dieser Operation das Überspritzen der Masse so viel als möglich vermieden werden muss.

Wie nothwendig übrigens die Anwendung einer solchen Verfahrungsart zur Darstellung dieser flüchtigen Säuren wird, glaube ich schon durch den Umstand erweisen zu können, dass ich aus 60 Loth Hammeltalgseife nicht mehr als 19 Grau

Weinsäurehydrats und aus 41 Loth Buttersäure nur 26 Gran flüchtige Buttersäure gewann *).

III.

Untersuchungen über die Farbenveränderungen der Blüthen,

von

G. SCHÜBLER und C. LACHENMEYER *²).

Die Untersuchungen über die Farbenverhältnisse der Blüthen, welche in einigen frühern hier (in den Jahren 1825 und 1831) erschienenen Dissertationen näher niedergelegt sind, bieten ein so weites noch wenig bearbeitetes Feld der Pflanzenphysiologie dar, dass es nicht unzweckmässig erscheinen dürfte, von Zeit zu Zeit fortgesetzte Untersuchungen über diese Verhältnisse mitzutheilen, wie sich Gelegenheit und neuer Stoff zu weitem Versuchen hierzu darbietet. Wir wählen diesmal einige nähere Untersuchungen über die Farbenveränderungen der Blüthen der *Hortensia speciosa*, an welche wir allgemeinere Resultate über die Farbenverhältnisse der Blüthen überhaupt und entsprechende Farbenveränderungen bei andern Pflanzentheilen anreihen.

Es ist eine bekannte Erscheinung, dass die Blüthe der *Hortensia speciosa* Pers. ihre Farbe von Roth in Blau verändert,

* Ich habe im heurigen Jahre den Versuch gemacht die Destillation des Rückstandes, nach der Gewinnung der ersten Portion flüchtiger Säure mehrmals zu wiederholen, und fand, dass durch jede Fortsetzung der Destillation immer neuerdings flüchtige Säure in die Vorlage übergeht, jedoch zuletzt, wie es sich von selbst versteht, mit Elmsäure verunreinigt.

** Aus einer akademischen Gelegenheitschrift obigen Titels, die nicht in den Buchhandel kam, und von welcher nur wenige Exemplare abgedruckt wurden. Tübingen 1833.

wenn sie in gewisse Erden gepflanzt wird; so wenig die Sache selbst zweifelhaft ist, so sind jedoch die Ansichten über die näheren Ursachen dieser Farbenveränderung noch getheilt. Das neueste Heft der Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus in den königl. Preussischen Staaten (pag. 236. des 8ten Bandes, Jahrg. 1832.) enthält in dieser Beziehung eine Reihe von Versuchen mit künstlichen Erdmengen von Hrn. Kress in Perleberg, welche sämmtlich zu negativen Resultaten führten und leicht zu dem Schluss verleiten könnten, dass der Stoff selbst noch nicht gefunden sei, durch welchen diese Erscheinung veranlasst werde. Wir hatten Gelegenheit mit einigen Erden, welche diese Eigenschaft hatten, im botanischen Garten zu Tübingen nähere Versuche anzustellen, welche wir hier in Verbindung mit Erfahrungen aus andern Gegenden mittheilen.

1) Die erste Erde, mit welcher hier vor einigen Jahren Versuche angestellt wurden, erhielt der botanische Garten von einem Handelsgärtner aus Frankfurt a. M. Die Erde hatte im ausgezeichneten Grade diese Eigenschaft, und mehrere Gartenbesitzer heilten sich derselben mit gleich gutem Erfolg. Sie zeichnet sich durch eine schwarze Farbe aus, welche auf Kohle als wirksamen Bestandtheil schliessen liess. Die chemische Analyse zeigte auch wirklich, dass sie sich besonders durch ihren grössern Kohlengehalt vor gewöhnlicher Gartenerde auszeichnete. Die Erde war locker und sandig anzufühlen; bei der chemischen Analyse zeigten sich 100 Theile der in einer Temperatur von 80° R. ausgetrockneten Erde bestehend aus

63,5	—	Thellen Quarzsand
13,75	—	graum Thon, durch Eisenoxydul etwas gefärbt
2,03	—	durch Kali löslicher Humus-Säuren
0,75	—	durch Wasser löslicher Humus-Säuren
8,75	—	feinem Kohlenpulver
1,9	—	kohlensaurem Kalk
8,7	—	enger gebundenem Wasser (Verlust)
100,00		

Die wasserhaltende Kraft der Erde war = 51,4 p. C. oder 100 Theile dieser Erde absorbirten durch Benetzen im trockenen Zustand $51\frac{4}{10}$ Theile Wasser. Um über die etwaige Anwesenheit von Eisen oder Eisen-Salzen sicher zu sein,

wurde die Erde noch einer besondern Prüfung auf diese Stoffe unterworfen. Es liess sich jedoch weder in dem Thon selbst, noch in der gesammten Erde mehr Eisenoxyl auffinden, als dieses in jeder gewöhnlichen Acker- oder Gartenerde der Fall ist. Nach der vorstehenden Analyse ist daher diese Erde ein lehmiger kalkhaltiger Sandboden, der sich durch grossen Kohlengehalt vor gewöhnlicher sandiger Gartenerde auszeichnete.

2) Eine ähnliche Erde erhielten wir vor 2 Jahren von Stuttgart zugesandt, welche sich gleichfalls durch diese Eigenschaft auszeichnete. Sie hatte, wie die erste, ein schwarzes Aussehen, jedoch ein bedeutend weniger sandiges Anfühlen. Bei der chemischen Analyse zeigte sie sich bestehend in 100 Theilen aus

30,66	Thellen feinem Quarzsand
40,82	— feinem Thon, durch etwas Eisenoxyl grau gefärbt,
0,73	— kohlensaurem Kalk,
3,00	— Humus-Säure, durch Kali löslich,
0,04	— durch Wasser löslicher Humus-Säure,
13,41	— feinem Kohlenpulver,
6,13	— enger gebundnem Wasser mit Verlust.
100,00	

Die wasserhaltende Kraft dieser Erde war = 94 p. C.

Auch diese Erde enthält nicht mehr Eisenoxyl als sich in jeder gewöhnlichen Acker- oder Gartenerde findet. Schwefelsäure, womit die Erde mehrere Tage in höherer Temperatur behandelt wurde, löste aus dieser Erde nur 0,59 p. C. Eisenoxyl auf. Diese Erde ist daher ein humushaltiger kalkhaltiger Leimboden, der sich noch durch grösseren Kohlengehalt als die erste Erde auszeichnet, im Gehalt an Sand jedoch sehr der vorigen Erde nachsteht.

3) Eine dritte Erde, die sich durch diese Eigenschaft auszeichnet, verdanken wir der Mittheilung von Hrn. Med. Dr. Schütz in Calw; sie wurde von den Kohlenmeilern der Umgebungen von Calw auf dem Schwarzwald gesammelt; die in sie gepflanzten Hortensien hatten die Eigenschaft zwar oft, jedoch nicht immer, blaue Blüthen zu entwickeln, statt blau färbten sich einzelne Blüthen blos violett oder waren nur unbedeutend ins Blaue spielend; 100 Theile dieser Erde zeigten sich bestehend aus

47,5	Thellen Quarzsand,
40,4	— durch etwas Eisenoxyl gefärbtem Thon,
1,0	— kohlensaurem Kalk,

1,9	—	durch Kalk löslicher Humus-Säure
0,3	—	durch Wasser löslicher Humus-Säure,
3,6	—	feinem Kohlenpulver,
3,3	—	enger gebundenem Wasser.
<hr/>		
100,0		

Ihre wasserhaltende Kraft war ≈ 59 p. C.

Auch diese Erde enthält nicht mehr Eisenoxyd, als jede gewöhnliche Ackererde, ihr Kohlengehalt war geringer als bei den zwei vorhergehenden Erden, wahrscheinlich besitzt sie aus diesem Grunde auch weniger sicher die Eigenschaft die Hortensien blau zu färben, als die beiden vorhergehenden Erden.

Es dürfte wohl keinem Zweifel unterworfen sein, dass in diesen drei Erden Kohle als der wirksame Bestandtheil anzusehen ist, wamit auch in andern Gegenden angestellte Erfahrungen übereinstimmen, so bemerkt Rautenbach in Soest wiederholt schöne blaue Hortensien erhalten zu haben, welche er in Kohlenmeilererde gepflanzt hatte ^{*)}; nach einigen Erfahrungen soll alle Kohlenmeilererde von Nadelholzern, deren obere Schicht schon einige Jahre ohne neues Brennen an der Luft lag, sicherer diese Eigenschaft besitzen.

Wir bemühten uns bis jetzt vergebens eisen- oder aluminhaltige Erde aus unsern Gegenden zu erhalten, welche den in sie gepflanzten Hortensien die gleiche Eigenschaft, sich blau zu färben, ertheilte; eben so wenig gelang es uns, im botanischen Garten zu Tübingen durch künstliche Beimengung von Eisen, Eisenoxyd und Alun in verschiedenen Verhältnissen Kolen diese Eigenschaft zu ertheilen. Auch in andern Gegenden malslangen mehrere Versuche mit Eisen; namentlich war dieses bei Versuchen der Fall, welche auf der Zechliner Glasbütte mit künstlich zusammengesetzten eisenhaltigen Erden angestellt wurden ^{**)}. Uebereinstimmend ist damit eine von dem vielverdienten Link, orientl. Professor der Botanik in Berlin, angeführte Beobachtung, der zu Folge auf der Isola-bella in Ober-Italien alle Hortensien blau blühen, obgleich Eisen in der Erde dieser Insel fehlt ^{***)}, wenigstens nicht in

^{*)} Verhandlungen des Berliner Garten-Vereins. Tom. 7. pag. 12. und Tom. 8. pag. 64.

^{**)} Verh. d. Berl. Gart. Vereins. Tom. 3. p. 81.

^{***)} Verh. d. Berl. Gart. Vereins. Tom. 3. p. 419.
Journ. l. prakt. Chemie. 1. 1.

größerer Menge darin enthalten sein dürfte, als dieses in jeder gewöhnlichen Gartenerde der Fall ist.

Nach den sogleich anzuführenden Erfahrungen ist es demnach nicht zu bezweifeln, dass unter gewissen, noch nicht hinreichend ausgemittelten, Verhältnissen, auch Eisenoxyde und Alun den Erden diese Eigenschaft ertheilen. Es gehören dahin folgende:

4) Hr. Hofgärtner Fintelmann auf der Pfaueninsel bei Potsdam erhielt aus seinen Umgebungen eine Erde, welche sich durch diese Eigenschaft auszeichnete *), bei der Untersuchung zeigte sie sich in 100 Theilen zusammengesetzt aus

81,9	Thellen Kieselerde,
7,7	— Humus mit Feuchtigkeit,
4,0	— feinem Kohlenpulver,
4,2	— Eisenoxyd,
1,2	— phosphoreurem Kalk,
0,4	— Verlust.
100,0	

An Kohle enthält diese Erde daher weniger als die drei vorhergehenden, ob diese gleich noch grösser war, als bei gewöhnlicher Garten- oder Ackererde, dagegen zeichnete sich diese Erde besonders durch grossen Gehalt an Eisenoxyd vor gewöhnlicher Erde aus. — Hr. Fintelmann bemerkt zugleich, dass es ihm auch selbst schon gelungen sei, durch Zusatz von Eisenoxyden gewöhnlicher Gartenerde diese Eigenschaft zu ertheilen, dass jedoch die in solchen künstlich zusammengesetzten Erden gezogenen Pflanzen gewöhnlich nicht das gesunde kräftige Aussehen erhalten, wie jene, welche in natürlichen Erden gepflanzt werden.

5) Hr. Bantenhach in Soest fand, dass eine Hortensia mit schöner blauer Farbe blühte, deren Erde aus $\frac{2}{3}$ Heideerde und $\frac{1}{3}$ feinem englischem Roth (Eisenoxyd durch Ausgühen von Eisenvitriol erhalten) zusammengesetzt war **), deren Oberfläche zugleich Lageradick mit demselben Eisenoxyd überstreut wurde.

6) Derselbe machte die Beobachtung, dass blau blühende Hortensien, welche in alte Kohlenaschenerde gepflanzt und einmal mit Eisenvitriol-Wasser begossen worden, dadurch ein

*) Verhändl. d. Berl. G. V. Tom. 3, p. 60.

***) Verhändl. d. Berl. G. V. Tom. 8, p. 64.

dunkleres Grün ihrer Blätter und ein dunkleres Blau ihrer Blüten erzielten. Das nämliche bewirkten auch eiserne Nägel, welche in einem andern Topf mit alter Kohlenmeilererde tief eingesteckt wurden.

In mehreren pflanzenphysiologischen Schriften findet man angeführt, dass Eisenoxyd und Eisen-Salze diese Eigenschaft besitzen; schon früher scheinen daher in verschiedenen Gegenden ähnliche Beobachtungen gemacht worden zu sein. —

7) Ueber die Wirkung von Alaun finden sich in derselben Gesellschafts-Schrift nähere Beobachtungen *) einiger Mitglieder des Garten-Vereins von Perleberg: eine Hortensia, welche in einem etwas schweren, aber guten Thonboden im freien Lande stand, entwickelte auf Begießung mit einer Alaunauflösung blaue Blüten; die Menge des Alauns betrug höchstens $\frac{1}{2}$ Loth, in ein Glas Wasser aufgelöst, womit die Pflanze begossen wurde. Denselben guten Erfolg hatte bei einer Stein in einem Topf stehenden Hortensie Berieselung von pulverisirtem Alaun. Der Blumentopf wurde $\frac{1}{2}$ voll Erde gefüllt, über diese so viel gröblich gestossener Alaun gestreut, dass die Erde nicht ganz damit bedeckt wurde und hierauf wieder 1 Zoll hoch Erde gebracht und die Pflanze in diese aluminhaltige Erde gesetzt; eine Ste Hortensia wurde mit einer Auflösung begossen, welche in einem halben Quart ($28\frac{1}{2}$ Loth) Wasser selbst 6 Loth Alaun enthielt. Die Pflanze entwickelte gleichfalls einige blaue Blüten, erkrankte aber durch diese starke Alaunauflösung. Bei einigen andern Versuchen gelang es jedoch nicht durch Alaun-Berieselung die rothe Farbe der Hortensien in Blau umzuändern **) .

Fassen wir diese sämtlichen Versuche zusammen und berücksichtigen wir die Art, wie diese Stoffe (Kohle, Eisenoxydul, schwefelhaftes Eisenoxydul, Alaun) auf die Hortensien

*) Verh. des Berl. G. V. Tom. 7. pag. 103.

**) Auch in Kastner's Archiv der Naturkunde (Tom. XII. p. 392.) finden sich Beobachtungen, nach welchen Kreise, welche mit aluminhaltigem Wasser begossen oder mit englisch Roth oder oberhaltigen Eisen versetzt werden, die Eigenschaft erzielten, blühende Hortensien zu entwickeln.

überhaupt einwirken können, so ist es höchst unwahrscheinlich, dass Kohle und Eisenoxyde, welche sich nach dem Vorstehenden besonders wirksam zeigen, als solche in die Wurzel der Pflanzen übergeben, und in den Blütenblättern absetzen sollten; die blaue Farbe dieser Blüten ist sehr vergänglich, sie ist durch Einwirkung von freien Säuren nicht weniger leicht in das gewöhnliche Roth der Blüten dieser Pflanzen umzuändern, als dieses bei andern blauen Blüten-Farbstoffen der Fall ist; der durch Alkohol ausgezogene blaue Farbstoff solcher Blüten geht durch die Einwirkung jeder schwachen Säure in das gewöhnliche Roth dieser Blüten über, während sich umgekehrt der aus rothblühenden Hortensien ausgezogene rothe Farbstoff durch Zusatz von verdünnten Alkalien in dieselbe blaue Farbe umändern lässt, wie wir sie durch diese Erdgemenge hervorgebracht fanden. Es wird dadurch höchst wahrscheinlich, dass die Wirkungen dieser Erdgemenge auf demselben allgemeinen Grund beruhen, dass durch sie das ganze Erdreich in einen mehr desoxydirten Zustand versetzt wird, als dieses bei gewöhnlicher Gartenerde der Fall ist, wozu sich die oben angeführten Stoffe sämmtlich gut eignen, indem sie theils unmittelbar eine grosse Neigung besitzen, sich mit Sauerstoff und Säuren zu verbinden, welches vorzüglich bei der Kohle, Eisen und unvollkommenen Eisenoxyden der Fall ist, theils in ihrem versetzten Zustand, der durch die übrige Beimengung des Bodens eingeleitet werden kann, diese Eigenschaft erhalten können, wie dieses bei Alaun- und Eisenvitriolanfösungen in Berührung mit den übrigen an organischen Beimengungen reichen Bestandtheilen des Bodens leicht geschehen kann, da diese gewöhnlich zugleich kohlensauren Kalk und alkalische Stoffe überhaupt beigemengt enthalten.

Beruhet diese Erscheinung auf einer Desoxydation, so erklärt sich zugleich, warum es oft nicht gelingt, durch künstliche Erdgemenge dieselbe Wirkung zu erhalten, wenn diesen auch in obigen Verhältnissen die einzelnen Stoffe zugesetzt werden. Um diese Wirkung sicher zu erhalten, müssten wir Kohle, Eisenoxyde und die übrigen Bestandtheile des Bodens immer in demselben Oxydationsgrade, in demselben Verhältniss-

sen mit wenig Sauerstoff gesättigt, zu solchen Erdmengen anwenden können, welches genau wohl nicht auszuführen möglich ist, indem die Oxydationsverhältnisse der Kohle und Eisenoxyde und dieser mit Kohle und organischen Stoffen gemischten Erde sehr viele feine Verschiedenheiten besitzen, welche schon während des Trocknens der Erden mannigfaltige Abänderungen erleiden.

Diese Farbenveränderungen der Hortensien stehen im Pflanzenreich nicht so isolirt, als es für den ersten Blick scheinen könnte. Sie schlossen sich vielmehr schön an verschiedene Farbenveränderungen an, welche sich bei den Blüthen mehrerer anderer Pflanzen auf eine entsprechende Art in den verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung nachweisen lassen. Viele Asperifolien, viele Arten der Gattungen *Palmaria*, *Borago*, *Myosotis*, *Echium* und andere zeigen sich beim Oeffnen ihrer Blüthen roth gefärbt und gehen in wenigen Tagen durch Violett bis in Blau über. Sie scheinen in diesem Fall mit fortschreitender Entwicklung in einen mehr desoxydirten Zustand überzugehen. Die Blüthen vieler Arten und Gattungen *Oenothera* und *Gaura*, die Blüthen mancher *Caprifolien*, die Scheibblüthen mancher *Aster*-Arten gehen mit gelber Farbe auf und ändern sich in wenigen Tagen vom Gelben durchs Orange bis ins Gelblich-roth oder Rothbranne; auch dieser Uebergang von Gelb in Orange und Roth entspricht den Farbenveränderungen, welche Farbstoffe der gelb blühenden Pflanzen durch Alkalien erleiden, sie entsprechen daher gleichfalls einer mit fortschreitender Entwicklung zunehmenden De-oxydation.

Die Farbe der Blätter vieler Bäume im Herbst aus den Gattungen *Pyrus*, *Rhus*, *Vitis*, *Cistus*, *Cornus* u. a. verändern sich auf ähnliche Art; sie gehen von ihrem grünen Zustand gegen den Herbst ins Gelbe und von diesem oft durch Orange bis Roth über; noch in höherem Grade zeigen diese Farbveränderungen viele Beeren, Früchte und Obstarten. Sie gehen beim weitem Ausreifen vom Grünen durchs Gelbe bis ins Rothe über, manche setzen die Veränderung noch weiter fort von Roth durch Violett bis ins Blaue. Gewöhnlich enthalten diese Früchte in ihrem grünen unreifen Zustand viele freie Pflanzen-

Säuren, deren Menge sich vermindert, wobei sie in einen mehr milden, oft selbst süßem Zustand übergehen, während sie nach und nach letztere Farben annehmen; man bemerkt dieses bei mehreren Rubus-Arten, Pflaumen, Kirschen, Weintrauben.

Die Ordnung, nach welcher diese Farbenveränderungen erfolgen, ergibt sich näher aus beiliegender Zeichnung (Tab. I. Die im innern Zirkel nach der Ordnung der Farben des Regenbogens eingetragenen 6 Hauptfarben entsprechen der Ordnung der Farben, in welcher sich die feinen Farbstoffe der Blüten vieler blau, violett und roth blühender Pflanzen selbst der nünftlichen Blüthe durch Zusatz von mehr oder weniger Alkalien und Säuren verändern; zwischen diese 6 Hauptfarben lassen sich bei den feineren Farbstoffen der Blüten von *Cheiranthus incanus*, *anemone*, *Hemerocallis erectula* und verschiedenen anderen, noch viele feine Farbensaucen in einem zusammenhängenden Farbensirkel hervorheben, wenn die Versuche mit gehöriger Genauigkeit angestellt werden; wir begnügen uns hier mit Bezeichnung der 6 Hauptfarben, indem gewöhnlich nur diese bei Angaben über Farben der Blüten unterschieden werden; die den 6 Hauptfarben beige-setzten Zahlen entsprechen der relativen Häufigkeit, in welcher einzelne Farben in den Blüten der Pflanzen vorkommen, wenn die Summe der sämtlich beobachteten Blüten auf 1000 reducirt wird *).

*) Es liegen diesen Zahlen die Farbenverhältnisse der Blüten der Flora Deutschlands zum Grunde, wofür euer nächstens hier erscheinende Dissertation die nähern Resultate mittheilen wird; die Flora Deutschlands besitzt im Mittel unter 1000 Phanerogamen mit deutlich ausgebildeten Blüten 344 weiss, 299 gelb, 5 orange, 177 roth, 59 violett, 90 blau, 10 grün, 4,8 braun, 1,4 schwarz, 1,8 grau blühende Arten. Werden die weissblühenden von den übrigen abgezogen, und die 3 so selten vorkommenden Farben grau, braun und schwarz hier nicht in weitere Berechnung gebracht, so bleiben im Mittel unter 1000 mit gefärbten Blüten 456 gelb, 8 orange, 270 roth, 61 violett, 136 blau und 25 grün, wie sie die Zeichnung beige-setzt enthält; es scheint uns angemessen, die weissen Blüten hier zuerst abzuziehen, indem alle Blütenfarben in Weiss übergehen können, und wie uns schon früher nähere Untersuchungen zeigten, sich auch in den weissen Blüten gewöhnlich durch chemische Reagentien noch ein Farbstoff nachzuweisen lässt (siehe p. 18. der Dissertation von Fränk über die Farben der Blüten), daher sich die weissen Blüten als sehr erdruote Arten der übrigen Farben ansehen lassen, die Blütenblätter sind alle im unvoll-

Die drei Hauptfarben, gelb, roth und blau sind am häufigsten in den Blüten vorkommend; unter ihnen ist gelb die häufigste, blau die spätere. Die Zwischenfarben grün, orange und violett sind weit seltener, unter letztera ist violett noch am häufigsten. Auch in den Farbveränderungen der Blüten und Früchte zeigen sich diese drei Hauptfarben am häufigsten; die Zwischenfarben sind oft weniger deutlich bemerkbar; oft treten bei diesen Veränderungen nur einzelne der Farben deutlicher hervor, zuweilen werden einzelne der darzwischen liegenden Farben übersprungen, wobei jedoch gleichfalls eine gewisse Ordnung nicht zu verkennen ist. Die Blätter vieler Bäume im Herbst ändern sich so vom Grünen durchs Gelbe und Orange bis Roth; manche sich blau färbende Früchte gehen vom Grünen mit Uebergängen des Gelben sogleich ins Rothe, und von diesem durchs Violette ins Blau über. Das Gleiche ist der Fall bei manchen weniger feinen, aus abgestorbenen Vegetabilien hergestellten Reagentien; die gewöhnliche Lakmuslactur lässt sich durch Zusatz von Säuren und Alkalien nur von Roth durch Violett bis Blau ändern, während dagegen die feinen frisch ausgezogenen Farbstoffe vieler violett- und blaublühenden Pflanzen (*Cheiranthus incanus*, *Hemerocallis caerulea*, mancher blauen Violett und anderer) sich von Roth durch Violett, Blau bis ins Grüne und Gelbe in den feinsten Farbübergängen, unändern lassen. Bei ausgebildeten Blüten, Stengelblättern und Früchten scheinen diese Farbveränderungen immer nach derselben Ordnung zu erfolgen, sie entsprechen den Veränderungen, welche Alkalien in den Farbstoffen der Blüten hervorrufen; sie deuten sämmtlich auf eine mit fortschreitender Entwicklung zunehmende Desoxydation dieser

kommen entwickelten Zustand weisen eher sie aufbrechen, und bilden nach Güsserl's neuen Versuchen auch wirklich weiss, wenn ihre Entwicklung durch stark auf ihren Vegetationsprozess einwirkende Stoffe namentlich durch ätherische Oel gestört wird. Die von Agardh aufgestellte Ansicht *), die weissen Blüten als desoxydirte und die gefärbten Blüten überhaupt als höher oxydirte im Gegensatz der weiss gefärbt blühenden anzusehen, hat daher wenig Wahrscheinlichkeit für sich; wir werden vielmehr in den gefärbten Blüten selbst die Gegenstoffe suchen müssen.

*) Allgemeine Biologie der Pflanzen von Agardh aus dem Schwedischen übersetzt von Crepita. Grünsfeld bei Koch. 1802. p. 269.

Pflanzentheile; die in den 6 äussern concentrischen Ringen eingetragenen Erscheinungen sind nähere Belege für das oben Erwähnte.

Hegetschweiler beobachtete, dass manche Pflanzen mit schwefelgelben Blüthen leicht ins Goldgelbe und Orange übergehen, wenn sie höherer Temperatur und intenserem Licht ausgesetzt werden, während umgekehrt blaue Blüthen auf einem nassen Standort und in Schatten oft rüthliche Blüthen entwickeln *); beides stimmt mit dem hier erwähnten schön überein.

Merkwürdig ist es, dass sich dagegen bei der ersten Entwicklung der Blätter mancher Pflanzen oft eine entgegengesetzte Reihenfolge der Farben zeigt. Die ersten sich entwickelnden Blättchen mancher Eichen, Pappeln, mancher Varietäten der rothen Gartennelke sind Anfangs roth oder rüthlich, und gehen nach und nach durchs Gelbrothe und Gelbliche ins Grüne über; sie zeigen daher in ihrer Entwicklung eine Reihenfolge der Farben, wie sie die durch Alkalien gerötheten gelben Blüthen von Roth bis Gelb erliden. Bei der Entfaltung dieser Blätter ist daher die Reihenfolge ihrer Farben gerade entgegengesetzt der Reihenfolge, welche ablebende Pflanzentheile zeigen. Die erstere Reihenfolge entspricht einer Zunahme des Sauerstoffs, einer Oxydation; die letztere einer Verminderung desselben, einer Desoxydation. Viele Pflanzenblätter enthalten auch wirklich während ihres vollkommen ausgebildeten grünen Zustandes vorzüglich viele freie Pflanzensäure. Schon Newton und Biot machten darauf aufmerksam, dass die Vegetation bei den Farbenveränderungen, die sie hervorbringt, derjenigen Reihenfolge der Farben folge, welche in den sogenannten Newton'schen Ringen statt habe, und Biot glaubte namentlich, durch viele Beobachtungen gefunden zu haben, dass, so lange Blätter und Blüthen in der Entwicklung begriffen sind, sie in der Reihenfolge der Farben aufwärts steigen (von roth bis grün), dagegen in ihrer absteigenden Lebensperiode auch in der Reihe der Farben in entgegengesetzter Ordnung abwärts gehen **). Es schien uns der Natur dieser Erscheinungen angemessener und in pflanzenphysiologischen Beziehungen wich-

*) Hegetschweiler Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizer-Pflanzen. Zürich 1831. p. 203.

***) Biot's Lehrbuch der Experimentalphysik (die 2te Auflage der

tiger zu sein, hier diese Farbenveränderungen auf solche zurückzuführen, welche Oxydations- und Desoxydationserscheinungen entsprechen und sich selbst künstlich in ähnlicher Ordnung hervorrufen lassen.

Es könnte einen Widerspruch in sich zu enthalten scheinen, dass in dem Farbenspectrum der Blüten beide Farbreihen (die gelb-rote und blau-rote) in Roth zusammenstossen und Roth selbst auf eine entgegengesetzte Art, in den gelben Blüten-Farbstoffen durch Alkalien, durch Desoxydation in den blauen durch Säure, durch Oxydation entstehen sollte; einige einfache Versuche können jedoch leicht die Richtigkeit des oben Erwähnten zeigen. Untersucht man das auf diese entgegengesetzte Art entstehende Roth etwas näher, so zeigt sich zwischen beiden eine wesentliche Verschiedenheit; das aus den gelben Blüten durch Alkalien entstehende Roth ist gewöhnlich mehr ein gelbliches oder schmutzig bräunlich Roth, es steht an Reinheit und Lebhaftigkeit dem Roth sehr nach, welches blau und violett blühende Pflanzen durch Säuren aus sich hervorrufen lassen. Auch zeigen die roth blühenden Pflanzen in dieser Beziehung grosse Verschiedenheiten; die Farbstoffe der violett und roth blühenden Varietäten von Pflanzen der blau-rothen Farbreihe (der gewöhnlichen Levkojen) lassen sich durch Alkalien und Säuren die Farbenabänderung von Roth durch Violett, Blau bis ins Grüngelbe weit reiner und vollständiger aus sich hervorrufen, als dieses bei rothen Farbstoffen von Varietäten der gelb-rothen Farbreihe (der gewöhnlichen Dahlia pinnata) gelingt, während umgekehrt die durch Alkalien gerötheten gelben Farbstoffe der Blüten durch Säuren wieder in Gelb zurückkehren. — Die rothblühenden Pflanzen lassen sich daher auch wirklich in 2 Hälften theilen, in solche, welche eine grössere Neigung besitzen, in die gelbe Farbe überzugehen, und in solche, welche geneigter sind blaue und violette Blüten zu entwickeln. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Anordnung der grösseren Gattungen der Pflanzen nach ihren Hauptfarben, welche die Annalen der Gewächskunde aus den früher hier erschienenen Dissertationen von Köhler und deutschen Bearbeitung von Fechner p. 74. des 5ten Bandes Leipzig 1829.)

Müller mittheilten *), wo sich bereits gegen 20 vorherrschend rothblühende Gattungen in die jener Abhandlung beiliegenden Farbekreise eingetragen finden, die nach diesem Grundschema in 2 Hälften getheilt sind, an welche sich ohne Zweifel noch viele weitere Gattungen anreihen werden, über deren Farbenverhältnisse wir bis jetzt noch keine näheren Untersuchungen besitzen. — Nicht nur roth, sondern jede Farbe löst sich auf ähnliche Art in zwei Hälften theilen, je nachdem sie sich mehr auf diese oder jene Seite hinneigt, wie ein Blick auf jene Farbekreise zeigt; es scheint sich dieses an die neuern Untersuchungen Dutrochet's anzureihen, nach welchen sich die Farbstoffe der beiden Seiten der Stengelblätter der Pflanzen polarisch entgegengesetzt verhalten, die obere dem Licht mehr ausgesetzte Seite als die desoxydirte, die untere als die oxydirte, obgleich die Versuche selbst, durch welche Dutrochet, durch Anwendung eines galvanischen Stroms, zu diesem Resultate gelangte, auch eine andere Erklärung zulassen **).

IV.

Ueber das Alkaloid aus *Solanum tuberosum*.

von
Dr. PA. JULIUS OTTO.

Die natürliche Familie der Solanaceen enthält im Allgemeinen verdächtige Pflanzen, da grösster Theil derselben als höchst arkatisch oder scharf längst bekannt (wie die Pflanzen der Gattungen *Datura*, *Atropa*, *Hyoscyamus*) und nur als Ausnahme kann es gelten, dass einige Pflanzen dieser Familie essbare Früchte und Knollen liefern (wie *Solanum lycopersicum* und

*) Annalen der Gewächskunde von Dr. Eckwold. 6ter Band pag. 306—374. Regensburg 1820—1821.

**) Nouveau Bulletin des sciences par la société philomatique de Paris. 1832. pag. 20 u. 23.

tuberosum, Physalis Alkekengi u. s. w., Nachdem Bertürner zuerst, und nach ihm viele Andere, das wirkende Princip mehrerer Pflanzen oder Pflanzentheile in einem basischen Stoffe (Alkaloid) entdeckt hatten, konnte es nicht fehlen, dass man auch die *Solanen* in dieser Beziehung einer Prüfung unterwarf. Ich kann die Menge von Versuchen nicht wohl aufzählen, welche angestellt worden sind, um namentlich in den Pflanzen aus den Gattungen *Atropa, Datura, Hyoscyamus*, das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Alkaloids darzuthun. Wenn nun nach rückwärtlich dieser drei Gattungen die Resultate Anfangs bis auf die neueste Zeit, wo nach vielen verfehlten Versuchen endlich von mehreren Seiten das vorgesteckte Ziel erreicht worden ^{*)}, negativ ausfielen, so gelang es doch Desfosses in einigen der milder verächtlichen *Solanen* in *Solanum Dulcamara* und *Solanum nigrum*, ein die Wirkungen dieser Pflanzen wenigstens zum Theil bedingendes Alkaloid aufzufinden. Nach Desfosses fanden es Payen und Chevalier in den Beeren, Stängeln, und Blättern von *Solanum tuberosum*, und Baup führte an, es in den *Kartoffeln*, jedoch mehr in den Keimen als Knollen, gefunden zu haben. Pelletier konnte es in europäischen *Solanum*-Arten nicht finden, dagegen aber wohl in *Solanum mammosum* ^{**)}. Aus den *Kartoffeln* glaubte auch J. Spatzier ein Alkaloid erhalten zu haben, dadurch dass er den vom Stärkemehl getrennten Saft derselben mit Ammoniak fällte ^{***)}. Döhreiner ^{****)} und nach demselben mehrere andere Chemiker ^{†)} zeigten

*) Eine übersichtliche Zusammenstellung aller neuen Entdeckungen auf diesem Felde im Laufe des vorigen Jahres werden wir in einem der nächsten Hefen vorlegen.

D. Red.

**) Ausführlichere Nachweisungen über diese Arbeiten s. in Omella's Handb. d. theoretl. Chem. N. A. Bd. II. S. 967. Auch Peschier (vergl. Trommsdorff's u. Journ. XIV. 2. 269) und neuerdings O. Henry (vgl. u. Jahrb. d. Ch. u. Ph. VIII. 79) haben das Solanin aus dem Bittersüß nach etwas abgeänderten Methoden dargestellt.

D. Red.

***) Vgl. N. Jahrb. d. Ch. u. Ph. I. 311 ff. Spatzier erhielt aus 100 Pf. Kartoffeln in dieser Weise 3 bis 4 Unzen eines verpetalischen Solanins!

D. Red.

****) Ebend. II. 29.

D. Red.

†) z. B. Wittg. Ebend. -S. 295.

D. Red.

aber, dass dieser Niederschlag, den Spatzier als das Alkaloid betrachtete, vorzüglich aus phosphorsauren erdigen Salzen, namentlich aus phosphorsaurer Ammoniak-Talkerde, bestand, wie es die grosse Menge der in den Kartoffeln vorkommenden Phosphorsäure, Kalk- und Talkerde auch schon vermuthen liess *). Spatzier wollte durch den Gebrauch seines angeblichen Alkaloids bei dem Rindvieh bedeutende Krankheiten erzeugt haben ja ein gewisser Dr. Malik, welcher in Verbindung mit Spatzier Versuche mit dem Alkaloid anstellte, ging so weit zu behaupten die Rinderpest, diese bei uns sich nicht erzeugende, sondern nur durch Ansteckung fortpflanzende Krankheit, durch dies Alkaloid und durch die Fütterung mit rohen Kartoffeln hervorgerufen zu haben **).

Die allgemeine Anwendung der Kartoffeln als schätzbares Nahrungsmittel für Menschen und Thiere, als häufig benutztes Material zur Branntweinbereitung u. s. w. erklären leicht das grosse Aufsehen, welches Anfangs diese, ganz schlagend erscheinenden Versuche erregten. Nur durch die vielen von anderen Chemikern angestellten und ein negatives Resultat gebenden Versuche konnte dies Aufsehen geschwächt werden. So war es sehr problematisch, selbst unwahrscheinlich geworden, dass unser *Solanum tuberosum* ein Alkaloid enthalte. Baup's Angaben so wie die im Folgenden anzuführenden Krankheitsfälle brachten mich auf diesen Gegenstand und zogen meine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Keime der Kartoffeln.

Man hat nämlich hier im Herzogthum Braunschweig erst seit ungefähr fünf Jahren allgemeiner angefangen Branntwein aus Kartoffeln zu brennen, und natürlich auch den so erhaltenen Spüblicht (Schlempe) zur Fütterung und zum Mästen des Rindviehes benutzt. Von dieser Zeit an haben einige der bedeutendsten Brenner an dem Mastvieh eine Krankheit bemerkt, welche ihnen früher gänzlich fremd war. Im Monat Juni (denn man fährt selbst im Sommer fort Branntwein aus Kartoffeln zu brennen) bekommen diese Thiere mehr oder minder angeschwollene Füsse, bei deren Berühren sie Schmerzen äussern, das Haar sträubt sich; bei einigen zeigen sich die Beine bis

*) Der Niederschlag kann allerdings etwas, jedoch nur eine sehr geringe Quantität des Alkaloids enthalten.

**) Vgl. N. Jahrb. Bd. I. S. 312. Ann. D. Bod.

an den Leib stark gerüthet und heiss, bei andern ausserdem noch Bläschen auf der Haut, welche eine gelbliche ätzende Flüssigkeit enthalten, nach und nach aufbrechen und eine Borke bilden, wodurch die Beine das Ansehen bekommen, als wären sie mit einer hellbraunen Masse überzogen. Die Gliedmassen sind schwer beweglich und die Thiere können sich nur mit Mühe niederlegen und aufstehen, in der Gegend der Klauen, am Saume, sind Geschwüre vorhanden, die sich oft vergrössern, dass man befürchten muss, die Klauen würden sich los-trennen. Die Thiere haben heftige Schmerzen, lassen vom Futter ab, zeigen heftiges Fieber, Anfangs entzündlicher Natur, später auf den höchsten Grad von Schwäche deutend. Wenn auch Anfangs der Mist noch regelmässig abging, so stellt sich doch nach einigen Tagen ein stinkender schmerzhafter Durchfall ein und die Thiere werden so schwach, dass sie beständig mit ausgestreckten Gliedmassen liegen, und dass alle Bemühung sie aufzuheben vergeblich ist. Die Schleimhäute des Mauls und der Nase bekommen eine sehr blasse Farbe, aus dem Munde fliesst ein zäher Speichel und die Blindhaut der Augen sondert eine Menge Schleim ab, der bald übelriechend wird. Durch das beständige Liegen bilden sich hirsweilen brandige Flecken an dem Rücken und an den obern Partien der Schenkel aus. Dies sind die Symptome der Krankheit, welche, wenn nicht Arznoemittel angewendet werden, mit dem Tode der Thiere enden kann. Die Section zweier, um die Haut zu retten, geschlachteter Thiere zeigte Regiesung einer wässrigen gelben Flüssigkeit zwischen Haut und Muskel, gänzlichen Fettmangel, blasse Farbe der Muskeln. Das Cadaver verwest sehr schnell. —

Herr Thierarzt Quiddo, von welchem diese Krankheitsgeschichte gegeben ist, behandelt die erkrankten Thiere wie folgt: Die Fütterung wird sogleich verändert, anstatt der Schlempe wird Heu oder Grünfütter gegeben. Ausserdem erhalten die Thiere entzündungswidrige, und darmentleerende Mittel; die geschwollenen Glieder werden mit schleimigen Mitteln lauwarm gewaschen und die Geschwüre mit balsamischen Mitteln geheilt. Diese Behandlung erwies sich von zwölf Stück der erkrankten Thiere an zehn Stück als zweckmässig, die übrigen zwei, bei welchen die Krankheit schon vor der Behandlung einen bedeutend hohen Grad erreicht hatte, konnten nicht gerettet

werden. Jetzt, nachdem man mit der Krankheit nicht vertraut ist, wendet man auch noch Aderlässe von 4—6 Pfund an und braucht diese neben andern entzündungswidrigen Mitteln sogar als Präservativ. Die krank gewordenen und die durch Präservative gesund erhaltenen Thiere gewöhnen sich nach und nach so an die Kartoffelschlempe, dass sie ohne Nachtheil fortwährend damit gefüttert werden. Zu bemerken ist noch, dass die Milchkuhe bei weitem weniger als die Ochsen von dieser Krankheit afficirt werden, oder wenn sie erkrankt sind, doch die Krankheit bei ihnen in minderm Grade sich zeigt; die Gliedmassen sind weniger geschwollen und geröthet, die Mastzeit und Fresslust ist nicht so gestört, und die Milch ändert sich in Qualität und Quantität nicht verändert. Am Ende der Kühe zeigt sich ein geringer Anschlag. Schon oben führte ich an, dass diese Krankheit des Viehes sich gewöhnlich im Juni einstelle; vom September aber ab, als von welcher Zeit man neu geerntete Kartoffeln zum Brauntweinsbrönnen benutzt, hört man durchaus nichts mehr von derselben. Es war daher sehr natürlich, dass man gleich Anfangs die schädlichen Wirkungen der im Juni und den folgenden Sommermonaten gefütterten Kartoffelbrauntweinschlempe aus einer Veränderung ableitete, welche die Kartoffeln beim Keimungsprocess erlitten hätten.

Diese Thatsachen waren es, wie oben erwähnt, welche mich veranlassen, zuerst die Kartoffel-Keime in Rücksicht auf ein, vielleicht heftig wirkendes Alkaloid einer chemischen Prüfung zu unterwerfen. Mit Quantitäten von fünfzig bis achtzig Pfund arbeitend, gelang es mir auch, ein Alkaloid wirklich abzuscheiden. Indem ich dessen Eigenschaften näher prüfte, fand ich, dass dieselben im Wesentlichen mit denen übereinstimmen, welche Deussens von seinem in *Solanum Dulcamara* n. s. w. gefundenen und *Solanin* benannten Alkaloid angegeben hat. Es ist daher wohl nicht zu zweifeln, dass beide Stoffe identisch sind, und dass das Solanin die ganze Gattung *Solanum* charakterisirt; hierdurch wird wieder die chemisch-ähnliche Zusammensetzung der Pflanzen einer und derselben natürlichen Gattung dargethan, und zugleich auch wahrscheinlich gemacht, dass man später in zweifelhaften Fällen sich der Chemie als Führerin bedienen werde, um einer Pflanze

Ihren natürlichen Standpunkt anzuweisen, wie sie es schon längst in der Mineralogie hat thun müssen.

Das aus den Keimen erhaltene *Solanin*, dessen chemische Eigenschaften ich weiter unten anführen werde, nachdem ich von seiner Bereitungsart gesprochen, stellt ein weisses, aus höchst feinen spiessigen Krystallen bestehendes Pulver dar. Es löst im Wasser fast ganz unlöslich, bildet aber mit den Säuren meist leicht auflösbare Verbindungen, welche sich, besonders die mit Schwefelsäure, durch einen im hohen Grade kratzenden Geschmack, auszeichnen, der sich vorzüglich nach einigen Minuten im Schmaale zeigt und sehr lange anhält. Das *Solanin* für sich, im reinen Zustande, schmeckt wegen seiner Schwerlöslichkeit nur schwach kratzend, die Kartoffelkeime aber welche das *Solanin* an eine, vielleicht eigenthümliche, Säure gebunden enthalten, schmecken ganz den künstlich dargestellten auflösblichen *Solaninsalzen* ähnlich.

Nachdem jetzt die Existenz eines Alkaloids in den Keimen erwiesen war, wurde es erforderlich zu versuchen: ob sich dasselbe feindlich gegen den thierischen Organismus äussere, und zwar in dem Masse, dass die schädlichen Wirkungen, welche man von der aus gekauten Kartoffeln gewonnenen *Braunwurzschleimpe* auf das Rindvieh bemerkt hatte, ihm zugeschrieben werden könnten.

Es wurde zu diesem Zwecke einem kleinen Kaninchen ein Gran *Solanin* gegeben, welches durch einen Tropfen sehr verdünnter Schwefelsäure in Wasser auflöslich gemacht war. Nach 6 Stunden erfolgte der Tod.

Ein anderes grösseres Kaninchen erhielt 4 Gran schwefelantes *Solanin* und auch dieses starb nach ungefähr 8 Stunden.

Ausgezeichnet war die lähmende Wirkung des *Solanins* auf die Extremitäten, namentlich auf die hintern; es theilt diese Eigenschaft mit dem Morphin. Etwa eine Stunde nachher, als die grössere Thierchen die genannte Gabe des Alkaloids erhalten hatte, war dasselbe unfähig die Hinterfüsse nachzuzeigen, später gab sich dies Symptom wieder etwas. Bei dem kleineren Kaninchen waren die Hinterfüsse ganz steif und die Zehen ausgespreizt. Ausserdem zeigten die Thiere grosse Niedergeschlagenheit, Austreibung zum Erbrechen und durch klägliche Töne zu erkennen gegebenen Schmerz. Das größ-

nete Cadaver liess keine örtlichen Entzündungen wahrnehmen. Das Solanin scheint mehr auf das Gehirn und namentlich auf das Rückenmark zu wirken, die Venen strotzten von Blut, die Verdauung war ganz unterbrochen, denn das genommene Futter fand sich unverändert im Magen.

Aus diesen Versuchen geht hervor, dass das Solanin zu den ziemlich heftig wirkenden narkotischen Stoffen gehört, und es ist wohl nicht eben gewagt zu behaupten, dass die nachtheiligen Wirkungen der aus gekeimten Kartoffeln erhaltenen Schlempe wenigstens zum Theil durch das in den Keimen vorhandene Solanin bedingt werden können. Es war jetzt natürlich erforderlich zu untersuchen, ob in den Kartoffeln selbst das Solanin schon gebildet vorhanden sei, oder ob sich dasselbe bei dem Keimen erst bilde. Ich habe deshalb die Kartoffeln untersucht und allerdings gefunden, dass dieselben Solanin enthalten, aber in so geringer Menge, dass ich es kaum abzuschlehen vermochte, sondern mich vorzüglich mit einigen charakteristischen Reactionen begnügen musste. Es war nun noch zu erforschen, ob das Alkaloid in der ganzen Knolle verbreitet sei, oder ob dasselbe etwa vorzüglich in den Organen der Schale seinen Sitz aufgeschlagen hätte. Zu diesem Behufe wurde eine nicht unbedeutende Quantität Kartoffeln durch Abschaben von der Schale befreit und diese Schalen einer chemischen Untersuchung unterworfen, es ergab sich aber ein Resultat, welches ich in der That nicht erwartet hatte, ich konnte nämlich auch keine Spur der Alkaloids in den Schalen finden. Dies war mir sehr auffallend, weil Mehrere den Sitz der schädlichen Wirkungen der rohen Kartoffeln in der Schale gemuthmasset hatten. Als ich aber überdachte, dass bei dem Keimen der Kartoffeln die Schale ganz unverändert bleibt und nur zusammenschrumpft, selbst wenn der grösste Theil des mehligten Kernes durchs Keimen verzehrt ist, fand ich die Sache ganz in seiner Ordnung.

In dem Kartoffelkraute gelang es mir ebenfalls das Solanin nachzuweisen, und ferner auch aus der Schlempe, welche von gekeimten Kartoffeln erhalten war, dasselbe sogar abzuschleiden, wodurch wenigstens bewiesen ist, dass das Solanin durch den Gährungsprocess nicht zerstört wird, und dass es nicht,

wie einige Laien fälschlicher Weise glauben, bei der Destillation mit übergehe, und sich im Braantweine finde.

Abscheidungsarten des Solanins.

Desirosses, welcher, wie im Eingange erwähnt ist, das Solanin zuerst in den Beeren von *Solanum nigrum* aufand, schied dasselbe auf folgende Weise ab. Die Beeren wurden ausgepresst, der Saft filtrirt und mit Aetzammoniak versetzt, der erhaltene Niederschlag, welcher neben phosphorsauren erdigen Salzen das Alkaloid enthält, wird zu möglichst vollkommener Entfernung des Extractiv- und Farbestoffs mit kaltem Wasser ausgewaschen, getrocknet und mit Weingeist gekocht. Der kochend heisse Weingeist liess abfiltrirt beim Erkalten schon Solanin fallen; ein anderer Theil wurde noch durch Abdampfen desselben erhalten. Da die unreifen Beeren Wachs enthalten, welches sich nur schwierig vom Solanin trennen lässt, so ist es vortheilhaft reife Beeren anzuwenden.

Peschier^{*)} hat denselben Weg eingeschlagen, nur anstatt den vom Ammoniak erzeugten Niederschlag nach dem Auswaschen mit Weingeist zu kochen, löst er denselben erst in destillirtem Essig auf, und filtrirt von einer sich ausscheidenden grünen Materie ab, dampft dann ein, füllt jetzt wieder mit Ammoniak und entzieht diesem getrockneten Niederschlage das Alkaloid durch kochenden Alkohol.

Payen und Chevallier, welche das Solanin aus den Beeren von *Solanum verbascifolium* abgeschieden haben, schlugen dazu folgenden Weg ein. Sie kochten die trockenen zerstoßenen Beeren mit Weingeist aus, dampften den erhaltenen Auszug ab, und behandelten das zurückbleibende harzige Extract mit Wasser, welches das Harz aufgelöst liess. Die erhaltene wässrige Flüssigkeit wurde mit Thonerde digerirt, wobei sich Ammoniak entwickelte. Der durch Filtriren von der Flüssigkeit getrennte, ausgewaschene und getrocknete Niederschlag, wurde mit Weingeist in der Siedhitze behandelt. Sie erhielten so eine gelbliche Tinctur, welche beim Abdampfen ein gelbliches Pulver und eine krystallinische körnige Materie hinterliess, die durch Waschen mit Wasser, Auflösung in Weingeist, Behan-

^{*)} Vergl. oben S. 50. Anm.

Ann. C. prakt. Chemie. I. 1.

dein der Auflösung mit Thierkohle, Filtriren und Krystallisiren gereinigt wurde.

Als ich zuerst nur kleine Quantitäten getrockneter Keime in Arbeit nahm, bediente ich mich dieser letzteren von Chevallier und Payen angegebenen Methode; das geistige Extract der Keime hatte einen unansprechlich widrigen Geruch und höchst kratzenden Geschmack, bei dem Behandeln desselben mit Wasser, dem ich eine geringe Menge Schwefelsäure zugesetzt hatte, blieb ebenfalls eine bedeutende Quantität einer harzigen Substanz ungelöst. Der mit dem Bittererde-Niederschlag gekochte Weingeist gab mir nach dem Anfiltriren schon beim Erkalten krystallinisches weisses Solanin.

Später nun aber, als ich grössere, zu Versuchen hinreichende Quantitäten des Alkaloides darstellte, und frische Keime bearbeitete, habe ich folgenden Weg eingeschlagen:

Die frischen Keime wurden so fein als nur möglich zerstampft, denn che das organische Gebilde derselben nicht zerstört ist, können Auflösungsmittel nur wenig einwirken. Die erhaltene breiartige Masse wurde in einem kupfernen Kessel mit Wasser, welches durch Schwefelsäure schwach angesäuert war, einige Stunden in einer dem Kochpunkte nahen Temperatur erhalten und endlich eine Viertelstunde gekocht. Aus der fast erkalteten Masse wurde durch Auspressen die Flüssigkeit gewonnen, diese zum Klären 12 Stunden der Ruhe überlassen, dann decantirt und der dicke Schlamm auf einen wollenen Spitzbeutel gegeben.

Die so erhaltene klare dunkelbraune Flüssigkeit wurde nun zur Entfernung des Extractivstoffs, und der in grosser Menge vorkommenden Phosphorsäure so wie der zugesetzten Schwefelsäure mit einer Auflösung von Bleizucker versetzt, so lange noch ein Niederschlag entstand. Durch einen wollenen Spitzbeutel wurde auch dieser von der Flüssigkeit getrennt und mit Wasser gut ausgewaschen. Die so behandelte Flüssigkeit war jetzt nur weingelb gefärbt, sie wurde zur Ausfüllung des überschüssig zugesetzten Bleioxyds mit der erforderlichen Menge Schwefelsäure versetzt, und konnte nach 12 Stunden von dem niedergefallenen schwefelsauren Bleioxyde sehr leicht und vollständig decantirt werden. Dies Anfüllen des Bleioxyds kann auch unterlassen werden, wenn man nicht gar zu viel Bleizucker

in Ueberschuss angewandt hat. Die so vom Bleie befreite, das Solanin an Essigsäure oder an Schwefelsäure gebunden enthaltende gelbliche Flüssigkeit wurde nun in einem Kessel erhitzt, mit Kalkmilch bis zur alkalischen Reaction versetzt und 12 Stunden der Ruhe überlassen. Nach Verlauf dieser Zeit wurde der entstandene gelblichweisse Niederschlag auf einem Filter gesammelt, mit kaltem Wasser ausgewaschen und getrocknet; dann zerrieben mit dem zehnfachen Gewichte höchst rectificirten Weingeistes in der Siedhitze behandelt und der so erhaltene Auszug kochend filtrirt. Die durchgehende Flüssigkeit erstarrte sofort zu einer Masse, welche aus höchst feinen Spiessen bestand; ja schon auf dem Filter schied sich eine bedeutende Menge des Solanins aus, so dass bei dem Filtriren der wiederholten Auskochenagen die Vorrichtung getroffen werden musste den Trichter mit dem Filtrum, mittelst eines durchbohrten Korkes, in einem grösseren Trichter zu befestigen, und den Raum zwischen beiden mit kochendem Wasser anzufüllen. Hierdurch wurde der alkoholische Auszug auf dem Filter immer in einer dem Siedpunkte nahen Temperatur erhalten. Um Verdunstung des Alkohols zu vermeiden, wurde der innere Trichter mit einer Glasplatte bedeckt.

Die erste Auskochenung des Niederschlags lieferte ein zwar weisses Solanin, welches aber durch etwas harz- oder wachsartigen Stoff verunreinigt war, daher auf dem Filter zu einer hornartigen Masse eintrocknete. Die späteren Auszüge des Kalkniederschlags lieferten vollkommen reines Alkaloid. Es könnte hiernach vorthellhaft sein, den durch Kalk erhaltenen Niederschlag, vor der Behandlung mit kochendem Alkohol, mit kaltem Alkohol und mit Aether auszuziehen, da in beiden das Solanin höchst wenig auflöslich ist.

Im Allgemeinen auf dieselbe Art und Weise wurde das Alkaloid in den Kartoffeln und in dem Kartoffelknute nachgewiesen. Die Kartoffeln wurden auf einem Reibeisen zerrieben, der Brei mit schwefelreichhaltigem Wasser einige Stunden digerirt, ausgepresst, die Flüssigkeit zur Abscheidung des Eiweissstoffes zum Sieden erhitzt, von diesem durch Filtriren getrennt, und da sie nur wenig gefärbt erschien, sofort mit Kalkmilch gefällt. Der erhaltene Niederschlag wurde nach dem Auswaschen und Trocknen wie oben mit kochendem Alkohol

behandelt, und so eine Auflösung erhalten, welche beim Erkalten zwar kein Solanin auskrystallisiren liess, die aber beim Verdampfen dasselbe in weissen Flocken ausschied. Diese Flocken lösten sich auf Zusatz von einem Tropfen Schwefelsäure sofort auf und liessen eine harz- oder wachsartige Substanz zurück. Die Auflösung in Schwefelsäure zeigte nun die weiter unten anzuführenden charakteristischen Reactionen.

Ganz so wie die Kartoffeln verhielt sich das Kartoffelkraut, bei dessen Untersuchung ganz der Weg eingeschlagen wurde, welcher zur Darstellung des Alkaloïds aus den Keimen gedient hatte, nur war die Arbeit viel mühsamer und widerlicher wegen der grossen Menge des alle Flüssigkeiten färbenden Extractivstoffes.

Auch aus der Schlempe wurde das Solanin auf die angeführte Weise erhalten; da diese an sich schon sehr sauer war, so konnte der Zusatz von Schwefelsäure entbehrt werden.

Eigenschaften des Solanins.

Das von Desfosses abgesehene Solanin erschien als ein weisses Pulver, das von Payen und Chevallier erhaltenes stellte fast farblose, durchsichtige, feine platte rechtwinklige Säulen dar^{*)}. Das von mir dargestellte Solanin glich dem schwefelsauren Chinin im Aeussern, nur waren die Nadeln bei weitem feiner und kürzer.

Im *Platinlöffel erhitzt* schmilzt es zu gelblicher Flüssigkeit, welche beim Erkalten erstarrt; stärker erhitzt bräunt es sich, gibt brennbares Gas aus, und wird verkohlt. Die Kohle lässt sich ziemlich leicht und vollständig verbrennen.

In einer *Glasröhre erhitzt* schmilzt das Solanin ebenfalls, wird braun und gibt Dämpfe aus, welche Curcumpapier nicht bräunen, im Gegentheil Lakmuspapier röthen; es kann also nur höchst wenig Stickstoff enthalten, worauf auch schon seine geringe Sättigungscapacität deutet^{**)}.

^{*)} Das von Henry (vgl. oben S. 59 Anm.) dargestellte: körnartig, spröde, braun, liefert zerrieben ein weisses Pulver mit einem Stich ins Grünliche; war offenbar nicht rein. D. Red.

^{**)} Dieses Verhalten des Solanins bei der Zersetzung in einer Glasröhre, durch welches es sich, so viel mir bekannt, von allen andern Alkaloïden unterscheidet, erregte Anfangs grosses Misstrauen in Rück-

Das Solanin löst sich in 5000 Theilen *kochenden* Wasser; nach *Besfossen* in 8000 Theilen.

Es erfordert zur Auflösung 500 Theile *kalten* Alkohols von 0,839 spec. Gew. und 125 Theile von demselben *kochenden* Alkohol. Die Auflöslichkeit in Alkohol wird durch die Gegenwart von Harz als einem electronegativen Körper vermehrt, es entsteht gleichsam ein tarzsaures Alkaloid; daher bleibt bei der Darstellung des Solanins in der Flüssigkeit ziemlich viel Solanin in Auflösung, welches erst durch Abdampfen, jedoch natürlich nicht ganz rein, erhalten werden kann.

Das Solanin bedarf zur Auflösung 4000 Theile *Schweifelsäther*.

Die Auflöslichkeit des Alkaloids in den genannten Menstruis wurde auf die Weise bestimmt, dass eine überschüssige Menge Solanin mit denselben bei gewöhnlicher Temperatur oder kochend behandelt wurde. Nach dem Filtriren wurden 10 Grammen der Auflösung auf einem Uhrglase abgedampft und der Rückstand auf demselben gewogen.

Die Auflösungen des Solanins wirken nicht auf die *Reactionspapiere*. Bringt man aber auf ein durch Säure geröthetes Lakmuspapier etwas Wasser und Solanin in Substanz, so wird nach einiger Zeit die blaue Farbe des Papiers fast vollkommen wieder hergestellt, als Beweis dass es die Säuren neutralisirt und nur wegen seiner bedeutenden Schwerlöslichkeit in Wasser nicht auf Curcuma wirkt.

Mit den *Säuren* geht das Solanin Verbindungen ein, welche theils krystallisirbar sind, theils nur als gummiartige Massen erhalten werden können, und welche man sich ganz einfach direct, oder durch doppelte Wahlverwandschaft verschaffen kann.

Schwefelsaures Solanin erhält man, wenn Solanin mit etwas Wasser übergossen, erwärmt und so lange verdünnte

sicht der Basicität desselben. Ich unterliess daher nicht, Herrn Prof. Liebig in Gießen eine Quantität meines Solanins zu übersenden mit der Bitte von demselben eine Analyse der Elementarbestandtheile anzustellen oder ausstellen zu lassen. Meiner Bitte hat dieser ausgezeichnete Chemiker jetzt Genüge geleistet und die Resultate der Analyse in den *Annalen der Pharmacie* (Bd. VII. Heft 2.) S. 130—133, bekannt gemacht. Ich werde dieselben weiter unten (S. 72.) anführen.

Schwefelsäure zugesetzt wird, bis vollständige Auflösung erfolgt ist. Beim Abdampfen hinterbleibt das schwefelsaure Solanin als eine körnige krystallinische Masse, welche sich in kaltem Wasser leicht auflöst, in heissem aber in ein saures und basisches Salz zu zersetzen scheint, indem die Flüssigkeit beim Erhitzen trübe wird. Hat man zu viel Schwefelsäure zugegeben, so hinterbleibt beim Abdampfen eine gummiartige Masse, also wahrscheinlich das saure Salz.

Salzsaures Solanin wird, wie das schwefelsaure Solanin, durch Sättigen des Alkaloïds mit Salzsäure dargestellt. Es bleibt beim Abdampfen als gummiartige Masse zurück, die sich leicht in Wasser auflöst.

Essigsäures Solanin. Wie vorige Salze erhalten, gummiartige Masse in Wasser leicht auflöslich.

Kleesaures Solanin. Blättrige Krystalle. Ziemlich schwer auflöslich.

Phosphorsaures Solanin wird erhalten durch Fällung einer Auflösung des schwefelsauren Solanins mit phosphorsaurem Natron. Weisses krystallinisches Pulver; das schwerlöslichste von allen mir bekannten Solaninsalzen.

Die auflöslichen Solaninsalze besitzen im höchsten Grade einen widerlich kratzenden *Geschmack*.

Das schwefelsaure Solanin gab in Wasser gelöst folgende Reactionen:

Actzkali brachte sogleich einen weissen krystallinisch-pulvrigen Niederschlag hervor.

Actzammoniak macht die Auflösung Anfangs opal, nach kurzer Zeit erstarrt die Flüssigkeit zu einer Gallerte; in verdünnten Auflösungen entsteht Anfangs keine Trübung, später aber ein krystallinischer Niederschlag.

Kohlensaures Natron verhält sich wie Ammoniak.

Kohlensaures Ammoniak brachte sogleich einen starken krystallinischen Niederschlag hervor, vielleicht ein Doppelsalz.

Blutlaugensatz veränderte Anfangs die Flüssigkeit nicht; nach einigen Stunden entstand ein weisser pulvriger Niederschlag.

Galltaufguss erzeugte selbst in sehr verdünnten Auflösungen einen weissen flockigen Niederschlag.

Kleinsaures Kali brachte in der concentrirten Auflösung einen schwachen, pulverigen Niederschlag hervor, der später krystallinisch wurde.

Jodkalium bewirkte Anfangs keinen Niederschlag, die Flüssigkeit färbte sich aber schwach bräunlich gelb; nach einigen Stunden entstand ein krystallinischer Niederschlag.

Wässrige Jodauflösung färbt selbst die verdünntesten Auflösungen des Solanin sogleich bräunlich, und bringt man in diese Auflösungen Jod in kleinen Stücken, so wird jedes derselben mit einer braunen syrupartigen Flüssigkeit umgeben. Dieses Reagens ist für das Solanin am empfindlichsten; ich habe durch dasselbe die Gegenwart des Alkaloids in Flüssigkeiten nachgewiesen, in denen es auf andere Weise nicht zu erkennen war.

Phosphorsaures Natrium bringt selbst in verdünnten Auflösungen einen weissen krystallinischen Niederschlag hervor.

Chromsaures Kali bewirkt ebenfalls in ziemlich verdünnten Auflösungen einen gelblichen Niederschlag.

Salpetersaures Kupferoxyd-Ammoniak erzeugt auch noch in ziemlich verdünnten Flüssigkeiten einen bläulich-grünen Niederschlag.

Salpetersaures Silberoxyd bewirkt Anfangs keine Veränderung, später violette Färbung, dann Reduction.

Goldauflösung verändert Anfangs die Flüssigkeit nicht, später erfolgt Reduction.

Salpetersaures Quecksilberoxydul zeigt keine Wirkung.

Sublimatauflösung erzeugt nach einiger Zeit einen weissen Niederschlag. (Calumel?)

Jodstärkeauflösung wird nicht verändert.

Chlorplatin ist ebenfalls ohne Reaction.

Wird Solanin neben Jod unter eine Glasglocke gebracht, so nimmt es in sehr kurzer Zeit eine schöne braune Farbe an. Dies Jodsolanin ist ganz luftbeständig und löst sich in Wasser mit brauner Farbe; man erhält es auch wenn man Jod und Solanin mit etwas Wasser zusammenreibt.

Betrachtet man diese Reactionen, so wird man finden, dass

es im Allgemeinen diejenigen sind, welche die Alkaloide mit den genannten Reagentien zu geben pflegen *).

Zusammensetzung des Solanins.

R. Blaschut hat die Güte gehabt unter Anleitung Liebigs das diesem Herren überschickte Solanin zu zerlegen **).

Um den Stickstoffgehalt desselben darzustellen wurden mit dem Alkaloid noch folgende Versuche gemacht: Salzsäures Solanin wurde der trocknen Destillation unterworfen und so eine ölartige Flüssigkeit erhalten, welche mit Kalkhydrat behandelt einen Ammoniakgehalt durch den Geruch und durch Salzsäure entstehende Nebel darlegte. Mit Aetzkalil gab das Solanin nur zweifelhafte ammoniakalische Reaction.

In Liebigs Apparate getrocknet bis zu 130° Cels: wo es nicht schmolz und nicht zersetzt wurde, gab es ungefähr $\frac{1}{10}$ Krystallwasser. In diesem Zustande mit Kupferoxyd verbrannt wurden erhalten

I. von 0,532 Gramm. Solanin	1,235 Kohlensäure	0,441 Wasser.
II. von 0,340 - - -	0,784 - - -	0,281 - - -

Dies giebt für 100 nach

I. 61,96 Kohlenstoff.	II. 62,11 Kohlenstoff.
8,87 Wasserstoff	8,92 Wasserstoff.

0,707 Gramme Solanin in Liebigs Apparate mit trockenem salzsaurem Gas gesättigt, von der überschüssigen Salzsäure befreit, hatten 0,030 Salzsäure absorhirt; das Salz in Wasser gelöst mit salpetersauren Silberoxyd gefällt gab 0,122 Gramme Chlorsilber, welchen auch 0,030 Gramme Salzsäure entsprechen. 0,473 Gramme Solanin absorhirten bei einem zweiten Versuche 0,020 salzsaures Gas

100 Solanin sättigen also nach

I. 4,237.	II. 4,220 Salzsäure
-----------	---------------------

und hieraus ergibt sich der Stickstoffgehalt, welcher bekannt-

*) Wünschenswerth wäre die Prüfung mit noch einigen andern Reagentien, z. B. Jodsäure, und namentlich mit concentrirten Säuren gewesen, welche mit mehreren Alkaloiden so charakteristische Färbungen liefern. (Vgl. Duflos' Untersuchungen über Morphin und Narkotin, im n. Jahrb. I. 103, Strychnin und Brucin Ebenf. II. 68, die Chinalkaloide Ebenf. 304 u. n. m. und Henry's Angaben über das Solanin. Ebenf. VIII. 80.

**) Vgl. oben S. 68 fg. Anm.

lich nach Liebig mit der Sättigungscapacität in bestimmtem Verhältnisse steht, zu 1,64 in 100 Solanin.

Die elementare Zusammensetzung des Solanins ergibt sich hiernach

	Versuche in 100 Theilen		Berechnung*) in 100 Th. Atome
	I.	II.	
Kohlenstoff	61,80	62,11	62,50=12 A.
Wasserstoff	8,87	8,92	8,27=13 -
Stickstoff	1,64	1,64	1,72=1 -
Sauerstoff	27,63	27,33	27,34=14 -
	100,00	100,00	99,99

Ich erfahre so eben, dass im vorigen Jahre das Mastvieh eines der bedeutendsten Güter im Herzogthume Braunschweig, auf welchem im Sommer zum ersten Male Branntwein, und zwar aus Kartoffeln, die zu dieser Zeit natürlich bedeutend gekieimt hatten, gebrannt wurde, an derselben oben erwähnten Krankheit gelitten habe, und anstatt fett zu werden abgemagert sei. Auch hier in Braunschweig hatte sich diese Krankheit wieder gezeigt. Das Vieh aber eines der rationellsten Branntweinkrenner, des Herrn Müller, der im ehevarigen Jahre durch diese Krankheit bedeutenden Verlust erlitten, und der in Folge meiner Untersuchungen auf meinen Rath alle die zum Branntweinkrennen verwandten Kartoffeln zuvor abkeimen liess, ist von derselben verschont geblieben. Dies scheint zu bestätigen, dass das Solanin in den gekieimten Kartoffeln das schädlich wirkende Princip ist.

Im Preussischen, so in den bedeutenden Brennereien zu Althaltensleben, Hundsburg u. s. w., hatte ich früher nie von dieser Krankheit gehört, denn man kannte dieselbe gar nicht, gewiss aus dem Grunde, dass wenigstens in den genannten, so viel ich weiss aber in den meisten, Brennereien nur während des Winterhalbjahrs Branntwein aus Kartoffeln gebrannt wird.

*) Das Mischungsgewicht eines Aequivalents Solanin mit 2 MG. Stickstoff würde hiernach = 101,416 sein. Nach Desfossez neutralisiren 100 Th. Solanin 10,987 Schwefelsäure, wonach das Mischungsgewicht dann 45,6 sein würde. Henry's Analyse (deren Uncoverlässigkeit schon angemerket wurde vergl. Jahrbuch Bd. VIII, S. 60.) weicht in ihren Resultaten im hohen Grad ab von den vorstehenden.

Sollte das Solanin in den Arzneischatz aufgenommen werden, so würde dasselbe am zweckmässigsten auf eben angegebene Art und Weise immer aus den Keimen dargestellt werden können. Die Keime kann man sich sehr leicht im Frühjahr in bedeutender Menge verschaffen. Die Aushente ist indess nur gering; fünfzig Pfund frischer, freilich etwas grösser Keime, gaben mir nur etwas über ein Loth Solanin. Zu bemerken ist, dass, je kleiner die Keime sind, sie desto mehr Solanin enthalten. Einen bis zwei Zoll lange Keime schmecken heftig kratzend, während einen Fuss und darüber lange Keime fast ganz geschmacklos sind.

Hahnemann's Anhänger werden das Solanin gewiss bald in ihren Arzneischatz aufnehmen, wenn sie berücksichtigen, dass die *Dufourea* seit geraumer Zeit gegen Hautausschläge benutzt wurde, und dass die Kartoffelkeime, also doch wahrscheinlich das Solanin, in der Schlempe den Thieren eine Krankheit zusetzt, bei welcher sich so ausgezeichnete Exantheme bilden ☉).

*) Gewiss wird auch von jedem vernünftigen Arzt und Naturforscher die genauere tosikologische und therapeutische Prüfung dieses neuen Körpers, wie so mancher anderer, aus ähnlichem Grunde und im Interesse der Wissenschaft überhaupt recht angelegentlich gewünscht werden. D. Red.

1) Ueber eine nichtzündende Flamme,

beobachtet von

J. W. DOCKHUIS^{*)},

Wenn man das glühende Verbrennen des Aethers an einer erhitzten Platinspirale oder an einem zu einem hohlen Zylinder aufgerollten Platinsgewebe im *Dunkeln* beobachtet, so gewahrt man fast immer an der Oberfläche des Platins eine blass hellblaue, oft hochlodende Flamme, welche zwar sehr warm, aber nicht zündend ist und sogleich verschwindet, wenn das Platin rothglühend wird. Beim Forschen nach den Bedingungen dieser sehr interessanten Erscheinung entdeckte ich, dass der Aether schon bei der Temperatur des kochenden Wassers sich partiell zu Sauerstoffäther und Aetherlampsäure oxydirt und dabei in diese gleichsam theile, hellblaue Flamme ausstrahlt, wovon man sich überzeugen kann, wenn man an einem finstern Orte Aether tropfenweise in ein bis zu dieser Temperatur oder einige Grade höher erhitztes Sandbad fallen lässt; oder wenn man denselben auf eine den Dämpfen des (unter einem Drucke von 28 bis 29^{1/2} Quecksilberhöhe) kochenden Wassers ausgesetzte Platinschaale tröpfelt. Im letzten Falle werden die Sinne dreifach afficirt; man gewahrt nämlich 1) die Erscheinung des Leidenfrostischen Experiments, 2) jene blass Flamme und 3) das Auftreten des zu Thränen und zum Niesen reizenden Dampfes des Sauerstoffäthers und der Aetherlampsäure. Alkohol, Sauerstoffäther, Holzspiritus und Kampher geben unter gleichen Umständen keine solche Flamme. Nähert man der blassen Aetherflamme eine brennende Spirituslampe, so geht sie augenblicklich in die helle zündende Flamme über, mit welcher Aether unter den gewöhnlichen Umständen verbrennt.

*) Aus einem Brief d. d. den 16. Jan. 1834.

2) Ausserordentliche Verdichtung des Sauerstoffes durch Platinmohr,

beobachtet von

J. W. DOERBERGINS *).

Der Platinmohr verwandelt die Ameisensäure in Kohlensäure (ohne Mitwirkung der äussern Luft); aus der Menge der letztern habe ich den Gehalt an mechanisch verdichtetem Sauerstoff im Platinmohr berechnet und das höchst interessante Resultat erhalten, dass 1 Cubikzoll (= 4698 Gran) des nach Edmund Davy's Methode bereiteten Platinmohrs 250 Cubikzoll Sauerstoffgas verdichtet enthält, dass mithin ersterer letzteres mit einer Kraft anzieht (und verdichtet), welche gleich ist dem Drucke von ungefähr 800 bis 1000 Atmosphären. Künftig darüber Näheres.

3) Französisches Platin.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 6. Jan. 1834 theilte Herr Dangez folgendes Resultat einer Analyse von einigen Grammen eines Erzes des sogenannten *französischen Platins* mit.

Titansäure . . .	8
Nickel . . .	2,5
Kupfer . . .	0,5
Kieselerde . . .	Spuren.

Der Rest bestand aus Eisen, aber nicht eine Spur, weder von Silber, noch Gold, noch Platin fand sich darin: so dass ihm dieses Erz als titansäures Eisen, von Eisenoxydhydrat (hydroxide de fer) umhüllt, betrachtet werden zu können scheint.

4) Türkisches Mittel auf den Grund des Wassers zu sehen, und Drehungen des Kamphers auf dem Wasser.

Bei schlechtem Wetter giessen die Fischer des Bosphorus ein paar Tropfen Oel auf die Wasseroberfläche, und mit Hilfe dieser paar Tropfen können sie in eine bedeutende Tiefe sehen. Ein Gefäss von einigem Werthe war aus den oberen Fenstern

*). Aus einem Briefe d. d. den 16. Jan. 1834.

unseres Hotels in den Bosphorus gefallen, der an dieser Stelle zehn oder zwölf Fuss Tiefe hatte. Schon gaben wir das Ding verloren, als einer unserer Bedienten uns vorschlug, etwas Oel auf das Wasser zu giessen. Zu unserem Erstaunen wurde das Gefäss gleich sichtbar und wir gelangten wieder in seinen Besitz.“ (*Sketches of Turkey* in 1831 und 1832. Von einem Amerikaner. New-York und London 1833 und daraus im *Magazin für die Literatur des Auslandes*. Berlin 1833. No. 127. d. 23. Oct. S. 508.)

Diese naive Erzählung enthält einen neuen Beweis der Fortdauer einer schon vor Plineus geltenden und von demselben bereits erwähnten Volksmeinung, dass Oel die Meereswellen beruhige. Wie es scheint, so herrscht diese Meinung vorzugsweise am mittelländischen und den damit zusammenhängenden Meeren. Der amerikanische Reisende scheint jedoch von den Versuchen seines grossen Landsmanns Franklin über diese merkwürdige Eigenschaft des Oels keine Ahnung zu haben. Man vergleiche in dieser Beziehung des Unterzeichneten Zusammenstellung der Untersuchungen: *über die eigenthümlichen drehenden Bewegungen des Kamphers und anderer Körper auf verschiedenen Flüssigkeiten* (im Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1825. B. XIV. S. 285—326 und namentlich S. 291. 319 u. 321), womit die berührte Erscheinung in nahem Zusammenhange steht. Die Kampherdrehungen sind ganz neuerdings wieder von Matteucci zur Sprache gebracht worden in einem Aufsatze (*Ann. de Chim. et de Phys.* T. LIII. S. 216—218), der indess durchaus Nichts enthält, was nicht an angegebenen Orte ungleich vollständiger abgehandelt worden. (Vgl. auch Fechner's Repert. d. organ. Chemie B. II. S. 592.) Selbst die scheinbar neue Beobachtung Matteucci's, dass diese Bewegung im luftverdünnten Raume sich beschleunigt, ist von mir bereits wahrgenommen und a. a. O. S. 302 angedeutet worden. Die nächste Ursache dieser Bewegungen liegt am Tage, aber die Gesetze der Verbreitung der Flüssigkeiten über einander, worauf diese Erscheinung zurückgeführt werden muss, sind noch nicht mit gehöriger Klarheit entwickelt worden. Darauf näher einzugehen ist hier nicht der rechte Ort. Es genüge, wiederholt darauf aufmerksam zu machen, was für eine gewisse Classe von Lesern nie zu oft geschehen kann: wie enge nicht selten die Beso-

lung gewöhnlicher Lebens-Erfahrungen zu den feinsten und scheinbar abstractesten wissenschaftlichen Untersuchungen ist. Es giebt wohl kaum eine einzige Thatsache in der Wissenschaft, die nicht zugleich auch von praktischer Bedeutung wäre; und verbißt sich diese auch oft eine Zeit lang unseren Blicken, so vindicirt sich doch dieselbe wiederum dafür nicht selten ganz unerwartet ihre Rechte um so durchgreifender und erfolgreicher in kaum geahntem Umfange. Schw.-Sdl.

5) Neuer, dem Salicin analoger Grundstoff.

In der Sitzung der *Société de Pharmacie* am 6. Nov. 1833 setzte Herr Lecanu die Gesellschaft in Kenntniss von einer Note der Herren Lorenzo und Moreno, spanischer Pharmaceuten, welche im *spartium monospermum* eine, dem Salicin analoge, krystallinische, vegetabilische Substanz entdeckt haben. Das von diesen Praktikern eingeschlagene Verfahren zur Ausschüttung dieses Stoffes, ist das nämliche, von welchem Braconnot zur Gewinnung des Salicins Gebrauch gemacht hat. (*Journ. de Chim. med.* Dec. 1833. S. 747.)

Schw.-Sdl.

6) Stärkesyrup und Zuckersieden, Abdampfen u. dergl. durch erhitzte Luft.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 27. Jan. 1834 legte Herr Dumas Proben von Stärkesyrup vor, der bald in den Handel kommen wird. Herr Dumas glaubt, er werde mit den Zuckersäften concurriren können; das Pfund wird mit 4 Sous zum Verkauf ausgestellt werden können. (*L'Institut* ann. II. No. 38, d. 1. Febr. 1834. S. 40.) Ohne Zweifel ist hier von dem nach der Methode von Payen und Persex mittelst der sogenannten *Diatase* (oder *Mucine* nach de Saussure aus Kartoffelstärke bereiteten Syrup die Rede, worüber die Zusammenstellung im *N. Jahrb. d. Ch. u. Ph.* 1833. B. IX. S. 83—93 und S. 189—203 alle erforderlichen Nachweisungen ertheilt. Wir können nicht unterlassen die Praktiker auf die technische Wichtigkeit dieser Untersuchungen recht angelegentlich aufmerksam zu machen; eine Fortsetzung derselben von den oben genannten französischen Chemikern ist dem Institute

bereits am 21. Sept. v. Jahres überreicht worden (*Journ. de Chim. med.* Dec. 1833. S. 732) und soll, mit Bezugnahme auf die eben berührte Zusammenstellung, in einem der nächsten Hefen unserer Zeitschrift mitgetheilt werden.

Eine andere, wie es scheint nicht unwichtige Verbesserung der Zuckersiederel, die auch bei Darstellung des Stärkesyrups im Grossen und überhaupt bei Verflüchtigung von grossen Massen, insonderheit durch zu hohe Temperatur leicht zeretzbarer Flüssigkeiten, vortheilhafte Anwendung verspricht, besteht in Erfindung eines neuen Abdampf-Apparats, dessen Beschreibung Herr Brano-Chevallier vor Kurzem der Pariser Akademie vorgelegt hat. Diesem Apparate liegt dasselbe wissenschaftliche Princip zu Grunde, dessen Anwendung zu dem bezeichneten Zweck unlängst von Saltzer, obwohl minder sinnreich und glücklich, versucht worden ist. (*Versuche zu einer neuen Verdunstung und deren Anwendung bei Salinen, Vitriol- und Alauncerken und vielen anderen Fabriken u. s. w.* nebst einer Abhandlung über die Trinkbarmachung des Meerwassers. Von C. F. Saltzer. Mit 5 Steinalf. Heilbrunn u. N. bei Class 1832, XVI u. 100 S. in 8. Pr. 2 Thlr. 18 Gr.) Die Abdampfung wird nämlich in diesem Apparate durch erhitze Luft bewerkstelligt. (*L'Institut* No. 29. S. 242. *) giebt folgende vorläufige Nachricht davon:

„In diesem Apparate wird zunächst durch Dampf eine Pumpe getrieben, welche Cylinder in Bewegung setzt, dadurch wird die Luft, welche in diesen Cylindern enthalten ist, in Behälter getrieben, wo sie durch Dampf bis zu einem zweckmässigen Grad erwärmt wird. Die heisse Luft tritt zwischen einen doppelten Boden, von denen der obere durchlöchert ist, in den Abdampfkessel und streicht sehr fein zertheilt durch die abzdampfende Flüssigkeit. Die Kraft, mit welcher die heisse Luft durch die Flüssigkeit dringt, bewirkt eine beständige Verschiebung der Theilchen dieser und veranlasst dadurch ein so beträchtliches Aufwallen, dass die Abdampfung selbst bei 45° R. mit einer erstaunlichen Schnelligkeit vor sich geht. Die Vortheile dieses Apparats sind nach seinem Erfinder folgende:

*) Dieses Blatt ist uns zufällig ungeblichen; wir entleihen die nachfolgenden stellen daher aus Poggendorff's Annalen 1834. No. 6. Bd. XXXI S. 22. 23.

1) die Stoffe erleiden keine Veränderung durch die Wärme, und bei Anwesenheit auf Zuckerraffinerie erhält man nur 6 bis 8 p. C. Melasse; 2) das Abdampfen geschieht schneller, kostet weniger Brennmaterial und Arbeitslohn; 3) die Producte sind von besserer Beschaffenheit; 4) der an sich schon einfache Apparat kann, ohne weitere Kosten für die Abdampfung, zu Trocken - Oefen und - Kammeru angewendet werden.“ Auf eine zweifache Art könnte die erhitzte Luft hierbei zur Ersparung des Brennmaterials dienen, wenn sie, was bei Hochöfen bereits mit grossem Erfolg in Ausführung gebracht worden, zugleich theilweise in den Feuerraum eingeleitet und zur Luftspeisung desselben verwandt würde.

Schw.-Sdl.

Zur analytischen Chemie, in mineralogischer und technischer Hinsicht.

I.

Vermischte chemische, mineralogische und krystallographische Bemerkungen,

vom

Professor Dr. FR. VON KÖRLL.

1) Ueber die Scheidung des Eisenoxyds vom Eisen- oxydul durch kohlensauren Kalk.

Bei den Analysen der in der Natur vorkommenden Verbindungen des Eisenoxyds und Eisenoxyduls, welche ich nach der Methode des Herrn Professor Fuchs angestellt habe, galten mir zwei Beobachtungen, welche ich öfters wiederholte, als Belege, dass die Scheidung durch kohlensauren Kalk ein genaues Resultat gebe, und in vieler Hinsicht, sowohl der von Rose als der von Berzelius vorgeschlagenen Methode vorzuziehen sei. Diese Beobachtungen waren, einmal, dass durch kohlensauren Kalk das Eisenoxyd aus der salzsauren Auflösung vollkommen ausgefällt wird und dann, dass eine reine Oxydulauflösung, sogar bis zum Kochen damit erhitzt, keinen Präcipitat giebt und erst bei längerem Kochen ein geringer Niederschlag gebildet wird.

Ein synthetischer Versuch, wobei eine gewogene Menge von Eisenoxyd in einer Atmosphäre von kohlensaurem Gas aufgelöst, mit einer reinen Oxydulauflösung vermischt und wieder mit kohlensaurem Kalk geschieden wurde, überzeugte mich, dass bei gehörigem Verfahren die Menge des Oxydes während des Auswaschens nicht vermehrt und auch keine Verbindung beider Oxyde gefällt werde, und somit glaubte ich keinen

beachtenswerthen Umstand vernachlässigt zu haben, welcher meine Arbeit hätte trüglicher machen können.

Berzelius *) sieht jedoch diese Methode als unzuverlässig an, weil meine Analysen des Magneteisenerzes bei zwei Wiederholungen um $1\frac{1}{4}$ p. C. in der Bestimmung des Eisenoxyds von einander abweichen. Er schreibt den Unterschied zwischen seinen und meinen Resultaten dem Umstände zu, dass bei meinen Analysen bei der Auflösung und Fällung eine höhere Oxydation des Eisenoxyduls nicht gehörig verhindert worden sei.

Dagegen muss ich erinnern, dass die Auflösung beim Ausschlusse der atmosphärischen Luft geschah, indem das Pulver des Minerals zugleich mit kohlensaurem Kalk in der Wärme angelöst und dann sogleich die Präcipitation vorgenommen wurde.

Was aber den Unterschied von $1\frac{1}{4}$ p. C. in den Resultaten der drei Analysen betrifft, so schrieb ich ihn theils einer geringen Verschiedenheit der drei Krystall-Individuen zu, welche ich untersuchte, theils dem Umstände, dass bei der einen mit isländischem Kalkspath, bei der andern mit Arragonit, bei der dritten aber mit chemisch präparirtem kohlensaurem Kalk präcipitirt wurde, theils dem möglichen Fehler der Beobachtung selbst.

Gegen die Aeusserung von Berzelius: ich hätte mich durch die gleiche Krystallisation des Magneteisenerzes, mit dem (als $Zn\ddot{F}e + Mn\ddot{F}e$ angenommenen) Franklinit erinnern lassen sollen, dass das Magneteisenerz auch eine analoge Zusammensetzung habe, — erlaube ich mir zu bemerken: dass mir diese Gleichheit der Krystallisation allerdings bekannt war, dass mir aber auch bekannt war, dass der ebenfalls isomorphe Spioell, nach Berzelius's eigener Angabe damals noch als $Mg \bar{Al}^2$, dass der Galuit als $Zn \left\{ \begin{array}{l} \bar{Al}^2 \\ Fe \end{array} \right.$ galt, und dass der Hausmannit, ohngeschieht seiner dem oxydum ferroso-ferricum analogen Mischung $Mn + \bar{Mn}$ nicht zum tesseralen, sondern zum quadratischen System gehört.

Dass ganz verschieden zusammengesetzte Mineralien des tesseralen Systems gleiche Form, selbst Spaltungsform besitzen, ist eine längst bekannte Sache; ich habe aber auch

*) Jahresbericht XII. 8. 189.

nachgewiesen ^{*)}), dass selbst in anderen Krystallsystemen der geltende Satz: dass analog zusammengesetzte vicarirende Mischungen gleiche Form haben — nicht zu dem Schlusse berechtigt: dass desshalb auch gleich krystallisirte Mineralien analoge Zusammensetzung haben.

Von dieser Seite konnte ich also keinen Grund hernehmen, die Abweichung der von mir gefundenen Resultate von den von Berzelius angegebenen auf die Unsicherheit der Scheidungs-methode zu schreiben, und da diese Resultate die Formel $\text{Fe}^3 \text{Fe}^4$ gaben, so sprach ich die Vermuthung aus: dass die Zusammensetzung wesentlich sein könne, ohne im Geringsten damit bezweifeln zu wollen, dass nicht auch ein $\text{Fe} + \bar{\text{Fe}}$ existire, wie es Berzelius gefunden hat.

Um jedoch der Ansicht von Berzelius die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, so habe ich mir Mühe gegeben, durch Wiederholung der früheren und durch einige neue Ver-

^{*)} S. Schw.-Sdl. Jahrb. 1832. II. 7. S. 410 u. f. Glocker (mineralogisches Jahrbuch für 1831 u. 1832) scheint diesen Aufsatz missverstanden zu haben. Dass ich den Ausdruck isomorph hier lediglich in Ansehung einer gleichen Krystallisation (wofür man doch nicht heteromorph sagen kann) gebrauchte und das Vicarirende nicht mit in Beziehung bringen wollte, ist wohl deutlich genug ausgesprochen. Wenn man aber bisher unter gleicher Krystallisation, wie Glocker zu glauben scheint, nur diejenigen Formen verstanden hätte, welche absolut identisch sind, so würde man schwerlich etwas von Krystallreihen wissen, und wenn er es nicht geeignet findet, ein abgeleitetes quadratisches Oktaëder des Anatases mit dem primitiven des Apophyllits zu vergleichen, so möchte man wohl fragen, warum denn gerade das Oktaëder von 121^0 beim Apophyllit das primitive sein muss? —

Dass man zur Wahl der Grundgestalt oder Stammform einer Krystallreihe vorzüglich Spaltungsformen berücksichtige, damit bis ich vollkommen einverstanden; doch kann es nur geschehen, wenn diese geschlossene, bestimmbare Gestalten sind. Im entgegengesetzten Falle würde man bei Vergleichen, wie ich sie anstellte, eine Menge von Mineralien für gleich krystallisirt nehmen müssen, die es nicht sind.

Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich und wird durch die von G. Rose gegebene Zusammenstellung der sogenannten isomorphen d. h. vicarirenden Mischungen fast erwiesen, dass Verbindungen, welche verschiedene Spaltungsformen zeigen, nicht vicarirend, auch wenn sie sonst gleich krystallisirt sind; wiewohl auch dieser Satz nicht umgekehrt gilt, dass Verbindungen von gleicher Krystallisation und Spaltungsform vicarirend müssen.

suche aufzuladen, welche Umstände bei der Scheidung mit kohlensaurem Kalk auf die Zuverlässigkeit der Resultate von Einfluss sein können.

Zunächst war zu bestimmen: ob eine Eisenoxydul-Auflösung beim Kochen mit concentrirter Salzsäure höher oxydirt werde; dann: ob sich eine Oxydulauflösung so schnell an der Luft oxydirt, dass während des Auswaschens das Präcipitat vom Eisenoxyd dadurch merklich vergrössert werden könne; und endlich: was geschehe, wenn eine Oxydulauflösung mit kohlensaurem Kalk und zugleich ausgefälltem Eisenoxyd noch weiter fortgekocht wird.

Die hierüber angestellten Versuche wären folgende:

1) Es wurden 60 Gr. eines wenig gelblich gefärbten Spatheisens in heisser Salzsäure aufgelöst und das wenige Eisenoxyd mit kohlensaurem Kalk ausgefällt. Dabei wurde die Flüssigkeit abgekühlt, indem der Kolben während des Sättigens mit kohlensaurem Kalk in kaltes Wasser gestellt wurde. Nach geschehener Sättigung wurde die Flüssigkeit vom Bodensatz abgegossen und in einen Kolben gebracht, welcher kochende Salzsäure enthielt. Hier wurde nun sogleich kohlensaurer Kalk und zwar so lange eingetragen, bis das unterbrochene Kochen wieder statt fand und dann wurde dieses eine Viertelstunde lang fortgesetzt; denn länger braucht man diess wohl nie, um geschlämmtes Magneteisenerz oder Titaneisenerz in Salzsäure aufzulösen. Nun wurde die Säure abermals mit kohlensaurem Kalk gesättigt und dabei die Flüssigkeit wie oben abgekühlt. Der Kalk hatte seine Farbe nicht merklich verändert und als er hierauf möglichst schnell in einem bedeckten Gefässe mit kaltem Wasser ausgewaschen und dann in Salzsäure aufgelöst und die Auflösung mit Aetzammoniak versetzt wurde: so zeigte sich eine so geringe Menge von Flocken von Eisenoxyd, dass man den daher rührenden Fehler wohl vernachlässigen kann. Uebrigens hat jede der bisherigen Bestimmungsmethoden auf nassem Wege diesen kleinen Fehler gemein, die von Berzelius angewandte Bestimmung durch Oxydation ausgenommen, welche aber kaum anderswo, als beim Magneteisenerz, oder bei sehr einfachen Verbindungen anwendbar ist, und auch da die grösste Genauigkeit im Arbeiten erfordert.

2) Eine reine concentrirte Oxydulauflösung, deren freie Säure

mit kohlsaurem Kalk neutralisirt worden war, wurde in zwei Cylindergläser gleich vertheilt und in dem einen mit luftfreiem kaltem, in dem andern aber mit kochend heissem Wasser verdünnt. Hier zeigte sich ein Unterschied im Verhalten, indem die heisse Flüssigkeit sich bald gelblich färbte, trübte und etwas Oxyd fallen liess, während die kalte nur auf der Oberfläche ein röthliches Häutchen erhielt. In luftdicht verschlossenen Gefässen war der Unterschied weniger merklich und während fünf Stunden nur ein Opalisiren der Flüssigkeit wahrzunehmen; nach 24 Stunden hatte aber die mit heissem Wasser verdünnte Auflösung etwas mehr Oxyd abgesetzt, als die mit kaltem Wasser verdünnte.

3) Eine Auflösung von Bisenoxyd und Oxydul, ungefähr zu gleichen Theilen, wurde mit kohlsaurem Kalk in Ueberschusse versetzt und, als das Oxyd ausgefällt war, noch eine Zeitlang gekocht. Die Flüssigkeit trübte sich sehr bald und der Präcipitat nahm anfangs eine grauliche, später eine schwarze Farbe an. Als er sich nicht mehr zu verändern schien, wurde Alles in ein Cylinderglas gegossen, das Präcipitat ausgewaschen und dann allmählig verdünnte Salzsäure zugesetzt, bis der kohlsaure Kalk aufgelöst war. Es blieb ein schwarzes Pulver zurück, welches stark vom Magnete gezogen wurde, schon ohne vorher getrocknet worden zu sein. Nach dem Trocknen zeigte es vollkommen schwarze Farbe. Durch Glühen wurde es bräunlich, manchmal auch bräunlichroth gefärbt; doch war es nach dem Glühen ebenso magnetisch, wie vorher. Dieses Präcipitat ist daher eine Verbindung von Bisenoxyd und Eisenoxydul ähnlich derjenigen, welche man nach Liebig und Wöhler durch Fällen einer Magneteisenerzauflösung mit Ammoniak erhält.

Ich habe diesen Versuch mehrmals wiederholt, doch nicht immer ganz dieselben Resultate erhalten. Es bildete sich nämlich zuweilen nur eine sehr geringe Menge des magnetischen Präcipitats, während er unter scheinbar gleichen Umständen ziemlich häufig erhalten wurde. Ohne Zweifel ist der Zustand, in welchem das Oxyd anfangs niederfällt, hier von Einfluss, und dass dieser nicht immer derselbe ist, beweist schon die äussere Erscheinung, indem man zuweilen flockiges, zuweilen pulverförmiges Präcipitat erhält, welches auch in der Farbe

etwas verschieden ist. Immer erhielt ich aber die Verbindung, wenn einer mit kohlensaurem Kalk zum Kochen erhitzten Oxydulauflösung allmählig Oxydauflösung zugesetzt und das Präcipitat nun einige Zeit gekocht wurde. Auf diese Weise gelang es auch, alles Oxydul der Auflösung auszufüllen.

Aus diesen Versuchen geht hervor, dass man bei der Scheidung des Eisenoxyds vom Eisenoxydul mit kohlensaurem Kalk am sichersten verfährt, wenn die Präcipitation ohne Einwirkung der Wärme vorgenommen, und der Niederschlag mit ausgekochtem, in verschlossenen Gefässen erkaltetem Wasser ausgewaschen wird. Da ich bei meinen frühern Analysen, aus Furcht vor der höhern Oxydation des Oxyduls, das Auswaschen dadurch zu beschleunigen strebte, dass ich ausgekochtes heisses Wasser anwendete: so mochte es wohl geschehen sein, dass sich (zufolge des Versuches 2. n. 3.) die Menge des gefällten Eisenoxyds um etwas vergrösserte, obwohl, wie gesagt, die Bildung von Oxydoxydul erst beim Kochen der Flüssigkeit eintritt und ich ein solches stets sorgfältig vermieden habe.

Um mich daher zu überzeugen, in wieferne meine frühern Analysen einer Correction bedürfen, unternahm ich zwei neue Analysen von Magneteisenerz von Schwarzenstein, wobei ich alle mir mögliche Sorgfalt anwendete. Hierbei wurde die Auflösung, während des Sättigens mit chemisch präparirtem kohlensaurem Kalk, durch allmähliges Verdünnen mit kaltem ausgekochtem Wasser abgekühlt und das Oxyd ohne alle Beihülfe der Wärme gefällt. Es geschieht dieses fast eben so schnell, wie wenn man Wärme einwirken lässt, nur muss man die Flüssigkeit öfters mit dem etwa im Ueberschusse zugesetzten kohlensauren Kalk umschütteln.

Das Auswaschen geschah ebenfalls mit kaltem ausgekochtem Wasser, und zwar in einer mit eingeschlifftem Glasspösel wohl verschliessbaren Flasche. Die klare Flüssigkeit wurde jedesmal mit einem Heber abgenommen und das Präcipitat von 25 Gr. war in Zeit von $2\frac{1}{2}$ Stunden vollkommen ausgewaschen, während welcher Zeit die Oxydulauflösung kaum eine merkliche Trübung zeigte. Es wurde im Mittel 75 p. C. Eisenoxyd *) erhalten, wie es auch die frühern Versuche gegeben haben.

*) Es versteht sich von selbst, dass es sorgfältig auf Kieselerde, Thonerde und Kalkerde geprüft wurde.

Dass also das Magneteisenerz von Schwarzenstein nach der Formel $Fe^2 \bar{Fe}^4$ zusammengesetzt sei, dürfte wohl keinem Zweifel mehr unterliegen; von genauen Analysen mehrerer Varietäten muss aber die Beantwortung der Frage abhängen: ob diese Uebereinstimmung mit der chemischen Proportionslehre eine wesentliche ist, oder ob der Ueberschuss von Eisenoxyd in dieser Varietät nur als Beimengung betrachtet werden darf.

In jedem Falle dürfte es nicht zwecklos sein, auf solche Uebereinstimmungen, wo sie sich ungezwungen ergeben, aufmerksam zu machen.

2) Ueber das Titaneisen aus dem Spessart *).

Dieses Erz, welches zuerst von dem Fürsten Dimitri von Gallitzin unweit Aschaffenburg aufgefunden wurde, ist von Klaproth analysirt worden, welcher auch eine Beschreibung seiner physischen Eigenschaften gegeben hat **).

Klaproth bestimmte das Eisen als Oxydul und nahm den Verlust für Titansäure.

So erhielt er in 100 Theilen:

Titansäure	32
Eisenoxydul	78
	100

Das von mir analysirte Mineral ist nach allen Kennzeichen dasselbe, welches Klaproth analysirte. Die meistens plattenförmigen Stücke zeigen einen versteckten Blätterdurchgang in einer Richtung, gewöhnlich nach den breiten Flächen der Platten; ihre Farbe ist eisenschwarz, das Pulver schwarz; die Härte ungefähr wie Orthoklas. Das spezifische Gewicht fand ich bei 16° R. = 4,78. Die Stücke wirken auf die Magnetnadel und zeigen Polarität, doch nicht immer in gleichem Grade. Das Pulver wird nicht von Magnet gezogen.

Bei der Analyse wurde verfahren, wie bei der frühern des Titaneisens von Egersund ***) und des Kibdelophans ****).

Das Resultat war:

*) Aus den *bayerischen Annalen* No. 110 u. 113 im Auszug.

***) Beiträge. Bd. II. S. 232.

****) N. Jahrb. 1832. IV. 39.

*****) N. Jahrb. Ebend. 245.

		Sauerstoffgehalt:
Titansäure	14,16	- 5,62
Eisenoxyd	75,00	- 22,99
Eisenoxydul	10,04	- 2,28
Manganoxydul	0,80	- 0,17
	100,00	

Dieses Resultat differirt merklich von dem von Klaproth erhaltenen; doch ist die Differenz nur scheinbar und beruht auf der von Klaproth unrichtig angenommenen Oxydationsstufe des Eisens. Berechnet man das von Klaproth angegebene Oxydul als Oxyd, so beträgt die Menge desselben 86,9 und berechnet man das von mir gefundene Eisen als Oxyd, so ist die Menge 86,2. Da Klaproth ebenso, wie ich, die Titansäure aus dem Verlust bei der Analyse bestimmte, so verringert sich nach der gemachten Correction natürlich auch ihr Gehalt auf den von mir angegebenen.

Was die Aufstellung einer chemischen Formel für diese Mischung betrifft, so ist man damit in derselben Verlegenheit, wie bei den von Mosander analysirten Arten. Es lässt sich vielleicht $\text{Fe Ti} + 3\text{Fe}$ schreiben *).

Das Titaneisen von Aschaffenburg nähert sich in seiner Zusammensetzung am meisten den von Cordier ***) analysirten Arten von Niedermennich, vom Fay, von Teneriffa, vom Vesuv, vom Aetna u. s. w., auch dem körnigen von Klaproth analysirten Titaneisen vom Ufer der Ostsee. Diese Arten, welche Breithaupt unter seiner *Species trappisches Eisenerz* begriff, gehören aber zum tesseralen Krystallsysteme, zeigen keine Spaltbarkeit und zeichnen sich durch starken Magnetismus aus. Das Titaneisen von Aschaffenburg hat man zwar noch nicht mit äusseren Krystallflächen gefunden; doch lässt sich die Spaltung nur in einer Richtung, wenn gleich nicht sehr deutlich, wahrnehmen und schon daraus schliessen, dass die Krystallisation nicht tesseral sein kann. Es hat in dieser Hinsicht mehr Aehnlichkeit mit dem Menakan, Ilmenit und Kildelophan, von welchen es sich aber durch einen weit geringern Gehalt an Titansäure unterscheidet.

*) Dabei ist etwas Eisenoxyd und Titansäure als eingemengt zu betrachten. Für letzteres spricht das Vorkommen des Minerals mit Biotit.

**) Cordier hat das Eisen als Oxyd bestimmt. (*Journal des Mines* XXI. p. 249–260.)

Aus diesen Gründen dürfte es als eine eigenthümliche Species zu betrachten sein; doch lässt sich erst mit Sicherheit darüber entscheiden, wenn die Krystallisation und das Verhältniss des Wechsels von Ti^2 und F in ähnlichen Verbindungen ausgemittelt sein wird.

3) Ueber den körnigen Porcellanspath von Passau^{*)}.

Der Porcellanspath, welcher im Passaaischen das ursprüngliche Material für die dort vorkommende Porcellanerde ist, wurde bis jetzt nur in Krystallen, in körnigem Orthoklas eingewachsen, gefunden. Diese Krystalle, welche mit Beibehaltung der Form nicht selten zur Porcellanerde verwittert sind, bestehen im frischen Zustande, nach der Analyse des Herrn Professor Fuchs^{**)} aus:

Kieselerde	49,30	}	
Thonerde	27,00		
Kalkerde	14,42		
Natrium mit einer Spur von			$\text{NaCl} + 3\text{CaCl}_2 + 3\text{Al}_2\text{O}_3$
Kali	5,40	}	
Wasser	0,90		
	<u>97,02</u>		

Es finden sich daselbst aber auch dichte körnige Massen, von welchen ich mich überzeuge, dass sie Porcellanspath sind. Nach einer damit angestellten Analyse ergab sich:

Kieselerde	50,29
Thonerde	27,30
Kalkerde	10,53
Natrium	5,92
Kali	0,17
	<u>97,30</u>

Was den Verlust betrifft, welcher nahe an 3 p. C. beträgt, so konnte ich die Ursache desselben nicht ausmitteln. Ich stellte mehrere Versuche an, um eine flüchtige Säure, namentlich Fluosäure aufzufinden, doch vergebens. Herr Prof. Fuchs giebt einen ähnlichen Verlust bei der Analyse an; er ist der Meinung, dass derselbe von Wasser herrühre, welches das Mineral vielleicht erst beim Schmelzen vollständig verliere.

*) Im Auszug aus den *bayerischen Annalen*.

**) Denkschriften der Münchener Akademie der Wissenschaften. Bd. VII. p. 65 ff.

und bemerkt, dass dieses wahrscheinlich das vor dem Löthrohre bemerkbare Aufwallen verursache. Wiewohl wir Hydrate kennen, welche das Wasser beim Glühen sehr hartnäckig zurückhalten, so ist doch unter den vielen bekannten Hydrosilicaten keines, welches nicht in starker Glühhitze seinen Gehalt an Wasser abgäbe. Jedoch erhielt Professor Fuchs dadurch nur 0,9 p. C. und das von mir geglühte reine Pulver verlor nur 0,8 p. C. Es scheint daher die Ursache in etwas Anderem, als im Wassergehalte zu liegen und ist wahrscheinlich dieselbe, welche das Sprudeln des Skapoliths, Vesuvians und ähnlicher wasserfreier Mineralien beim Schmelzen bedingt, wenn man nicht annehmen will, dass dieses bloss eine Folge der Umlagerung der Krystalatome sei.

Unter den bekannten Mineralien steht der Porcellanspath dem Skapolith oder Wernerit am nächsten. Die Blätterdurchgänge, welche er zeigt und welche sich rechtwinklich schneiden, scheinen von gleicher Art zu sein, und die äusseren Flächen der prismatischen Krystalle stehen in ihrer Neigung zu einander dem rechten Winkel ebenfalls so nahe, dass die von Professor Fuchs bemerkte Abweichung (92° annähernd) leicht in der Unebenheit der Flächen begründet sein mag. Das Verhalten vor dem Löthrohre, das eigenthümliche Aufwallen und Sprudeln ist bei beiden dasselbe, ebenso das Verhalten zu den Säuren. Auch die Eigenschaft, in der Wärme zu phosphoresciren, besitzt der Wernerit (ich prüfte eine frische Varietät von Arendal) in demselben Grade, wie der Porcellanspath. Indessen ist die chemische Zusammensetzung des Wernerits nach der Annahme von Hartwall $= \frac{C}{N} \left. \begin{array}{l} \\ \end{array} \right\} Si_2 + 2 ASi$ und es kann diese Formel, ohne dass eine merkliche Beimengung von Thonsilicat angenommen wird, nicht gut auf den Porcellanspath übertragen werden.

Und so dürfte der Porcellanspath für jetzt wenigstens als eine eigenthümliche Species anzusehen sein, bis uns künftige Analysen reiner Abänderungen von Wernerit vielleicht über die Identität beider belehren.

4) Unterscheidung von schwefelsaurem Strontian und schwefelsaurem Baryt.

Um schwefelsauren Baryt und Cölesin vor dem Löthrohre

zu unterscheiden, hat ein geübter Bläser nur auf die Färbung der Flamme zu achten, welche von ersterem blaugrünlich, von letzterem purpurroth ist. Für diejenigen, welchen diese Reaction nicht deutlich genug scheint, mag folgendes Verfahren zur Unterscheidung der beiden Mineralien dienen. Man glüht oder schmilzt etwas lange Splitter der Probe einige Zeit in der Pinsette oder auf der Kohle im Reductionsfeuer. Dann lässt man einen Tropfen Salzsäure auf die Probe fallen, und hält sie so befeuchtet an den blauen Saum der Lichtflamme, ohne darauf zu blasen. Ist die Probe schwefelsaurer Strontian, so wird die Flamme sehr deutlich purpurroth gefärbt; ist sie Baryt, so entsteht keine Färbung. Es versteht sich von selbst, dass man auf diese Weise kohlen-sauren Strontian und Witherit ohne vorheriges Glühen augenblicklich unterscheiden kann. — Kalkverbindungen geben eine dem Strontian ähnliche, doch bei weitem weniger ausgezeichnete Färbung. —

5) G a d o l i n i t.

Die Erscheinung mancher Verbindungen, bis zu einem gewissen Grade erhitzt, ein eigenthümliches Erglühen oder Verglimmen zu zeigen, hat die Aufmerksamkeit der Chemiker um so mehr erregt, als mit diesem Verglimmen gewöhnlich eine Veränderung des chemischen Verhaltens eintritt. So verlieren z. B. dadurch die Zirkonerde, das Chromoxydul, die Titansäure etc. ihre Empfänglichkeit für die Einwirkung der Säuren. Professor Fuchs hat über dieses Phänomen die Ansicht aufgestellt, dass es wahrscheinlich eine Folge des Ueberganges einer Substanz aus dem Zustande der Gestaltlosigkeit (Amorphismus) in den der Gestaltung (Krystallisation) sei^{*)}. Derselbe hat die interessante Bemerkung beigefügt, dass bei der Auflösung, sowie bei jeder chemischen Synthesis das Uebertreten aus dem Zustande der Gestaltung in den der Gestaltlosigkeit vermittelnd eintreten müsse, indem die Krystallisation wie eine repulsive Kraft der chemischen Verbindung der Körper entgegenwirke und daher aufgehoben werden müsse, wo jene sich zeigen soll.

Der Gadolinit zeigt die eigenthümliche Erscheinung des

*) Vgl. N. Jahrb. Bd. VII. S. 418—434.

Verglümmtens in einem vorzüglichen Grade und wird nach dem Verglümmten nicht mehr, wie vorher, von Säuren leicht und zur Gallerte aufgelöst, sondern nur langsam zersetzt. Es schien mir daher von Interesse, das specifische Gewicht desselben nach dem Glühen zu bestimmen. Da ihn Professor Fuchs nämlich für amorph hält, so war, im Falle einer eintretenden Krystallisation, eine Erhöhung des specifischen Gewichtes wahrscheinlich, wiewohl wir auch Substanzen, wie z. B. das Wasser, kennen, welche im krystallisirten Zustande leichter sind, als im amorphen. — Die Differenz war jedoch nicht sehr auffallend.

Von dem ungeglühten Mineral (Varietät von Finbo, welche sehr deutlich verglümmt) wurden 42,97 Gran gewogen. Die Wägung geschah in einem Gläschen mit eingeschlifftem Stöpsel. Es wurde luftfreies Wasser angewendet und die an den Stücken abhängenden Luftblasen durch Auspumpen unter der Luftpumpe entfernt. Die Wägung wurde jedesmal, nachdem die Probe 12 Stunden lang im Wasser gelegen hatte, wiederholt. Drei Versuche gaben im Mittel bei 14°R. = 4,25

In der Weissglühhitze ausgeglüht hatten diese Stücke nur 0,09 an Gewicht verloren. Sie waren glanzlos und undurchsichtig geworden, zerklüftet, und theils von graulichweisser, theils leicht grünlichgrauer Farbe. Es wurden 40 Gran als Pulver gewogen. Das specifische Gewicht war bei 14°R. = 4,31.

Das Verhalten der Yttererde in sauren Auflösungen zum kohlensauren Kalk entspricht ihrer mathematischen Zusammensetzung. Sie wird nämlich dadurch nicht gefällt und nur, wenn sie sehr eisenschaltig ist, scheint mit dem Eisenoxyd ein Theil davon niederzufallen. Dieses Verhalten dürfte für meine Vermuthung über die analoge Zusammensetzung der Beryllerde sprechen, welche ebenfalls, wenn sie rein ist, durch kohlensauren Kalk nicht gefällt wird^{*)}.

6) Ueber Naumanns Bezeichnung der vertikalen Prismen im diktinötrischen System.

Um die Gleichartigkeit von Kryställchen zu erweisen, hat man zweierlei Verhältnisse zu beachten, nämlich ihre ma-

*) Vgl. N. Jahrb. Bd. IV. S. 191—192.

thematische und ihre physikalische Bedeutung. — Würde die Natur in den Krystallen immer Individuen darstellen, so liesse sich die Gleichartigkeit von Flächen in den meisten Fällen ohne Rücksicht ihrer physikalischen Bedeutung erweisen. Dieses ist aber nicht der Fall. Es kommen z. B. keine oder nur in höchst seltenen Fällen Hexaëder vor, wie wir sie mathematisch construiren und im tesseralen System beschreiben; wir können daher an einem Krystalle, welcher aus sechs sich rechtwinklich schneidenden Flächen besteht, durch Abmessung der Kantenlängen nicht bestimmen, wie dieses nach der Theorie leicht wäre, ob wir es mit einem Hexaëder, oder mit einem quadratischen Prisma ($\alpha P. oP$) oder mit einem rechteckigen ($\alpha P \alpha. \alpha P \alpha. oP$) zu thun haben. Denn da die Individuen das Bestreben haben, sich beim Krystallisiren aneinander zu schliessen, und da dieses Anschliessen nur in seltenen Fällen symmetrisch nach allen Richtungen geschehen kann: so erscheinen uns sehr häufig die Hexaëder als quadratische oder rechteckige Prismen und umgekehrt die Prismen als Hexaëder, oder ein quadratisches Prisma als ein rechteckiges u. s. w. Nur in den Fällen, in welchen sich eine Gestalt durch die Neigungswinkel allein, von ihrer absoluten Grösse abgesehen, bestimmen lässt, ist es möglich, ohne andere Rücksicht die wahre Form des Individuums zu erkennen.

Wo wir also mit der mathematischen Bestimmung nicht ausreichen, da müssen wir zur physikalischen unsere Zuflucht nehmen. Da nämlich ganz allgemein das Gesetz gilt: *das Krystallflächen, welche sich an einem und demselben Individuum ^{*)} physikalisch nicht gleichartig verhalten, auch krystallographisch nicht gleichartig sind*: so werden wir in den oben angeführten Fällen sehr oft über die Form entscheiden können und z. B. durch den Glanz, die Härte, die Spaltbarkeit, durch Streifung, Dichroismus u. s. w. uns von den dreierlei Arten der Flächen des rechteckigen, von den zweierlei Arten der des quadratischen Prismas und von der Gleichartigkeit der Hexaëderflächen überzeugen, und somit die Gestalt selbst, ohne Beihülfe einer geeigneten Combination, bestimmen können.

^{*)} In der gewöhnlichen Bedeutung, denn eigentliche Individuen sind wohl nur ideal.

Es ist nun ein grosser Vorzug einer Krystalbezeichnung wenn sie ausser dem mathematischen Bilde von der Lage der Flächen, auch in einer gewissen Art das Bild ihrer physikalischen Bedeutung giebt und in dieser Hinsicht zeichnen sich die Methoden von Mohs und Naumann vor andern aus.

Ich will aber hier auf einige Fälle aufmerksam machen, wo diese Bezeichnung gegen die Anforderung, die physikalische Bedeutung zu berücksichtigen, anzustossen scheint.

Naumann bezeichnet im rhombischen System ganz zweckmässig die verticalen rhombischen Prismen durch ∞P und ∞P_n . Diese Bezeichnung unmittelbar auf das diklinoëdrische System übergetragen, entspricht nicht mehr der zu beobachtenden physikalischen Beschaffenheit des Prismas ∞P , wenn man den von Naumann bestimmten Charakter von P in beiden Systemen berücksichtigt. Nach seiner Annahme ist nämlich die Grundgestalt des diklinoëdrischen Systems, die diklinoëdrische Pyramide, aus viererlei Flächen zusammengesetzt, und erhält also das Zeichen P' . Entwickelt man nun die Hauptreihe des Systems, so erhält man für das positive Gränzglied das Zeichen $\infty P'$, welches mit ∞P , wie Naumann schreibt, nicht gleichbedeutend sein kann. Das Zeichen $\infty P'$ giebt zwar mathematisch ein rhombisches, physikalisch aber ein rhomboidisches Prisma, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist; denn es sind nur immer zwei gegenüberliegende Flächen von gleicher Art und überdies jede einzelne Fläche als aus P und P oder P' und P , zusammengesetzt zu betrachten. Im monoklinoëdrischen System bemerkt Naumann, dass, da von jeder Pyramide die positive oder negative Hälfte für sich auftreten könne, auch das Prisma ∞P als $+\infty P$ oder $-\infty P$ zwar immer auf dieselbe Weise, aber doch mit Flächen von verschiedener Bedeutung erscheine.

Wenn man aber auch diese Ansicht für die Ableitung von ∞P im diklinoëdrischen System zu Grunde legt, so ist klar, dass man dennoch immer Prismen mit ungleichartigen Seitenflächen erhalten wird, indem sie entweder $\infty P'$ oder ∞P sind.

Es ist aber nicht wahrscheinlich, dass eine solche Verschiedenartigkeit der Flächen in den verticalen rhombischen Prismen des diklinoëdrischen Systems existirt.

7) Nickelglanz.

G. Rose *) führt unter den Mineralien des tesseralen Systems, welche zu der parallelfächigen hemiédrischen Abtheilung gehören, auch den Nickelglanz an und bemerkt, dass man zwar die Flächen des Pyritöders oder Pentagondodekaeders noch nicht an ihren Krystallen gefunden habe, dass sie aber wahrscheinlich vorkommen, da alles darauf hindeute, dass diese Specien mit dem Kobaltglanz isomorph seien. — Breithaupt **) bezweifelt das Vorkommen hemiédrischer Gestalten am Antimonnickelkies oder Nickelantimonglanz, weil er an einer Varietät von Ebersdorf im Reuss-Lobenstein'schen eine Combination des Oktaeders und Hexaeders mit den Flächen des Rhombendodekaeders wahrgenommen hat.

Ich habe indessen an Krystallen von daher, nämlich von Sparberg, welche ich als *Nickelglanz* (Nickelarsenikglanz) bestimmte, die Flächen des Pentagondodekaeders in Combination mit dem Oktaeder beobachtet. Diese Flächen sind zwar sehr klein, doch liess sich unter der Lupe mit dem Reflexionsgoniometer sogar der Winkel von $126\frac{1}{2}^{\circ}$ annähernd messen.

Wenn man den Nickelglanz mit Salpetersäure zersetzt und die Auflösung mit Aetzammoniak im Ueberschusse versetzt, so zeigt sich nicht immer die dem reinen Nickeloxyd eigenthümliche saphirblaue Färbung der ammoniakalischen Flüssigkeit, sondern sie erhält eine grünliche oder bräunliche Farbe. Auch mancher Nickelantimonglanz verhält sich so. Der Grund davon ist ein Gehalt dieser Erze an Eisen und Arsenik. Es bildet sich bei der Auflösung arsenichtsaurer Eisenoxydul, welches in Ammoniak auflöslich ist und die Färbung des Nickeloxyds verändert. Man kann aber die blaue Färbung leicht hervorbringen, wenn man der sanern Auflösung so lange eine Auflösung von Chlorkalk zusetzt, bis ein Präcipitat zu entstehen anfängt und dann mit Aetzammoniak in Ueberschuss fällt. Es entsteht dann ein Niederschlag von arseniksaurem Eisenoxyd und die ammoniakalische Flüssigkeit zeigt die Reaction des eisenfreien Nickeloxydes.

*) Elemente der Krystallographie. S. 144 u. 155. 4

**) Schw.-Süd. Jahrb. Bd. VIII. H. 8. 1833.

II.

*Die technisch-chemische Untersuchung des
Rohsalpeters,*

von

Dr. MORITZ MEYER.

Die sehr verschiedenen Mengen verschiedener Beimengungen, welche mit dem salpetersauren Kalk, so wie es im Handel, oder aus Salpeterplantagen und Siederalen geliefert wird, vorkommen, haben schon wiederholt Vorschläge, sich auf eine leichte, vom Techniker mit geringen Mitteln auszuführende Weise von dem wirklichen Salpetergehalt des Rohsalpeters überzeugen zu können, entstehen lassen; alle diese Methoden entsprachen aber dem Zwecke nicht, indem sie keine zuverlässigen und genauen Resultate gaben. Ich habe ihre Mängel ausführlicher in einer kürzlich erschienenen Schrift *) angeführt; erlaube mir daher sie hier nur kurz zu bezeichnen:

1) *Die Riffault'sche in Frankreich übliche Probe.* Man wäscht eine Salpeterprobe wiederholt mit einer gesättigten Salpeterauflösung, trocknet und wäscht den Rückstand, bestimmt so den Verlust an fremden Salzen, die durch das Auswaschen aufgelöst sein sollen, und rechnet dann noch 2 Prozent für organische und unauflösliche Beimengung ab. Diese Probe ist deshalb falsch, weil, wenn Chloratrium im Rohsalpeter enthalten ist, die gesättigte Salpeterlösung von Neuem Salpeter aufnimmt, Chlorkalium dagegen gar nicht von einer gesättigten Salpeterauflösung aufgenommen wird, und nach dem Auswaschen am Rohsalpeter so viel von der Auflösung hängen bleibt, dass er nach dem Trocknen um noch 2 Prozent schwerer wird als er sein sollte, man also mindestens 4 statt 2 Prozent abrechnen müsste.

2) *Die von Schwartz vorgeschlagene in Schweden übliche Methode.* Man schmilzt den Salpeter, giesst ihn in Tafeln und zerbricht diese; an der Textur erkennt man, wie viel Kochsalz der Salpeter enthält. Sie reicht nur bis 4 Prozent

*) Die Kriegsfuerwerkeret nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft. Berlin, Schlesinger.

Beimengung, stimmt nur für Kochsalz, und lässt selbst dann sehr viel Willkür zu.

3) *Die von Huss vorgezeichnete Methode.* Man löst eine bestimmte Menge Rohsalpeter in Wasser von bestimmter Temperatur auf, und beobachtet den Temperaturgrad, wenn die erste Krystallisation eintritt; da diese aber von der Auflöslichkeit des Salpeters abhängt, und diese wieder je nach den Beimengungen im Rohsalpeter eine andere ist, so stimmt auch diese Probe nicht, zumal da kleine Abweichungen in den Gefässen die Krystallisation beschleunigen oder verzögern.

4) *Die von Gay-Lussac vorgezeichnete Probe.* Man mischt eine abgewogene Quantität Salpeter mit halb so viel Kohle und 4 Theilen Kochsalz, glüht und bestimmt die gebildete Menge kohlensaures Kali durch Neutralisiren mit einer Schwefelsäure, deren Kapazität man kennt. — Hierbei wird absichtlich zugesetztes kohlensaures Natrium mit als Salpeter gerechnet, eben so das in der Kohle enthaltene kohlensaure Kali; auch ist es schwer, das Spritzen beim Aufbrausen des Neutralisirens zu verhüten.

Als zuverlässiger kann ich dagegen folgende Methode empfehlen. Man löst eine kleine Quantität Rohsalpeter in destillirtem Wasser auf, giebt etwas Salpetersäure zu, um etwa vorhandene kohlensaure Salze zu zersetzen, und reagirt nun mit Chlorbaryum auf Schwefelsäure.

Zeigt sich keine Reaction, so wägt man eine Quantität Roh-Salpeter genau ab mit aller Feuchtigkeit und wie er sich überhaupt zur Probe bietet, mengt ihn mit der Hälfte zerriebenen Schwefel (*nicht Schwefelblumen*, da diese oft freie Schwefelsäure enthalten) und 5 Theilen Chlornatrium, das frei von schwefelsauren Verbindungen ist. Das Gemenge wird imig abgerieben, und nun in einem Porzellantiegel so lange geglüht, bis die sich bald zeigende Flamme wieder verlöscht, und die sich kräuselnde Salzmasse wieder ganz weiss geworden. Man legt diese Masse noch heiss in destillirtes Wasser, giebt etwas Salpetersäure zu, und filtrirt noch heiss, wenn die Flüssigkeit von dem sich aus salpetersaurem Kalk bildenden Gips und Sand, u. s. w. unklar sein sollte. Dann giesst man Chlorbaryum-Auflösung hinzu, filtrirt den schwefelsauren Baryt, glüht, wägt und rechnet auf 122,8 Theile schwefelsauren Baryt 100 Journ. f. prakt. Chemie. 1, 2.

Thelle salpetersaures Kali, woraus der wirkliche Gehalt in der Probe sich sehr leicht und sicher ergibt.

Zeigte sich bei der vorläufigen Reaction Schwefelsäure im Rohsalpeter, so wägt man 2 gleich schwere Portionen Rohsalpeter ab, füllt aus der einen nach Zusatz von Salpetersäure die Schwefelsäure mit Chlorbaryum und verfährt mit der andern wie eben gesagt. Beim Bestimmen des Gewichts des aus der letzteren (geglühten) Portion erhaltenen Menge schwefelsauren Baryts, legt man die aus der erstern erhaltene als Tara auf die Gewichtsschale, und bestimmt nur den Ueberschuss, aus dem man den Gehalt an salpetersaurem Kali berechnet.

III.

Analyse eines Salzes, welches in der Ursprungshöhle der Badner Heilquellen vorkommt,

von

Dr. J. R. Joss.

In der Höhle des sogenannten Ursprungs zu Baden bei Wien wird ein ausgewittertes Salz in grosser Menge vorgefunden, welches folgende physische Eigenschaften besitzt: Es ist trocken, von gelblich-weißer Farbe, in zarten verworrenen Nadeln büschelförmig krystallisirt, leicht zerreiblich und mit sichtbar eingesprenkten Schwefelatomen gemengt.

Es schmeckt und reagirt sauer, ist sehr leicht in Wasser mit Rücklassung des Schwefels und der andern mechanischen Verunreinigungen löslich, es schmilzt bei $+ 80^{\circ}$ R. an den Kanten, stärker erhitzt bläht es sich auf, glüht dann unter Verbrennung des Schwefels, schmilzt wie Wasser und trocknet endlich zu einer weissen lockern Salzmasse ein, welche am Grunde des Tiegels rüthlich ist, und sich mit Rücklassung eines rostbraunen Pulvers (Eisenoxyd) in Wasser vollkommen wieder auflöst.

20 Grane des Salzes verloren, auf diese Art geglüht, 11 Grane, und zeigten in drei Versuchen ein und denselben Verlust. Durch eine vorläufige qualitative Untersuchung wurden in diesem Salze folgende Bestandtheile ausgemittelt:

- a) Schwefel; bloss mechanisch beigelegt, selbst andernzufälligen Verunreinigungen, als Staub etc.
- b) Schwefelsäure,
- c) Aluminiumoxyd oder Thonerde,
- d) Eisenoxydul,
- e) Wasser,

Das letztere wurde durch wiederholtes Trocknen im Wasserbade gefunden und das Gewicht desselben nicht eher bestimmt, als bis nach mehreren Wägungen kein weiterer Gewichtsverlust bemerkt war.

Das auf diese Weise getrocknete Salz wurde nun in Wasser aufgelöst, um den Schwefel sammt den andern Beimischungen durch ein Filter zu trennen. Das Filtrat wurde darauf mit Salpetersäure gekocht, um das Eisenoxydul in Oxyd zu verwandeln; die Flüssigkeit dann abgedampft, eingetrocknet und mit durch Salzsäure geschärftem Wasser aufgelöst, filtrirt und die Schwefelsäure durch Fällung mit salzsaurem Baryumoxyd bestimmt. Die vom gebildeten schwefelsauren Baryumoxyd abfiltrirte und vom überschüssig zugesetzten Chlorbaryum befreite Flüssigkeit wurde jetzt mit den Abflusswässern vereinigt, etwas concentrirt, und durch im Ueberschusse zugesetztes basisch-carbonsaures Ammoniak, das Eisen- und das Aluminiumoxyd gefällt.

Das Aluminiumoxyd wurde jetzt durch Behandlung mit Aetzkalk vom Eisenoxyd getrennt, letzteres gut ausgewaschen, diese Abflusswässer mit der alkalischen Flüssigkeit vereinigt, das Ganze mit Salzsäure neutralisirt und das aufgelöste Aluminiumoxyd neuerdings durch basisch-carbonsaures Ammoniak gefällt. Die gefundenen Bestandtheile betragen zufolge der Analyse aus 40 Theilen Salz:

	in 40 Thl. also in 100 Thl.	
Schwefel und fremde Beimischungen	0,350	0,875 = 0,88
Schwefelsäure	15,082	37,705 = 37,70
Thonerde	2,200	5,500 = 5,50
Eisenoxydul	2,935	7,338 = 7,34
Wasser	18,400	46,000 = 46,00
Verlust	0,033	0,083 = 0,08
	<u>39,000</u>	<u>100,000 = 100,00</u>



IV.

Ueber die Quellwässer des sächsischen Erzgebirges, so wie über die atmosphärischen Wässer.

Vom

B. C. B. Prof. W. A. LAMPADIUS.

Erster Abschnitt.

Eintretende Bemerkungen über das verschiedene Verhalten der Erzgebirgischen Quellwässer, und der in verschiedenen Zeiten fallenden atmosphärischen Wässer, so wie über die zu ihrer Prüfung anzuwendenden chemischen Hilfsmittel und Apparate.

Zu der im Folgenden mitzutheilenden genauern Prüfung erzgebirgischer Quellwässer und der atmosphärischen wässrigen Niederschläge wurde ich schon seit geraumer Zeit auf mannigfache Weise veranlasst. Bald fand sich hier oder da ein Quellwasser, mit welchem man vorzugsweise die Geschäfte des Bierbrauens, des Brauntweilabrennens, des Bleichens u. d. m. gut durchzuführen angah, während andere ähnliche Wässer, die auf die gewöhnliche Weise mit Reagentien bearbeitet keine bedeutende Verschiedenheit zeigten, zu denselben Geschäften nicht gut anwendbar sein sollten. Zuweilen wurden Wässer des Erzgebirges, wie z. B. vor mehreren Jahren ein Wasser ohnweit Zwönitz, als ausserordentliche Heilwässer empfohlen. Sie wurden von Kranken in der Nähe und aus der Ferne umlagert. Chemische Analysen wiesen aber wenig oder nichts von besonders Bestandtheilen in ihnen nach, und so wurde unter andern der Gebrauch des Zwönitzer Wassers durch die medicinische Pöbelzettel untersagt.

In technischer Beziehung zeigten sich ebenfalls merkwürdige Verschiedenheiten in Hinsicht auf den Gebrauch verschiedener Quellwässer. Man liess Brauer, welche auf einem Rittergute ein sehr gutes Bier gebraut hatten, auf ein andres kommen und ihr nach gewohnter Weise betriebenes Braugeschäft wollte ihnen auf dem neuen Platze nicht gelingen. Die Schuld wurde auf das Wasser geschoben, und doch zeigte sich bei

der chemischen Prüfung desselben kein Unterschied in Vergleichung mit dem des frühern Brauortes.

Mehrere berühmte Mineralwässer der Erde, wie z. B. das zu Pfoffers in der Schweiz, zeigen ebenfalls beinahe nur das Verhalten reiner Quellwässer und brachten daher schon Aerzte auf den Gedanken, etwa feinere durch chemische Reagentien nicht erkennbare Imponderabilien in solchen Wässern anzunehmen. Selbst einige Physiker, wie z. B. Kastner nahmen an, dass Mineralwässer reich an Mischungselectricität — electricischer Spannung — seien, und dass dieser Anwesenheit ungeahnter und unerkannter Imponderabilien der Haupttheil der medicinischen Wirkung solcher Wässer zuzuschreiben sei *). Dieser Ansicht widersprachen indessen andere, wie Walker **), durch dessen Widersprüche hingegen Kastner sich nicht widerlegt glaubt. Eben so zeigen sich die atmosphärischen Wässer, wie ich schon vor einem Vierteljahrhundert nachgewiesen habe, sehr verschieden. Bald trübt die salpetersaure Silberlösung dieselben ziemlich stark und sie nehmen mit dieser versetzt im Sonnenlichte die Farbe des Rothweins an, bald trüben sie sich durch dieses Reagens kaum, und werden durch die Bestrahlung lichtsbraunroth, bald endlich bleiben sie unverändert. Ich glaubte dieses Verhalten allein einem deutlich erkannten Gehalte von saurem Kalk im atmosphärischen Wasser zuschreiben zu dürfen, da namentlich auch destillirtes Wasser mit einem geringen Gehalte dieses erdigen Salzes sich im Sonnenlichte bräunt, und später sich erst ein schwärzlicher Bodensatz zeigt. Seit jener Zeit sind nun die atmosphärischen Niederschläge durch mehrere Chemiker geprüft worden, und bekanntlich fand Zimmermann im Jahre 1824, dass die von mir entdeckte Röthung des mit Silberlösung versetzten atmosphärischen Wassers einer Art von organischem Stoffe, welchen er Pyrrhin nannte, zuzuschreiben sei ***). Wenn ich, da auch mehrere andere Chemiker, wie Vogel

*) S. Wislizen und sein Heilquellen von Rollmann, und Kastner's Archiv f. Naturlehre. Bd. 1. S. 246. u. Bd. 6. S. 225.

***) S. Poggendorff's Annalen. Bd. 4. S. 60.

****) S. Jahrbuch der Chemie und Physik von Schweigger. B. 18. S. 133.

und Wiegmann, einen feinen organischen Stoff in dem Regenwasser gefunden haben, gern zugestehet, dass dieser seinen Antheil an der besagten Färbung hat, so kann ich doch nicht anders als annehmen, dass auch der salzsaure Kalk, welchen ich bei zahlreichen Beobachtungen sehr oft in dem Atmosphärwasser finde, zu derselben beitrage. Sehr interessant sind ferner die zahlreichen von Brandes mit Meteorwässern des Jahres 1825 angestellten Versuche^{*)}. Er fand durch dieselben in den bei Salzen gefallenen Wässern, Pyrrhin, Salzsäure, Kalkerde, Schwefelsäure, Natron, Spuren von Talkerde, Kohlensäure, Kali, Eisenoxyd, Manganoxyd und Spuren einer Art von Harzsubstanz.

Zuweilen, wie z. B. am 13. März 1825, zeigte das Regenwasser einen ausgezeichnet starken Gehalt an salzsauren Salzen; zu andern Zeiten, wie am 14. Oct., einen reichen Antheil Pyrrhin, Salzsäure, Natron, Kalk und Schwefelsäure; am 12. Nov. viel Pyrrhin und wenig der genannten Salze. Einige andere Male fiel, wie am 14. Aug. reines Wasser. Freie Salpetersäure, welche schon Priestley zu manchen Zeiten im Meteorwasser will bemerkt haben, so wie Nickeloxyd oder Phosphorsäure liessen sich nicht auffinden. Ausser den im Meteorwasser gelöst oder höchst fein zertheilten Substanzen setzte dasselbe noch oft verschiedenartige flockige, pulverichte, fadige, silzige und häulige Sedimente ab, wobei es mir aufgefallen ist, keinen Gehalt an Kieselerde verzeichnet zu finden. Sehr interessant ist das Resultat der wahrscheinlichen Berechnung; dass im Jahre 1825 in der Umgegend von Salzen auf die Quadratmeile 1,230166,6 preussische Pfunde Meteorzalzmassen niedersielen, und daher sehr richtig die Schlussbemerkung S. 171, dass das Regenwasser fast nie rein, wenigstens absolut reines eine grosse Seltenheit sei, sondern dass es organische Stoffe und Salze enthalte.

Wenn daher Berzelius S. 402 seines Lehrbuches der Chemie B. 1. erste Abth. der Wöhlerschen Uebersetzung meint, der salzsaure Kalk könne, da er ein völlig feuerbeständiges Salz sei und nicht in Gasgestalt vorkomme, mit wenig Wahrscheinlichkeit im Regenwasser aufgenommen werden, so beweisen die vorstehenden Untersuchungen nicht allein den Gehalt

^{*)} 8. Jahrb. d. Phys. u. Chemie v. Schweigger. Bd. 15. 150.

dieses Kalksalzes, sondern auch den noch anderer feuerbeständigen Salze in dem Meteorwasser.

Endlich ist bei den atmosphärischen Wässern ihr Gasgehalt noch zu berücksichtigen, und auf diese Gehalte habe ich bei meinen bisherigen andern Versuchen besonders mit Rücksicht genommen. Da ich das Resultat derselben im zweiten Abschnitte dieser Abhandlung nebst der wahrscheinlichen Erklärung, woher die Meteorwässer ihre Bestandtheile erhalten, mittheilen will, so bemerke ich nur, dass wohl anzunehmen steht, dass der grösste Theil der organischen und salzigen Bestandtheile diesen Wässern durch die Gewalt der Winde aus dem Meere und dem Erdstaube (Sommerstäubchen) zugeführt werde, und dass daher auch wohl die erstern von der verschiedenen Beschaffenheit der in den feinsten Staub zertheilten Acker- und Gartenerden sein müssen.

Zu der von mir seit geraumer Zeit wieder von Neuem betriebenen Untersuchung der erzgebirgischen Quellwässer wurde ich im October des vergangenen Jahres veranlasst. Ich erhielt nämlich von einem Begüterten, Namens Martin, in dem Dorfe Zethau ohnweit Sayda im Erzgebirge, zwei Sorten von Quellwässern unter den Namen: *Sprudel* und *laufendes Wasser* zur chemischen Prüfung. Diese beiden Quellwässer sollten medicinische Eigenschaften besitzen, besonders seit längerer Zeit von den Landleuten in der Umgegend von Zethau gegen das kalte Fieber gebraucht worden sein: auch sollte man dieselben vorzugsweise zur Zeit der Erndte und bei andern erhitzen den Arbeiten ohne Gefahr einer Erkältung trinken können, und der Abfluss derselben, gab man an, befördere mehr als andere Quellwässer den Graswuchs.

Bei der Prüfung dieser beiden Wässer mit Reagentien, ergab sich nur der Gehalt einer höchst unbedeutenden Menge von salzsaurem und schwefelsaurem Kalk nebst einer Spur von salzsaurem Talk, wie ein solcher in den meisten Quellwässern unsers Gebirges zu finden ist. Der Gehalt an kohlensaurem Gase zeigte sich so geringe, dass ihn dem Wasser zugefügtes Barytwasser nicht durch Trübung verrieth, und dass nur die allmählich erfolgende Röthung der Lakmuskinctur, so wie die Lösung des essigsauren Bleioxyds auf einen solchen hindeuteten. Was mir indessen bei den fortgesetzten mannigfachen

Versuchen mit den Zethauer Wässern auffiel, war der Reichthum des durch das Sieden aus ihnen entwickelten Gases an *Sauerstoffgas*. Sie gaben durchschnittlich bei dem Anflangen des Gases über Barytwasser, welches nun bei grossen Quantitäten des zu kochenden Wassers deutlich durch das ausgetriebene Gas getrübt wurde, gegen 4 Maass p. C. eines aus 46 Maass p. C. Sauerstoffgas und 54 M. P. Stickgas bestehenden Gasgemenges. Die jedesmal mit Atmosphärgas vergleichungsweise angestellten eudiometrischen Versuche gaben 21,2 bis 21,5 Sauerstoff in demselben zu erkennen.

Wollte man wegen des in Hinsicht auf die Gewichtsmenge sehr unbedeutenden Gehalts an Kohlensäure, — er beträgt etwas über $\frac{1}{10000}$ Theil — und Salzen die Zethauer Wasser unter die Heilquellen zählen, so wären sie nur als höchstverdünnte oder homöopathische Arzneimittel zu betrachten.

Ich habe nun, durch vorgenanntes Verhalten der Zethauer Wasser veranlasst, mehrere Quellwässer der Freiburger Umgegend in Untersuchung genommen. Die speciellere Angabe der Resultate dieser Untersuchungen, so wie jene der Prüfung der Meteorwässer wird den Inhalt des zweiten Abschnitts gegenwärtiger Abhandlung ausmachen.

Ich bemerke nur vorläufig:

- a) dass sich bei den verschiedenen Wässern ein bedeutender Unterschied in Hinsicht auf ihren Sauerstoffgehalt und auf ihre Fähigkeit, das Lakmuspigment zu röthen, zeigt;
- b) dass die Fähigkeit mancher Wässer, das Lakmus zu röthen, im Verhältniss stärker als von ihrem geringen Gehalte an Kohlensäure abhängig, zu sein scheint. Dabei habe ich natürlich auf das Vorhandensein anderer flüchtigen oder nicht verdampfbarer Säuren, als Hydrochlorsäure, Schwefelsäure, Phosphorsäure, Hydrojodsäure, Boraxsäure, Humus- und Quellsäure Rücksicht genommen; aber keine Spur anderer freier Säuren entdecken können;
- c) dass einige Wässer kaum erkennbare Spuren von essig- und schwefelsauren Salzen, die zuerst nach der Eindampfung erkennbar werden, enthalten, während andre von solchen Salzen, zwar geringe, aber doch leichter aufzufindende Mengen aufgelöst haben. Nur wenige zeichnen sich durch

besondere geringe Gehalte als an schwefelsaurem Manganoxyd, kohlensaurem Eisenoxyd u. dgl. aus.

- d) Ein besonderes electricisches oder magnetisches Verhalten der Quellwässer habe ich bis jetzt, wie auch vorauszusehen war, nicht auffinden können.

In Folgendem will ich nun die von mir zur Untersuchung der Wässer anzuwendenden Prüfungsmethoden zuerst näher angeben.

1) Zur Bestimmung des *Gasgehaltes* der Wässer dient mir zur Prüfung einer geringern Menge von Wasser ein gläserner Euthindungskolben, welcher 50 Par. C. Zoll Wasser fasst. Kann ich eine grössere Menge des Wassers habhaft werden, so koche ich 25 Pfd. Leipz. in einem gut verzinnten kupfernen Kolben aus. Dabei gewinne ich den Vortheil, die Gase in ihren verschiedenen Entwicklungsperioden aufzufangen und prüfen zu können. Ich habe gefunden, dass sich bei der Erhitzung bis zum Sieden zuerst *Atmosphärgas* gewöhnlicher Art, dann *sauerstoffreicheres Atmosphärgas* nebst kohlensaurem Gase (wenn solches vorhanden ist) und gegen das Ende des Siedens das *sauerstoffreichste Gas* entwickeln. Das Sieden wird so lange fortgesetzt, bis kein Gasbläschen mehr kommt, welches gewöhnlich 8 bis 10 Minuten lang dauert.

Der gläserne Euthindungskolben ist mit einer Messingkappe, in welche ein enges 0,15 C. Z. fassendes Euthindungsrohr eingeschliffen passt, und durch eine übergreifende Schraube festgehalten wird, versehen. Dieser im Rohre eingeschlossene Gasgehalt entwickelt sich grösstentheils schon bei dem Anwärmen des Kolbens durch die Ausdehnung des Wassers und wird von dem gefundenen Gasgehalte des Wassers abgezogen.

An den grössern Euthindungskolben musste auf ähnliche Weise ein weiteres Euthindungsrohr angebracht werden, da ich ausserdem befürchten musste, Unannehmlichkeiten durch die Expansionskraft der sich bei längerem Sieden in Menge bildenden Wasserdämpfe zu begegnen. Daher fülle ich dieses weitere Rohr, wenn es in das Sperrungswasser der pneumatischen Waage am Kolben aufgeschraubt einreicht, durch eine Spritze mit destillirtem Wasser. Je nachdem es die Umstände erfordern, fange ich das Gas über frisch bereiteten destillirten Wasser oder in Barytwasser tretend, oder über Quecksilber in klei-

nern oder grössern Gasmassen auf. Bei der Messung der Gase stimme ich die Temperatur auf 10° R. und verzeichne den Barometerstand zur Zeit der Messung.

Zu der eudiometrischen Prüfung wende ich als das bequemste bei so vielen oft zu wiederholenden Versuchen ein Phosphoreudiometer an. Ich bringe in ein passliches Glaskölbehen mit breitem Boden etwa 20 Gran von Phosphoroxyd völlig befreiten Phosphor. Letztere Vorsicht ist nöthig, wenn der Versuch genau sein soll; denn ausserdem bedeckt sich der schmelzende Phosphor mit Oxyd und greift das zu untersuchende Gas langsam an. Ist das etwa 5 C. Z. haltende Kölbchen mit Nebel von Unterphosphorsäure gefüllt und hält dann wenig Sauerstoffgas mehr, so schmelze ich den Phosphor ein, und vertheile ihn im Erkalten durch Umdrehen des Kölbchens an dem Boden desselben. Darauf fülle ich das Gefäss mit destillirten Wasser und reinige die Oberfläche des Phosphors mittelst eines gestielten Pinsels von etwa in geringer Menge aufgelegtem Oxyd. Es wird nun das gemessene Gas eingefüllt und mit seinem Inhalte in ein kleines, mit Wasser gefülltes Zuckerglas gestellt.

So vorgerichtet stelle ich den Apparat, in welchem das Gas allerorten den Phosphor berührt, in eine flache, mit 30° warmen Wasser halbgefüllte Wanne, wobei die Hälfte des Apparats aus dem Wasser hervorragt. Ich lasse nun eine Stunde lang die ruhige Zersetzung des Gases vor sich gehen. Später aber giesse ich so lange immer heisseres Wasser ausssen auf den Kolbenboden, bis allmählich der Phosphor von der innern Wand des Kölbchens abschmelzt, und in das Sperrungswasser des Zuckergläschens niederfällt. Nach gehöriger Abkühlung der Vorrichtung messe ich nun endlich das Gas nach einigem Schütteln mit Wasser zur Bestimmung der Menge des absorbirten Sauerstoffgases. Der Fehler, welcher sich bei dieser eudiometrischen Prüfung einschleichen könnte, würde eine geringe Vermehrung des rückbleibenden Gasvolumens durch ein wenig gebildetes Phosphorazotid sein. Da indessen die Gase aller Wässer auf die gleiche Art behandelt, auch von Zeit zu Zeit Gegenproben mit Atmosphärgas angestellt werden, die immer zwischen 21 und 22 Maassprocent Sauerstoffgas an-

geben, so kann dieser Fehler bei den in Rede stehenden Versuchen für unschädlich erachtet werden.

2) Um die das Lakmuspigment röthende Kraft der Wässer genau zu bestimmen, bereite ich mir eine Lakmuspinctur von immer gleicher Stärke aus 500 Gran Lakmas und 6000 Gran siedendem destillirtem Wasser; nehme jedesmal 30 Gran von dieser Tinctur, giesse sie unter 2 Pfund des zu prüfenden Wassers und beobachte die Farbenveränderungen mit Berücksichtigung der Zeit und der Quantität der Tinctur, welche bis zur völligen Bläuung des Wassers nöthig ist. Es wird nur dann erst eine neue Dosis Lakmuspinctur hinzugefügt, wenn sich die letzt hinzugefügte Dosis noch geröthet hat.

Beispielsweise siehe eine solche Beobachtung aus meinem Journale hier:

Wasser des Kreuzbrunnens aus Gneisgebirge, dicht bei Freiberg (den 10. Dec. 1833).

a. Quantität der Lakmuspinctur.	b. Art der Bläuung.	c. Zeit, in welcher die Bläuung erfolgte.
1. 30 Gran	licht kirschroth	nach 17 Secunden
2. desgleichen	desgleichen	— 17 —
3. —	dunkel kirschroth	— 18 —
4. —	ebenso	— 19 —
5. —	etwas dunkler	— 26 —
6. —	ein wenig carmoisinroth	— 32 —
7. —	etwas	— 39 —
8. desgleichen	nach und nach dunkler carmoisinroth	8. 41 —
9. desgleichen		9. 60 —
10. desgleichen		10. 67 —
11. —	etwas violet	— 75 —
12. —	etwas mehr violet	— 85 —
13. —	fast unverändert	— 100 —
14. —	höch unverändert.	

Es waren mithin 300 Gran Lakmuspinctur erforderlich gewesen, um 2 Pfunden Wasser die röthende Kraft völlig zu nehmen.

Andere Wässer bedurften 295, 100, bis herunter auf 20 Gran der Lakmuspinctur, und viel andere werden gar nicht geröthet.

3) Zur Vergleichung der röthenden Kraft der Wässer in Vergleichung mit ihrem Gehalte an Kohlensäure müssen grös-

sere Quantitäten des Wassers verwendet werden, wenn der Versuch auf einige Genauigkeit Anspruch machen soll. Ich röthete 16 Pfd. desselben zuvor durch Lakmustractor in geringerer Menge und beobachte nun, wie viel von einer in Hinsicht auf ihren Gehalt genau bestimmten Menge von basisch kohlensaurem Kali in Wasser gelöst nöthig ist, um die blaue Farbe des gerötheten Wassers wieder herzustellen. Bei der Untersuchung des oben genannten Kreuzbrunnens verbrauchte ich auf 16 Pfund desselben 22,1 Gran basisch kohlensaures Kali = 15,03 reines Kali, welches die geringe Menge von 1,2 auf 10000 Theile des geprüften Wassers beträgt.

Dieselbe Menge Wasser, welche mithin nur etwas über ein Zehntausendtheilchen Kohlensäure enthält, röthete dennoch 3120 Gran Lakmustractor von obiger Stärke, ohne dass eine andere bekannte Säure mit im Spiele gewesen wäre.

Auffallend wird man es bei der Prüfung solcher Wässer finden, dass nach dem ersten Zugießen der Lakmustractor jedesmal zuerst völlige Bläue bleibt, und sodann plötzlich nach kürzerer oder längerer Zeit die Röthe sich verbreitet. Es ist als hätten sich die Atome zuerst gesucht und dann plötzlich gefunden.

4) Die Untersuchung der Wässer auf irgend eine flüchtige Säure ausser der Kohlensäure wird durch zweierlei Arten der *Destillirapparate* unternommen. Besitze ich nur geringere Mengen des Wassers so wird dasselbe in einer gläsernen Geräthschaft mit inhalirter Vorlage destillirt, und der Tubus dieser Vorlage wird entweder in Barytwasser geleitet, oder zum Auffangen des entweichenden Gases eingerichtet. Mehrere der Quellwässer in Freiberg und dessen näherer Umgebung habe ich in der Quantität von 150 Pfd. destillirt.

Hierzu dient mir eine gut verkalte Destillirblase, die mit dem aus mehreren Schriften bekannten *Kühlscheibenapparate* versehen ist. Bei einigen dieser Versuche machte ich das Wasser des Kühlfasses der stärkern Abkühlung wegen schwach schwefelsauer, und liess zerstücktes Eis in dasselbe eintragen.

Alle von mir bis jetzt untersuchten Wässer haben durch die längere Siedung ihre Eigenschaft, das Lakmuspigment zu röthen, verloren, und mithin keinen Gehalt einer freien, nicht destillirbaren Säure gezeigt. Ausser geringen Gehalten von

Kohlensäure habe ich in den Destillaten ebenfalls keine andere Säure finden können. So wurden z. B. 150 Pfd. des schon maasshaft gemachten Wassers des Krenschennons stark abgekühlt und destillirt. Das übergehende Wasser wurde portionenweise gesammelt, und dabei folgendes beobachtet:

- a) Die erste Portion Wasser, welche vor dem Sieden des Wassers in der Blase abtröpfelte, war reines Wasser und wog 15 Loth.
- b) Das nun bei dem Anfange der eigentlichen Destillation kommende erste Pfund Destillat rüthete sogleich die Lakmuspapier; gab mit Barytwasser einen Niederschlag von kohlensaurem Baryt und mit essigsaurem Bleioxyd eine Trübung durch kohlensaures Blei veranlasst.
- c) Das zweite Pfund des Destillats verhielt sich noch eben so, jedoch etwas schwächer reagirend.
- d) Die nun folgenden Destillate wurden ebenfalls portionenweise bis zum 50sten Pfunde geprüft und als reines Wasser gefunden.
- e) Das bis auf $\frac{2}{3}$ abdestillirte Wasser in der Blase wurde nach der Abkühlung geprüft. Es zeigte sich noch ganz klar, rüthete Lakmus nicht mehr, gab aber mit essigsaurem Blei noch einen Niederschlag, welcher sich zum Theil mit Aufbrausen in dünner Salpetersäure auflöste, zum Theil unauflöslich blieb, sich mithin als ein Gemenge von kohlensaurem und schwefelsaurem Bleioxyd charakterisirte. Natürlich vermuthete ich nun in dem gekochten Wasser basisch kohlensaures Natron oder Kali; fand aber keine Reaction durch den empfindlichen Brannkohlenaufguss auf ein Alkali. Ob nun diese Kohlensäure an Kalk, oder Talk neutral gebunden, ohne das Wasser zu trüben, fein mechanisch zertheilt in dem Wasser schwimmt, muss durch weitere Versuche, welche mich noch weiter beschäftigen sollen, ausgemittelt werden. 50 Pfund des mehrere Stunden in der Blase gekochten Wassers gaben mir 30,7 Gran des getrockneten Präcipitats mit der Lösung des essigsauren Bleioxyds.

5) Die Reagentien deren ich mich vorzugsweise zur Aufsuchung der in den Wässern gelösten Bestandtheile bediene, sind:

- n) die schon erwähnte *Lakmulindecolor* und der *Braunkohlenaufguss* als freie Säure und basische Alkalien andeutend.
- b) *Barytwasser* für freie und gebundene Kohlen- und Schwefelsäure. Mit diesem vergleichungsweise:
- c) die Lösung des *salpetersauren Baryts*.
- d) Die Lösung des *essigsäuren Bleioxyds* als höchst empfindlich für Kohlensäure, ausserdem als Reagens für Schwefel- und Phosphorsäure.
- e) *Salpetersaures Silberoxyd* in 8 Theilen Wasser gelöst, als Reagens auf Hydrochlorsäure und deren Verbindungen, so wie auf das als eigene Substanz angenommene Pyritin.
- f) *Kleines Ammoniaklösung* auf Kalksalze.
- g) *Alkohol* zu 90° auf Gips und harzige Substanz.
- h) *Phosphorsaures Natron* mit etwas überschüssigem Natron auf *Lithion*, von welchem ich Spuren in einigen unserer Quellwässer fand.
- i) *Aetzammoniak* auf Talk- und Thonerde in Säuren aufgelöst; zuweilen *Aetzkali*.
- k) *Eisenblausaures Kali*, auf Eisen und Mangan.
- l) *Hydrothionsaures Ammoniak*, welches durch die sauerstoffreichern Wässer schneller milchicht als durch die sauerstoffärmeren wird. Eben so gelben die erstern schneller die Eisenoxydulösolution als die letztern.
- m) *Hydrochlorsaure Platin- oder Iridauflösung*. Letztere ist noch empfindlicher auf salzsaures Kali und Ammoniak als erstere.

Dass nach Beschaffenheit der Umstände noch besondere Reagentien gebraucht werden, versteht sich von selbst. Alle Wässer werden frisch und nach dem Aufkochen — wenigstens die Quellwässer — probirt. Bei den meisten ist eine Eindampfung bis auf $\frac{1}{20}$ nöthig, um manche Bestandtheile deutlich erkennbar zu finden. Wässer, welche durch ihr Verhalten gegen die Reagentien hindeuten, dass man hoffen darf, ihre Bestandtheile quantitativ angeben zu können, werden durch Abdampfung in der Quantität von 10 bis 20 Pfl. concentrirt, und entweder ihr gesamter Rückstand auf der tarirten Abdampfschale gewogen und dessen verschiedene Bestandtheile nach Wahrscheinlichkeit nur geschätzt oder der Rückstand wird wieder solvirt und analytisch behandelt.

6) Endlich wurden auch einige Versuche in Bezug auf das electricische Verhalten solcher Quellwässer angestellt, welche die Lakmusröthende Eigenschaft in einem höhern Grade zeigten, als man nach ihrem Kohlensäuregehalte hätte erwarten sollen. Sie fielen sämmtlich negativ aus. Es bleibt daher vor der Hand nichts übrig, als anzunehmen, dass ein schwach kohlensaures, aber an Sauerstoff reiches Quellwasser das Lakmuspigment stärker als kohlensaures Wasser von demselben Gehalt allein röthe, oder dass die Empfindlichkeit einer starken Lakmuslactur gegen Kohlensäure so weit geht, dass 3120 Gran derselben noch durch $\frac{1}{10000}$ Theil Kohlensäure geröthet werden. Da ich, so viel es mir meine Geschäfte erlauben, die in Rede stehenden Untersuchungen stets fortsetze, so bitte ich, vorstehende Mittheilungen einstweilen als ein Vorwort der Hauptarbeit, welche den zweiten Abschnitt dieser Abhandlung ausmachen wird, und nach einigen Monaten erfolgen soll, aufzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

1) Ueber einige anomale Affinitätserscheinungen u. s. w.

VON
J. W. DOKERREINER.

Wenn eine Auflösung von schwefelsaurem Kalk und Chlor-natrium bis zur Trockene abgedampft oder ein pulveriges Gemenge von beiden Salzen stark mit Wasser befeuchtet und bei gelinder Wärme ausgetrocknet wird, so entsteht immer eine kleine Menge Chlorcalcium und eine derselben entsprechende Quantität schwefelsaures Natron. Beide Salze lassen sich auf die bekannte Art, nämlich durch Behandlung des Evaporats erst mit siedendem Weingeiste und dann mit Wasser, von einander trennen und, nach Entfernung ihrer Auflösungsmittel u. s. w., durch Vermischen mit einander wieder in schwefelsauren Kalk und Chlor-natrium verwandeln.

Jene anomale Erscheinung *) ist wahrscheinlich bedingt durch die Tendenz des Gipses, mit schwefelsaurem Natron ein Doppelsalz — den Glanberjt — zu bilden; sie muss beim Analysiren solcher salinischer Mineralwässer, welche Gips und Chlor-natrium enthalten, berücksichtigt werden, wenn die Resultate der Untersuchung der Wahrheit entsprechen, d. h. die *wahre* chemische Constitution des Wassers angeben sollen.

§ 1. Behandelt man ein pulveriges Gemenge von Gips und Chlor-natrium unmittelbar (d. h. ohne vorhergegangene Befeuchtung mit Wasser) mit siedendem Weingeist, so findet keine Zersetzung dieser Salze statt. Aber eine aus gleichen Atomen beider Salze zusammengeschmolzene Masse, welche anfangs sehr hart ist, wird an der Luft bald mürbe und zuletzt feucht,

*) Ich nenne sie so, weil geschrieben steht und allgemein bekannt ist, dass Chlorcalcium und schwefelsaures Natron nicht neben einander bestehen können, ohne sich gegenseitig zu zersetzen.

was von einer kleinen Menge gebildeten Chlorcalciums herrührt. Dass schwefelsaure Magnesia und Chloratrium sich gegenseitig leicht zersetzen d. h. sich zu schwefelsaurem Natron und Chlormagnesium ausgleichen, ist längst bekannt. Erhält man daher bei der Analyse eines Mineralwassers diese 2 letztern Salze in gleichen Verhältnissen d. h. von jedem derselben ein Atom, so darf man annehmen, dass sie aus schwefelsaurer Magnesia und Chloratrium hervorgegangen sind.

Ich habe vor vielen Jahren gegen Herrn Hofrath Brandes in Beziehung auf die von ihm ausgeführte Analyse des Pyromonter Mineralwassers die Vermuthung ausgesprochen, dass vielleicht beim Abdampfen eines Wassers, welches sauren kohlensauren Kalk und schwefelsaures Natron aufgelöst enthält, kleine Mengen von kohlensaurem Natron und schwefelsaurem Kalk gebildet werden können, und Brandes hat, so viel ich weiss, diese Vermuthung geprüft und bestätigt gefunden ^{*)}.

Es giebt also mehrere anomale Affinitäts-Aeusserungen, welche beim Analysiren eines Mineralwassers eintreten und Verbindungen veranlassen können, die im Wasser nicht präexistiren, gleichwohl aber als Bestandtheile desselben betrachtet werden, wenn man unterlässt, jene zu berücksichtigen. Die nach Berzelius's Vorschrift ausgeführte Analyse einer Auflösung von etwa 100 Th. Kochsalz, 50 Th. Gips und 10 Th. Bittersalz in Wasser, ist recht geeignet, das Gesagte zu bestätigen und zugleich die Genauigkeit u. s. w. eines angehenden Analytikers zu prüfen.

Ich füge diesen kleinen Bemerkungen die Nachricht bei, dass die vor 5 Jahren von mir in dem Ronneburger Mineralwasser entdeckte organische Säure in den meisten ihrer Eigenschaften mit der jüngst von Berzelius entdeckten Quellsäure übereinkommt und sich von dieser vielleicht nur darin unterscheidet, dass ihre noch feuchten Verbindungen mit Kalk und Natron an der Luft allmählig Sauerstoff anziehen und dadurch zum Theil in quellsalzsäure und salpetersäure Salze

^{*)} Mir selbst hat es jedoch nicht recht gelingen wollen, diese Vermuthung vollkommen zu verificiren, woran aber vielleicht der Umstand Schuld ist, dass ich nur mit einigen Unzen Flüssigkeit experimentirte.

Dbr.

verwandelt werden; worauf sie, nach völligem Austrocknen, beim Erhitzen verpuffend verbrennen.

Die aus 1 Vol. atmosphärischen Stickgas, 1 Vol. Sauerstoffgas und 1 Vol. Wasserstoffgas gebildete Gas Mischung wird in meinen Verpuffungsröhren durch die electricen Funken stets entzündet, wenn diese am untern Ende offen und nur mit Wasser gesperrt bleiben, aber nicht immer, wenn sie mit einem luftdicht schliessenden Kork verschlossen werden, wo dann das eingeschlossene Gasgemenge mehr oder weniger zusammengepresst ist. Sollte vielleicht dieser letzte Umstand, von dem ich schon früher*) angezeigt habe, dass er sehr oft die Entzündung des Knallgases durch den electricen Funken verhindert, in den von Bezzellius mit dem Porcia-Stickgas angestellten Versuchen statt gefunden haben? Oder besitzt dieses Gas selbst die Eigenschaft, die Zündbarkeit des Knallgases bis auf einen gewissen Grad zu vermindern?

2) Das Platin als reines Oxytrophon (Sauerstoffgassauger) erkannt

VON

J. W. DOEBBERNER.

Das durch organische Substanzen z. B. Alkohol, Zucker, Weinsäure oder Ameisensäure reducirte Platin nimmt beim Trocknen an der Luft bloß Sauerstoffgas, aber kein Stickgas, oder doch nur äusserst wenig von diesem auf und beladet sich damit so stark, dass man das Product (d. h. den Platinmohr) als ein mechanisches Suboxydul betrachten kann. Das Sauerstoffgas ist in demselben so sehr verdichtet, dass es nicht bloß den Alkohol zu Sauerstoffäther und Essigsäure, sondern auch die Ameisensäure zu Kohlensäure oxydirt. Aus dem Volumen der letztern findet man, wenn es mit 2 dividirt wird, das Volumen des im Platinmohr vorhanden gewesenen Sauerstoffgases (**).

*) In Schweigger-Seidel's Jahrb. für Chemie etc.

**) Dieses Verhalten der Ameisensäure gegen Platinmohr beweist, dass in der durch letztern aus Alkohol erzeugten Essigsäure keine Ameisensäure enthalten sein könne: denn diese würde sogleich zu Kohlensäure oxydirt werden. Aber in jenem Prozesse der Essigsäurebildung entwickelt sich keine Spur von Kohlensäure.

1 Cubikzoll des nach Edm. Davy's Methode bereiteten Platinmohrs (= 4608 Gran, wenn nämlich das specifische Gewicht desselben nach Liebig = 16 gesetzt wird) nimmt beim Trocknen nahe 250 Cubikzoll Sauerstoffgas auf. Wenn dieses Volumen Gas bis auf $\frac{1}{4}$ Cubikzoll verdichtet gedacht wird, so unterliegt es einer verdichtenden Kraft, welche dem Drucke von 1000 Atmosphären gleich ist.

Der durch Alkohol oder Ameisensäure entsauerstoffte Platinmohr beladet sich an der Luft schnell wieder mit Sauerstoffgas, und hierauf beruht seine unausgesetzte oxydierende Thätigkeit in dem von mir angegebenen Essigsäurebildungsapparat, so wie die fortdauernde Wärmeentwicklung während des Processes dieser seiner Thätigkeit.

Das Wasserstoffgas, welches der (mit Wasser befeuchtete) Platinmohr absorhirt, wird nicht von dem Platin, sondern von dem in diesem verdichtet enthaltenen Sauerstoffgase aufgenommen, denn das Volumen des von einer gegebenen Quantität Platinmohrs absorhirten Wasserstoffgases ist genau so gross, wie das Volumen des von derselben Menge Platinmohrs aus Ameisensäure erzeugten Kohlensäuregases.

Der nach meinen Methoden bereitete Platinmohr nimmt nur das 170 bis 190fache seines Volumens Sauerstoffgas auf, aber er blüzt beim raschen Erhitzen mit demselben Lichte, wie das E. Davy'sche Präparat oder wie das mit Braunstein vormengte chloresaurer Kalk im Momente seiner Zersetzung.

Ein speculativer und logisch richtig denkender Chemiker wird die ausserordentliche Sauerstoffgascapacität des Platins zu würdigen und zu noch andern Zwecken als den von mir angegebenen (bestehend in Bildung des Sauerstoff-Aethers, der Essigsäure, der rauchenden Schwefelsäure u. s. w.) zu brauchen wissen oder lernen, wenn er anfängt, sich mit dem Gegenstande selbst experimentirend zu beschäftigen.

3) *Chemische Unterauchung menschlicher Gallensteine und eines andern abnormen Inhalts der Gallenblase,*

VON

Dr. L. F. BLEY in Beraburg.

Eine 61jährige Frau litt seit etwa 3 Jahren an Gallen-

steinen und starb in Folge von Durchlöcherung der Gallenblase und Ergössung der Galle in die Unterleibshöhle.

Bei der Section fand sich in der von allem flüssigen Inhalt entleerten Gallenblase eine brechartige gelbliche Masse, welche eine grosse Menge von Gallensteinen einschloß, deren mehr als 100 Stück gezählt wurden; der grösste wog 32 Gran, die darauf folgenden 9 Gran und die kleinsten 0,50 Gran. An einigen der grösseren war deutlich eine geschobene Würfelform zu erkennen; die meisten kleinen waren Würfel mit abgeschliffenen Kanten, andere dreieckig, und nur einer der grössten war walzenförmig. Dieser grösste war 9 Linien lang und 6 Linien im Durchmesser \varnothing). Die dann folgenden hatten 3 bis 5 Linien im Durchmesser, die kleinern $1\frac{1}{2}$ bis 2 Linien. Das specifische Gewicht betrug: 1,580.

Die meisten dieser Gallensteine waren glatt wie abgeschliffen, mit einem weissen schleimigen Ueberzuge bekleidet, nach dessen Wegnahme sie aussen braun gefärbt erschienen; auf dem Bauche, der matt, etwas fettig war, zeigte sich unter der Loupe eine vierfache Lage von brauner, von gelber und weisser Substanz, mit einem Bande von rüthbrauner Farbe.

Im Mörser liess sich die Gallensteinmasse leicht zerreiben, und stellte dann ein rhabarberfarbenes Pulver dar. Im Platinlöffel schmolz sie schnell, entwickelte einen geringen Ammoniakgeruch mit einem grauen Rauche, der geröthetes Lakmuspapier wieder blau färbte, sodann einen fettigen Geruch verbreitete, mit stark russender Flamme brannte, eine lockere Kühle, und eine kleine Menge einer schmutzig weissen Asche gab, die nach einem vorläufigen Versuche aus phosphorsaurem Kalk zu bestehen schien, und von einem Metalloxyd gefärbt war. Salpetersäure löste den Aschen-Rückstand leicht auf, ohne alles Aufrausen, und zeigte eine fleischrothe Farbe. Salzsäure erschien dunkelgrün gefärbt. Schwefelblausäure, Eisencyankalium und Gallustinctur gaben kein Eisen an. Die filtrirte abgestumpfte Lösung gab mit oxalsaurem Kali einen weissen Niederschlag, mit phosphorsaurem Ammoniak ebenfalls Niederschlag, mit salpetersaurem Silber einen gelblich opalisirenden Niederschlag.

*) Den grössern habe ich selbst nicht gesehen, sondern nach der mir vom Arzte gemachten Mittheilung beschrieben; er ist jetzt in den Händen des Herrn Professor Dr. Krakenborg in Halle.

In absolutem Alkohol löste sich ein kleiner Stein fast gänzlich beim Erhitzen auf, und liess nur einige braune Blättchen ungelöst zurück. Aus der alkoholischen Lösung präcipitirte Wasser eine weisse krystallinische fettige Masse.

Demnach wären die Bestandtheile:

Ammoniak, Kalk, Talkerde, Manganoxyd und eine thierische Substanz, wahrscheinlich Cholesterin.

Quantitative Analyse.

25,0 Gran Gallensteine wurden zerrieben, mit absolutem Alkohol digerirt. Die Lösung ging wasserhell durch das Filter, beim Erkalten schied sich ein Theil fettiger Stoff in schneeweissen sternförmigen und nadelförmigen, auch blätterigen Krystallen aus, welche in der Flüssigkeit eine starke lichtbrechende Kraft zeigten. Beim Abdunsten der alkoholischen Flüssigkeit blieben 20,0 Gran weisse Substanz zurück von folgenden Eigenschaften:

Sie war leichter als Wasser, schmolz zu einer ölartigen Flüssigkeit, liess sich sublimiren, brannte mit kleiner bläulicher Flamme unter Verbreitung von einem Wachseruche. Sie löste sich in kaltem Alkohol nur in sehr kleiner Menge, dagegen sehr reichlich beim Sieden auf; auch Aether, ätherische und fette Öle lösten dieselbe auf. Mit Kalhydrat liefert sie, weder kalt, noch erwärmt, ein Lalmment, was mit Chevreul's Erfahrung übereinstimmt und den Beobachtungen Bostock's und Fourcroy's entgegen ist. Mit Aetzammoniak verseift es sich ebenfalls nicht.

Diese Substanz ist als Gallenfett, Cholesterin, zu betrachten.

Am Rande jener weissen Masse zeigte sich ein sehr kleiner Ring von gelblich grüner Farbe. Nach dem Herausnehmen der in gelinder Wärme getrockneten weissen Substanz löste sich jene Spur gelbgrünen Stoffs in Wasser auf; die Lösung besass einen bitterlich süssen Geschmack. Weitere Versuche liessen sich nicht anstellen.

Dieser Stoff kann nur als *Gallenzucker* mit *Gallenharz* und *Gallenfarbstoff*, oder nach Berzelius als *Gallenstoff*, betrachtet werden.

Der in Alkohol nicht lösliche Theil wurde mit verdünnter Salzsäure, da eine kleine Menge Salpetersäure zugesetzt

war, gekocht; es blieb nur eine kleine Menge eines weissen Stoffs ungelöst, welche mit dem Filter gesammelt, ausgewaschen und getrocknet, 0,125 Gran betrug, in Säuren unlöslich war, dagegen von Actzkali beim Schmelzen aufgenommen wurde, beim Sättigen mit Salzsäure sich unverändert wieder abschied und nichts andres als *Kieselsäure* war.

Die saure Lösung wurde mit Ammoniak abgestumpft, sodann der Kalk mit oxalsaurem Ammoniak gefällt, ausgewaschen, geglühet, mit Phosphorsäure gekocht und wieder gelinde geglühet. Es wurden 0,375 Gran phosphorsauren Kalks erhalten, als welcher er in dem Stein enthalten gewesen. Mitteltst basisch phosphorsaurem Ammoniak wurde die Talkerde gefällt, der erhaltene gewaschene, gelind geglühetete Niederschlag betrug 0,75 Gran phosphorsaurer Ammoniaktalkerde, in welcher Verbindung ich auch die Talkerde in den Gallensteinen enthalten glaube. Die zuvor erwärmete rückständige Lösung wurde mit hydrothionsaurem Ammoniak gefällt, schnell filtrirt, in Chlorwasserstoffsäure gelöst, mit kohlensaurem Kalk gefällt, filtrirt und geglühet und 0,75 Gran Manganoxyl^{*)} erhalten.

10 Gran zerrieben, zwischen Löschpapier einer gelinden Wärme ausgesetzt, bürsteten 1,40 Gran ein, welcher Verlust für Wasser zu halten ist.

Demnach sind die Bestandtheile:

Cholestrin	20,0 Gran
Gallenstoff	Spuren
Phosphorsaurer Kalk	0,375 —
Phosphorsaure Ammoniak	
Talkerde	0,250 —
Kieselsäure	0,125 —
Manganoxyl	0,750 —
Wasser	3,500 —
	<hr/> 25,0 Gran.

Untersuchung der breiartigen Substanz.

Die oben erwähnte, breiartige Masse, in welcher die Gallensteine sich fanden, war von gelber Farbe, fadem Geruch, reagirte gering alkalisch, entwickelte mit Kali Ammoniakdämpfe.

^{*)} Da auch das Manganoxylid als phosphorsaures Manganoxylid-Ammoniak löslich ist, so hätte die Abscheidung des Mangans nachher der Bestimmung der Magnesia vorzugehen müssen. D. Red.

Mit Wasser gekocht, löste sich ein Theil der Masse auf
In der Lösung bewirkte:

- *Silbersatz* gelblichen Niederschlag;
- *Platinlösung* gelben körnigen Niederschlag;
- *Kalkwasser* geringe Trübung;
- *Goldlösung*, wurde reducirt;
- *Gallustinctur*, keine Reaction;
- *Salzsaurer Baryt*, Trübung, welche Salpetersäure nicht löste;
- *Oxalsaurer Ammoniak*, keine Trübung.

Beim Abdunsten blieb eine gelbe, nur wenig klebrige Masse zurück, die in Weingeist unlöslich war, und als *Speichelstoff* mit *schwefelsaurem* und *phosphorsaurem Kali* angesehen werden muss.

Die nicht gelöste Masse wurde mit Alkohol digerirt, der eine weißlichgelbe fettige Substanz löste, von folgendem Verhalten:

In der Flamme fasste sie schnell Feuer, brannte unter fettigem Geruch mit stark russender Flamme, hinterliess wenig einer lockeren netzförmigen Kohle und kaum eine Spur Asche von weißer Farbe, welche erdige Salze und etwas salzsaures Kali oder Natron enthält. — Aether löste den Stoff auf; Schwefelsäure löste einen Theil auf und gab eine grünlich-braune Lösung. Das Uebrigste bildete eine rothbraune weiche Masse, die sich wie ein Harz verhielt. Salpetersäure bildete eine grüne Weichharz-Masse.

Die von Alkohol nicht aufgenommene Substanz schäumte mit kochendem Wasser, ohne dass sich etwas auflöste. In Salpetersäure zerfiel sie zu einem gelblichen, in Schwefelsäure schwärzlichen Brei, selbst in nicht sehr verdünnter Aetznatronlauge löste sie sich nur langsam und nicht reichlich auf, die Auflösung war grünlich gefärbt, mit Säuren versetzt, schied sich aus der Auflösung ein graugrüner pulverförmiger Stoff, der in der Flamme sich entzündete, mit kleiner, schnell verlöschender Flamme brannte und eine erdige Asche hinterliess.

Diese Substanz möchte wohl als eine Abänderung des *Fibrins* anzusehen sein.

Der *breiartige Inhalt der Gallenblase* ist demnach zusammengesetzt aus:

- Speichelstoff, mit phosphorsaurem und schwefelsaurem Kali;

Faserstoff der Blutgefässe, oder Abländerung des Fibrins, im Wasser unlöslich;

Fettiger Stoff von gelblicher Farbe.

4) *Beobachtungen über das Krystallisiren des Bleies,*

VON

J. BRAUNSDORF.

Ich hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, das Krystallisiren des Bleies beim Uebergange aus dem geschmolzenen Zustande in den festen beobachten zu können und theile hier, dazu angefordert, meine Erfahrungen mit.

In der Absicht eine Bleiplatte von circa $\frac{3}{4}$ Zoll Stärke, 3 Fuss Länge, 1 Fuss Breite zu giessen, hatte ich zwischen 2 Pfostenstücken im Lehm die Form gefertigt. Nachdem diese hinlänglich trocken geworden war, goss ich das Blei, welches soweit erwärmt war, dass es Talg sogleich entzündete, doch aber noch nicht glühete, in die Form.

Da die Form einen Riss bekam, durch welchen Blei auslief, so machte ich sie auf und fand in derselben den grössten Theil des Bleies erstarrt, einen geringen Theil aber noch flüssig.

Letzteres goss ich sogleich auf den steinernen Fussboden und sah dann, sowohl an dem abgegossenen Bleie als an dem in der Form zurückgebliebenen, plötzlich die deutlichsten Octaëder bis zur Grösse einer Erhse entstehen.

Hierdurch aufmerksam gemacht, versuchte ich die Krystalbildung zu wiederholen, und es gelang mir, obschon ich wegen besonderer Umstände, die mich in Rücksicht auf Zeit und Metallaufwand sehr beschränkten, nicht wieder so ausgezeichnete Resultate erhalten konnte, als sie mir vorher der Zufall gab.

Am besten gelangen die Versuche dann, wenn ich das Blei in einer Schale, bis zu dem Grad erhitzte, bei welchem es Talg entzündete, dann einen kalten Löffel, der etwa 8 Pfd. fassen konnte, voll schöpfte, in diesem das Blei bis zu dem möglichst geringsten Grade, bei welchem es noch flüssig ist, abkühlen liess und dann das Blei aus dem Löffel ausgoss.

Die Bleirinde, welche bei diesem Verfahren im Löffel zu-

rückblieb, war gewöhnlich mit mehr oder weniger kenntlichen Krystallen bedeckt, und auch an dem abgegossenen Bleie war oft Krystallisation zu bemerken.

Ueberhaupt scheint es, als hänge die Krystallbildung sehr von der Temperatur ab, welche das Blei in dem Momente hat, in welchem es aus dem Löffel ausgegossen wird, und ich bedauere, dass es die Umstände mir nicht erlaubten, die Verhältnisse näher zu untersuchen, welche stattfinden müssen, wenn Krystallisation erfolgen soll.

5) Ueber Chromsäure.

Von

Dr. J. R. Jöss.

Bekanntlich hat vor einigen Jahren Hr. Prof. Mainbourg *) eine neue Methode zur Bereitung der Chromsäure angegeben, welche darin besteht, dass man sich zuerst chromsauren Kalk durch Kochen von gelbem chromsauren Bleioxyd mit Kalkmilch verschafft und der filtrirten Auflösung dieses Salzes so lange Kleesäure zusetzt, bis die Flüssigkeit weder durch diese Säure noch durch Kalkwasser ferner getrübt wird; die vom gebildeten kleesauren Kalk abfiltrirte Flüssigkeit soll nun nach Hr. Prof. Mainbourg reine Chromsäure enthalten.

Ich habe die Darstellung dieser Säure nach der eben erwähnten Methode unternommen und im Anfange die Zersetzung des chromsauren Bleioxydes durch Kochen mit carbonsaurem Calciumoxyd versucht, allein vergeblich; und ich musste somit statt des letztern Kalkmilch anwenden.

Die goldgelben Flüssigkeiten mehrerer Abkochungen wurden vereinigt und filtrirt, dann aber durch die Flüssigkeit anhaltend Carbonsäure durchgeleitet; sie trübte sich jedoch nicht sehr. Die aufgekochte und neuerdings filtrirte Flüssigkeit wurde jetzt nach Hrn. Prof. Mainbourg's Methode so lange mit einer Auflösung von reiner Kleesäure versetzt, bis kein Niederschlag mehr entstand, und etwas von der Flüssigkeit mit Kleesäure versetzt selbst nach 24 Stunden nicht im geringsten getrübt wurde. Die Flüssigkeit erlangte dadurch eine rothgelbe

*) Dingler's. pol. Journ. 33. 58.

Farbe und der Niederschlag war wohl blassgelb, wurde aber durch das Auswaschen vollkommen weiss.

Aus Vorsicht prüfte ich jedoch die Flüssigkeit zuletzt mit einer Auflösung von kleeurem Kaliumoxyd, und zu meinem Erstaunen entstand abermals ein weisser Niederschlag, welcher sich bei der Untersuchung als kleeures Calciumoxyd bewährte, und somit die Gegenwart des Kalks in der Chromsäure erwies.

Die goldgelbe Flüssigkeit wurde daher bei gelinder Hitze zur Hälfte abgeraucht und der freiwilligen Krystallisation überlassen. Nach einigen Moraten fand ich zu meinem grössten Erstaunen zwar die Wände des Krystallirgefässes mit einer blumenkohl-ähnlichen Efflorescenz von Chromoxydulhydrat überzogen, aber am Grunde der Schale zwei deutlich ausgesprochene Salze krystallisirt, von denen das eine blassgelb in feinen nadelförmigen Krystallen, das andere aber morgenroth und in schönen, obwohl kleinen aber doch scharf ausgesprochenen, sechsseitigen Tafeln krystallisirt war; jedoch beide gemengt mit grünem Chromoxydulhydrat.

Da die gemeinschaftliche Krystallisation beider Salze so wie auch ihre charakteristischen Farben gänzlich mit den übrigen chromsauren Salzen übereinstimmend waren, so konnte ich nichts anderes vermuthen, als dass die Kleeensäure dem chromsauren Calciumoxyd nur einen Antheil der Basis entzogen haben könne, und dass somit die nach Hrn. Prof. Mainbourg dargestellte Chromsäure saures chromsaures Calciumoxyd sei, welches durch die Krystallisation gerade so wie alle übrigen auflöselichen chromsauren Salze in ein saures, und ein basisches Salz und Chromoxydulhydrat zerfalle.

Ich erklärte somit das morgenrothe Salz für saures, das gelbe aber für basisch chromsaures Calciumoxyd, und nahm mir die Freiheit, diese beiden Salze der im Jahre 1832 hier anwesenden Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte um so mehr zur Prüfung vorzulegen, als bis dahin die Existenz des sauren chromsauren Calciumoxyds noch unbekannt war.

Da, wie ich oben erwähnte, die beiden Salze nicht nur unter einander krystallisirt, sondern auch mechanisch mit Chromoxydulhydrat verunreinigt waren, so suchte ich sie nun durch wiederholtes Umkrystallisiren von einander zu trennen und iso-

lirt darzustellen; ich wendete aber vergebens alle mir bekannten Auflösungsmittel an, und musste zuletzt das Wasser als das beste hierzu geeignete Agens erkennen. Durch oft wiederholtes Auflösen und freiwilliges Abdampfen gelang es mir endlich, diese beiden Salze so ziemlich zu reinigen; doch absolut frei von jeder fremden Beimischung war ich sie nicht im Stande zu erhalten, weil beide Salze während der Krystallisation sich stets zum Theil wieder zersetzen; und zwar entsteht in der Auflösung des sauren Salzes fast ununterbrochen das basische Salz nebst der, weiter unten angeführten, olivengrünen Efflorescenz, und die Auflösung des gelben Salzes efflorescirt so ungemein viel Chromoxydulhydrat in olivengrünen, moosähnlichen Verzweigungen mit rothen Endspitzen, dass es ein wahres Vergnügen ist, diese Auswitterung im feuchten Zustande zu betrachten. Indessen erhielt ich dennoch durch mühsames Ausschuchen einzelne kleine Kryställchen beider Salze, aber in so geringer Menge, dass ich keine Analyse derselben zu unternehmen im Stande bin, und mich bloss darauf beschränken muss, einige Eigenschaften dieser beiden Körper anzugeben.

a) Das gelbe Salz.

Dieses Salz ist schon im kalten Wasser ungemein leicht mit goldgelber Farbe *) auflöslich, reagirt alkalisch, besitzt sehr wenig Geschmack, und wird durch Zusatz von klee-saurem Kaliumoxyd weiss getrübt, welcher Niederschlag sich ganz wie klee-saures Calciumoxyd verhält.

Der freiwilligen Verdampfung überlassen, krystallisirt es äusserst schwierig zu kleinen undeutlichen büschelförmigen Aggregaten, wird an der Luft leicht trocken, und wandelt sich sehr bald in ein bräunlich-weisses Pulver um, ganz von der Farbe des calcinirten Eisenvitriols. Es ist fast geschmacklos, und löst sich selbst im kalten Wasser wieder sehr leicht zu einer goldgelben Flüssigkeit auf.

b) Die morgenrothen Krystalle.

Diese Substanz krystallisirt in morgenrothen, deutlich ausgesprochenen Gruppen von 6seitigen Tafeln, deren Krystallform

*) Unter Rücklassung eines weisslichen Niederschlages.

wegen ihrer Kleinheit nicht bestimmt werden konnte, welche jedoch die grösste Aehnlichkeit mit den Krystallen des salzsauren Baryumoxyds zu besitzen scheinen. Der Geschmack derselben ist schwach säuerlich, dabei kühlend und dem Salpeter ähnlich, es löst sich äusserst leicht in kaltem Wasser mit rothgelber Farbe auf, und reagirt stark sauer.

In einer unten zugeschmolzenen Glasröhre erhitzt, entweicht etwas Feuchtigkeit, das Salz beginnt ruhig zu schmelzen und gesteht zu einer braunen Masse, die sich in siedendem Wasser mit Rücklassung eines olivengrünen Pulvers (Chromoxydulhydrat?) zu einer goldgelben Flüssigkeit auflöst, die noch immer stark sauer reagirt. Die Auflösung des ungeglühten Salzes geht weder mit klessaurem Kaliumoxyd, noch mit kussisch-carbonsaurem Ammoniak selbst nach 24 Stunden die geringste Trübung.

Wegen diesen letztern zu meinem Erstaunen hervorgegangenen Reaktionen bin ich daher gezwungen, die den rothen Krystallen bereits beigelegte Benennung als *saures chromsaures Calciumoxyd*, hiermit öffentlich zu reklamiren und offenherzig zu gestehen: dass ich mir die Zusammensetzung dieses Körpers nicht zu erklären im Stande bin. Denn da nach Hrn. H. Rose *) die Chromsäure sich in einer geringen Menge Wasser zu einer dunkelbraunen, die von mir erzeugten Krystalle aber zu einer rothgelben Flüssigkeit auflösen, überdies diese Säure sich nach seiner Angabe in Alkohol leicht auflöst, was mit diesen rothen Krystallen nicht der Fall ist, so kann ich selbe um so weniger für reine Chromsäure halten, als die von mir dargestellte Substanz in einem kleinen Platindigel stark roth geglüht wohl grünes Chromoxydul absetzt, aber mit der früher erwähnten braunen Masse bedeckt bleibt, welche letztere sich wieder leicht in Wasser mit gelber Farbe auflöst.

Ich habe im vergangenen Herbst den Hrn. Prof. H. Rose bei seinem Hiersein etwas von diesen rothen Krystallen übergeben, und das chemische Publikum darf hoffen, durch diesen ausgezeichneten Chemiker Aufschluss über die Natur derselben zu erhalten.

*) Dessen Handbuch der analytischen Chemie 3. Aufl. S. 274.

6) Ueber Darstellung der Mangansäure.

Von

Dr. J. R. Joss.

Ich unternahm vor einiger Zeit die Darstellung dieser Säure nach der von Fromherz angegebenen Methode, indem ich 2 Thl. salpetersauren Baryt mit 1 Thl. Manganhyperoxyd innig gemengt in einen glühenden Tiegel eintrug. Das Pulver fing allmählig an zu schmelzen, floss später unter Entwicklung von salpetersauren Dämpfen wie Wasser und trocknete endlich zu einer lockern Masse ein, die erkaltet blasig und grünlichgelb war. Sie wurde ganz fein zerrieben mit 25 Thl. Wasser zum anfühlbaren Pulver geschlemmt und durch die anhaltend bewegte Flüssigkeit während einer Stunde Kohlensäure geleitet. Der Niederschlag veränderte sich jedoch nicht im Geringsten, sondern behielt stets seine ursprüngliche Farbe.

Die abgesetzte Flüssigkeit wurde filtrirt, und das wasserklare Filtrat zur Hälfte eingekocht, wobei es sich etwas trübte. Nach dem Erkalten wurde die Flüssigkeit abermals filtrirt und zeigte bei der Untersuchung, dass sie nicht im geringsten sauer reagierte, mit Schwefelsäure sehr wenig getrübt wurde, und ganz geschmacklos war.

Um nun zu erfahren, ob vielleicht das Verhältniss unrichtig, und welches von den beiden Ingredienzien in grösserer Menge anzuwenden sei, schmolz ich zwei neue Mischungen, wovon die eine, welche ich *A* nennen will, aus gleichen Theilen salpetersaurem Baryumoxyd und Manganhyperoxyd, die andere aber, die durch *B* bezeichnet werden soll, aus 3 Theilen salpetersaurem Baryumoxyd und 1 Theil Manganhyperoxyd bestand.

Beide Mischungen wurden in bedeckten Tiegeln $\frac{1}{4}$ Stunde lang roth geglüht. *A* verpuffte gar nicht und war auch nicht geschmolzen, sondern stellte nach dem Erkalten eine grünlich-schwarze Masse dar. *B* sprühte dagegen sehr stark, stieg bedeutend empor, fiel später, schmolz sehr gut, war nach dem Erkalten apfelgrün, porös, folglich leicht zerreiblich, und lieferte, nachdem es fein zerrieben wurde, ein Pulver von prachtvoller chromgrüner Farbe.

Es wurde befeuchtet äusserst fein abgerieben, in 25 Theil-

len Wasser suspendirt, und in diese Flüssigkeit Carbonsäure geleitet, und zwar durch mehr als 2 Stunden unter stetem Umrühren. Das Pulver veränderte sehr bald seine Farbe und wurde nach und nach grünlichbraun, die Flüssigkeit aber röthete sich in eben dem Maasse immer mehr und mehr, und besass nach erfolgter Ruhe eine herrliche dunkelblaue Farbe, welche an den Kanten schön roth-violett erschien; sie wurde dekantirt, filtrirt, eine Stunde gekocht, erkaltet und durch Filtration von dem abgesetzten Manganhyperoxyd getrennt. Die Flüssigkeit röthete das Lakmuspapier erst schwach und bleichte es dann; mit verdünnter Schwefelsäure entstand gar keine Trübung, also ein Beweis, dass kein Baryumoxyd in der Flüssigkeit enthalten war.

Die ausgeschiedene Säure, welche eine orseille-blaue Farbe von ungemeiner Schönheit und Pracht besass, wurde äusserst vorsichtig concentrirt, wobei sich demungeachtet wieder Manganhyperoxyd absetzte, durch Asbestpapier filtrirt und in einem vollgefüllten Fläschchen aufbewahrt. Die Flüssigkeit trübte sich zwar nach einigen Tagen, und setzte ein rothes Pulver von der Farbe der Cochenille ab, jedoch bis jetzt (das ist bereits nach 9 Monaten) kann ich noch keine Spur einer Krystallisation an dieser Säure bemerken.

7) Ueber das Filtriren leicht zeretzbarer Körper,

von

Dr. J. R. Joss.

Um Substanzen zu filtriren, welche in Berührung mit organischen Stoffen sich so ausserordentlich leicht oxydiren, wie z. B. Chromsäure, Mangansäure oder manche Jodpräparate, bediene ich mich schon seit vielen Jahren mit dem glücklichsten Erfolge eines Filters von Asbestpapier. Das gebrauchte Filter reinige ich von flüchtigen Substanzen durch Glühen, von feuerbeständigen aber durch verdünnte Säuren. Bei etwas grössern Quantitäten der zu filtrirenden Flüssigkeit wende ich einen Glas-trichter an, dessen Oeffnung ich durch einige grössere Glas-

splitter verschlesse und dann mit einer dichten Lage von zerklüftem Asbest bedecke.

8) Brünirung der Gewehrläufe.

Man empfiehlt hierzu eine Auflösung von 1 Thl. Kupfervitriol in 4 Theilen desillirten Wasser mit $\frac{1}{2}$ eisenhaltigem Schwefeläther als weniger angreifend und dauerhaft. Man benetzt den Lauf mittelst eines Schwammes, lässt ihn trocknen, ohne die Stellen, welche unverändert bleiben, zu berücksichtigen. Nach einigen Stunden benetzt man den ockergelben Lauf mit Wasser, indem man das aufgeweichte Oxyd über den ganzen Lauf vertheilt und stellt diesen abermals zum Trocknen an die Luft. Sind nun noch einige unveränderte Stellen sichtbar und lassen sie sich durch Wiederholung des letztern Verfahrens nicht oxydiren, so betupft man sie mit obiger Beize und vertheilt nach dem Trocknen das gebildete Oxyd mit Wasser. Ist nun der ganze Lauf mit Ocker überzogen, so wäscht man ihn mit Wasser, wodurch das überflüssige Oxyd abgespült wird, trocknet und reibt ihn mit Fließpapier ab, glättet dann mit einem harten Holze und überzieht ihn mit einer Lage mit Bleiglätte gekochtem Oel. Nach dem Trocknen desselben trägt man die Politur auf. Gemeinnützige Preussische Handels und Gewerbezeitung 1834. No. 2.

9) Methode zur Prüfung der käuflichen Bleiglätte.

Hr. Ledoyen schlägt folgendes Verfahren zur Prüfung der käuflichen Bleiglätte statt des gewöhnlichen von Bontren-Chariard vor, indem durch dasselbe Spuren von Eisen und Kupfer entdeckt werden können, welche der Untersuchung auf dem gewöhnlichen Wege entgehen. Das Verfahren besteht in Folgendem: Man reibt 2 Grammen feingepulverte Bleiglätte mit 32 Grammen Schwefelsäure, die man mit den 11 bis 12fachen ihres Gewichts verdünnt hat, zusammen, und lässt sie $\frac{1}{4}$ Stunde lang unter öfterem Umrühren darauf wirken. Man filtrirt dann die Flüssigkeit ab und prüft sie mit Kaliumeisencyanür.

Hr. Ledoyen hat die englische, französische und deutsche Glätte genau untersucht und dieser Probe unterworfen.

Alle englische Glättensorten lieferten eine Flüssigkeit, in welcher das Kaliumeisencyanür einen lebhaft blauen Niederschlag gab, es fand sich aber kein Kupfer darin. Die deutsche Glätte zeigte einen veränderlichen Kupfer- und Eisengehalt, die von mattem Ansehen enthält im allgemeinen das meiste Kupfer. Wenn man der Probfüssigkeit das Kaliumeisencyanür zusetzt, geht sie zuerst in Kastanienbraun und dann in Blau über, und diess geschieht um so schneller, je mehr die Glätte Eisen enthält, die Intensität jeder Farbe hängt übrigens von der Menge der fremden Metalle ab.

Die französische Glätte unterscheidet sich von der deutschen nur wenig, doch sind die Blättchen derselben meist kleiner und glänzender und scheinen weniger Kupfer zu enthalten. Eine Glättensorte von Clichy-la-Garenne zeigte sich sogar der besten englischen Glätte gleich.

Durch diese Methode lässt sich nun zwar, wie die Herren Charlard und Pelouze bemerken, die Gegenwart kleiner Mengen von Eisen und Kupfer in der Glätte nachweisen, welche fast immer in der Glätte enthalten sind, es ist jedoch unmöglich, dieselben quantitativ zu bestimmen, was in den meisten Fällen von grösserer Wichtigkeit ist, als die blosse Nachweisung des Vorhandenseins derselben.

— *Journ. d. pharm. Janvier 1834.*

I.

Zur Geschichte des Broms,

von

Dr. J. W. J o n n s,

Supplenten der speziellen Technischen Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien.

Als ich, laut meinem Tagebuche, am 3. Januar 1826 aus 10 Pfd. ungarischem grauen Steinsalz und 8 Pfd. $11\frac{1}{2}$ Loth böhmischer rauchender Schwefelsäure, durch 6 Pfd. Wasser verdünnt, Salzsäure bereitete, bemerkte ich zu meinem grössten Erstaunen eine Erscheinung, welche mir noch niemals, obwohl ich seit 28 Jahren mehrere hundert Zentner dieser Säure erzeugt hatte, vorgekommen war^{*)}.

Das Vorschlagwasser der ersten, an den Ballon und die Sicherheitsflasche angeordneten, Woulf'schen Flasche wurde nämlich während der Absorption des salzsauren Gases dunkelgelb; doch verlor sich diese Färbung bald, und die Flüssigkeit wurde wieder wasserklar; aber die Färbung theilte sich nun der darauf folgenden Flasche mit, verschwand aber auch aus dieser schnell, und maalfestigte sich endlich in der vierten Flasche (die Sicher-

^{*)} Nachdem dieser Aufsatz schon lange geschrieben war, fand ich in meinem Tagebuche am 13. Februar 1824 bei Gelegenheit der Bereitung von Salzsäure eine Anmerkung von folgendem Inhalte: *Die Flüssigkeiten der Woulf'schen Flaschen wurden während der Destillation ganz roth vom Nelen!, welche Röthung aber bei fortgesetzter Destillation wieder verschwand.* Also schon damals sah ich das Brom, und ich bin vollkommen überzeugt, dass auch andere Chemiker diesen Körper bei solchen Gelegenheiten schon früher bemerkten.

heitsflasche mitgerechnet), deren Vorschlagwasser am Ende so rothgelb wurde, wie frisches, durch unmittelbare Zusammensetzung bereitetes Königswasser.

Da sich überdiess nach vollbrachter Operation im Retortengewölbe ein Anflug befand, welcher rüthlich und gegen den Hals zu gelb war, so konnte ich keine andere Veranuthung hegen, als dass sowohl dieser Sublimat, wie auch die rothe Färbung der Säure von dem in der Schwefelsäure enthaltenen Selen herrühren müsse; nur kam mir der Umstand sonderbar vor: dass die gefürchte Salzsäure ganz klar war, keineswegs die rothe Nüancirung des Selen, sondern eine der salpetrigen Säure täuschend ähnliche Farbe zeigte, und dass diese Flüssigkeit, selbst nach einem Zeitraume von fünfzehn Monaten, noch immer ihre intensive Farbe besass und keine Spur von rothem Selen abgesetzt hatte.

Am 19. April 1827 bereitete ich abermals ganz auf dieselbe Weise, und aus demselben Material verdünnte Salzsäure; nur wurde diessmal statt brauner rauchender, weisse Schwefelsäure angewendet. Ich bemerkte sehr bald zu meinem innigsten Vergnügen die abermalige gelbe Färbung des Vorschlagwassers der zweiten Woulf'schen Flasche, wobei der über der Flüssigkeit gebliebene Raum derselben ganz mit rothen Dämpfen erfüllt wurde, welche vom salpetersauren Gase nicht zu unterscheiden waren.

Nach Verlauf einer halben Stunde, als diese Flasche durch die Absorption des salzsauren Gases sehr erwärmt wurde, entfärbte sich die Flüssigkeit fast gänzlich; dagegen aber fing das Vorschlagwasser der nachfolgenden Flasche an gelb zu werden, ohne dass jedoch rothe Dämpfe sichtbar geworden wären. Da mit dieser Flasche noch eine dritte zur vollkommenen Absorption des entweichenden salzsauren Gases verbunden war, so leitete ich nun schnell an letztere noch eine vierte kleinere Flasche an, in welcher ich eine schwache Auflösung von basisch carbonsaurem Natriumoxyd vorschlug, um diese flüchtige Substanz, deren Natur ich nun aus der Entdeckung Barf's fast mit Sicherheit erschliessen konnte, falls sie etwa bis in die vierte Flasche gelangen sollte, zu fixiren.

Meine Vorsicht war aber unnöthig; denn die Flüssigkeit

der zweiten Flasche blieb permanent gelb, und schon in der dritten Flasche fand fast gar keine Färbung mehr statt.

Nach vollendeter Operation war das angesammelte Destillat im Ballon stark braun, das Sperrwasser der Sicherheitsflasche schwach gelb; die Säure in der darauf folgenden ersten Flasche, welche sich beim Anfange der Operation zuerst gefärbt hatte, fast wasserklar, und die Flüssigkeit in der zweiten Flasche, wie schon früher bemerkt wurde, bleibend gelb.

Da ich mit vollem Rechte vermuthen konnte, das von Ballard entdeckte Brom bei diesen Arbeiten gesehen und erhalten zu haben; so war meine natürliche Schlussfolger: dass dieser neue Körper im Steinsalze enthalten gewesen, und wegen seiner Flüchtigkeit bei der Destillation in die Vorschlagwässer übergegangen sein müsse.

Mein schüllichster Wunsch war nun, das Brom aus diesen Verbindungen isolirt darzustellen, und ich unternahm in dieser Absicht folgende wenige Versuche, zu deren Ausführung ich mich aber der, im Jahre 1826 erhaltenen Flüssigkeit bediente; weil ich aus der schwächeren Farbe der zuletzt erhaltenen Säure mit Recht vermuthete, dass in dem, zum erstern Versuche angewendeten, Steinsalze der Bromgehalt weit beträchtlicher gewesen sein müsse als in dem im Jahre 1827 gebrauchten.

Erster Versuch.

Ein Theil der rothen Salzsäure wurde kalt und sehr vorsichtig mit reinem basisch-carbonsaurem Sodimoxyd gesättiget. Durch die vollkommen neutrale und fast ungefärbte Salzlauge wurde oxydirt salzsaures Gas (Chlorgas) durchgeleitet; und die dadurch stark gelb gefärbte Flüssigkeit dann mit Schwefeläther geschüttelt, welcher ihr die Farbe grösstentheils, aber nicht vollkommen entzog; denn die Salzlauge wurde durch die Behandlung nicht wasserklar, sondern behielt eine schwach weingelbe Färbung. Sie wurde durch mehrere Monate der freiwilligen Verdunstung überlassen, und lieferte mehrere Krystallisationen von Kochsalz; die zuletzt davon getrennte Mutterlauge war gelblich, roch stark nach Salzsäure oder Brom, und — reagierte sehr sauer.



Die Lauge wurde nun neuerlings genau neutralisirt, und bei gelinder Hitze abgedampft; nach einigen Tagen wurde sie grünlich; hatte an der Oberfläche ein Häutchen wie Kalkwasser, und ein grünliches Sediment abgesetzt, ganz dem carbon-sauren Nickeloxydhydrat ähnlich.

Die filtrirte Flüssigkeit lieferte nun durch fortgesetztes Abdampfen blaugrüne gefärbte Krystalle; welche, vorläufig untersucht, weder einen Metall- noch Brom-Gehalt zeigten *).

Der oben erwähnte gelb gefärbte Aether wurde durch Kaliumoxydlauge aufgeführt; aber das dadurch erhaltene Salz gab, mit Manganhyperoxyd und concentrirter Schwefelsäure erhitzt, keine Spur von Bromdämpfen.

Zweiter Versuch.

Da sich bei dem vorigen Versuche das Brom wahrscheinlich mit der Carbonsäure verflüchtigt hatte, so wurde bei diesem zweiten ein Theil der rothen Salzsäure durch Hitze in eine Auflösung von basisch-carbonsaurem Natriumoxyd geleitet; die noch alkalisch reagirende Flüssigkeit mit verdünnter reiner Salzsäure vollkommen neutralisirt, und dann wie früher mit oxydirt salzsaurem Gas und Aether behandelt. Aber auch bei diesem Versuche schien sich das Brom mit der Carbonsäure verflüchtigt zu haben; denn ich fand auch in dieser Salzlauge keine Spur von Brom.

Dritter Versuch.

Dieser wurde ganz wie der vorhergehende ausgeführt; jedoch mit der Abänderung, dass zur Absorption der mit Brom geschwängerten salzsauren Dämpfe Natriumoxydlauge vorgeschlagen wurde.

Dieses Verfahren führte mich zum erwünschten Ziel; denn die mit oxydirt salzsaurem Gas behandelte Salzlösung wurde intensiv roth, der damit geschüttelte Aether färbte sich hy-

*) Die Analyse dieses Salzes konnte ich bis jetzt noch nicht vornehmen, ich werde sie aber nachträglich liefern. Vorläufig muss ich bemerken, dass ich schon vor einigen Jahren selenige Säure, und namentlich erst vor kurzem schwefelsaures Lithiumoxyd erzeugte, welche beide eben die grünliche Färbung besaßen, wie das oben erwähnte Kochsalz, ohne die geringste Reaction auf Metalle zu zeigen.

zintbroth, und lieferte, mit Kaliumoxyd versetzt, eine weisse Salzmasse, welche nicht nur deutlich ausgesprochene Krystalle von Bromkalium und bromsaurem Kaliumoxyd lieferte, sondern auch, mit Manganhyperoxyd und concentrirter Schwefelsäure erhitzt, häufige Dämpfe von Brom entwickelte.

Aller meiner Bemühungen ungeachtet konnte ich aber kein Steinsalz derselben Art mehr ausfindig machen, welches Brom enthalten hätte; denn alle Versuche, welche ich mit verschiedenen Proben desselben unternahm, waren ohne Erfolg.

Wenigstens schmeichle ich mir, durch diese Thatsache die Anwesenheit des Broms in manchen Arten von Steinsalz erwiesen zu haben, und fordere schliesslich alle Chemiker freundschaftlichst auf, diese von mir neu entdeckte Fundgrube des Broms einer besondern Aufmerksamkeit um so mehr zu würdigen, als der verewigte Hermbstadt bei seinen Untersuchungen kein Brom im Küchensalze auffinden konnte.

II.

Ueber eine neue Methode Jodwasserstoff- säure zu bereiten,

von

Dr. J. R. Joss.

Unter allen Methoden, diese Säure zu bereiten, ist wohl jene für den practischen Gebrauch am geeignetsten, bei welcher man fein abgeriebenes Jod in Wasser vertheilt, und so lange gasförmiges Schwefelhydrogen durch die Flüssigkeit einströmen lässt, bis alles Jod in Jodwasserstoffsäure umgewandelt worden ist.

Eine Verbesserung dieser Methode besteht darin, dass man die schon mit Schwefelhydrogen geschwängerte Flüssigkeit auf fein zertheiltes Jod in einen Mörser giesst, und sie damit gut abreibt; wodurch jodhaltige Hydriodsäure entsteht, welche man nun neuerdings der Einwirkung des Schwefelhydrogens unterwirft. Wird dieses Verfahren während der

Operation ununterbrochen wiederholt, so geht die Bildung der Jodwasserstoffsäure ungemein rasch von statten; man muss jedoch eingestehen: dass dieses Reiben die physische Kraft des Arbeiters sehr in Anspruch nimmt, weil sich die Masse zusammenballt und nur durch starkes Drücken die Einwirkung befördert werden kann. Ueberdies verliert man, es möge nun die ältere oder die neuere Methode angewendet werden, bei dieser Verfahrensart immer einen Theil des Jods, welches mit dem, durch die Zersetzung des Schwefelhydrogens ausgeschiedenen, Schwefel in Verbindung tritt, und sich als Jodschwefel theils am Boden des Gefässes, theils an der Oberfläche der Flüssigkeit ansammelt.

Ich habe, um die Arbeit abzukürzen, eine andere Methode, diese Säure zu erzeugen, versucht, und sie lieferte mir ein so gelungenes Resultat, dass ich dieselbe seit dieser Zeit fortwährend mit vielen Vortheile benutze. Sie besteht in Folgendem.

Ich übergiesse fein vertheiltes käufliches Jod in einem hohen Cylinderglase, oder noch besser in einer Flasche, mit Wasser, und setze nun unter starkem Rühren oder heftigem Umschütteln so lange fein granulirtcs, oder gefeltes metallisches Blei hinzu, bis aller Geruch nach Jod verschwunden, und die Flüssigkeit wasserklar geworden ist.

Durch diese Flüssigkeit lasse ich nun unter öfterem Umrühren so lange Schwefelhydrogengas strömen, bis alles entstandene Jodblei zerlegt ist, dekantire die schnell sich klärende Flüssigkeit in einen bereits vorgerichteten Destillirapparat, und concentrir die Säure bei gelinder Hitze, während ununterbrochen Hydrogengas durch den Apparat geleitet wird. Dass das Granuliren des Bleies nicht in mit Kreide ausgeschmierten Büchsen, sondern in reinen Trügen geschehen müsse, versteht sich übrigens von selbst, weil sonst die Säure mit Jodcalcium verunreinigt würde.

Was endlich die Quantität des hinzuzufügenden Bleies anbeht, so lässt sich diese nicht ganz genau bestimmen, weil die ungleiche Verkleinerung dieses Metalles, besonders in dem Zustande der Fellspäne, die Einwirkung beider Substanzen gar sehr beeinträchtigt. Uebrigens habe ich das Verhältniss von 60 Theilen Blei zu 40 Theilen Jod für das beste befunden: selten jedoch bediente ich mich bei dieser Operation der Wage

und des Gewichtes, weil bei dem Umstande, dass ein Ueberschuss des obsein so wohlfeilen Bleies zur vollkommenen Bildung der Hydrojodsäure äusserst nützlich einwirkt, jede ängstliche Abwägung ganz unnützig und überflüssig wird.

Wenn der Apparat zur Entwicklung des Schwefelhydrogens bereits vorge richtet ist, so kann man binnen einer halben Stunde diese Säure im verdünnten Zustande in grossen Quantitäten erzeugen.

III.

Ueber krystallisirtes Jod,

von

Dr. J. B. Joss.

Dass das Jod eine sehr grosse Fähigkeit zur Krystallisation besitze, ist eine bekannte Thatsache; denn man bemerkt diese ausgezeichnete Eigenschaft nicht allein bei jeder Sublimation desselben, sondern man findet sogar in mehreren Laboratorien diesen merkwürdigen Körper in ausgezeichnet deutlichen, jedoch nur kleinen aufsublimirten Krystallen aufbewahrt.

Durch einen Zufall glückte es mir schon vor mehr als neun Jahren, das Jod in ungewöhnlich grossen und sehr scharf ausgesprochenen Krystallen zu erhalten, welche ich im Herbste des verflussenen Jahres der chemischen Section der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Wien vorzulegen die Ehre hatte.

Die Entstehung dieser ungewöhnlichen Krystalle ist zu interessant, als dass ich nicht darüber einige Worte sagen sollte, besonders da dadurch der Weg zur Gewinnung derselben gezeigt wird.

Als ich mich nämlich im Jahre 1822 mit einer chemischen Untersuchung des Jods beschäftigte, bereitete ich mir eine grosse Quantität Jodwasserstoffsäure, welche ich in einer nicht ganz luftdicht verschlossenen Flasche (was ich jedoch erst nach Jahren bemerkte) aufbewahrte, wobei Letztere durch die öftere Verwendung der Säure nach einiger Zeit mit dieser Flüssigkeit nur halb gefüllt blieb.

Nach Verlauf von fast anderthalb Jahren nahm ich diese Flasche wieder zur Hand, und bemerkte die gewöhnliche allmähliche Zersetzung der Jodsäure durch die tiefbraune Farbe der Flüssigkeit manifestirt.

Ich wollte die Säure durch Schwefelhydrogengas wieder entfärben, und goss sie daher in ein Cylinderglas, wobei ich zu meinem Erstaunen wunderschöne Jodkrystalle an dem Boden der Flasche abgelagert fand, welche ich sogleich absüsste, trocknete, und in luftleer gemachten Glasröhrchen hermetisch verschloss.

Das Verfahren, solche grosse Krystalle zu erzeugen, besteht somit bloss darin: dass man eine verdünnte Auflösung von Hydrojodsäure in einer nicht luftdicht verschlossenen Flasche Jahrelang stehen lässt, wo sich unter allmählicher Zersetzung der Säure diese Krystalle bilden, und an den innern Wänden des Gefässes abgelagert werden.

Herr Professor Mohs hat die Güte gehabt, die Krystallform dieses merkwürdigen Körpers genau zu bestimmen, und er fand, dass selber in das tessularische System gehöre. Da ich aber auch eine kleine Quantität dieser Krystalle vor einigen Jahren an Herrn Professor Gustav Rose aus Berlin übergab, welche er nach seiner im letzten Herbst gemachten Aussage an Herrn Professor Mitscherlich in Berlin zur Bestimmung überliess, so ist mit Recht zu hoffen, dass wir binnen kurzer Zeit, durch die gütige Bemühung dieses ausgezeichneten Chemikers, das Nähere über die Krystallform des Jods erfahren werden. Sollte jedoch Herr Professor Mitscherlich durch seine Berufsgeschäfte verhindert sein, diese Untersuchung vornehmen zu können, so werde ich nicht ermangeln, die Resultate des Herrn Professor Mohs (wozu er mir bereits die gütige Erlaubnis erteilte) seiner Zeit zur öffentlichen Kenntniss gelangen zu lassen.

IV.

Ueber die Auflöslichkeit des Jodbleies im Wasser,

von

Dr. J. B. Joss.

Es ist bekannt, dass man, als das Jod entdeckt und die Eigenschaften desselben und seine Verbindungen näher ausgemittelt wurden, das Jodblei für unauflöslich im Wasser hielt. Als ich mich vor etwa 10 Jahren mit Untersuchungen über das Jod beschäftigte und zu einer neuen Darstellungsmethode desselben die Mutterlauge der Varesoda mit Bleizucker zersetzte, fand ich beim Aussüssen des erhaltenen Niederschlags zu meinem grössten Erstaunen, dass die siedend heissen Absüsslösungen nach dem Erkalten beim Umrühren eine unendliche Menge goldglänzender Flitterchen zeigte, welche durch das Umrühren in schwebender Bewegung erhalten wurden und dadurch einen überaus prächtigen Anblick gewährten.

Nach Abscheidung derselben untersuchte ich sie, und fand, dass diese goldglänzenden Blättchen reines Jodblei waren, und zwar manche von einer solchen Grösse, dass ihr Durchmesser $1\frac{1}{2}$ bis 2 Linien betrug.

Ich verfolgte nun die Entdeckung weiter, und fand diese Thatsache dergestalt bestätigt, dass ich sogar ein Gemenge von Jodblei und schwefelsaurem Bleioxyd durch blosses Auswaschen mit siedendem Wasser vollkommen von einander zu trennen vermochte.

Ich hielt damals die Bekanntmachung dieser Entdeckung für zu geringfügig; weil aber vor mehreren Jahren ein Chemiker in einem Journal (auf welches ich mich nicht mehr zu erinnern im Stande bin) auf diese bis dahin noch unbekannte Eigenschaft jenes Salzes aufmerksam machte; so hielt ich es für meine Pflicht durch Vorzeigung dieser schönen Krystalle bei der vorjährigen hiesigen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte die Priorität dieser Entdeckung zu reklamiren.

Uebrigens kann man dieses äusserst schöne Phänomen der Krystallbildung sehr leicht beobachten, wenn man Jodblei

mit Wasser bis zum Kochen erhitzt, die Flüssigkeit abgiesst und erkalten lässt. Filtrirt man dann eine solche Flüssigkeit, so belegt sich die ganze innere Fläche des Filtrums dergestalt mit diesen Krystallen, dass sie nach dem Trocknen ganz wie mit Gold überzogen aussieht.

Die Krystallform ist eine sechsseitige Tafel, genau von derselben Gestalt wie beim Chlorbaryum.

Ich glaubte, dass diese Krystalle vielleicht für die Maler-kunst eine Anwendung finden könnten, und liess damit einen Versuch anstellen, allein ohne Erfolg; denn durch das Abreiben mit einem Verdickungsmittel verlieren diese Krystalle ihre gold-glänzende Farbe, welche mithin nur durch das reflektirte Licht entstehen muss, was der Umstand noch mehr bestätigt, dass diese Krystalle unter einem Mikroskop ganz durchsichtig und fast wasserklar erscheinen.

I.

Ueber die Darstellung des Lithiumoxydes,

von

Dr. J. H. Joss,

Supplenten der speciellen technischen Chemie am k. k. polytechn. Institute in Wien.

Wie schwierig und langweilig die Darstellung des Lithiumoxyds von statten geht, ist wohl jedem praktischen Chemiker bekannt; weil die Eigenschaften dieses Oxydes selbst auf die Reinheit des Präparates, und eben so auch auf die Arbeitsgefässe störend einwirken. Zudem kommen die lithionhaltigen Fossilien nicht gar häufig in der Natur vor, und ihre Aufschliessung durch salpetersaures oder carbonsaures Baryumoxyd legt dem Arbeiter so viele Hindernisse in den Weg, dass die Darstellung grösserer Mengen dieses seltenen alkalischen Körpers so lange ein frommer Wunsch bleiben wird, als es nicht gelingen wird, die Isolirung des Lithiumoxydes auf andern Wegen und wohlfeiler bewerkstelligen zu können.

Sollten diese letztern Bedingungen aber auch erreicht werden, so hat man noch immer mit einem Uebel bei dieser Arbeit zu kämpfen, welches aus der früher erwähnten Eigenschaft des Lithiumoxydes entspringt, auf mehrere Metalle höchst energisch einzuwirken, wodurch man in der Wahl der zu diesen Versuchen tauglichen Gefässe in grosse Verlegenheit kommt.

Dem Chemiker stehen nämlich zu dieser Absicht bekanntlich bloss Tiegel und Pfannen aus Silber oder Platin zu Gebote; leider aber werden, wie die Erfahrung lehrt, beide Metalle ausserst stark vom Lithiumoxyd in der Glühhitze angegriffen, und machen somit, abgesehen von der Verunreinigung des Produktes, die Darstellung desselben in etwas grössern

Quantitäten schon dadurch beschwerlich, weil man einerseits Gefässe aus diesen kostbaren Metallen nicht gern der so heftigen Einwirkung und Abnützung aussetzt, andererseits selbe noch in einem Laboratorium äusserst selten in einer solchen Grösse vorgefunden werden, um bedeutendere Mengen der in Rede stehenden Fossilien auf einmal darin behandeln zu können.

Ein einziger Weg bleibt daher übrig, um jenen Schwierigkeiten auszuweichen, und dieser besteht in der Aufschliessung lithionhaltiger Mineralien durch concentrirte Schwefelsäure. Allein nicht alle lassen sich bekanntlich auf diese Weise zersetzen, sondern nur wenige, und unter diesen nimmt wohl der in den österreichischen Provinzen so häufig vorkommende Lepidolith den ersten Rang ein, aus welchem Grunde er auch am vortheilhaftesten zur Gewinnung des Lithiumoxydes verwendet werden kann.

Da mir die Darstellung einer grössern Menge basisch-carbonsauren Lithiumoxydes zur Erzeugung der übrigen Lithiumoxydverbindungen sehr wünschenswerth war, so beschloss ich eine ansehnliche Menge Lepidoliths dazu in Arbeit zu nehmen, und wählte die sehr bedeutende Quantität von 25 österreichischen Pfunden des in Mähren häufig vorkommenden Fossils.

Ich liess ihn natürlich zuerst schleimen, trocknen und wollte nun guten Muths zur Arbeit schreiten. Allein schon bei dem Beginnen derselben, stiess ich auf grosse Schwierigkeiten; denn ich war in der Wahl der Geräthe verlegen, um so grosse Massen mit concentrirter Schwefelsäure zu behandeln.

Gläserne Retorten konnte ich auf keine Weise dazu verwenden; weil mir aus frühern Erfahrungen bekannt war, dass selbe beim fortgesetzten Glühen, um die überschüssige Schwefelsäure zu vertreiben, entweder zerspringen, oder gar schmelzen; auch war mir die gegen 50 Pfl. schwere Masse zu ansehnlich, um die Zersetzung derselben in gläsernen Gefässen zu bewerkstelligen.

Metallene Gefässe waren gar nicht zu gebrauchen; es blieb mir daher nichts übrig, als mir kapellonähnliche Schalen aus feuerfestem Thon machen zu lassen, sie denn noch von aussen mit Kapellon zu beschlagen, und die Aufschliessung des Lepidoliths in selben zu versuchen.

Der Versuch entsprach meinen Erwartungen vollkommen; denn ich brachte durch viermalige Wiederholung der Arbeit die ganze Masse zur staubigen Trockenheit, ohne dass die thönernen Gefässe die geringste Beschädigung erlitten hätten. Zwar wurde das aufzuschliessende Fossil mit Thonerde von den Wänden der gebrauchten Kapellen verunreinigt; ich beachtete es jedoch nicht, weil ich ohnehin im Lepidolith selbst die Thonerde als integrierenden Bestandtheil anwesend wusste.

Das Unangenehmste bei dieser Arbeit war unstreitig das stete Röhren der Masse, wobei die gasförmig entweichende Schwefelsäure dem Arbeiter sehr beschwerlich fiel. Auch fand ich selbst in der Wahl der Rührspaten ein grosses Impediment; denn jene von Platin, die mir zu Gebote standen, waren zu klein, bogen sich sehr leicht, und wurden überdiess so heiss, dass man sie nicht in den Händen erleiden konnte. Spaten aus andern Metallen oder Holz verfertigt, konnte ich aus heftigen Ursachen gar nicht anwenden, und die gläsernen Rührstäbe sprangen so oft, dass auf ihre Anwendung gänzlich Verzicht geleistet werden musste. Mir blieb daher keine andere Wahl übrig, als Spateln aus feuerfestem Thon, welche inwendig einen flachen, und vielfach durchlöchernten eisernen Kern hatten, verfertigen zu lassen; und mit diesen Werkzeugen vollendete ich ohne Anstand die erste Operation.

Nun sollte die eingetrocknete Masse mit Wasser ausgekocht werden, und auch hier war ich lange in der Wahl der anzuwendenden Gefässe unschlüssig. Endlich versuchte ich, auf eine frühere Erfahrung, auf welche ich später zurückkommen werde, gestützt, die Auskochung des mit Schwefelsäure behandelten Lepidoliths in blank geschuerten kupfernen Kesseln. Dieser verzweifelte Versuch glückte mir vollkommen; denn obgleich die Flüssigkeiten, welche ich auf diese Weise gewann, äusserst sauer reagirten, so wurde dennoch nicht eine Spur von Kupfer aufgelöst, welches sich dadurch erwies: dass etwas von der filtrirten Flüssigkeit mit Ammoniak übersättigt nicht im geringsten blau wurde. Ich muss jedoch bemerken, dass zu diesem Ende das kupferne Gefäss *sorgfältig* gereinigt und ganz blank geschuert sein muss, weil bei Vernachlässigung dieser Vorsicht die Verunreinigung der Flüssigkeit un-

vermeidlich wird, wie mir dieses ein einziges Mal im Verlaufe dieser Arbeit widerfuhr.

Diese Masse von Flüssigkeit (denn sie betrug über 100 Maass) wurde nun durch Abdampfung concentrirt ⁶⁾, zur Trockenheit gebracht, wieder in Wasser aufgelöst und mit Ammoniak bis zum Ueberschusse versetzt. Der voluminöse Niederschlag war blendend weiss, wodurch die Abwesenheit von Eisenoxyd im angewendeten Lepidolith erwiesen war; er wurde durch Filtriren von der Flüssigkeit getrennt und so lange mit Wasser aus-gesüsst, bis dasselbe geschmacklos abliess.

Die beim Filtriren zuerst erhaltene Flüssigkeit, so wie alle Absüsswässer des Aluminiumoxydhydrates wurden vereinigt, durch Abdampfen concentrirt, und diese Salzlange zur vollkommenen Trockenheit gebracht.

Die Salzmasse wurde nun im fein gepulverten Zustande einer Sublimation bei heftiger Glühhitze unterworfen, um das neu erzeugte schwefelsaure Ammoniak zu trennen. Nach vollbrachter Operation wurden die gläsernen Kühlen zerschlagen, die ausserordentlich gut geschmolzenen Salzkuchen, welche durchscheinend und weiss waren, in einer grossen Menge Wasser aufgelöst, und zu dieser Auflösung so lange essig-saures Bleioxyd (Bleizucker) hinzugefügt, als noch ein weisser Niederschlag von schwefelsaurem Bleioxyd entstand.

Zuletzt wurde noch Bleizucker im Ueberschusse hinzuge-than, die Flüssigkeit durch Filtriren vom Niederschlage getrennt, mit den Absüsswässern des schwefelsauren Bleioxides vereinigt, und durch Schwefelhydrogen das im Ueberschusse zugesetzte Blei entfernt.

Die ganze Flüssigkeit wurde, um die freie Essigsäure zu beseitigen, bei gelinder Hitze zur Trockenheit gebracht, die trockene Salzmasse neuerdings in Wasser aufgelöst, und durch essig-saures Bariumoxyd die noch in grosser Menge vorhandene Schwefelsäure ausgefällt. Es ist nämlich das, was Hr. Dr. Kratochvísky bereits vor mehreren Jahren in seiner Abhandlung über das Lithion Seite 32 anführt, vollkommen richtig: dass

⁶⁾ Wobei aus der Flüssigkeit durch Erkalten ein Doppelalaun, aus Kalk- und Lithionalaun bestehend, in zollgrossen prächtigen Krystallen auschoss.

man nämlich das schwefelsaure Lithiumoxyd (und wahrscheinlich auch alle anderen schwefelsauren Alkalien) durch essigsaures Bleioxyd nicht vollkommen zu zerlegen im Stande ist.

Ich bedurfte zur gänzlichen Zersetzung der noch vorhandenen schwefelsauren Salze eine ungemein grosse Menge von essigsaurem Bariumoxyd, ehe ich das gewünschte Ziel erreichte.

Jetzt wurden schliesslich sämtliche Salzaufösungen abermals zur Trockenheit gebracht, um das nun isolirte Doppelsalz von essigsaurem Kalium- und Lithiumoxyd durch Glühhitze in kohlen-saure Salze zu verwandeln.

Hier aber war ich zu der Hauptklippe gelangt, an welcher das fernere Gelingen meines Unternehmens gescheitert wäre, wenn ich nicht schon früher, durch einen gleich zu erwähnenden Umstand, dieser Klippe glücklich auszuweichen gelernt hätte.

Zur Zersetzung der erhaltenen essigsauren Salzmasse (über 2 Pfl. betragend) standen mir zwar sowohl silberne als auch platene Tiegel von sehr bedeutender Grösse zu Gebote, dennoch aber waren sie, da bekanntlich die zu zersetzende Masse sich sehr stark aufbläht und äusserst leicht übersteigt, noch viel zu klein, und würden somit, da ich nur wenige Lothe des Salzes auf einmal hätte darin ausglühen können, die Arbeit sehr verzögert haben.

Doch selbst, wenn meine Tiegel zur Aufnahme der ganzen Salzmasse gross genug gewesen wären, hätte ich das Glühen der Lithionverbindungen, wegen der bekannten zerstörenden Wirkungen desselben auf das Platin, in denselben nicht vornehmen können.

Ein gleicher Uebelstand tritt auch bei Gefässen aus Silber ein, und wird noch durch die Schwierigkeit vergrössert: dass das Silber bei der zu dieser Operation nöthigen Hitze sehr leicht schmilzt, und das Auslaufen des so seltenen Produktes zur unmittelbaren Folge hat.

Da nun endlich Tiegel aus andern Substanzen z. B. aus Thon, Porzellan, Eisen und dergl. ebenfalls nicht zu diesem Zwecke anwendbar sind, so war ich in der Verlegenheit, entweder die bereits so weit vorwärts geschrittene Arbeit gänzlich aufzugeben, oder das Glühen der Masse in sehr kleinen

Quantitäten mit Aufopferung des mir zu Gebote stehenden Platintiegels vornehmen zu müssen.

Der am hiesigen k. k. polytechnischen Institute angestellte H. c. Prof. Meissner hat bei der ersten Einrichtung beider, an dieser Lehranstalt bestehender, mit kaiserlicher Munificenz ausgestatteter chemischer Laboratorien unter andern auch Schmelztiegel von Kupfer angeschafft, und zwar in der sehr richtigen Voraussetzung; dass sich Substanzen vorfinden könnten, die sich in Gefässen aus diesem Metalle verfertigt, ohne Gefahr einer Verunreinigung, würden behandeln lassen.

Diese Vorsicht wurde jedoch von Vielen für überflüssig und unnöthig gehalten, bis ich mich durch Zufall, eigentlich aber durch Verlegenheit von der richtigen Beurtheilungskraft dieses scharfsinnigen Gelehrten zu überzeugen, und jenen Vorwurf zu entkräften, Gelegenheit fand.

Als ich mich nämlich schon vor mehreren Jahren ebenfalls mit der Darstellung der Lithionpräparate beschäftigte, bediente ich mich zum Ausglühen des essigsauren Lithiumoxydes eines vorräthigen Tiegels aus Kupfer; und dieser Versuch entsprach meinen Erwartungen so vollkommen, dass ich die Zersetzung der gegenwärtig in Rede stehenden Salzmasse aus dem Lepidolith gänzlich auf dieselbe Weise vornahm.

Ich liess mir nämlich einen grossen Tiegel von starkem Kupfer verfertigen, brachte die aus essigsaurem Kalium- und Lithiumoxyd bestehende zerflossene Salzmasse in denselben, und trocknete sie zuerst gänzlich ein.

Hierauf stellte ich den Tiegel bedeckt in einen Ofen, umgab ihn mit Kohlen und liess nun denselben so lange glühen, bis das ganze wieder flüssig gewordene Salz unter immerwährendem Aufblähen vollkommen zersetzt war und als ein gut geschmolzener Kuchen sich am Boden des Tiegels befand.

Um mich mit völliger Sicherheit zu überzeugen, ob das Lithionsalz durch längeres Verharren im Tiegel nicht mit Kupfer verunreinigt werden könnte, liess ich das Gefäss eine geraume Zeit ruhig stehen, ohne die Masse aus demselben zu entfernen. Die eintretenden Ferien und die überhäuften Arbeiten beim Beginnen des neuen Cursus begünstigten noch mehr das Resultat meiner Forschung; denn als ich endlich die Aushaugung der Carbonate wirklich vornahm, war bereits ein Zeitraum von mehr

als 4 Monaten verflossen. Bei Besichtigung des Tiegels fand ich zwar nahe über der Oberfläche der geschmolzenen Salzmasse eine schmale grünliche Salzkruste, welche sich aber sehr leicht lösen und herausnehmen liess; sie betrug kaum 10 Grane und zeigte sich bei der Untersuchung kupferhaltig.

Ich wusch nun den Tiegel einigemal mit kaltem Wasser aus und löste hernach durch wiederholtes Kochen die Verbindung von basisch-carbonsaurem Kalium- und Lithiumoxyd auf, bis das Wasser nicht im geringsten mehr alkalisch reagirte.

Auf dem Filter befand sich zuletzt eine ansehnliche Menge von Kupferoxyd, welches jedoch der Salzmasse nur mechanisch beigemischt gewesen war; denn etwas von der alkalischen Flüssigkeit mit einer Säure neutralisirt, zeigte nicht die geringste Spur von einer Verunreinigung mit Kupfer. Die sämtlichen durch das Aussüssen erhaltenen alkalischen Flüssigkeiten wurden nun in einem blanken kupfernen Gefäss nach und nach concentrirt und, einigemal erkaltet, der Ruhe überlassen. Ich erhielt schon auf diese Weise eine bedeutende Menge von basisch-carbonsaurem Lithiumoxyd, welches sich in weissen rundlichen und wärzenähnlichen Blättchen am Boden des Gefässes absetzte.

Die davon abgessenen Mutterlaugen wurden schliesslich unter stetem Umrühren zur staubigen Trockenheit gebracht, und die endliche Entfernung des Kaliumoxydsalzes durch wiederholtes Schütteln mit kaltem Wasser bewerkstelligt.

Als Nebenumstand bei der Zersetzung der essigsauren Salze im Kupfertiegel muss ich noch eines Phänomens erwähnen, welches ich bei diesem Verfahren stets zu bemerken Gelegenheit fand.

Wenn man nämlich die Umwandlung des essigsauren Lithiumoxydes in einem Tiegel von Silber oder Platin bewerkstelliget, so brennt, wie bekannt, nach eingetretener Verkohlung die Masse mit einer schönen rothen Flamme; diese Erscheinung bemerkte ich jedoch niemals bei dem Glühen im Kupfertiegel.

Ich bin geneigt, die Ursache davon in dem Umstande zu suchen: dass die innern Wände des Kupfertiegels im glühenden Zustande während der Operation das Oxygen der im Gefässe enthaltenen atmosphärischen Luft dergestalt konsummiren, dass die mit Flamme begleitete Verbrennung der kohligten Masse nicht statt finden kann.

Um jedem Vorwurfe zu begegnen, muss ich übrigens der Wahrheit gemäss gestehen, dass der kupferne zu dieser Arbeit verwendete Tiegel nicht allein von innen, sondern auch von aussen sehr stark oxydirt, und mit einer ansehnlichen Kruste von Kupferoxyd bedeckt wird. Diese Kruste lässt sich jedoch theils durch gelinde Hammerschläge, theils durch Kochen mit verdünnter Schwefelsäure so vollkommen entfernen, dass der gebrauchte Tiegel, obwohl dünner, wieder das Ansehen eines neuen gewinnt. Bei der Darstellung des Lithiumoxydes aus dem Lepidolith fand ich indessen den Kupfertiegel am Boden, so weit nämlich die geschmolzene Salzmasse reichte, ebenfalls sehr stark angegriffen und voller kleiner Vertiefungen. Ich vermute aber, dass diese Einwirkung grösstentheils dem beigemengten Kaliumoxydsalze zuzuschreiben ist, weil ich bei der Zersetzung von reinem essigsäurem Lithiumoxyd diese Beschädigung des Tiegels *niemals* bemerkt hatte.

Aus dieser kurzen Darstellung meiner in Anwendung gebrachten Handgriffe gehen somit als Schlussfolge nachstehende Bemerkungen hervor:

1) Die Aufschliessung des Lepidoliths durch concentrirte Schwefelsäure kann ohne Beeinträchtigung der weiteren Arbeiten in thönernen Gefässen geschehen.

2) Das Auslaugen der mit Schwefelsäure behandelten Masse lässt sich, ohne die Verunreinigung mit Kupfer befürchten zu dürfen, in *blanken, kupfernen Gefässen* bewerkstelligen.

3) Das Glühen des *essigsäuren Lithiumoxydes* kann ohne Bedenken in *kupfernen Tiegeln* geschehen; denn die *vollkommen ausgeglühte Masse* ist wohl *mechanisch mit Kupferoxydtheilchen verunreiniget, keineswegs aber chemisch mit selben verbunden.*

4) Basisch-carbonsaures Lithiumoxyd verhält sich gegen blankes Kupfer ganz indifferent, und lässt sich demnach, ohne eine Verunreinigung befürchten zu dürfen, auf *aussem wie auf trockenem Wege* in *kupfernen Gefässen* behandeln.

Sollte aber bei dieser Verfahrensart auch der *kupferne Tiegel* gänzlich unbrauchbar werden, so ist dieses nach meinem Dafürhalten bei dem so wohlfeilen Anschaffungspreise eines solchen Geräthes gar nicht der Rede werth, und ich hoffe somit.

mir durch die Bekanntmachung dieser Verfahrungsart die Anerkennung des chemischen Publikums erworben zu haben.

II.

Zur Darstellung des Kaliums,

von

Dr. J. R. Joss.

Vor mehreren Jahren, als ich mit der Analyse eines Graphites beschäftigt war, fand ich beim Verlaufe der Arbeit Gelegenheit, ein Phänomen zu bemerken, welches ich der öffentlichen Bekanntmachung werth halte, weil es einerseits vielleicht sehr viel zur leichtern Gewinnung des Kaliums beitragen kann, und andererseits einer schon vor dreizehn Jahren vom Hrn. Prof. Meissner ausgesprochenen Vermuthung die Bestätigung zu geben scheint.

Dieser ausgezeichnete Gelehrte spricht sich nämlich im dritten Bande seines Handbuchs der allgemeinen und technischen Chemie, bei Gelegenheit der Anwendung des Kaliumoxydhydrates zur Aufschliessung der Fossilien Seite 42 folgendermassen über diesen Gegenstand aus:

„Ob aber dabei,“ (bei dem Glühen der Fossilien mit Kaliumoxydhydrat) „wie man bisher geglaubt hat, blos das Hydratwasser zersetzt und, während das Hydrogen entweicht, durch dessen Oxygen die Oxydation jener Metallgemische bewirkt wird; oder, ob vielleicht, wie man aus mehreren Umständen zu schliessen Veranlassung findet, indem das Hydratwasser davon geht oder zerlegt wird, auch das Kaliumoxyd auf eine niedrigere Oxydationsstufe zurücktretend, Oxygen an die Metalle abgibt und sich gleichzeitig, durch die Anziehung des atmosphärischen Oxygens, immer wieder ergänzt, müssen künftige Erfahrungen lehren.“

Es freut mich ungemein, dass ich durch Zufall diese weitere Erfahrung zu machen Gelegenheit hatte, und dadurch im Stande bin, wenigstens in einer Hinsicht die Verdienste dieses

achtungswerthen Schriftstellers zur öffentlichen Anerkennung zu bringen.

Als ich nämlich den geschlemmten Graphit mit der dreifachen Menge Kaliumoxydhydrat im bedeckten Platintiegel schmelzen liess, bemerkte ich bei jeder Oeffnung desselben, als die Masse bereits im Feuerfluss war und nur dunkelroth glühte, kleine und häufige Verpuffungen mit Lichtentwicklung ganz auf dieselbe Weise, wie das Kalium (aus Kaliumoxydhydrat im Kreise der Volta'schen Säule ausgeschieden) in Berührung mit der atmosphärischen Luft verbrennt. So oft ich nun auch die Operation wiederholte, eben so oft traten auch dieselben Erscheinungen ein, aus welchen ich keinen andern Schluss ziehen konnte: als dass das Kaliumoxyd durch Abgabe von Sauerstoff an die Bestandtheile des Graphits zu Kalium reduziert werde, und beim Oeffnen des Tiegels durch den Zutritt der atmosphärischen Luft unter Lichterscheinung wieder zu Kaliumoxyd verbrenne.

Um mich von der Richtigkeit des so eben Gesagten zu überzeugen, unterwarf ich daher eine Mischung aus Kaliumoxydhydrat und Graphit der nämlichen Operation, liess die Masse erst in Feuerfluss kommen und steigerte dann die Hitze bis zum vollkommenen Weissglühen des Tiegels, wo ich dann, nachdem derselbe sich abgekühlt hatte, beim Untertauchen des Deckels in destillirtem Wasser die Verbrennung des aufsublimirten Kaliums beobachten konnte.

Gestützt auf diese Erfahrung glaube ich somit, dass die Darstellung des Kaliums durch Anwendung von Graphit vielleicht ausserordentlich erleichtert werden könnte, weil die Reduction des Kaliums gemäss meiner Erfahrung schon bei der Rothglühhitze eintritt und mithin nebst Ersparung an Brennmaterial auch die so gewöhnliche Schmelzung des angewendeten Flintenlaufes vermieden würde.

Mehrere Schwierigkeiten sind jedoch hierbei zu berücksichtigen. Die erste derselben bestände vielleicht darin, dass man den Graphit im reinsten Zustande anwenden müsste, weil die sonst in demselben enthaltenen fremdartigen Beimischungen höchst wahrscheinlich zur Verunreinigung des erzeugten Kaliums beitragen dürften. Diese Bedenklichkeit bringt jedoch, wie ich glaube, keine zu grosse Nachtheile herbei, weil das

gewonnene Kalium ohnehin durch eine neue Sublimation gereinigt werden muss.

Schwieriger wäre aber ein anderer Umstand zu beseitigen, welcher von der Aggregatsform des Graphites selbst herrührt. Man müsste nämlich den Graphit in grössern Stückchen zur Füllung des Flintenlaufes anwenden, wozu sich wohl am besten der in England vorkommende eignen dürfte; leider ist aber dieses Fossil so selten zu bekommen, dass man auf seine Anwendung Verzicht leisten muss.

Den Graphit in Pulverform, wie er gewöhnlich vorkommt, zu gebrauchen, wäre aber nicht rathsam, weil einestheils die entwickelten Gasarten schwieriger entweichen könnten, andrerseits aber das reduzirte Kalium ein Versetzen der Röhre und somit das Missgelingen der Operation herbeiführen würde.

Ich muss offenherzig gestehen, dass ich diesen letzt erwähnten Umstand bis jetzt noch nicht zu beseitigen im Stande war; denn wollte man auch das Graphitpulver durch irgend ein Bindungsmittel (welches jedoch zur Vermeidung aller Verunreinigung des Kaliums aus einer azotfreien organischen Substanz bestehen müsste) Zusammenhalt ertheilen, es dann trocknen und im gehöckelten Zustande anwenden: so fehlt es noch an der gebührenden Erfahrung, ob durch die angewendete Hitze das Zwischemittel nicht seine bindende Kraft verlieren und das dadurch lose gewordene Graphitpulver selbst den Flintenlauf verstopfen würde.

Da, wie ich bereits früher erwähnte, die Reduction des Kaliums durch Graphit schon bei der Rothglühhitze eintritt: so glaube ich, dass man bei der Ausführung eines solchen Versuches dem Flintenlaufe nicht wie gewöhnlich die Form eines lateinischen S zu geben habe, weil man sonst zur Sublimation des reducirten Kaliums einen zu hohen Hitzgrad anwenden müsste.

Ich bin vielmehr der Meinung, dass der Flintenlauf an der enger zulaufenden Oeffnung mit einem sternförmig ausgefalten Graphitstöpsel, oder allenfalls mit spiralförmig gewundenen Drahtstückchen zu verlegen, hierauf, so weit er in den Ofen kömmt, mit Graphittrümmern vollzufüllen und endlich nach einer schiefen Richtung in den Ofen zu befestigen wäre, da zu erwarten steht,

dass das reduzierte Kalium von selbst in die Vorlage herabfallen werde.

Ich habe diese Darstellungsmethode bis jetzt noch nicht auszuführen Gelegenheit gehabt; aus dieser Ursache bringe ich dieselbe hiermit zur öffentlichen Kenntniss, und lade alle Kunstgenossen zu diessfälligen Versuchen ein, um die Anwendbarkeit dieser meiner Verfahrungsweise näher zu erforschen.

I.

*Einige Bemerkungen über das sogenannte japanische Wachs und dessen Anwendung zur
Bereitung von Lichtern,*

VON

Dr. J. B. THOMMEDORFF in Erlang.

Seit einigen Jahren kommt unter dem Namen *japanisches Wachs* eine gelblichweisse wachsartige Substanz vor, über deren Herkunft und Beschaffenheit man noch jetzt in Ungewissheit ist. Stammt dieses Wachs aus Japan? ist es ein Pflanzenwachs, oder ist es ein aus thierischen Stoffen erzeugtes Fettwachs? — das sind noch ungelöste Probleme.

Herr Hofrath Buchner in München gab zuerst die öffentliche Nachricht, dass dieses Wachs durch den Handel aus Nordamerika gebracht werde, bezweifelt aber eben deshalb, dass es ursprünglich aus Japan abstamme; er sagt nämlich: „dass das sogenannte japanische Wachs aus Japan nach Nordamerika eingeführt werde, wird wohl von nordamerikanischen Kaufleuten angegeben, und von den europäischen mitunter geglaubt; mir aber ist es wahrscheinlicher, dass diese wachsartige Substanz in Nordamerika selbst erzeugt, und nur deshalb mit dem Namen *Cera japonica* getauft werde, um damit den wahren Ursprung und die Gewinnungsweise zu verdecken. Es fragt sich übrigens noch, ob denn Nordamerika in besonderer Handelsverbindung mit Japan stehe? Erhielten wir dieses Wachs von den Holländern, so wäre der japanische Ursprung wohl wahrscheinlicher, weil der holländische Seehandel mit Japan im vorzüglichsten Verkehr steht. Wir dürfen also mit grösster Wahrscheinlichkeit annehmen, dass, wenn die gedachte wachsartige Substanz wirklich japanischen Ursprungs wäre, dieselbe

gewiss schon längst von den Holländern zuerst nach Deutschland eingeführt worden wäre.“

Das Raisonnement des Hofr. Buchner hat vieles für sich, doch fragt sich immer noch, ob diese Substanz demobogenachtet nicht ein Pflanzenwachs aus einem in Nordamerika vorkommenden Baume, oder ob es wirklich ein Fettwachs sei?

Herr Landerer (Jetzt Hofapotheker des Königs Otto in Griechenland) glaubte darzuthun, dass dieses japanische Wachs ganz identisch mit dem Fettwachs sei; doch befriediget seine Arbeit nicht ganz. Indessen stellte auch Herr Müller in Nürnberg einige vergleichende Versuche mit diesem japanischen Wachs, und mit künstlich erzeugtem Fettwachs, mit Bienenwachs und Stearin-Margarinsäure an, welche Herrn Landerer's Meinung begünstigen, ohne jedoch die Sache zur gewissen Entscheidung zu bringen. Man findet diese Verhandlungen in Buchner's *Repertorium* 44r Bd. 8. 1—34.

Fettwachs lässt sich auf verschiedene Art aus thierischen Stoffen erzeugen. Die erste Entdeckung dieser Art wurde schon im Jahre 1786 zu Paris auf dem Kirchhofe *des innocens* gemacht, wo in einem trocknen Erdreiche viele Leichname sehr gedrängt zusammengeschichtet lagen, die nach mehreren Jahren wieder ausgegraben wurden. Späterhin machte man diese Entdeckung an mehreren Orten, wo entweder mehrere Leichen in einem Grabe beisammen lagen, oder wo sich der Kirchhof in der Nähe eines Flusses befand, oder in einer niedrigen, sumpfigen Gegend lag, so dass das Wasser in die Gräber dringen, und die Einwirkung der Luft auf die Leichen abhalten konnte. Hier verwandeln sich die weichern Theile des Leichnams in eine wachsartige Seife. Scheidet man aus derselben durch Säuren die alkalische Base, das Ammoniak, ab und reiniget durch Auswaschen mit Wasser und Behandlung mit Alkohol die ausgeschiedene Substanz, so erhält man ein *Fettwachs*, welches eine fast weisse Farbe besitzt.

Eine ähnliche Metamorphose erleidet auch mageres Fleisch, wenn man es lange in verdünnte Salpetersäure einweicht, ferner auch, wenn man es lange Zeit in ein fliessendes Wasser hängt. Eine Fabrik einer solchen Fettwachserzeugung soll sich in Bristol in England finden, die auf folgende Art beschrieben worden. In der Nähe eines Flusses ist auf einer morasti-

gen Stelle eine Grube angelegt, die stets mit fließendem Wasser gefüllt ist. Todte Thiere jeder Art werden hineingehängt, zuerst mit Hasen, dann mit einer Haube aus Stroh und Beisern zugedeckt, und zum Aus- und Einfließen des Wassers Oeffnungen gelassen. Unter günstigen Verhältnissen wird das Fleisch in einem Zeitraume von mehreren Monaten weiss, und fängt dann an hart zu werden, und nach zwei Jahren geht die ganze Masse in Fettwachs über. Die Thiere werden herausgenommen und an der Luft getrocknet. In diesem getrockneten Zustande verschwindet der üble Geruch. Von einem Pferde mittlerer Grösse soll man 60 Pfund Fettwachs erhalten.

Dass Muskelfleisch, in fließendes Wasser gehängt, sich wirklich in eine fette, wachs- oder talgartige Substanz verwandelt, ist ausgemacht, und durch mehrere Chemiker bestätigt worden; ob aber die Nachricht von der Fabrik zu Bristol gegründet ist, steht noch zu bezweifeln, wenigstens ist zu vermuthen, dass schon längst das Fettwachs in den Handel würde gebracht worden sein. Vielleicht stellten sich dem Etablissement Schwierigkeiten entgegen, die nicht gut zu beseitigen waren. Der Gegenstand ist aber sehr wichtig und verdient alle Aufmerksamkeit. Welcher Nutzen könnte nicht von crepirten Thieren gezogen werden, wenn sie auf diese Art in Fettwachs verwandelt würden!

Zu bemerken ist es, dass das Fleisch nur, wenn es sich in *fließendem Wasser* befindet, in reines Fettwachs verwandelt wird, weil hier wahrscheinlich keine Ammoniakbildung vor sich geht, oder die Salze durch das stets erneuerte Wasser ausgelaugt werden; auch besitzt dann das erzeugte Fettwachs keinen cadaverösen Geruch. Wenn hingegen thierische Körper in Gräften über einander geschichtet bei gehemmtem Luftzutritte, oder auch in einem stehenden Wasser liegen, so erzeugt sich eine *stinkende, ammoniakalische Fettwachsseife*, aus der erst durch Behandlung mit Säuren u. s. w. reines Fettwachs dargestellt werden kann.

Herr *Lauderer* hatte ein paar Ratten, nachdem er die Eingeweide aus denselben herausgenommen hatte, in ein hölzernes, von allen Seiten durchlöcheretes Gefäss gebracht, und dasselbe mit Steinen beschwert, in den Fluss gesenkt. Nach 1 Jahre und 9 Monaten waren beide Thiere in eine fettwachsartige Masse verwandelt worden, die am Gewichte ohngefähr

die Hälfte so viel betrug, als die Thiere zuvor wogen. Dieses erhaltene Fettwachs war von gelblicher Farbe, einem wachsähnlichen Geruche und salzigem Geschmacke. Mit Hilfe eines Doctes brannte es mit heller Flamme, ohne vielen Russ, noch einen übeln Geruch zu verbreiten. Es löste sich nur zum Theil in kochendem Alkohol, eben so in kochendem Aether auf. Kalter Aether löste nur einen geringen Theil auf, und liess den andern Theil vollkommen weiss, ungelöst zurück. Mit Chlor in Berührung gebracht, bleichte das Fettwachs sehr schnell, und wurde durch wiederholte Behandlung vollkommen weiss, doch wurde es etwas spröde.

Ich werde über die Verwandlung thierischer Substanzen mehrere Versuche nach einem grössern Maassstabe anstellen, und seiner Zeit das Resultat melden. Es ist mir sehr wahrscheinlich, dass das Muskelfleisch verschiedener Thierarten auch Fettwachs geben wird, das mehr oder weniger von einander verschieden ist.

Jetzt kehre ich zu der Substanz zurück, die unter dem Namen japanisches Wachs in den Handel gebracht wird; lassen wir solehem einstweilen diesen Namen, bis wir etwas Gewisses über seinen Ursprung erfahren. Da vielleicht auch unter diesem Namen verschiedene Sorten vorkommen, so will ich die beschreiben, welche mir vorliegt. Es ist eine feste gelblichweisse Masse in mehr oder weniger derben Stücken. Das specifische Gewicht ist 0,98, es schwimmt daher auf dem Wasser. Der Geruch ist zwar etwas wachsartig, doch mehr einem Gemisch von Wachs und Talg ähnlich, im geschmolzenen flüssigen Zustande aber tritt der talgartige Geruch mehr hervor. Es fühlt sich etwas fettiger an, wie das Bienenwachs, ist aber doch spröder als dasselbe. In der Wärme wird es erst zähe, schmilzt dann aber bei 38° R. zu einer klaren Flüssigkeit, welche nach dem Erkalten ihren vorigen Zustand annimmt. Beim Kauen schmeckt es fast wie ein rancider Talg.

Gewöhnlicher Alkohol wirkte in der Kälte wenig darauf und löste es beim Sieden unvollständig auf; kochender Alkohol aber von 94 bis 96 Prozent (Richter) bewirkte eine vollständige Auflösung, welche nach dem Erkalten zu einer weissen feinkörnigen Masse erstarrte.

Mit ätzender Natronlauge behandelt, bildete diese Substanz

eine feste, weisse Selve; während dem Sieden entwickelte sich durchaus kein ammoniakalischer Geruch.

Es lässt sich diese Substanz durch Chlor sehr leicht bleichen und wurde weisser als das beste gebleichte Bienenwachs; aber es gelang mir nicht, das Chlor wieder vollständig auszuscheiden, und beim Schmelzen färbte es sich wieder gelblich. Zu günstiger Jahreszeit werde ich versuchen, es durch Licht und Luft zu bleichen, wie das Bienenwachs.

Dieses sogenannte japanische Wachs kann die Stelle des weit theureren Bienenwachses als Leuchtstoff vollkommen ersetzen, wie aus Folgendem hervorgeht. Um nämlich das Verhalten mehrerer brennbaren Stoffe rückseitlich ihrer Anwendung zum Leuchten kennen zu lernen, goss ich davon in eine gleiche Form Lichter; die Dochte waren sämtlich von gleicher Stärke und von ein und demselben baumwollenen Garn verfertigt. Die bereiteten Lichter wurden genau gewogen, und so bezeichnet: A) ein Licht aus reinem Bockstalg; B) ein Licht aus reinem gelbgewordenen Talg; C) ein Licht aus reinem japanischen Wachs gegossen; D) ein Licht aus 7 Thl. japanischen Wachs und 1 Thl. Talg; E) eins dergleichen aus 6 Theilen japanischen Wachs und 1 Thl. Talg; F) ein Licht aus dem besten reinen Bienenwachs; G) ein Licht aus reinem Wallrath gegossen.

C und F waren blos durch die Farbe unterschieden, D und E näherten sich schon etwas dem Talglicht, waren aber doch viel fester und härter. G war schön durchscheinend und glänzend.

Alle 7 Lichter wurden in einer Reihe in gehöriger Entfernung von einander auf eine Tafel gestellt und zwar in eine Reihe von 18° R., in der kein Zug war, und gleichzeitig angezündet, auch immer gleichzeitig geputzt. Nachdem sie 3 Stunden gebrannt hatten, wurden sie ausgelöscht, und nach dem Erkalten wieder gewogen. Der Gewichtsverlust war folgender:

Von A — 250 Gran

B — 350 —

C — 221 —

D — 308 —

E — 308 —

Von F — 351 Gran

G — 400 -

A brannte mit einer hellen, ruhigen Flamme.

B trübe aber ruhige Flamme, und floss.

C heller wie A, die Flamme sehr ruhig.

D und E eben so.

F völlig wie A.

G sehr helle, aber grosse flatternde Flamme; das Licht schmolz sehr stark, und floss an den Seiten herab.

Um die Lichtstärke zu bestimmen, wurden Versuche mit dem Rumford'schen Photometer angestellt; aber die Resultate waren unbestimmt, fast schien die Lichtstärke aller Flammen gleich. Nach wiederholten Versuchen glaube ich jedoch annehmen zu dürfen, dass A und F völlig gleich, und G etwa zu A und F sich wie 1,05: 1 verhält.

Betrachten wir die Consumption des Brennstoffs, so erhalten wir folgende Reihe:

G F A und B D und E C.

In gleicher Zeit verbrennt also von dem japanischen Wachlicht die *geringste Menge*, während die Flamme dem Bienenwachlichte *gleich* ist, deshalb ist es gewiss als ein sehr schätzbares Material zur Verfertigung der Lichter zu betrachten, und verdient dem Bienenwachs seines wohlfeilen Preises wegen vorgezogen zu werden. Ich behalte mir vor, zu einer andern Zeit Versuche über die chemische Constitution des japanischen Wachses mitzutheilen, wenn die Elementar-Analysen der wachs- und talgartigen Stoffe erst beendigt sind.

II.

Ueber den eigenthümlichen Kratzstoff, Saponin, der Rad. Saponariae levanlicae,

VON

Dr. BLEY in Bernburg.

Im 1sten Stücke des 24sten Bandes von *Tramadorff's neuem Journal der Pharmacie* habe ich eine Untersuchung der ägyptischen Seifenwurzel, von *Gypsophila Struthium* herstan-

ment, mitgetheilt, und unter den erhaltenen Resultaten auch einen besondern Kratzstoff bemerkt, welcher mir in einigen Stücken von *Saponia* der gemeinen Seifenwurzel abzuweichen schien, weshalb ich denn auch den Namen *Struthium* dafür vorgeschlagen hatte. Ich habe in jenem Aufsatze noch angeführt, dass es nicht gelang, allen Kratzstoff rein auszuscheiden, obschon eine kleine Menge rein dargestellt wurde, wie S. 103 jenes Journalhefts zu ersehen ist. Gegenwärtig hat Hr. Bussy im *Journal de Pharmacie* XIX. S. 1. ff. *) eine Analyse derselben Wurzel mitgetheilt, wie es scheint besonders in der Absicht, deren Anwendbarkeit zu technischen Zwecken zu prüfen. In den *Annalen der Pharmacie* Bd. 7. Heft 2. befindet sich folgende Anmerkung der verehrlichen Redaction: „Vergleiche auch die Untersuchung über diesen Gegenstand von Bley im IV. Bande P. 283 dieser Annalen. Bley erhielt das *Saponia* nicht in dem reinen Zustande, als Bussy es dargestellt hat, sondern mehr als eine extractivstoffartige Materie.“ — An der bezeichneten Stelle findet man indess von mir angeführt: „Im feuchten Zustande war die Substanz weiss wie geriebener Meerrettig aussehend und der sogenannten pektischen Säure ähnlich; getrocknet erschien es als dünne Blättchen von weissgelber Farbe, ohne Geruch, von süsslichem, etwas schleimigem Geschmack, hintennach sehr kratzend wie *Rad. Senegae*.“ Hieraus ergiebt sich schon, dass es nicht bloss als extractähnliche Substanz und wahrscheinlich also auch von mir früher, als von Bussy dargestellt worden war, obgleich ich darauf gar kein Gewicht lege, da dergleichen Prioritätsstreitigkeiten mir in der That kleinlich erscheinen.

Durch Bussy's Abhandlung von Neuem auf diesen Gegenstand hingewiesen, stellte ich nach seiner Angabe von einigen Pfunden der Wurzel den Stoff mittelst Ausziehung durch Alkohol dar, besonders um einige abweichende Angaben hinsichtlich des Verhaltens dieses Kratzstoffes von mir und Bussy zu berichtigen. Die erhaltene Substanz war nach dem Ausziehen und Auswaschen mit Alkohol von weisser Farbe, wenig gelblich, wie gepülverte Salepwurzeln bester Sorte, von scharfem, im Halse und Schlunde heftig kratzendem Geschmacke. Hinsichtlich des Verhaltens gegen Alkohol hat Bussy nur we-

*) Vergl. *Jahrb. d. Ch. u. Ph.* Bd. VIII. 3. St. 84.

nige Erfahrungen und sich selbst sehr widersprechende Angaben mitgetheilt. (*Ann. der Pharm.* S. 172.) „Das Saponin löst sich in Alkohol von allen Graden, jedoch nimmt die Auflöslichkeit mit der Concentration desselben ab; 500 Theile kochenden Alkohols von 44° lösen einen Theil Saponin auf, welches sich durch Erkalten nicht völlig wieder abscheidet; in schwachem Alkohol löst es sich in allen Verhältnissen auf.“ So weiß Bussy.

Wenn die Auflöslichkeit des Saponins in Alkohol mit der Concentration des Alkohols abnehmen soll, so müsste ja doch wässriger Alkohol noch weniger aufnehmen; allein dieses ist nach meiner Erfahrung gerade der umgekehrte Fall, auch aus Bussy's eigener Angabe späterhin geht ja hervor, dass 500 Theile kochenden Alkohols nur 1 Theil Saponin lösen. In der That habe auch ich gefunden, dass 500 Gran absoluten Alkohols nur 1,25 Gran des Stoffs aufnehmen.

Um es nun nach Berzelius's Methode rein darzustellen, wurde es mit Alkohol gekocht, filtrirt, getrocknet, in Wasser gelöst, essigsaures Bleioxyl zugesetzt, der Niederschlag durch ein Filter getrennt, und zur filtrirten Flüssigkeit basisch-essigsaures Blei gesetzt; der Niederschlag ward durch Hydrothiongas zerlegt, Alkohol zugemischt, filtrirt und abgedunstet. In dieser Weise wurde ein weisses, wenig ins Gelbliche neigendes Saponin erhalten. Zur Vergleichung habe ich diesen Stoff aus der gemeinen Seifenwurzel in gleicher Weise bereitet, und völlig übereinstimmende Resultate dabei erhalten, so dass dieser Stoff aus beiden Wurzeln für vollkommen identisch anzusehen ist.

III.

Ueber die feuerfesten Bestandtheile des Splintex, des mittleren Holzkörpers und des Kernholzes,

von

Dr. C. SPRENGEL in Braunschweig.

Wenn man die Entstehung des Splintex aus dem Cambium und dessen allmähliche Verwandlung in Holz näher betrachtet,

und wenn man sieht, wie dabei der innere Theil des Holzes oft tausend und mehr Jahre gesund bleibt und in seiner Ausbildung weiter fortschreitet: so muss man auf die Vermuthung kommen, dass das Verhältniss der feuerfesten Substanzen, des Splintes sowohl, als des Holzes der verschiedenen Jahresringe, sehr von einander abweichen werde. Um hierüber einige Aufklärung zu erhalten, untersuchte ich von einer, im Winter gefällten und auf einem sandigen Lehmboden gewachsenen 60jährigen *Eiche*, den etwa aus 8 Jahresringen bestehenden Kern; ferner 8 Jahresringe ihres mittleren Holzkörpers und endlich den Splint dieses Baumes.

a) Feuerfeste Bestandtheile des Kernholzes.

100,000 Gewichtstheile des lufttrocknen, zu Asche verbrannten Holzes bestanden aus:

0,010	— —	Kieselerde,
0,005	— —	Alaunerde,
0,084	— —	Kalkerde,
0,003	— —	Talkerde,
0,000	— —	Manganoxyd,
0,003	— —	Eisenoxyd,
0,073	— —	Kali,
0,035	— —	Natron,
0,051	— —	Schwefelsäure,
0,006	— —	Phosphorsäure und
0,000	— —	Chlor.

Sa. 0,270 Gewichtstheil.

b) Feuerfeste Bestandtheile des mittleren Holzkörpers.

100,000 Gewichtstheile des lufttrocknen, zu Asche verbrannten Holzes bestanden aus:

0,018	— —	Kieselerde,
0,006	— —	Alaunerde,
0,091	— —	Kalkerde,
0,004	— —	Talkerde,
0,003	— —	Manganoxyd,
0,004	— —	Eisenoxyd,
0,005	— —	Kali,
0,041	— —	Natron,
0,034	— —	Schwefelsäure,
0,000	— —	Phosphorsäure und
0,000	— —	Chlor.

Sa. 0,311 Gewichtstheil.

c) *Feuerfeste Bestandtheile des Splintes.*

100,000 Gewichtstheile des lufttrocknen, zu Asche verbrannten Splintes bestanden aus:

0,025		Gewichtstheilen Kieselerde,
0,008	— —	Alaunerde,
0,163	— —	Kalkerde,
0,022	— —	Talkerde,
0,004	— —	Manganoxyd,
0,005	— —	Eisenoxyd,
0,133	— —	Kali,
0,030	— —	Natron,
0,018	— —	Schwefelsäure,
0,080	— —	Phosphorsäure und
0,008	— —	Chlor.

Na. 0,532 Gewichtstheile.

Aus diesen Untersuchungen ist ersichtlich, dass die feuerfesten Bestandtheile, vom Kerne aus nach der Rinde zu immer mehr zunehmen, wobei jedoch die Schwefelsäure eine Ausnahme macht, indem sich diese im Kerne in grösster Menge vorfindet. Woher es nun rührt, dass der Kern des Holzes weniger feuerfeste Theile, als der zwischen Splint und Kern befindliche Holzkörper enthält, während dieser wieder weniger als der Splint besitzt, dürfte daraus zu erklären sein, dass diejenigen feuerfesten Theile, welche nicht zur chemischen Constitution der Holzfaser gehören, sondern nur als Ablagerungen in den Zwischenräumen der Holzgefässe zu betrachten sind, von den auf- und niedersteigenden Säften des Baumes allmählig aufgelöst und fortgeführt werden. Je länger daher dieses Statt gefunden hat, um so ärmer muss auch das Holz an feuerfesten Körpern sein. Ob indess auch die reine Holzfaser des Splintes, des mittleren Holzkörpers und des Kerns in dem Gehalte ihrer feuerfesten Theile von einander abweichen: dies zu erforschen wird meine nächste Aufgabe sein.

IV.

*Ueber die Wirkung des gebrannten Thons
als Düngungsmittel,*

von

Dr. C. SPANGLER in Braunschweig.

Herr B. C. R. Prof. Lampadius, und nach ihm mehrere andere Naturforscher nehmen an, dass die Wirkung, welche der gebrannte Thon als Düngungsmittel zeigt, vorzüglich darin bestehe, dass durch das Brennen die Silicate des Thons aufgeschlossen würden, dass die Alaunerde derselben dann leichter von der Humussäure des Bodens aufgelöst werde, und nun den Pflanzen zur Nahrung diene. Sie folgerten, wenn ich nicht irre, das Verhalten der geglüheten Silicate gegen die Humussäure aus Aehnlichkeitsverhältnissen, nämlich daraus, dass die Mineralsäuren von den geglüheten oder stark erhitzten Silicaten mehr Alaunerde auflösen, als von den nicht geglüheten. Die folgenden Versuche werden zeigen, dass die Vermuthung, welche Hr. Prof. Lampadius hatte, in der That völlig gegründet ist.

Ich nahm 20,000 Gran scharf getrockneten Thon, theilte ihn in 2 gleiche Theile und glühte davon 10,000 Gr., während ich die übrigen 10,000 Gr. in ihrer natürlichen Beschaffenheit liess. Hierauf pulverte ich sowohl den geglüheten, als den nicht geglüheten Thon sehr fein, und behandelte in der Wärme jeden Theil für sich mit einer gleichen Quantität flüssiger Humussäure. Nachdem beide Flüssigkeiten filtrirt, im Ueberschusse mit Salzsäure versetzt, erhitzt, filtrirt, kohlensaures Natron bis zur völligen Neutralisation hinzugesetzt, filtrirt und der Niederschlag geglüht worden war, zeigte es sich, dass die Humussäure vom geglüheten Thone 0,006 Gr., vom ungeglüheten dagegen nur 0,004 Gr. Alaunerde, also $\frac{1}{2}$ weniger, aufgelöst hatte. Da nun die Alaunerde zum chemischen Bestande der Pflanzen gehört, manche Bodenarten aber nur sehr wenig in Humussäure lösliche Alaunerde enthalten: so dürfte allerdings der gebrannte Thon seine düngende Eigenschaft zum Theil den aufgeschlossenen Silicaten zu verdanken haben, zumal wenn man berücksichtigt, dass dieselben ausser Alaunerde

oft Kalk, Talk, Kali und Natron enthalten, welche sich, nach dem Erhitzen nun gleichfalls leichter in der Humussäure des Bodens auflösen werden. — Indess dürfte doch auch, wie ich schon früher behauptet habe, der gebrannte Thon durch das sich in ihm erzeugende Ammoniak düngen; denn von diesem Körper sind nach meinen darüber angestellten Versuchen nur 12 Pfd. auf den Magdeb. Morg. nöthig, um fast augenblicklich bei allen Pflanzen die üppigste Vegetation hervorzubringen. Ich habe zwar schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt, auf welche Weise das Ammoniak im gebrannten Thon entsteht; allein um darüber zur völligen Gewissheit zu gelangen, dass wirklich das Eisenoxydul des Thons die Bildung desselben vermittele, stellte ich folgende Versuche an.

1) Ich pulverte etwa 10 Gramme Hammerschlag (Eisenoxyd-Oxydul), so wie er beim Schmieden des Eisens entsteht, erhitzte denselben in einem gutverdeckten Tiegel, that ihn hierauf, mit Wasser angefeuchtet, in eine Digerirflasche und steckte in den Hals derselben geröthetes Lakmuspapier. Kaum waren 6 Stunden verlossen, als schon die blaue Farbe des Papiers hergestellt war. Ich wiederholte nun den Versuch mit dem gerötheten Lakmuspapier während der Dauer von 4 Wochen sehr oft, und erhielt, wenn gleich nicht so schnell als im Anfange, doch jedesmal dasselbe Resultat. Am häufigsten bildete sich das Ammoniak, wenn ich die Temperatur ein wenig erhöhte; aber es entstand unter keiner Bedingung, sobald ich das Glas mit einem Kork verschloss; natürlich weil dann der zur Bildung des Ammoniaks nöthige Stickstoff fehlte.

2) Ich that eine geringe Quantität gepulverte, trockne Humussäure und etwas gepulverten, zuvor erhitzten Hammerschlag in eine Digerirflasche, feuchtete das Gemenge an und steckte in den Hals der Flasche geröthetes Lakmuspapier. Es verlossen 8 und noch mehr Tage, aber das Papier blieb roth. Ich goss nun mehr Wasser zu, filtrirte und erhielt eine dunkelbraun gefärbte Flüssigkeit, aus welcher sich, durch Zusatz von Aetzkali, sehr viel Ammoniak entwickelte. Es hatte sich also, was voraus zu sehen war, humussaures Ammoniak gebildet.

3) Ich gab frische Asche, wie sie beim Verbrennen von lehmigen, viel Eisenoxyd enthaltenden, Rasen entstanden war, in ein Gefäss, feuchtete sie an und befestigte in einiger Ent-

fernung davon geröthetes Lakmuspapier. Das Papier wurde nicht allein binnen einigen Tagen wieder blau, sondern ein über das Gefäss gehaltenes, mit Salzsäure benetzter Glasstöpsel erzeugte eine Menge weisser Nebel. Also auch hier erfolgte Ammoniakbildung. Die Untersuchung der Asche zeigte, dass sie viel Eisen und Manganoxydul enthielt.

4) Endlich nahm ich 100,000 Gramme lufttrocknen, von Pflanzenresten und Humus gänzlich befreiten, etwa $\frac{1}{2}$ p. C. Eisenoxydul, $\frac{1}{10}$ p. C. Manganoxydul und gegen 5 p. C. Eisenoxyd enthaltenden Thon, that ihn in eine mit Lehm beschildene Glasretorte und glühte ihn $\frac{1}{2}$ Stunde, theils um dadurch das vielleicht schon vorhandene Ammoniak zu verjagen, theils und hauptsächlich, um den Thon, wie es beim Thonbrennen im Grossen geschieht, einer bedeutenden Hitze auszusetzen. Hierauf schüttete ich den erhitzten Thon auf ein flaches Gefäss, feuchtete ihn, nachdem er erkaltet war, an, und liess ihn 3 Tage ruhig an einem Orte stehen, von welchem ich überzeugt war, dass die Atmosphäre kein Ammoniak enthalte. Nach dieser Zeit gab ich den noch feuchten Thon in die Glasretorte zurück, steckte den Hals derselben in ein Gefäss, welches Wasser mit etwas Salzsäure vermischt enthielt und glühte eine Zeitlang. Zuletzt verdunstete ich die Flüssigkeit behutsam und erhielt als Rückstand 0,024 Gramme Salmiakkrystalle. Die Ausbeute war zwar gering, allein man muss auch erwägen, dass der Thon nur wenig Eisenoxydul enthielt, wovon beim ersten Glühen, da der Hals der Retorte nicht verschlossen war, sich auch ein großer Theil in Eisenoxyd verwandelt haben mochte. Frühere Versuche, die ich mit viel Eisenoxyd, aber auch Pflanzenreste und Humus enthaltenden Thon anstellte, gaben mir bei weitem mehr Salmiak. Dies war sehr anständig, denn aus dem Eisenoxyde entstand nicht nur durch Einwirkung des Wasser- und Kohlenstoffs der Pflanzenreste und des Humus Eisenoxydul, sondern das schon im Thon befindliche Oxydul konnte sich, unter dem Einflusse der erhitzten organischen Stoffe auch nicht in Oxyd verwandeln.

5) Um mich endlich davon zu überzeugen, ob das Manganoxydul dem Eisenoxydul sich nicht nur ähnlich verhalte, sondern dieses in seiner Wirkung noch übertriffe, oder um zu sehen, ob bei der Vermischung mit Wasser, unter dem Zutritte

der Luft, noch schneller Ammoniak als beim Eisenoxydul aus ihm entstehe, pulverte ich kein Eisenoxyd enthaltenden Brauneisenstein, vermischte denselben mit Kohlenpulver und glühete dieses Gemenge 1 Stunde lang in einem gut zugedeckten Tiegel; hierauf that ich es in eine Digerirflasche, feuchtete es an, und brachte in den Hals der Flasche sehr stark geröthetes Lakmuspapier. Der Erfolg war, dass das Papier schon nach Verlauf von 3 Stunden seine blaue Farbe wieder erhielt, und dass sich, bei darüber gehaltener Salzsäure, sehr viele dicke, weisse Nebel bildeten. Aber auch hier hörte die Entwicklung des Ammoniaks von dem Augenblicke an auf, da ich die Flasche mit einem Korkte versah.

In Folge dieser Versuche glaube ich also annehmen zu können, dass sowohl das gegläuhete Eisen- als das gegläuhete Manganoxydul, sobald sie mit Wasser und Luft in Berührung stehen, eine beträchtliche Menge Ammoniak erzeugen; wobei natürlich die Menge desselben dem frei gewordenen Wasserstoffe des zersetzten Wassers entsprechen muss. — Ob nun das Eisen- und Manganoxydul durch das Rösten in einen electropositiveren Zustand gerathen (vielleicht bei einem gewissen Hitzegrade mehr als bei einem andern), und ob sie dadurch befähigt werden, alsdann das Wasser leichter zu zersetzen, ist eine Vermuthung, die noch der Bestätigung bedarf.

Es sei mir noch erlaubt, aus meinen Versuchen einige Regeln abzuleiten, die sowohl beim Brennen des Thons, als beim Düngen damit ihre Anwendung finden können:

1) Man wähle zum Brennen einen solchen Thon, der viel Eisen- und Manganoxydul enthält, doch nebenbei wo möglich auch Humus oder Pflanzenreste, indem besonders durch den Wasser- und Kohlenstoff dieser, die zugleich vorhandenen Oxyde reducirt werden dürfen.

2) Es wird gut sein, wenn der zum Brennen ausgewählte Thon, nasser den Mangan- und Eisenoxyden auch Kalk, Talk, Kall, Natron und andere den Pflanzen zur Nahrung dienende Körper enthält.

3) Man leite das Brennen des Thons dergestalt, dass keine zu grosse Hitze dabei Statt finde; theils damit der Thon nicht verglase, theils damit der Russ des Brennmaterials, welcher sich in den Zwischenräumen des Thones absetzt, nicht gänzlich

zerfällt werde, indem er bekanntlich viele düngende, jedoch flüchtige Stoffe enthält, theils damit sich, sobald der Kohlenstoff anfängt zu fehlen, das einmal reducirte Eisen nicht wieder höher oxydire, und endlich damit durch das Brennen, wie beim Rösten der Erze, eine Auflockerung erfolge, da gerade diese zur Ansammlung von viel Ammoniak beitragen dürfte. Aus diesem Grunde wird es denn auch gut sein, Thon zum Brennen anzuwenden, der noch feucht ist.

4) Es muss beim Brennen des Thons zur Verwandlung des Eisen- und Manganoxydes in Eisen- und Manganoxydul sehr viel beitragen, oder man wird nachher viel Ammoniak erhalten, wenn man den Thon schichtweise mit dem Brennmaterial zusammenbringt und hierauf anzündet, indem dadurch die Berührungspunkte der Oxyde mit dem Wasser- und Kohlenstoffe des Brennmaterials vermehrt werden. — Torf, Braunkohlen, Steinkohlen und Reissholz würden sich hierzu am besten eignen. Noch mehr Mangan- und Eisenoxydul dürfte aber entstehen, wenn man den Thon mit Torf, Braun- oder Steinkohlen dadurch innig vermischt, dass man dünne Steine daraus backte und diese dann im offenen Feuer brennte. Ein so gebrannter Thon dürfte mehrere Jahre düngen, nämlich so lange, bis alles Eisen- und Manganoxydul in Oxyd verwan delt ist.

5) Man wird den gebrannten Thon vorzugweise zur Düngung des humusreichen Bodens anwenden müssen, da sich dann kein Ammoniak verflüchtigt, sondern, so wie es sich gebildet hat, gleich mit der Humussäure in Verbindung geht. Diese Verbindung ist nämlich, wie mir Versuche gezeigt haben, ein sehr kräftiges Düngungsmittel.

6) Hat man ein Feld mit gebranntem Thon gedüngt, so muss derselbe schnell untergepflügt werden, theils um die Verflüchtigung des Ammoniaks zu verhindern, theils damit es dem Mangan- und Eisenoxydul zur Bildung von Ammoniak nicht an Feuchtigkeit fehle. Bleibt dagegen der gebrannte Thon an der Oberfläche liegen und ist die Witterung trocken, so oxydirt sich das Eisen- und Manganoxydul auf Kosten des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft; wobei natürlich kein Ammoniak entstehen kann. Auch dürfte die Bildung des Ammoniaks durch die Einwirkung des Lichtes verhindert werden.

7) Der gebrannte Thon muss, ehe er auf's Feld gefahren

wird, gut zerkleinert werden, denn dadurch bietet er, abgesehen von den übrigen Vortheilen, welche daraus hervorgehen, dem Wasser, welches er zersetzen soll, viele Berührungspunkte dar.

V.

Neue vegetabilische Grundstoffe,

zusammengestellt

von

F. W. SCHWEIGGER-SEIDEL.

I. Pikrotoxin, Unterpikrotoxinsäure, Menispermia und Paramenispermia ^{*)}.

Die Herren Pelletier und Couéche haben der Pariser Akademie am 13. Januar 1834 eine Denkschrift unter dem Titel: *Neue Analyse der Kokkelskörner* überreicht, aus welcher als interessante Thatsachen hervorgehen, dass die Herren Verfasser in den Schalen dieser Früchte, die drei neuen Substanzen, welche die Ueberschrift nennt, entdeckt und sich zugleich überzeugt haben, dass dem *Pikrotoxin* eine Stelle unter den Säuren, wenn auch nur unter den schwächsten derselben, eingeräumt werden müsse.

1) *Pikrotoxin*

in schwach mit Kali versetztem Wasser gelöst, scheidet sich nämlich beim Hindurchleiten des Stroms einer galvanischen Säule durch diese Lösung, in schönen nadelförmigen Krystallen am positiven Pol aus, während die Kalllösung in demjenigen Theile der Röhre, welcher dem negativen Pol entspricht, aller Bitterkeit entledigt wird. Eben so verhielten sich die Lösungen dieser Substanz in Natron und Ammoniak, welche die Verfasser desshalb als *pikrotoxinsäure Salze* (*pikrotoxates*) bezeichnen. Nicht zufrieden damit und um nachliegenden Einwürfen

^{*)} L'Institut an. H. No. 36. d. 15. Jan. 1834. S. 20–27 im Auszuge.

zu begegnen, untersuchten die Verfasser auch das Verhalten des Pikrotoxins zu den schwächsten Basen, den organischen Alkaloiden, indem sie von der Idee ausgingen, dass die Frage über die saure Natur desselben als ganz entschieden betrachtet werden müsse, wenn die Löslichkeit der Alkaloide durch das Pikrotoxin erhöht würde, wenn sie sich mit denselben zu kristallisirbaren Verbindungen vereinigen und diese im Kreise der Volta'schen Säule in ähnlicher Weise, wie die Verbindungen mit den mineralischen Alkalien, sich zerlegen liessen. Versuche mit Brucia, Strychnin, Cholin, Cinchonin und Morphin lieferten jederzeit die erwarteten Resultate.

Die Elementar-Analyse des *Pikrotoxins* oder der *Pikrotoxinsäure* lieferte, nach Liebig's Verfahren angestellt:

	Versuch.	Berechnung.
Kohlenstoff	60,91	C 12 = 917,250 = 60,96
Wasserstoff	6,00	H 14 = 87,360 = 5,80
Sauerstoff	33,09	O 5 = 500,000 = 33,24
	100,00	100,00

Versuche, die Sättigungscapazität zu bestimmen, wodurch die chemischen Formeln allein erst realen Werth erhalten, scheinen indess nicht gemacht worden zu sein.

Die ausgezeichnet giftige Wirkung dieser Substanz, wodurch dieselbe den giftigsten Alkaloiden und der Blausäure sich anreicht, beweist, wie die Herren Verfasser ausdrücklich hervorhoben, recht klar die Unabhängigkeit der Ursache derjenigen Wirkungen, welche gewisse Körper auf die thierische Oekonomie ausüben, von Natur, Zahl und Verhältnis ihrer Elemente. Diese Bemerkung ist nicht neu (wir erinnern nur an das unschädliche arsenisaure Ammoniak, welches hinsichtlich seiner Zusammensetzung = $C^2 O^3 H^2 + N^2 H^6$ der Blausäure mit 3 M. G. Wasser = $C^2 N^2 H^2 + 3 (H^2 O)$ entspricht), aber darum nichtsdestoweniger beachtungswerth, jedoch wohl auch nicht in zu grosser Allgemeinheit aufzufassen; unter den Kohlenstoffverbindungen giebt es bekanntlich mehrere sogar binär zusammengesetzte, z. B. das Kohlenoxydgas, die Kohlenwasserstoffgase u. s. w. von giftiger Natur, und selbst Alkohol und Aether reihen sich, wie Brodie z. B. durch seine Versuche mit Hunden gezeigt hat, hinsichtlich ihrer Wirkung auf

die thierische Oekonomie den marktschen Principen an. Von den Mineralgiften wollen wir ganz schweigen. Jedenfalls ist es der Mühe werth, dem Verhältniss der chemischen Zusammensetzung der Körper zu ihrer Wirkung recht eifrig nachzuspüren.

2) *Unterpikrotanzsäure.*

Acide hypopikrotanrique nennen die Herren Verfasser eine in grosser Menge in den *Kokkelskörnern* vorkommende Substanz, die hinsichtlich ihrer Zusammensetzung grosse Aehnlichkeit mit der *Pikrotanzsäure* besitzen und sich davon in dieser Beziehung nur dadurch unterscheiden soll, dass sie von jedem Elemente 1 Atom weniger enthalten soll. Sie lieferte nämlich bei der Elementar-Analyse:

Versuch.	Berechnung.
Kohlenstoff 64,15	C 11 = 840,818 = 63,60
Wasserstoff 6,06	H 13 = 81,129 = 6,13
Sauerstoff 29,77	O 4 = 400,000 = 30,27
100,00	100,00

Diese Zahlen werden wohl noch einige Abänderung erleiden, denn auch hier ist die Sättigungscapacität nicht berücksichtigt, und selbst, wenn diess auch nicht der Fall wäre, so halten wir doch die Wahl des Namens für nichts weniger als glücklich.

Uebrigens bildet diese Säure eine starre unkrystallisirbare, ungestaltete (amorphe) Masse, welche in kochendem Wasser nur erweicht, aber darin eben so unlöslich ist, als im Aether. Dagegen löst sie sich leicht in Alkalien.

3) *Menispermia.*

Eine neue vegetabilische Salzklasse von weisser Farbe, undurchsichtig, vom Aussehen des Queckalbercyanids, krystallisirt in vierseitigen Prismen, ist geschmacklos, schmilzt bei 120°, versetzt sich in höherer Temperatur und hinterlässt in einer Röhre erhitzt, eine reichliche Menge von Kohle, nur sehr wenig hingegen bei Verflüchtigung, die ungefähr bei 250° C. eintritt, aus einem Gefässe mit sehr weiter Oeffnung. Im Wasser ist sie unfällig, im heissen Alkohol und Aether löslicher als im kalten. Beim Verdunsten hinterlassen diese das *Menispermia* in krystallinischer Form. Es sättigt mehr oder we-

olger verdünnte Säuren, indem es sich darin auflöst, vollständig.

Das *neutrale schwefelsaure Menispermia* krystallisirt in prismatischen Nadeln und besteht in 100 Theilen aus:

wasserfreiem Salz	85
Wasser	15
	100

85 Thl. des wasserfreien Salzes lieferten, durch ein Barytsalz zersetzt, 20 Th. schwefelsauren Baryt = 6,875 Schwefelsäure. Hieraus folgt:

	Versuch.		Berechnung.
Menispermia	78,125	+ Me	= 5695,00 = 77,79
Schwefelsäure	6,875	S	= 201,16 = 2,84
Wasser	15,000	Aq. 10	= 1124,80 = 15,37
	100,000		73,99

Die Aequivalentenzahl dieses neuen Alkaloïds ist mithin 5605.

Die Elementarzusammensetzung, welche mit der des nachfolgenden Körpers vollkommen übereinstimmt, wurde nach Gay-Lussac's Methode bestimmt.

Kohlenstoff	71,80
Stickstoff	9,37
Wasserstoff	8,01
Sauerstoff	10,53

welche Zahlen, wenn 2 Atome Stickstoff in einem Atome des Menispermias angenommen werden, der Formel



entsprechen sollen. Die Herren Verfasser scheinen indess übersehen zu haben, dass diese Formel durchaus unvereinbar ist mit den Resultaten ihrer Analyse des schwefelsauren Salzes.

4) *Paramenispermia*.

Diesem Körper fehlt, ungeachtet seiner angeblich mit der des vorgenannten vollkommen übereinstimmenden Zusammensetzung, dennoch sogar der chemische Grundcharakter dieses letztern, die basische Natur; diese ist demnach bei den orga-

nischen Substanzen unabhängig von ihrer Zusammensetzung, schliessen die Herren Verfasser. Sie sprechen indess von Isomerie dieser beiden Grundstoffe und haben in diesem Sinne den Namen gewählt, während Berzelius von isomerischen Körpern fordert, dass ihre chemische Natur nicht nur, sondern auch sogar ihre Sättigungscapacität übereinstimme. Schade nur, dass sich über eine grosse Anzahl von Körpern in dieser Beziehung gar nichts mit Sicherheit bestimmen lässt. Wir werden ein andermal Gelegenheit nehmen, die Begriffe der Isomerie und ihrer Varietäten, der Polymerie und Metamerie zu erläutern und den gegenwärtigen Stand dieser Lehre darzulegen.

Auch die übrigen Eigenschaften dieses interessanten Körpers weichen bedeutend von denen des vorigen ab.

Das *Paramenispermia* ist bei gewöhnlicher Temperatur starr, krystallisirt in vierseitigen Prismen mit rhomboidaler Grundfläche, ist schwierig zersetzbar durch Hitze und in einer Röhre ohne Veränderung leicht sublimirbar. Erhitzt man es in einem Uhrglase über einer Weingeistlampe, so verflüchtigt es sich, kaum geschmolzen, als weisser Rauch, der, wenn man das Glas von der Flamme entfernt, in Schmelzgestalt wieder zurücksinkt; man sieht sogar die geschmolzene Kugel sich mit einer krystallinischen glänzenden Kruste überziehen, ganz in ähnlicher Weise wie das Antimon vor dem Löthrohre. Schmelz- und Verflüchtigungspunct, welcher letztere beim Menispermia fast ganz derselbe ist, können auf 250° C. bestimmt werden.

Die Darstellungsweise dieser neuen Stoffe und was sonst noch von ihrem Verhalten Interesse gewährt, soll nachträglich mitgetheilt werden, sobald die ausführliche Abhandlung in unseren Händen sein wird. Welche Wirkung diese neuen Körper auf die thierische Oekonomie ausüben, werden wir dann wohl auch erfahren; im vorliegenden Auszug ist nicht davon die Rede.

(Fortsetzung folgt.)

VI.

*Ueber einige neue Producte, welche durch die
Einwirkung der Alkalien auf fette Körper,
bei hoher Temperatur, entstehen,*

von

A. Bussy.

(Annal. de Chim. et de Physiq. T. 53, p. 395.)

Bei der Untersuchung von organischen Substanzen findet der Chemiker ziemlich häufig neue Körper. Würde er sich aber blos mit der Angabe ihrer Eigenschaften und wahrscheinlichen Anwendungen begnügen, so würde er nur die Hälfte seiner Aufgabe lösen, und die Wissenschaft würde nicht viel bei dieser Anhäufung von neuen Producten gewinnen. Zur Beförderung der Wissenschaft muss er aber die Einwirkungen, durch welche die organischen Producte sich gegenseitig in einander umwandeln, studiren; er muss sich mit dem Zusammenhang, welcher zwischen dem Hauptstoffe und den daraus hervorgehenden Producten stattfindet, genau bekannt machen, damit die Gesetze dieser Modificationen leicht verstanden und dieselben systematisch aufgestellt werden können.

Bei Vorlegung der Untersuchungen über die neuen Producte, von welchen im Folgenden die Rede sein wird, berücksichtigte ich besonders diesen Punct, denn ich war der Ueberzeugung, dass die Elemente eines guten organisch-chemischen Systems noch fehlen, und dass die Fortschritte in diesem Theile der Wissenschaft gegenwärtig von der Ausdauer der Chemiker und der Vermehrung ihrer Untersuchungen abhängen.

Schon vor einigen Jahren zeigte ich mit Hrn. Le Canu, dass, wenn man gewisse fette Körper, und zwar besonders die animalischen Ursprungs, der Einwirkung der Hitze aussetzt, ein Gemenge von Oel- und Margarinsäure, nebst einigen andern brennlichen Substanzen (substances pyrogénées) erhalten werden. Die Producte sind aber nicht mehr dieselben, wenn man, statt diese Körper für sich allein zu erhitzen, sie mit Kalk, Baryt, Strontian, Kali, oder Natron erhitzt.

Destillirt man z. B. in einer Glasretorte 100 Gr. Talg mit

dem halben Gewicht ungelöschten Kalk, und sammelt die Producte der verschiedenen Perioden der Destillation: so erhält man zuerst eine flüssige Masse, welche beim Erkalten erstarrt. Sie ist im Anfange der Operation von keiner deutlichen Farbe, wird aber nach und nach gelb, vermindert ihre Consistenz, bis sie am Ende ganz flüssig wird.

Sammelt man die erhaltenen festen oder weichen Producte, und presst sie zwischen mehreren Lagen Filtrir-Papier (papier joseph), so wird dadurch eine gelbe öhrartige empyreumatische Substanz eingesogen, und dazwischen bleibt eine feste, perlmutterglänzende, gelbliche Substanz. Dieselbe kann leicht durch siedenden Alkohol gereinigt werden, denn sie löst sich darin auf und setzt sich beim Erkalten ab. Sie besitzt einige äussere Charaktere der Margarinsäure, aber unterscheidet sich von derselben durch sehr hervorstechende Eigenschaften, z. B. dass sie nicht sauer ist und weder in der Wärme noch in der Kälte, mit concentrirten caustischen Alkalien, Seife bildet.

Diese neue Substanz, welche übrigens einige ziemlich interessante Eigenschaften besitzt, schien mir, hinsichtlich ihrer Zusammensetzung und ihrer Analogie mit den fetten Körpern, aus welchen sie entsteht, einer gründlichen Untersuchung wohl werth zu sein. Um dieses aber mit Vortheil hewerkstelligen zu können, suchte ich zuerst die Bedingungen ihrer Darstellung zu vereinfachen.

Die fetten Körper haben eine sehr complicirte Zusammensetzung, wie wir durch die ausgezeichneten Arbeiten des Hrn. Chevreul wissen, und sie lassen sich leicht durch Einwirkung von Alkalien in andre Körper von saurer Beschaffenheit umwandeln. Dieses gab mir natürlich Veranlassung anzunehmen, dass die durch Destillation von Talg mit Kalk erzeugten Producte, von der secundären Einwirkung des Alkalis auf die, durch den Kalk selbst, bei niedrigerer Temperatur gebildeten Fettsäuren, herrühren möchten. Diese Hypothese wurde durch die Erfahrung bestätigt und sie erlaubte mir, durch Vereinfachung der Operation, eine bessere Theorie davon aufzustellen.

Ich habe also nach einander Margarín-, Stearin- und

Ölsäure mit Kalk destillirt, und mit jeder derselben besondere Substanzen erhalten, von denen ich einzeln sprechen werde.

Margarinsäure.

Die angewandte Margarinsäure wurde durch Destillation von Talg und Reinsigung derselben durch Auspressen und Krystallisation aus Alkohol erhalten; sie schmolz bei 56°. Ich habe diese Darstellungsart derjenigen durch die Verseifung vorgezogen, weil die dadurch erzeugte Säure, frei von Stearinsäure ist, und leicht von den ihr beigemengten blässigen Producten gereinigt werden kann.

Durch Mengung und Destillation mit dem Viertel des Gewichts ungelöschten Kalks und Fractioniren der Producte erhält man zuerst eine kleine Quantität Wasser, dann eine weiche Masse, welche durch Auspressen eine ähnliche Substanz, wie der Talg liefert. Die letzten Antheile der Säure erleiden eine vollständigere Zersetzung; denn am Ende der Operation sind die übergelassenen Producte gefärbt, empyreumatisch, und der Rückstand in der Retorte besteht aus Kalk, mit kohlensaurem Kalk und einer kleinen Quantität Kohle gemengt, welche ihn schwarz färbt.

40 Gr. Margarinsäure, auf die genannte Weise behandelt, gaben 28 Gr. einer gelblich gefärbten festen Substanz, welche das Papier beim Drücken befeuchte und 22 Gramme ganz trockene Masse zurückliess, welche letztere, völlig von Flüssigkeit befreit, bei 74° schmolz. Sie wurde wiederholte Male mit kochendem (36°) Alkohol behandelt. Nach 11maliger gleicher Behandlung erhob sich der Schmelzpunkt des letzten Antheils auf 77° und blieb dann stationär. Aehnliche Resultate erhielt ich durch Erhitzen, in einer Retorte, von margarinsäurem Kalk, welcher durch Auflösen von Margarinsäure in schwacher Kalklauge und Fällen mit Chlorcalciumlösung, bereitet worden war.

Die unter diesen verschiedenen Umständen erhaltene Substanz ist schön weiss, glänzend und perlmutterartig, wenn man sie aus dem Alkohol, in welchem sie sich abgesetzt, herausnimmt. Sie schmilzt, wie schon gesagt, bei 77°, bildet beim Erkalten eine verworrene krystallisirte Masse und sieht aus wie Margarinsäure oder Elfenbein. Sie leitet die Electricität nicht, wird

aber durch Reiben oder Zusammendrücken stark electrisch; reibt man sie in einem Achatmörser, so hängt sie sich oft an den Rand desselben oder an das Pistill, so wie an das Papier an, mit welchem man sie umrührt. Erhitzt man sie in einer Retorte, so geräth sie in Kochen und destillirt über, ohne eine merkliche Umwandlung zu erleiden, und ohne Rückstand zu hinterlassen. Bei einer höhern Temperatur brennt sie mit glänzender, nicht russender Flamme; eben so verhält sie sich, wenn man einen damit getränkten baumwollenen Docht oder Papier verbrennt. — Sie löst sich in 36° heissem Alkohol, aber in bei weitem geringerer Quantität als die Margarinsäure; 1 Gr. löst sich vollkommen in 50 Gr. Die Substanz zertheilte sich zuerst in kleine Kügelchen, welche sich mit dem Alkohol nicht mischen liessen, sich unten absetzten und erst durch Umschütteln sich auflösten. Beim Erkalten setzte sich der grösste Theil derselben wieder ab. Das Wasser fällt sie auch aus dieser Auflösung. Alkohol, bei 40°, löst sie leichter und in grösserer Quantität auf. 3 Gr. lösten sich vollständig in 20 Gr. Alkohol. Beim Erkalten genau die Auflösung. In der Wärme löst Schwefeläther mehr als $\frac{1}{5}$ des Gewichts davon auf, welches sich grösstentheils beim Erkalten wieder absetzt. Warmer Essigäther löst sie in grosser Menge auf; beim Erkalten gerinnt die Flüssigkeit zu einer perlmuttglänzenden Masse. Eben so verhält sie sich gegen Terpentinöl. Durch Schmelzen lässt sie sich nicht mit Phosphor vermischen, löst aber eine gewisse Quantität davon auf. Mit dem Kampher verbindet sie sich in allen Verhältnissen. Durch kochende, concentrirte Aetzkalklauge wird sie nicht verändert. Schwefelsäure schwärzt sie und zersetzt sie vollkommen unter Entwicklung von schwefeliger Säure. 1 Gr. von dieser Substanz mit 2 Gr. Schwefelsäure gelinde erhitzt, farbte sich zuerst roth, dann braun, dann dunkelschwarz, und nach einiger Zeit wurde sie vollständig in eine kohlige Masse verwandelt. Diese Einwirkung ward von einer starken Entwicklung von schwefeliger Säure und von kleinen Detonationen begleitet. (Der Versuch wurde in einer Glasröhre von 2 Centimetern Durchmesser vorgenommen.) Salpetersäure greift sie wenig an und zwar nur in der Wärme. Legt man sie in eine Glasröhre und leitet einen Strom von trockenem Chlorgas bei gelinder Wärme hindurch, so ver-

wandelt sie sich vollständig in eine farblose, durchsichtige, und bei gewöhnlicher Temperatur flüssige und klebrige Masse.

Diese Substanz, welche ich mit dem Namen *Margaron* bezeichne, stimmt in ihren Eigenschaften, einigermaßen mit dem Reichenbach'schen *Paraffin* überein; selbst in der Zusammensetzung nähert sie sich ihm, wie wir sogleich sehen werden, unterscheidet sich aber dadurch von demselben, dass sie bei 77° schmilzt, während dieses beim Paraffin schon bei 43° $\frac{3}{4}$ statt findet; ferner wird letzteres gar nicht durch Schwefelsäure angegriffen, wogegen das Margaron vollständig durch sie zersetzt wird.

Zusammensetzung des Margarons.

Die Analyse des Margarons wurde mit Hilfe des Liebig'schen Apparats vorgenommen, und das Wasser mittelst Chlorcalcium bestimmt.

Die Resultate von fünf, jedesmal mit 0,5 Gr. angestellten Analysen waren:

	I.	II.	III.	IV.	V.
Kohlensäure	1,51	1,51	1,505	1,504	1,500
Wasser	0,609	0,612	0,606	0,610	0,602

Hiernach hätten wir im Durchschnitt 1,507 Kohlensäure und 0,608 Wasser.

Die Zusammensetzung nach % wäre demnach folgende:

Kohlenstoff	83,34
Wasserstoff	13,51 (A)
Verlust in Sauerstoff bestehend	3,15

Diese Zusammensetzung zeigt, dass die untersuchte Substanz sich sehr dem Kohlenwasserstoff nähert. Wie man sieht, ist die Sauerstoffmenge sehr gering, und es kann demnach die Zahl der Sauerstoffatome in der Verbindung nur sehr gering sein. Um jedoch jeden Zweifel über die Gegenwart des Sauerstoffs zu beseitigen, behandelte ich die geschmolzene Substanz mit Kalium, welches dadurch sich in der Wärme oxydirte, und die Entwicklung einer geringen Menge von brennbarem Gase veranlasste. Ich brauche nicht zu sagen, dass die Substanz, um sie so vollständig als möglich zu trocknen, lange Zeit bei einer Temperatur von 120° im Schmelzen unterhalten wurde.

Es ist schwierig, aus dieser Analyse eine Formel abzuleiten, denn wenn wir selbst auch nur ein Atom Sauerstoff darin annehmen, so hätten wir mehr als 70 Atome Wasserstoff. Aber die unvermeidlichen Beobachtungsfehler, besonders bei der Bestimmung des Wasserstoffs, machen diese Berechnung unzuverlässig. In solchen Fällen muss man die durch den Versuch erhaltene Zusammensetzung aus einem theoretischen Gesichtspunkt, welcher erlaubt, dass man die Resultate beurtheile und die unvermeidlichen Fehler berichtige, betrachten.

In dieser Absicht versuchte ich zuerst die Dichtigkeit des Dampfes des Margarons nach dem Verfahren von Dumas aufzusuchen; ich musste es aber unterlassen, da ein Antheil Margarons, vor der Verflüchtigung, zersetzt wurde.

Vergleichen wir jedoch die gefundene Zusammensetzung mit derjenigen der Margarinsäure, so lassen sich sehr interessante Verhältnisse auffinden. — Nach Chevreul's Analyse besteht die Margarinsäure aus:

Kohlenstoff	79,053	C ³⁵
(H) Wasserstoff	12,010	H ⁶⁵
Sauerstoff	8,937	O ³

Die Stearinsäure aus:

Kohlenstoff	80,148	C ⁷⁹
Wasserstoff	12,468	H ¹³⁴
Sauerstoff	7,977	O ³

Berzelius aber hält, nach mir sehr richtig scheinenden Betrachtungen, für die Margarinsäure folgende Formel für die richtige: C³⁵ H⁶⁷ O³; so dass, wenn wir die Quantität von C³⁵ H⁶⁷ mit R bezeichnen, die beiden genannten Säuren dasselbe Radical hätten, und sich durch RO³ und R²O³ bezeichnen lassen; der Unterschied bestände bloß in 2 Atomen mehr oder weniger Wasserstoff, und wenn auch die bekannte Genauigkeit des Analytikers anfangs diese Modification nicht zu erlauben schien, so liess sie sich doch einigermaßen durch die Schwierigkeit, die angewandten Stoffe zu reinigen, rechtfertigen *).

*) Chevreul hatte schon diese Verhältnisse der Zusammensetzung bemerkt und den Vorschlag gemacht, die Stearinsäure, Margi-

Wie dem nun sei, wenn man die Formel $O^3 H^{67} C^{24}$ für die Margarinsäure annimmt, so sieht man, dass sie mit $CO^2 + OH^{67} C^{24}$ bezeichnet werden kann.

Die Zusammensetzung $OH^{67} C^{24}$ wäre also nach %

Kohlenstoff . .	83,38
Wasserstoff . .	13,41
Sauerstoff . .	3,21

Die analysirte Substanz A giebt:

Kohlenstoff . .	83,34
Wasserstoff . .	13,51 %)
Sauerstoff . .	3,15

Diese Zahlen stimmen mit den ersten beinahe vollkommen überein, woraus hervorgeht, dass die Zusammensetzung des Margaron mit $OH^{67} C^{24}$ bezeichnet werden kann, wonach es nichts andres als Margarinsäure mit 1 Atom Kohlen-säure weniger wäre, denn $OH^{67} C^{24} = O^3 H^{67} C^{23} - CO^2$. Um durch einen Versuch diese Vermuthung zu bestätigen, meögte ich Margarinsäure und Aetzbaryt genau in dem Verhältnisse eines Atoms jeder dieser beiden Substanzen, wobei ich das Wasser, welches die krystalisirte Margarinsäure enthält, in Rechnung brachte. Als Destillationsprodukte erhielt ich wirklich dieselbe Substanz, und als Rückstand, durch etwas Kohle geschwärztes kohlensaures Baryt. Multiplicirt man mit 3 die Anzahl Atome der destillirten Substanz, so erhält man $O^3 H^{201} C^{102} = O^3 H^{67} C^{33} + H^{134} C^{67}$, d. h. sie wird ausgedrückt durch Margarinsäure plus Doppel-Kohlenwasserstoff. Sie wäre also

risige Säure (neufe margareux) zu nennen. Diese damals zu klären scheinende Newerung liesse sich gegenwärtig durch die in der organischen Chemie gemachten Entdeckungen genugsam rechtfertigen. Auch muss ich noch bemerken, dass Hr. Chevreul in seiner ersten Abhandlung über die fetten Körper, als er von der Destillation der Margarinsäure spricht, sagt, dass unter einer sehr kleinen Quantität von unverseifbaren Producten, welche dabei erhalten werden, er eine feste, perlmutterglänzende Substanz, die mit der Margarinsäure grosse Analogie hatte, beobachtet habe. Es ist wohl möglich, dass diese Substanz nichts anderes als Margaron war. Diese Thatsache ist aber noch zu berücksichtigen, und ihre Erklärung liesse sich leicht von der so eben von uns gegebenen Theorie ableiten.

*) Die Resultate dieser Analyse sind fast dieselben, wie die von Pelletier beim Ambrein erhaltenen. (Annales de Chimie et de Physique, II. 31.)

in diesem Falle eine Art Margarinsäther, in welchem die Eigenschaften der Säure durch den Kohlenwasserstoff neutralisirt sind.

Diese Substanz bietet unter diesem Gesichtspunkte eine auffallende Analogie mit dem brenzlichen Essig-Geist (esprit pyro-acétique) dar, welcher, nach der Analyse von Liebig und Dumas, durch Essigsäure plus Kohlenwasserstoffhydrat dargestellt werden kann ^{*)}. Das Margaron, dessen Formel $C^{34} H^{67} O$ oder $C^{68} H^{134} O^2$ ist, kann durch Kohlenwasserstoff plus Kohlensäure bezeichnet werden, weil $C^{68} H^{134} O^2 = Co^2 C^{67} H^{134}$; es liess sich also natürlich voraussetzen, dass durch Behandlung des Margarons mit caustischen Alkalien, bei höherer Temperatur, das halbe Atom Kohlensäure, welches es enthält, entzogen, und Paraffin erhalten werden würde. Dieses geschieht auch wirklich, aber nur unvollständig, erstens weil bei niedriger Temperatur das Margaron keine Verbindung mit dem Alkali eingeht, und dann, weil, wenn man das Gemenge erhitzt, die Flüchtigkeit des Margarons dasselbe grösstentheils der Einwirkung der Basis entzieht. Demungeachtet, wenn man Margaron mit dem halben Gewichtstheil caustischen Kalk destillirt, erhält man als Product eine Substanz, deren Schmelzpunkt nur ungefähr bei 60° liegt, und deren Charactero sich denen des Paraffin nähern; der Rückstand enthält einen gewissen Antheil kohlensauren Kalk. Ich zweifle nicht, dass durch hinlängliche Wiederholung der Behandlung das Margaron endlich doch in Paraffin umgewandelt wird. Margarinsäure kann also in ihren Elementen durch Kohlensäure plus Doppelkohlenwasserstoff dargestellt werden. Wenn man ihr nun zuerst durch Destillation mit Alkalien $\frac{2}{3}$ ihrer Kohlen-

^{*)} In der Abhandlung, welche ich der *Académie des Sciences* vorlegte, bediente ich mich des Namens brenzlicher Margarin-Geist (esprit pyromargarique) wegen der analogen Zusammensetzung dieses Körpers und des Essiggeistes; aber nach den richtigen Bemerkungen der Hrn. Thénard und Chevreul, Berichterstatter über meine Arbeit, musste ich dieser Benennung entgehen. Ich nahm nun den Namen Margaron an. Diese Benennung hat den Vortheil, dass man leicht zusammengesetzte Namen daraus bilden kann, und man sich zu gleicher Zeit des Grundstoffs erinnert, aus dem es erzeugt worden ist. Nach dieser Nomenclatur wird man also brenzlichen Essiggeist, Stearigeist, Oelingeist mit Aceton, Stearon, Olean bezeichnen.

säure entsteht, so wird sie in Margaron umgewandelt; entzieht man ihr endlich durch vollständige Zersetzung das letzte Drittel, so erhält man Paraffin.

Stearinsäure.

Nachdem ich die Einwirkung des Kalks auf die Margarinsäure insbesondere untersucht hatte, veranlasste mich die Analogie, dasselbe mit den andern Fettsäuren — mit Stearin- und Oleinsäure vorzunehmen.

Die Stearinsäure wurde auf dieselbe Weise wie die Margarinsäure behandelt, und eine ähnliche, aber weniger schmelzbare und etwas verschieden zusammengesetzte Substanz, war das Product. Nach $\frac{1}{10}$ besteht sie aus:

Kohlenstoff . . .	54,78
Wasserstoff . . .	13,77 (C)
Sauerstoff . . .	1,45

Nach Chevreul's Analyse sättigt ein Atom Stearinsäure, $O^5 H^{124} C^{70} 2$, Atome Basis. Wenn man davon die zur Sättigung der 2 Atome Basis nöthige Quantität Kohlensäure abzieht, welche letztere bei der Destillation der Stearinsäure mit den Alkalien als Carbonate zurückbleiben: so erhält man $O^5 H^{124} C^{70} = O^4 C^2 + H^{124} C^{68} O$. Die Zusammensetzung des zweiten Gliedes $H^{124} C^{68} O$ wäre also nach $\frac{1}{10}$:

Kohlenstoff . . .	54,728
Wasserstoff . . .	13,630
Sauerstoff . . .	1,632

welches beinahe ganz der Zusammensetzung von (C) entspricht.

In diesem Falle wäre die Substanz, welche wir Stearon heissen, ebenfalls eine Art Aether, ausgedrückt durch $O H^{124} C^{68}$. Multipliciren wir dieses durch 5, so erhalten wir $O^5 H^{620} C^{340} = O^5 H^{124} C^{70} + H^{520} C^{370}$, d. h. Stearinsäure plus Kohlenwasserstoff. Letzterer ist aber nicht als Doppelkohlenwasserstoff vorhanden. Bezeichnen wir $H^{67} C^{34}$ mit K, so erhalten wir für das Margaron OK und für das Stearon OK^2 .

Das Stearon besitzt die meisten äussern Charaktere des Margarons.

Wenn man es, durch Krystallisiren in Alkohol, reinigt, so schmilzt es erst bei 86° ; und ist auch weniger löslich in Alkohol und Aether.

Wegen der leichten Brennbarkeit und des hohen Schmelzpunktes, könnten das Stearon und das Margaron leicht das Wachs und andere Brennstoffe bei der Zimmerbeleuchtung ersetzen; sie haben aber den Uebelstand mit der Margarinsäure und Stearinsäure gemein, dass sie nach dem Schmelzen ausserordentlich dünnflüssig sind.

Oleinsäure.

Durch gleiche Behandlung der Oleinsäure erhält man ebenfalls als Rückstand kohlensauren Kalk; als Destillationsproduct, gleich beim Anfang der Operation, eine flüssige Substanz, welche nur Spuren von festen Substanzen absetzt. Diese Substanz hat keine sauren Eigenschaften, ist nicht verseifbar, und scheint sich zur Oleinsäure eben so zu verhalten, wie das Margaron und Stearon zur Margarinsäure und Stearinsäure. Die Schwierigkeit, die Oleinsäure rein darzustellen und das Oleon vollkommen von andern flüssigen Destillations-Producten zu befreien, verhinderten mich seine Zusammensetzung und Verhältnisse zur Oleinsäure genau zu untersuchen.

Wenn es aber jetzt schon erlaubt ist, eine Vermuthung über seine Zusammensetzung auszusprechen, so darf man es der Analogie nach als Oleinsäure minus Kohlensäure betrachten, und nimmt man für die Oleinsäure die Formel von Chevreul, $C^{70} H^{120} O^8$, an, so erhält man für das Oleon $C^{68} H^{120} O = C^{70} H^{120} O^8 - C^2 O^8$.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) Ueber die in der Natur vorkommenden Eisenoxydhydrate,

VON

Prof. Dr. F. v. KOBELL.

Man hat bisher fast allgemein angenommen, dass das *Nadeleisenerz*, der *Güthit* und *Lepidokrokit*, die mehr entwickelt krystallisirten Varietäten des Brauneisenerzes sind, und hat daher auch für jene die Formel $\text{Fe}^2 \text{H}^2$ vorausgesetzt, welche für das Brauneisenerz durch mehrere Analysen nachgewiesen wurde. Von diesen Mineralien sind übrigens bis jetzt noch keine Analysen erschienen; und wenn auch einige Mineralogen verschiedene Species daraus gemacht haben, so fehlte dazu doch immer noch die Bestätigung von Seiten der Chemie.

Ich glaube daher durch die folgenden Analysen eine Lücke unserer bisherigen Kenntnisse in dieser Beziehung ausfüllen zu können.

a) *Nadeleisenerz*.

Mit dem Namen *Nadeleisenerz* hat Breithaupt die Krystalle von Eisenoxydhydrat belegt, welche von Philipps und Brooke beschrieben wurden. Diese Beschreibung bezieht sich auf die in der Nähe von Bristol vorkommende Varietät; diejenige, welche ich analysirte, ist von Oberkirchen im Oldenburgischen, für welche Breithaupt das specifische Gewicht zu 4,214 angiebt.

Das Mineral bildet büschelförmig zusammengehäufte schiff-förmige Krystalle und strahlige Massen. Wegen der starken Verwachsung konnten keine Winkel gemessen werden, doch zeigt der ganze Habitus und der sehr vollkommene Blätterdurchgang nach der langen Diagonale, dass die Krystalle mit denen von Bristol übereinkommen. — Sie finden sich mit faserigem

Rotheisenerz verwachsen, welches stellenweise deutlich ausgeschieden ist, und sitzen auf Quarz in der Höhle einer Chalcedonkugel.

Die Härte ist kaum merklich höher, als beim Apatit.

Dünne Blättchen sind durchscheinend und halbdurchsichtig von bräunlicher Farbe, sonst ist die Farbe schwärzlichbraun. Die Farbe des Pulvers ist, je nach der Feinheit, bräunlichgelb-ocker gelb.

Der Glanz ist auf den Spaltungsflächen sehr lebhaft, unvollkommen diamantartig.

Vor dem Löthrohre können die feinsten Blättchen nur schwer zu einer stahlgrauen Masse gerundet werden.

Das Wasser in Kolben riecht etwas brüdig und reagirt schwach alkalisch.

Zur Analyse wurden 66 Gran der reinsten Stücke ausgewählt. Das Ausglühen geschah über der Weingeistlampe. Die Stücke hatten nach dem Glühen ihren Glanz behalten und eine bräunlich-rote Farbe angenommen. Sie wurden noch einmal vor dem Gebläse gegläht, doch war der weitere Gewichtsverlust unmerklich und rührte von einer theilweisen Desoxydation her, da nun die Farbe stahlgrau geworden war und die Stücke auf die Magnethadel wirkten.

Bei der Analyse wurde besondere Rücksicht auf einen Gehalt an Eisenoxyd, Manganoxyd und Phosphorsäure genommen, wovon indessen nichts gefunden werden konnte.

Das Resultat für 100 Theile ist:

Eisenoxyd	80,53	-	27,75
Wasser	0,47	-	8,32
Spur von Kieselerde			
			100,00

Diese Analyse gibt unzweifelhaft die Formel Fe H , wozu nach in 100 Theilen:

Eisenoxyd	80,00
Wasser	10,31
	100,00

Die Probe enthält etwas Eisenoxyd beigemengt, wie aus dem angegebenen Vorkommen erhellt.

Die von Breithaupt *) untersuchten Varietäten enthalten 10–11 p. C. Wasser, was dieser Formel noch näher kommt, wenn das Uebrige, wie sehr wahrscheinlich, nur Eisenoxyd ist.

b) *Göthit*.

Man hat *Göthit*, auch *Pyrosiderit* oder *Rubinglimmer*, die dünnen tafelförmigen und blättchenförmigen Krystalle von Eisenoxydhydrat genannt, welche zu kleinen Drusen zusammengefließt auf Brauneisenerz zu Eiserfeld im Nassauischen vorkommen.

Sie sind nach den breiten Flächen vollkommen spaltbar, was man gewöhnlich, wegen der Dünne der Blättchen, nicht wahrnehmen kann. Ihre Farbe ist hyazinthroth, der Strich ockergelb, ganz wie beim Nadeleisenerz.

Der Glanz ist unvollkommen diamantartig, zum Glasglanz geneigt.

Vor dem Löthrohre runden sich die feinsten Blättchen nur schwer zur schwarzen Kugel.

Das Wasser im Kolben riecht etwas brandig und reagirt schwach alkalisch.

Mit Salzsäure befeuchtet ertheilt er der Flamme vorübergehend blaue Färbung, was einen geringen Gehalt an Kupferoxyd verräth.

Zur Analyse wurden 41 Gran angewendet.

Nach dem Glühen waren die Blättchen bräunlichroth und undurchsichtig geworden, sonst nicht merklich verändert.

Die Analyse gah:

Eisenoxyd	86,35	-	26,47
Wasser	11,28	-	10,12
Kieselerde	0,83		
Manganoxyd	0,51		
Kupferoxyd	0,01		

Spur von Kalkerde

100,00

Diese Mischung stimmt also im Wesentlichen mit der vorigen überein und giebt, eine kleine Menge von Wasser ab hygroscopisch abgerechnet, die Formel Fe H .

*) *Charakteristik des Mineralsystems*. 3te Aufl. S. 221.

c) *Lepidokrokit*.

Dieses Mineral, welches sich gewöhnlich in rundlichen Massen von schuppig-faseriger Structur findet, unterscheidet sich in der Farbe des Striches etwas von den vorhergehenden; sie ist merklich dunkler und mehr bräunlichgelb, mit einem Stich ins Rothe, als helte ockergelb. — Da man bei den Mineralien von solchem Formationsszustande fast immer auf Eisenmengen rechnen darf, so ist es von besonderer Wichtigkeit, ihr Vorkommen zu beachten. Die Varietät, welche ich untersuchte, angeblich vom Hollerterzug im Westerwald, kommt mit Psidomelan *) verwachsen vor, und dass dieser stellenweis häufig damit gemengt ist, zeigt die Farbe, welche sich dann ins Graue zieht. Ich glaube daher, dass die Differenz im Striche, sowie im chemischen Verhalten nur von solcher Eisenmischung herrühre.

Von der Löthrohre verhält er sich wie die vorhergehenden, giebt aber mit Borax im Oxydationsfeuer Reaction von eisenhaltigem Manganoxyd.

Beim Auflösen in Salzsäure entwickelt sich Chlor.

Die Analyse, mit 36 Gran der reinsten Stücke angestellt, gab:

Eisenoxyd	85,65	-	26,26
Wasser	11,50	-	10,22
Kieselerde	0,33		
Manganoxyd	2,50		

Spuren von Kalkerde

100,00

Die Formel ist wieder $Fe H$, da solche Aggregate immer etwas Wasser als zufällig enthalten und auch ein kleiner Theil davon auf das Manganoxyd kommt.

d) *Stilpnosiderit*.

Der *Stilpnosiderit* oder das Pecheisenerz kommt von opalartiger Formation vor. Der Strich ist ockergelb, aber höher in der Farbe, als beim Nadeleisenerz.

Vor der Löthrohre schmilzt er in dünnen Splättern merklich leichter, als die vorhergehenden Mineralien, zu einem magnetischen Glase.

*) Dieser Psidomelan enthält keine Baryterde.

Die analysirte Varietät aus den Siegen'schen gab:

Eisenoxyd	82,87
Wasser	13,46
Phosphorsäure	3,00
Kieselerde	0,67
	<u>100,00</u>

Ausserdem Spuren von Manganoxyd, Kupferoxyd und Kalkerde.

Dieses Mineral ist also mit einer geringen Menge von phosphorsaurem Eisenoxydhydrat verunreinigt, und da diese letztere Verbindung nicht genau zu berechnen ist, so bleibt die Art des Eisenoxydhydrats etwas zweifelhaft. Soviel scheint indessen wahrscheinlich, dass auf das Oxyd nicht über 11 p. C. Wasser treffen; daher es sich wohl an die vorigen mit der Formel $\text{Fe}^{\text{II}} \text{H}$ anschliessen dürfte.

c) Brauneisenz.

Für dieses wichtige und allgemein verbreitete Mineral geben die bisherigen Analysen mehr oder weniger annähernd die Formel $\text{Fe}^{\text{III}} \text{H}^2$. Von genauen neueren Analysen stimmt damit vorzüglich die einer Varietät von Willsdruff von Kersten. Dieser fand

Eisenoxyd	83,333
Kieselerde	22,200 (eingemengt)
Thonerde	1,838
Phosphorsäure	1,325
Wasser	10,412
Manganoxyd	1,292
	<u>100,000</u>

In der hiesigen akademischen Sammlung findet sich eine schöne Varietät von sehr zart und langfaseriger Structur und ockergelber Farbe von Kamensk im Gouvernement Perm. Ich habe sie analysirt und folgende Resultate erhalten:

Eisenoxyd	83,38	-	25,56
Wasser	15,01	-	13,34
Kieselerde	1,01		
			<u>100,00</u>

Die Formel ist also $\text{Fe}^{\text{III}} \text{H}^2$.

Aus diesen Untersuchungen geht hervor, dass in der Natur zwei wesentlich verschiedene Eisenoxydhydrate vorkommen, das eine bestehend aus 1 Mischungsgewicht Eisenoxyd und 1 M. G. Wasser, das andere bestehend aus 2 M. G. Eisenoxyd und 3 M. G. Wasser.

Das erstere ist ziemlich selten und umfasst diejenigen Mineralien, welche man bisher *Nadeleisenerz*, *Göthit*, *Rubinglimmer*, *Pyroniderit*, *Lepidokrokit*, *Weichbrauneisenerz*, *Stilpnosiderit* und *Pecheisenerz* genannt hat. Alle diese Mineralien sind (vielleicht den Stilpnosiderit, vorzüglich des opalartigen Formationszustandes wegen, ausgenommen) nur als Varietäten einer Species anzusehen, wofür ich den Namen *Göthit* aus den übrigen auswählen möchte.

Das andere, sehr allgemein verbreitete, Hydrat bildet den *Brauneisenstein* oder das *Brauneisenerz* und entsteht auch, nach Berzelius, beim Rosten des Eisens durch Wasser.

Ausser diesen beiden, in der Natur vorkommenden Hydraten giebt es noch ein anderes, welches man erhält, wenn eine Eisenoxydauflösung durch Aetzammoniak gefällt wird. Dieses besteht nach L. Gmelin aus 81,49 Eisenoxyd und 18,51 Wasser, welches der Formel Fe H^2 entspricht.

Vergleicht man in diesen Verbindungen die Sauerstoffmengen vom Wasser und Eisenoxyd, so erhält man folgende Proportionen:

1	:	3	—	Göthit
$1\frac{1}{2}$:	3	—	Brauneisenerz
2	:	3	—	durch Ammoniak gefälltes Hydrat.

2) *Vorläufige Notiz über das Mercaptan und die Hydroxanthonsäure,*

VON

Professor Dr. W. CH. ZKISEN in Kopenhagen^{*)}.

Ich übersende Ihnen anbei ein Exemplar einer Denkschrift, worin ich zunächst vorzüglich von derjenigen meiner neuen

^{*)} Aus einem Schreiben an Schweigger-Seidel d. d. den 6. Febr. 1834.

Schwefel-Verbindungen gehandelt habe, welche sich durch die Eigenschaft, auf die Metallverbindungen zu wirken, charakterisirt ^{*)}. Binnen Kurzem hoffe ich, Ihnen eine andere Abhandlung senden zu können, welche neue Untersuchungen über die *Hydroxanthonsäure* enthalten wird. Wie es scheint, so ist dieser Gegenstand, nach dem Studium des *Mercaptans*, gerade zur rechten Zeit wieder von mir aufgenommen worden. Ich melde Ihnen hierbei nur vorläufig, mein Freund, dass die Verbindung, der ich den Namen *xanthogensaures Kali* gegeben hatte, $\text{Ka} + \text{S}^4 \text{C}^6 \text{H}^{10} \text{O}^3$ zu sein scheint, so dass wohl die Verhältnistheile des Schwefels und des Kaliums, aber nicht die Quantität des Kohlenstoffes scharf genug bestimmt worden sind in meinen ersten Versuchen.

3) Ueber eine merkwürdige Reduction und Krystallisation des Antimonoxyds,

von

Dr. L. F. BLEY in Bernburg.

Zur Bereitung des Antimonoxyds hatte ich chemisch reines Metall in Salpetersäure gelöst und das dabei entstandene basische Oxydsalz so lange mit Wasser digerirt, bis dasselbe nicht mehr sauer reagierte. Dieses Oxyd wurde, nachdem das Wasser abgetropft war und die Masse auf dem Filter einige Consistenz gewonnen hatte, wohl in Papier eingeschlagen, auf der Ziegelsteinröhre eines Stubensofens zum Trocknen hingelegt. Schon einige Tage hatte es so gelegen, ohne dass eine andere Veränderung wahrzunehmen gewesen wäre, als die des Trockenwerdens. Nachdem es fast trocken geworden und die Ofenröhre etwa eine Temperatur von höchstens $+ 25^{\circ}$ R. angenommen hatte, stieß das Oxyd plötzlich Rauch aus. Beim Herausnehmen fand sich dasselbe in der Mitte glühend, so dass die Hitze sich auch den Seiten hin verbreitend, einen Theil des

^{*)} Diese Abhandlung *Ueber das Mercaptan* u. s. w. wird eine der nächsten Hefen mittheilen. Eine vorläufige Nachricht davon wurde bereits im *N. Jahrb. f. Ch. u. Ph.* 1833. VIII. 140 gegeben.

Papiers verkohlte, wodurch, unter Mitwirkung der Hitze, ein Theil des Oxydes zu Metall, in schönen silberweiss glänzenden kleinen Nadeln, reducirt wurde. Ein anderer Theil, der milder heiss geworden, war aus dem pulverförmigen, nur unter der Loupe krystallinisch erscheinenden Zustande, in $\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Linien langen Nadeln krystallisirt, von denen einige die Stärke einer Stecknadel mittlerer Dicke besaßen, andere so fein construirt waren, dass sie dem unbewaffneten Auge nur als wolliger Ueberzug erschienen. Der grössere Theil blieb pulverförmig von schmutzig gelbweisser Farbe zurück.

Ich erinnere mich nicht über eine, bei so niedriger Temperatur, gleichsam von selbst erfolgte Reduction des Antimonoxyds eine Mittheilung gefunden zu haben; auch L. Gmelin hat in seinem vortreflichen Handbuche der theoretischen Chemie derselben nicht gedacht, daher ich mir diese Mittheilung erlaube *) .

*4) Notiz über das Verhalten verschiedener
Wachs- und Talgkerzen, hinsichtlich der
Helligkeit beim Brennen und des dabei
stattfindenden Verlustes,*

von

Dr. F. L. BLEY in Bernburg.

Das im Handel zu einem sehr billigen Preise vorkommende sogenannte japanische Wachs gab mir Veranlassung, seine Anwendbarkeit zu Kerzen zu prüfen. Zu dem Ende goss ich mir von demselben, dann von reinem weissen Wachs, von gelbem Wachs und von Talg einige Kerzen, und verglich sie bei $27^{\circ} 10''$ Barometerstand und $+ 15^{\circ}$ R. Temperatur hinsichtlich ihrer leuchtenden Kraft und des beim Brennen stattfindenden Verlustes.

*) Sollte diese interessante Erscheinung nicht vielleicht zum Kreise der Krystallisations-Phänomene gehören, und die Reduction nur eine Folge der Einwirkung des durch die beim plötzlichen Krystallisiren des Oxydes entwickelte Hitze verkohlten Papiers sein? Demungesthet ist die Erscheinung unter diesen Umständen auffallend und neu.

Eine Kerze von weissem Wachs, 14 Drachmen und 46 Gran wiegend, verlor in $2\frac{1}{2}$ Stunden 7 Drachmen und 41 Gran.

Eine dergleichen von japanischem Wachs von demselben Gewichte verlor in derselben Zeit 8 Drachmen 13 Gran.

Eine von gelbem Wachs, genau ebenso schwer, gab einen Verlust von 8 Drachmen 11 Gran.

Ein Talglicht von demselben Gewichte verlor 6 Drachmen und 30 Gran.

Am hellsten brannte das Talglicht, etwas weniger hell das gelbe Wachlicht, darauf folgte das weisse und zuletzt das aus japanischem Wachs bereitete, welches letztere indess dem aus weissem Wachs bereiteten ziemlich gleichkam. Da der Preis des japanischen zum weissen Wachs sich wie 4 : 7 verhält, so verdient es allerdings grosse Beachtung in ökonomischer Hinsicht.

5) Zusammensetzung der Fettsubstanzen.

In der Sitzung der Pariser Akademie am 20. Jan. a. c. legte Herr Lecanu Beobachtungen über die chemische Zusammensetzung der fetten Körper vor.

„Wenn wir versuchen, die in dieser Denkschrift auseinandergesetzten Thatsachen übersichtlich zusammenzufassen,“ sagt Herr Lecanu, „so werden wir sehen:“

„1) Dass sie dahin führen, die Ansichten, welche man sich bis dahin über die chemische Zusammensetzung der fetten Körper gebildet hatte, bedeutend zu modificiren, dermassen, dass zwischen dem grössten Theile dieser Körper animalischen Ursprungs und dem grössten Theile dorer vegetabilischen Ursprungs wesentliche Unterschiede zugestanden werden müssen;“

„2) wenn die fetten Körper vegetabilischen Ursprungs lediglich ein flüssiges Princip und ein starres, in verschiedenen Mischungsverhältnissen, zu enthalten scheinen, wie man seit langer Zeit bereits angenommen hat, diejenigen animalischen Ursprungs, nasser einem flüssigen Principe, wenigstens zwei starre Principe enthalten, von denen das leichter schmelzbare und im Aether ungleich löslichere dem starren Principe der vegetabilischen Oele zu entsprechen scheint. Diese beiden Prin-

eipe scheinen durch ihre Mengung das Stearin zu condensiren, welches mittelst des Alkohol erhalten wird. Aber nur der eine minder schmelzbare Theil wird nun in Zukunft allein den Namen „Stearin“ beibehalten dürfen, der andere hingegen einen eigenhümlichen Namen erhalten müssen, wofür man wohl den des *Margarin* wählen könnte *), dabei aber zu unterscheiden hätte zwischen dem Margarin der Samen***) und dem der Oele, welche, ungeachtet grosser Analogie, doch keinesweges ident sind.“

„3) Dass die Butter, unter den animalischen, und das starr Muscatöl, unter den vegetabilischen Fetten, schon eine Ausnahme bilden von jener gemeinsamen Regel, indem erstere den vegetabilischen Oelen, das andere hingegen den animalischen Fetten sich anschliesst.“

„Dass reines Stearin sich durch die Wirkung der Alkalien in Stearinsäure und in Glycerin umwandle und seiner Zusammensetzung nach durch wasserleere Stearinsäure plus gleichfalls wasserleeres Glycerin repräsentirt werden könne.“ (L'Institut 1834. No. 37. S. 30.)

6) Ueber die nährende Eigenschaft der Gallerte.

Als Curiosum verdient folgende Notiz einige Berücksichtigung.

Am 20. Jan. 1834 wurde der Pariser Akademie ein Schreiben des Herrn Gannal mitgetheilt, worin dieser anzeigte, dass er nach 70 täglichen Versuchen, denen er sich unterzogen, glaube versichern zu können, dass die Gallerte keinesweges nährende Eigenschaften besitze. „Um diese Erklärung zu unterstützen,“ schreibt Herr Gannal, „biete ich den Anhängern der entgegen gesetzten Lehre an, dass wir uns gemeinschaftlich einen

*) Man vergleiche hiermit die analogen Beobachtungen des Professors Joss zu Wien im 1sten Hefte vorliegender Zeitschrift S. 33.

**) *Margarine des grains* steht im Originale. Sollte diess nicht vielleicht ein Druckfehler sein und *graines* (Fette) heissen müssen? Die ausführliche Abhandlung wird uns darüber bald aufklären.

bestimmten Nahrungsregime unterwerfen wollen, zur endlichen Entscheidung dieser für die politische Oekonomie so wichtigen Frage.“ Dieser Brief wurde an die für die Gallerte niedergesetzte Commission übersandt und dieselbe eingeladen, den über diese Frage abzustattenden Bericht möglichst zu beschleunigen. In der folgenden Sitzung der Akademie (am 27. Jan.) erklärte namentlich Herr Julie-Fontenelle, in Erwiderung auf jene Behauptung Gannal's, schriftlich, dass er nach 18 monatlichen, jedes Vierteljahr mit 12 bis 15 verschiedenen Personen jeden Alters und Geschlechtes angestellten Versuchen, im Stande sei, die nährende Eigenschaft der Gallerte unbestreitbar zu beweisen. Er beabsichtigt diese Arbeit unverweilt der Akademie vorzulegen. *L'Institut II. ann. No. 37. den 23. Jan. 1834. S. 29 u. Nu. 38. d. 1. Febr. S. 37.*)

Der Name Gannal hat bekanntlich in den Annalen der wissenschaftlichen Mystificationen einen schönen Klang erlangt, durch die vor einigen Jahren furore machende Entdeckung künstlicher Diamanten-Bildung durch Zerlegung des Schwefelkohlenstoffs mit Phosphor. Aehnlich mag es sich mit dieser neuen wichtigen Entdeckung verhalten.

7) Notiz über den Gehirnsand,

vom

Geb. Hofr. und Commentar WENZKE in Marburg^{*)}.

Bereits viermal habe ich Concretionen chemisch untersucht, welche man häufig in der Zirbeldrüse antrifft und beim Drücken derselben zwischen den Fingern fühlt. Sie kommen unter dem Namen *Gehirnsand* vor, und sind unregelmässig geformt. Auf ihrer Oberfläche sind sie meistens scharf und rauh.

Die Stückchen, welche ich erhielt, waren stets zu klein, um Manches mit Bestimmtheit davon angeben zu können. Diesmal erhielt ich von der hiesigen Anatomie eine solche Concretion, die genau 0,3 Gran N. M. Gw. wog. Die aufgefün-

^{*)} Aus einem Schreiben an Schweigger-Seidel d. d. den 12. Febr. 1834.

denen Bestandtheile waren ganz dieselben, welche ich früher in ihnen angetroffen hatte, und waren: phosphorsaurer Kalk, kohlensaurer Kalk, Eisen und Mangan.

8) Künstliche Krystalle von Zwiefach Schwefel-Zinn.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 23. Sept. 1833 wurde eine von Herrn Gaudin eingesandte prächtige Krystallisation von Zwiefach Schwefel-Zinn in Form einer regelmäßigen hexagonalen Tafel vom vollkommensten Glanze vorgelegt; die Umrisse der Winkel und Seiten sind von höchster Vollendung. Unter der Lupe erzeugen die hexaëdrischen trichterartigen Vertiefungen und der Parallelismus der neben einander gelagerten Blätter die schönsten Erscheinungen von Symmetrie und von farbigen Streifen. Dieser Krystall ist durch Feuer erhalten worden. Zu bedauern ist, dass Gaudin sein Verfahren nicht beschrieben hat. (*Journ. de Chim. méd. Dechr.* 1833. S. 730.)

Metallurgie.

I.

Beschreibung der Gold-, Silber-, Blei- und Kupferausbringens auf den königl. ungarischen Hütten zu Fernezely (Nagybánya), Kapnik, Felzöbánya, Laposbánya, Olahlaposbánya und Borsa,

VON

CARL KRISTEN,

Assessor beim königl. k. k. Ober-Hüttenamte.

V o r w o r t.

In den Jahren 1827 — 1828 unternahm ich in Begleitung von Herrn T. Moore — dormalen in Columbia, — eine wissenschaftliche Reise durch die Oesterreich'sche Monarchie, und besuchte sämtliche Silber- und Gold-Hüttenwerke in Ungarn und Siebenbürgen und, mit Ausnahme einiger Kärnthner Werke, auch sämtliche Blei- und Silberhütten des grossen Kaiserstaates.

Da das Ungarische und Siebenbürgische Hüttenwesen auf einer höheren Stufe der Ausbildung steht, als man im Auslande zu glauben scheint, in neuerer Zeit fast gar nichts darüber öffentlich bekannt geworden ist, und ein mehrfaches glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände die Reise sehr instructiv machte, so entschloss ich mich, nach meiner Rückkehr eine Beschreibung der wichtigsten metallurgischen Processes in Ungarn und Siebenbürgen bekannt zu machen. Spätere Reisen und Berufsgeschäfte haben dies bisher verhindert und erst jetzt sehe ich mich in den Stand gesetzt, mein Vorhaben theilweis auszuführen. Ich beginne diese Reiserelationen mit der Beschreibung des Schmelzprocesses im Oberungarischen Inspectorate *Nagybánya*.

Wenn schon das quantitative Metallausbringen dieses Districtes bei weitem von dem in Niederrugarn und Siebenbürgen überstiegen wird, darf jedoch die seit einigen Jahren von dem königl. ungarischen Hofkammerrathe v. Svalczér daselbst eingeführte Methode des Ausbringens keinen Vergleich mit den in gedachten Ländern stattfindenden fürchten, im Gegentheil möchte sie diese in mehr als einer Beziehung übertreffen.

Die meisten Data über das Auf- und Ausbringen sind amtlich, und würden mir von dem Directorio des Oberinspectorats, Herrn v. Svalczér, mitgetheilt. Ich fühle mich um so mehr verpflichtet, diesem ausgezeichneten Chef, so wie den übrigen ungarischen und siebenbürgischen Bergwerksbehörden, mit denen ich in Berührung kam, für die mir zu Theil gewordene ausgezeichnete Zuverlässigkeit und Liberalität hiermit öffentlich meinen Dank abzustatten, als ich hierdurch zugleich die wohl zuweilen stattfindenden irrigen Ansichten, als seien diese minder mittheilend, als die deutschen, aus eigener Erfahrung widerlegen kann.

Die königliche ungarische freie Bergstadt Nagyhánya — (deutsch: Grusse Grube) — liegt an dem äussersten Ende Oberungarns, an der Grenze von Siebenbürgen, in dem Szathmarer Comitate, ohngefähr 90 Meilen hinter Wien. Sie liegt in einem äusserst fruchtbaren Thale, auf einer Seite von hohen Gebirgen eingeschlossen, welche sich von Mitternacht nach Mittag erstrecken und bis an die Karpathen hinstrecken.

Unter allen Bergstädten, welche ich in verschiedenen Ländern zu sehen Gelegenheit hatte, besitzt Nagyhánya die schönste Lage. Es herrscht hier ein sehr mildes Klima, denn die hohen, mit kräftigen Laubholzwaldungen bedeckten, Gebirge schützen das Thal gegen die Nordwinde. —

An den Gehängen der Gebirge gedeiht die Rebe und die Kastanie, und was wohl selten vorkommen möchte, der anfahrnde Häuer geht durch Weingärten zu dem Stollenmundloch, in dessen Nähe kostbare Früchte reifen.

Was Schemnitz für Niederrugarn, Freiberg für Sachsen, Clausthal für den Harz ist, ist Nagyhánya für das östliche Oberungarn.

Es ist der Sitz eines Oberinspectorats, welchem die ringsum gelegenen Berg- und Hüttenämter untergeordnet sind. Dieses Oberinspectorat berichtet unmittelbar an die k. k. Allgemeine Hofkammer in Münz- und Bergwesen in Wien, besteht aus einem Präses und mehreren referirenden Assessoren, und scheint in seiner Stellung und seinem Wirkungskreise dem königlichen Oberbergamte zu Freiberg ähnlich zu sein. Ihm sind untergeordnet:

Die Bergämter zu Felsöhánya, Kapuk, Olah-Lapos-bánya und Laposbánya, das Hüttenamt zu Fernezely, die Eisenwerksverwaltungen zu Olah-Lapos, die Berggerichtssubstitutionen zu Felsöhánya und Kapuk und die Herrschaftsprovisoriale zu Nagybánya, Olah-Lapos und Libathin.

Bis zum Jahre 1827 befand sich noch in Nagybánya ein Münzamt, welches ebenfalls unter dem Inspectorate stand. Es ist jedoch jetzt eingegangen und mit dem k. k. Münzamte zu Wien vereinigt worden.

Die Zeit der Erbauung der Stadt Nagybánya dürfte schwer zu ermitteln sein; doch hat sie gewiss schon ein hohes Alter, denn, wie von Born bemerkt, finden sich Urkunden und Freiheitsbriefe vom König Ludwig dem Ersten, aus denen hervorgeht, dass man schon in dem Jahre 1347 hier Bergbau trieb. Im Jahre 1468 verpachtete der berühmte Ungarukönig Matthias Corvinus das Recht des Bergbaues und Münzens der Stadt Nagybánya für 13,000 Goldgulden pro Jahr.

In den ungarischen Landesgesetzen von 1519 wird von zwei Kammern, welche die königlichen Bergwerkselkünfte, eine von Kremnitz, die andere von „Rivolom Dominarum“ — so hieß ehemals Nagybánya wegen eines durchfließenden Baches, — erheben und besorgen, Erwähnung gethan.

Bis ums Jahr 1748 stand die Verwaltung der Nagybányer und der umliegenden Bergwerke unter der Kaschauer ungarischen Cameraladministration; in diesem Jahre wurde in Nagybánya ein eigenes Oberinspectorat errichtet und diesem die Oberaufsicht über den hiesigen Bergbau übertragen.

In früheren Zeiten, noch zu Anfange des 16. Jahrhunderts, war der hiesige Bergbau sehr ergiebig, doch lag er nach dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts an abzunehmen; Kriege und Empörungen beförderten sein Sinken und in der Mitte des 17.

Jahrhunderts gerieth er gänzlich in Verfall. Erst in den 60er Jahren des verfloßenen Jahrhunderts nahm man den Bergbau in dem nahe bei der Stadt gelegenen Kreuzberge wieder auf, und trieb einen 600 Lachter langen tiefen Stolln, um die alten Baue zu gewältigen. — Seit dieser Zeit ist der Bergbau hier in steten Steigen, ist jedoch jetzt immer noch wegen der grossen Kosten, welche der Herantrieb des Stollus verursacht, noch nicht zur Ausbeute gelangt. —

Der Gang, worauf jetzt die meisten Baue des Kreuzberges umgeben, besteht aus Hornstein, Quarz und Calcodon, in denen Kupferkies, Schwefelkies, Bleende, Rothgültigerz, Grauspiesglas-erz und Silberschwärze einbrechen. — Er streicht hora 3 und hat ein Fallen von 80 Grad in Nordwest. Seine Mächtigkeit beträgt öfters 3 Lachter; er zertheilt sich zuweilen in mehrere einige Fuss mächtige Nebentrümer. Der Bergbau in dem Kreuzberge ist königlich und beschäftigt circa 200 Mann.

Der hiesige Privatbergbau ist nicht unbedeutend. Er wird grösstentheils von Eigenlöhnern betrieben, d. i. von solchen Lehnträgern, welche ihre Gruben selbst bearbeiten, zum Theil aber auch von Unterlöhnern, denen gegen einen gewissen Theil der durch sie erzeugten Gefälle der Bergbau von den Lehnträgern überlassen worden ist, den sie auf eigne Kosten treiben.

Eine eigne Classe der Privatbergarbeiter sind die sogenannten Halthäuer, deren Becker*) ausführlich gedenkt. Diese betreiben alte Baue, welche ihnen überlassen worden, nach ihrem eignen Gutbefinden, halten ihr Gezähe selbst, bekommen aber Pulver und Unschlitt von der Grube, deren Betrag ihnen jedoch am Lohntage abgezogen wird. Sie müssen ihre gewonnenen Erze selbst fördern und auflereiten, wozu sie von der Grube nur die Hunde und Pochwerke unentgeltlich erhalten. Für alles Uebrige müssen sie selbst sorgen. Diese Halthäuer erhalten für die gewonnenen Erze, nach Abzug von 5 p. C. Feuerabgang, auf jeden Denaire Gold, so wie auf jedes Loth Silber, 30 Kreuzer. Diese Halthäuer werden nur in verlassene Abbaue, nie auf ergiebige Erzmittel gelegt, da sie sehr unregelmässige Baue treiben, die stets nur bezwecken, so viel als möglich edle

*) Journal einer bergmännischen Reise durch Ungarn etc. II. Theil p. 50.

Metalle zu gewinnen. — Diese unregelmässigen Bänne bringen an solchen Stellen, welche den Haldhauern überlassen werden, keinen Nachtheil, im Gegentheil werden hierdurch zuweilen nicht unwichtige Erzmittel aufgefunden.

Ungleich wichtiger, als der Bergbau bei Nagybánya, ist der zu Felsőbánya, 1 Stunde vor Nagybánya. Der Bergbau hat hier ein sehr hohes Alter, und hat sich obgesehenet der unglücklichen Ereignisse, welche grösstentheils den Verfall des Nagybányer Bergbaues herbeiführten, dennoch immer erhalten.

Im Jahre 1523 erhielten die Einwohner von Felsőbánya einen Freiheitsbrief. Im Jahre 1690 wurden ihnen die Bergwerke von Kaiser Leopold um 25,420 Gulden abgekauft, und zugleich noch Freiheit von allen Abgaben und Auflagen für künftige Zeiten zugesichert.

Die meisten Bänne sind jetzt auf der Grube Borkut. Die Lagerstätte besteht aus mehreren Gängen, welche Quarz, Hornstein, Calcedon, Schweferspath, Kupferkies, Schwefelkies, Blende, Fahlerz, Grauspiessglaserz, Rothgiltigerz und eingesprengtes Gold führen. Ausserdem finden sich hier noch rothes und gelbes Rauschgold. Die Gänge liefern meistens nur Pocherze, welche in mehreren gut eingerichteten Poch- und Waschwerken aufbereitet werden. Während meiner Anwesenheit war man mit der Erlangung mehrerer Pochwerke und Wäschen beschäftigt. Die Schiebche, die man aus den Pochgängen zieht, halten meist $1\frac{1}{2}$ — 2 Loth Silber und die Mark des Letzteren 30 — 40 Denare Gold, zuweilen sind sie jedoch sehr reich.

Der hiesige gewerkschaftliche Bergbau ist unbedeutend und wird ohne Ordnung betrieben. Auf dem Wege von Nagybánya nach Felsőbánya sieht man Pochwerke, die in dem schlechtesten Zustande sind.

Der Bergbau zu Kapnik ist der bedeutendste des Inspectorats zu Nagybánya und zu $\frac{2}{3}$ königlich und $\frac{1}{3}$ gewerkschaftlich. — Er war in früheren Zeiten höchst ergiebig, kam jedoch ebenfalls um die Mitte des 18. Jahrhunderts ins Sinken, um welche Zeit die Grube Fürstenstolle von dem Aerario den Gewerken, da diese sie wegen Armuth nicht fortbetreiben konnten, abgekauft und bei der damaligen Errichtung des Inspectorats zu Nagybánya, diesem untergeordnet wurde.

Der grösste Theil des Bergbaues wird auf der rechten

Seite des tiefen Thals, in welchem das Städtchen Kapnik liegt, betrieben. Die Gänge kommen im Sienit vor, streichen sämtlich von Mittag nach Mitternacht und fallen von Abend nach Morgen. Sie besitzen meistens eine grosse Mächtigkeit, und gehören nach Ksarmk und Becker zweien Formationen an. Die Gänge der ältesten, welche mehrere Fuss mächtig sind, führen Fahlerz, Schwarzglüherz, Blende, rothes Bauschgelb, Braunspath, Kalk- und Flussspath, Quarz und höchst fein eingesprengtes Gold; die der jüngeren, von etwas geringerer Mächtigkeit, führen Bleiglanz, Blende, Schwefel- und Kupferkies, Grauspiessglaserz, Quarz, Hornstein und ebenfalls sehr fein eingesprengtes Gold.

Becker vermutet, dass der Wencsdai-Gang unter dem südlichen Abhange des Kapnikerthals einer dritten Formation angehöre, da er andere Erze, nämlich gediegenen Arsenik, sichtbares Gold, rothen Schwefelarsenik und Grauspiessglanz führt.

Einer vierten Formation sollen die Gänge der Grube Rota angehören, welche $\frac{1}{2}$ Stunde von Kapnik, fast auf dem höchsten Punkte des hiesigen Gebirges liegt. Diese Grube ist erst seit 70 Jahren von Wallachischen Bergleuten erschürft worden und jetzt in blühendem Zustande. Die dasigen Gänge sind sehr mächtig und führen goldhaltigen Schwefelkies (*), Kupferkies, Bleiglanz, Blende, Quarz, Hornstein, Braunstein und Schwespath.

Die Gewerken haben die Leitung ihres Grubenbetriebes den königlichen Beamten übertragen. Obgleich die Gruben des Kapniker Reviers zuweilen sehr reiche Geschlecke liefern, so besteht doch der grösste Theil derselben aus armen 1—2quantlichen Kiesschleichen und mehrthiligen dünnen Erzen, — so wie überhaupt die meisten der in dem Nagybanyer Distrikt gewonnenen Kiesschleiche von $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Loth güldischem Silber und 30 Denaire Gold pro Mark güldischen Silbers sind. —

Anzahl und Lage der Hütten des Nagybanyer Ober-Inspectorats.

In dem Nagybanyer Bergwerksdistrikte befinden sich gegen-

*) In mehreren Ablagerungen des Schwefelkieses von der Rota bei Kapnik habe ich kleine Mengen von Selen aufgefunden. (Siehe Ksarmers Archiv, Bd. XIV, S. 127 und 128.)

würdig 4 Silber- und 2 Kupferhütten. Von den 4 Silberhütten sind als Haupthütten zu betrachten

Fernezely und
Kapnik.

Filiale von diesen Hauptwerken sind die Hütten von Laposhanya und Olahlaposhanya. Kestere gehört zu Fernezely, letztere zu Kapnik. Die Kupferhütten sind Borsa und Felsőbanya.

Die Hütte zu Fernezely oder Fernezely ist die grösste des Distriktes und liegt $\frac{3}{4}$ Stunde von der Stadt Nagybánya in einem überaus schönen Thale. Sie besteht aus 4 Hohöfen, 1 Treibheerde, 3 Reverberiröfen, 1 Prohirgaden oder Laboratorium und 2 Erzkrämen oder Magazinen, von denen das Eine noch von dem Bergrath Häring erbaut wurde.

Hier befindet sich zugleich auch das Waldamt, unter einem Waldmeister, welches die Hütte, so wie die Prohirlaboratorien zu Nagybánya mit Holz und Kohlen versorgt. Das Filial der Fernezelyer Schmelzhütte zu Laposhanya liegt in einer Entfernung von mehreren Stunden seitwärts, und hat 1 Hohofen, 2 Halbhohöfen, worin Armverbleimungs- und Armverbleimungsleischmelzen mit Geschicken von Miszbánya und Ilóba betrieben wird. Die weitere Verarbeitung der hier erzeugten Produkte geschieht zu Fernezely.

Die 2te Haupthütte zu Kapnik liegt $\frac{1}{9}$ Stunde von der Bergstadt gleichen Namens und $3\frac{1}{2}$ Stunde von Nagybánya, ist im Besitze von 3 Reverberiröfen, eines Treibheerdes und 4 Halbhohöfen, von denen jetzt nur drei zur gänzlichen Aufarbeitung der jährlichen Klüftung, welche grösstentheils aus sehr armen 1 — 2procentigen Kiesschleichen und dünnen Silbererzen besteht, in Untrieb erhalten werden.

Doch beabsichtigte man bei meiner Anwesenheit die Erhaltung eines Hohofens. Die Hütte hat 2 Erzkräme oder Magazine, von denen das eine sehr gut und zweckmässig eingerichtet ist und in seiner Anlage denen auf dem Ober-Harzu ähnelt.

Das Filial der Kapniker Hütte Olahlaposhánya, liegt in geringer Entfernung von Kapnik über einem Gebirge, welches die Grenze zwischen dem Szolouker Komitat und dem Kóvärer

Distrikt Siebenbürgens bildet. Es besteht aus 1 Hohofen und 2 Halbhohöfen, in denen Armverbleiung und Armverbleiungslechtschmelzen betrieben wird. Diese Hütte liefert ihre erzeugten Producte zur weitem Zugutemachung nach Kapnik.

Borsa liegt 15 Meilen von Nagybánya entfernt, im Marmaroscher Komitate, am äussersten Ende Oberungarns an der Grenze der Bucowina. Die Hütte hat 3 Halbhohöfen und erzeugt silberreiche Schwarzkupfer aus silberhaltigen Kupfer- und Schwefelkiesen. Dieses Etablissement ist nur etwa erst seit 15 Jahren gegründet, aber schon zur Zeit meiner Anwesenheit beabsichtigte man, da der hiesige Bergbau zu schönen Hoffnungen berechtigte, die Erbauung von noch zweien Halbhohöfen. Das hiesige Werk wird gewiss einst von grosser Wichtigkeit werden; leider ist es nur zu sehr entgegen und die ausserordentlich hohen und steilen bewaldeten Gebirge stellen der Communication mit dem flacheren Lande kaum zu gewältigeode Hindernisse dar.

Traurig ist das Loos der dortigen beiden Offizianten. Sie befinden sich, so zu sagen, am äussersten Punkte der cultivirten Welt. Der nächste Ort, wo sie Amtsverwandte treffen, ist Kapnik, welches 10 — 12 Meilen entfernt ist, und wohin der Weg nur durch öde waldige Gebirge führt. Das Dorf Borsa ist gänzlich von Wallachen bewohnt, die wegen ihrer Tapferkeit bei den Einfällen der Tartaren unter dem König Béla dem vierten sämtlich für sich und ihre Nachkommen zu Edelleuten erhoben wurden.

Felsobánya liegt $1\frac{1}{2}$ Stunde von Nagybánya. In der hiesigen Hütte werden die entsilberten Kupfererze von Ferezely und Kapnik zu Schwarzkupfer durchgestochen, dieses gaar gemacht und unter mehreren Kupferhämmern zu Kaufmannsware verarbeitet.

*Historische Bemerkungen über den Schmelzprocess im
Oberinspectorate Nagybdnga.*

Um die nachfolgende Beschreibung des jetzt auf den Nagybdngayer Hüttenwerken üblichen Schmelzverfahrens einzuleiten, erscheint es nothwendig, einen kurzen Abriss der Schmelzmethoden zu liefern, die früher in Anwendung waren, um aus den hiesigen Erzen Gold, Silber, Blei und Kupfer zu gewin-

nen. Es kann keineswegs meine Absicht sein, in die früheren Zeiten zurückzugehen, wo noch alle wissenschaftliche Kultur, namentlich in den hiesigen Landen, schlummerte, wo der Zufall die Ausbringungsmethoden bestimmte, die dann durch Tradition Jahrhunderte im Umgang waren; nur mit dem verflorrenen Jahrhundert will ich die Geschichte des hiesigen Schmelzwesens beginnen und es bis auf die Gegenwart verfolgen.

Eine ausführliche historische Beschreibung des hiesigen Metallaushringens würde, wenn mir auch hierzu die erforderlichen Data zu Gebote ständen, nur von wenigem Nutzen und geringem Interesse sein, denn während bei den mehrsten Wissenschaften und Künsten das Studium ihrer Geschichte für die Gegenwart wichtig und belehrend ist, macht hiervon das Hüttenwesen in Verein mit der Chemie eine Ausnahme.

Diese Wissenschaften waren Jahrtausende in Kindheit und erst in den letzten Decennien des verflorrenen Jahrhunderts wurden sie aus diesem Zustande gerissen, erhoben sich aber auch von dieser Zeit an — merkwürdig genug — mit einer Vehemenz, gleichsam im Fluge, wovon die Geschichte anderer Wissenschaften und Künste nur wenige Beispiele aufzuweisen hat.

In den älteren Zeiten wurden hier alle Erze, welche man für schmelzwürdig hielt, auf die Hütten geliefert und ohne Unterschied, ob sie Kiese, Silber- oder Bleierze waren, zusammengemengt und gemeinschaftlich in niederen Krumnöfen verschmolzen. Man erhielt hierdurch Werkbleie, welche auf offenen, nur mit Holz überdeckten Heerden vertrieben wurden. Später führte man hier die Roh-, Anreich- und Frischarbeit ein, dann die gewöhnliche Bleiglanzverschmelzung nach der Art, wie sie in Niederrungarn betrieben wurde. Doch diese Methoden entsprechen nicht den gewünschten Zwecken und gelegten Erwartungen. Man versuchte neue. —

Die k. k. Hofkammer zu Wien schickte einen Commissar in der Person des Herrn Franz von Gersdorf hieher, um den Zustand des hiesigen Hüttenwesens zu untersuchen und Anstalten zu einem, den hiesigen Verhältnissen entsprechenden, rationalen Schmelzverfahren zu treffen.

Dieser führte die sogenannte doppelte Anreicherung ein, die jedoch keine Vortheile gewährte, weshalb man sie verwarf

und das sogenannte Lech- oder Stelaabzapfen und Concentrationsschmelzen versuchte. Doch auch diese Methoden waren nicht geeignet, ein vortheilhaftes Ausbringen herbeizuführen, aus welcher Ursache sich die k. k. Hofkammer abermals bewogen fühlte, einen Commissar hieher zu senden. Dieses war der geschickte Michael Häring — später Bergrath und Professor der Chemie an der Bergakademie zu Schemnitz, welcher Sachsen und den Harz bereist hatte und Gelegenheit nahm, so manche zweckmässige Verbesserung des Hüttenwesens in der österreichischen Monarchie einzuführen.

Häring sollte die sehr hohen Metallverluste zurückführen, die früher stattgefunden hatten, und obgleich nicht mehrerer Versuche noch jetzt stattfanden.

Im Jahr 1790 betrug der Verlust an güldischem Silber auf 100 Mark, welche man in die Beschickung nahm, 23 Mark 3 Loth 3 Qt. und der Bleiverlust auf die ausgebrachte Mark güldischen Silbers 113½ Pfl. Im folgenden Jahre 1791 fand bei der Roharbeit zu Laposhánya ein Verlust von 32 p. C. und bei der Anreicherarbeit zu Oladlaposhánya von 31 p. C. an güldischem Silber statt, wobei der Bleiengang auf die ausgebrachte Mark güldischen Silbers sich über 100 Pfl. belief.

1791 fand bei der Roh- und Anreicherarbeit ein Verlust an güldischem Silber statt:

auf der Hütte zu

Laposhánya von 50 Mark 13 Loth 3 Qt.

Oladlaposhánya - 30 - 4 - - -

Kapnik - 34 - 8 - 2 -

auf verschmolzene 100 Mark.

Das Schmelzverfahren, welches Michael Häring im Jahre 1800 in Antrag brachte und versuchte, bestand darin, alle zeither zur Roh- und Anreicherarbeit verwendeten Erze und Kiese gemeinschaftlich zu verschmelzen, und die fallenden Steine und Schlacken hierauf mit den reichen Silbererzen und Silberabfällen zu verschmelzen und das Blei wieder vorzuschlagen. Die bei dieser Arbeit entstehenden Leche und Schlacken sollten der Hauptarbeit wieder mit zugefügt werden.

Man sieht sehr bald, dass Häring beabsichtigte, ein den sächsischen Prozess sehr ähnliches Schmelzverfahren einzuführen.

Dieser Schmelzprozess wurde 18 Jahre von 1800 — 1818 betrieben, doch wie nachfolgende Data zeigen, mit ungünstigen Erfolge.

Im Jahre 1805 hatte man auf der Hütte zu Kapnik bei diesem Armverchiebungsprozesse bei 100 Mark güldischen Silber einen Abgang von

1 Mark 4 Loth 2 Qt. — Densire Silber
und 4¹/₂ - 4 - 2 - 7 - Gold,

ohne Zurechnung der in den zugeschlagenen Schlacken enthaltenen 80 Mark 11 Loth — Qt. 2 Den. güldischen Silbers. Rechnet man dieses dazu, so beträgt der Abgang an 52 Mark 4 Loth 2 Qt. 2 Denire güldisch Silber und an Feingold

60 Mark 5 Loth — Qt. 1¹/₂ Denire.

Vom 4ten Quartal 1813 bis zum 2ten Quartal 1816 wurde auf gedachter Hütte die Roh- und Anreicherarbeit mit einem Verlust von 14 p. C. güldischem Silber betrieben.

Auf 100 Centner Erze und Schliche zu verschmelzen waren 110 Säume (à Saum 12⁴⁷⁰⁰/_{10.000} Wien. Cubikfuss) Kohlen erforderlich.

Im Jahre 1816 betragen die Schmelzkosten auf der Hütte zu Fernezely bei der Roh- und Anreicherarbeit auf 1 Centner Erz und Schlich

1 Fl. 37 Kr. Conv. Münze, anno 1817

1 Fl. 34¹/₂ Kr. und der Abgang an güldischem Silber 1813

131¹/₂ p. C. imd 1817

111¹/₂ p. C.

Diese sehr grossen Abgänge und Schmelzkosten veranlassten die Aufhebung des gedachten Schmelzverfahrens.

Hering versuchte nun die schon in ältern Zeiten hier in Ausführung gewesene Arm- und Reichverbleiung mit 100—200 p. C. Frischschlacken, welche bis 1820 bestand. Diese Arbeit lieferte so ungünstige Resultate, dass ihre Einstellung zur Pflicht wurde. Man hatte bedeutende Silber-, doch noch grössere Goldabgänge und consumirte ungemein viel Holz und Kohlen.

Man suchte nun wieder den Niederösterreichischen Schmelzprozess hervor und wendete diesen anfänglich mit Hinzuegung der Anreicherarbeit an; später, als sich jedoch sehr viel Rohschliche angesammelt hatten, deren Zurechtweisung sehr notwendig erschien, betrieb man auch noch die Anreicherarbeit

und sonach in Allem die niederungarische Methode. Anfangs fielen die Resultate günstiger aus, man hatte ein gutartiges Schmelzen, doch die Metallabgänge und der grosse Verbrauch an Kohlen sanken nicht herunter.

Vom 3ten Quartal 1816 bis und mit dem 2ten Quartale 1819 wurde bei gedachtem Schmelzbetriebe mit folgenden Abgängen geschmolzen:

auf der Hütte zu Fernezely mit $7\frac{3}{16}$ p. C. güldischem Silber und $30\frac{5}{8}$ p. C. Gold;

auf der Hütte zu Kapuk mit $3\frac{1}{2}$ p. C. güldischem Silber und $24\frac{1}{4}$ p. C. Gold;

auf der Hütte zu Laposbánya mit $29\frac{3}{4}$ p. C. güldischem Silber und $4\frac{3}{8}$ p. C. Gold;

auf der Hütte zu Olahposztinaya mit $13\frac{1}{2}$ p. C. güldischem Silber und 17 p. C. Gold.

1822 betrug der Silberverlust bei sämtlichen Hüttenwerken $6\frac{1}{20}$ p. C. und die Abgänge an Gold $16\frac{1}{2}$ p. C.

Die kurze Skizze zeigt, wie unglücklich die hiesigen Verhältnisse waren, welcher rastlose Wechsel verschiedenartiger Prozesse hier statt fand und wie höchst nachtheilig dieser auf die Oekonomie der Berg- und Hüttenwerke wirken musste, welche überdiess schon von der Last der ungeheuer grossen Schmelzverluste gebeugt wurden.

Eine gleiche Bewandniß, wie mit dem Ausbringen der edlen Metalle, fand mit dem Kupfer statt. Dieses wird hier theilweise aus den Silbererzen nebenher gewonnen, theils aus seinen Erzen, die durchgängig kleine Mengen güldischen Silbers halten, geschmolzen.

Vielfache und verschiedene Methoden kamen in Anwendung, um dieses Metall aus seinen Erzen zu ziehen, zugleich aber auch Silber und Gold zu gewinnen. Bald verschmolz man diese Kupfererze in Verbindung mit den Silbererzen, bald für sich allein und erzeugte saiger- und unsaigerwürdige Schwarzkupfer. Diese wurden durch Saigerung, auch in verschiedenen Zeiten mehrere Jahre hindurch durch Amalgamation, in Felsöbánya entsilbert, doch nie mit Vortheil und günstigen Resultaten.

Die Schwarzkupferamalgamation wurde in Felsöbánya vom Anfang August 1789 bis mit Schluss April 1792 betrieben. Durch diese Amalgamation von 2602 C. 95 Pfl. Schwarz-

kupfer erwünscht gegen die frühere Versendung derselben nach der Saigerhütte zu Tajowa bei Neusold in Niederrungarn, ein Verlust von

12,117 Fl. 35 Kr. C. M.

obgleich der Amalgamation mehrere Remedien noch zu Gute gegangen waren.

Später in den Jahren 1805—1806 wurde die Tajowacr Saigerungsmethode auf der Hütte zu Felsöhanya eingeführt; doch hierdurch in dem letztgenannten Jahre ein Verlust von 4817 Fl. 44 $\frac{1}{4}$ Kr. herbeigeführt.

Im Jahre 1807 ernannte die k. k. Hofkammer eine Commission zur Untersuchung dieser unglücklichen Verhältnisse und zur Ausmittlung eines bequemen vortheilbringenden Verfahrens zur Entsilberung der Schwarzkupfer.

Es wurden drei verschiedenartige Versuche im Grossen angestellt:

- 1) diese Schwarzkupfer nach der zu Tajowa üblichen Saigerung,
- 2) durch die in Brixxlegg in Tyrol gangbare Verbleiung und
- 3) nach dem Vorschlage eines gewissen Piss durch Niederschlagung zu entsilbern.

Man unternahm jeden dieser Versuche mit 427 Centner. Schwarzkupfer; es ergab sich jedoch ein Verlust gegen die Versendung nach Tajowa

- | | |
|---|-------------------------------|
| 1) durch die Saigerung von | 3707 Fl. 53 $\frac{1}{4}$ Kr. |
| 2) bei der Verbleiung von | 3278 - 34 - |
| 3) bei der Piss'schen Niederschlagung von | 253 - 17 - |

wobei noch nicht die Kosten, welche die Commission veranlasste, angeschlagen worden sind.

Im 3ten und 4ten Quartale 1809 wurde bei der nach dem Antrag von Piss betriebenen Kupferentsilberung bei der Gewinnung von

344 Mark 13 Loth 1 Qt. Blicksilber

306 Ctr. 41 Pfd. Bleiabgang erhalten und es kamen die

Kosten auf 1 Mark Silber 44 Fl. 36 Kr. Nach diesen misslungenen Versuchen sah man sich wiederum in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, die Schwarzkupfer zur Ent-

silberung nach Tajowa zu transportiren. Als jedoch im Jahre 1817 das Oberstkammergrafenamt zu Schemnitz sich ausser Stand gesetzt sah, für das ausgebrachte Silber eine Vergütung zu leisten und gedachte Schwarzkupfer anzunehmen sich weigerte, so wurde von Seiten der k. k. Hofkammer in Wien beschlossen, diese Schwarzkupfer nach Brixxlegg in Tyrol zur Kotsilberung zu schaffen, da in Nagyhánya die vortheilhafte Zugutmachung in Zweifel gezogen wurde. Man wollte also hier die erzeugten Schwarzkupfer über 100 Meilen weit zur Kotsilberung transportiren. Doch glücklichter Weise kam es nicht so weit, denn es wurde zur Kotsilberung der sich auf mehrere 1000 Ctr. belaufenden Schwarzkupfervorräthe, die 7 löthig waren, ein eigener Kotsilberungsprocess im Jahre 1820 eingeleitet.

Derselbe zerfiel in 2 Hauptarbeiten:

- 1) die Kupferauflösung und
- 2) das Einmalniederschlagen der Leche.

Zu der ersten Arbeit wurden die 7 — 8löthigen im Vorrath befindlichen Schwarzkupfer mit Schwarzkupfer aus dem ersten Niederschlage und nach Bedarf mehr oder weniger geröstete Kupferleche genommen. Im Durchschnitt hielt die Beschickung 7 — 8 Loth. Als Kotsilberungsmittel wendete man verröstete Bleierze und Glätte an, und zwar wegen des geringen Silbergehaltes der Beschickung in einem sehr hohen Verhältnisse. Die Beschickung wurde über Halbhohöfen verschmolzen, und man erhielt Werke mit 5 Loth Silbergehalt, welche an die Silberhütten als Vorschlagelbleie abgeliefert wurden, ferner Stein mit einem Gehalt von 2 Loth Silber, 35 bis 40 Pfd. Kupfer und 8 — 10 Pfd. Blei. Diese Leche wurden nach geübtem Verrösten für sich allein verschmolzen, und durch Blei, welches man in Portionen zu $1 - 1\frac{1}{4}$ Centner bei dem Auge in den Saupf vor jedem Abstechen des Leches brachte, entsilbert. — Auf jedes Loth Silber kamen 10 — 12 Pfd. Blei.

Durch diese Arbeit erhielt man 5 — 6löthige Werke, und Leche, welche jedoch nur bis auf $1\frac{1}{4} - 1\frac{1}{2}$ Loth im Silbergehalt heruntergeführt wurden und 45 — 50 Pfd. Kupfer und 6 — 8 Pfd. Blei hielten. Wegen dieses Bleigehaltes wurden diese Leche später, nachdem sie mit 2 Feuerzungebraut wurden waren, überschmolzen, wobei man ein bleisches Schwarz-

kupfer und 60—65 pföge. Kupferleche und zugleich eine geringe Menge Werkblei erhielt.

Die Kupferleche wurden weiter auf Kupfer bearbeitet; das daraus dargestellte Gaarkupfer hielt 2 Loth Silber. Das Schwarzkupfer — oder Niederschlagskupfer — wurde bei der Kupferarbeit wieder zugeschlagen.

Nachdem diese Manipulation 2 Jahre lang betrieben worden war, machte man einen Abschluss, woraus sich jedoch ergab, dass die Kosten pro Mark ausgebrachten Silbers den Werth desselben um 4 Fl. 30 Kr. überstiegen. Man setzte dessen ohnegachtet diese Kupferentsilberung bis zum Schluss 1824 fort, jedoch mit grösserer Sorgfalt und Genauigkeit.

Nach Verlauf dieser Zeit waren sämmtliche angehäufte Vorräthe von silberhaltigem Schwarzkupfer entsilbert und in den letzten 3 Jahren ein Ueberschuss von 37,000 Fl. C. M. erhalten worden.

Vom Jahre 1825 wurde diese Art der Entsilberung durch den neuen Schmelzprocess entbehrlich, und die Kupferhütte zu Feibühaya dieser Arbeit überhoben.

Vorstehende kurze historische Skizze zeigt die unglücklichen Verhältnisse des Nagybaayer Hüttenwesens bis zum Jahre 1822.

Vielesuche Versuche waren in den verfloffenen Zeiträumen angestellt worden, um dasselbe, man möchte sagen, vom Verderben zu retten! — doch vergeblich. Die ungemein grossen Metallverluste, namentlich die des Goldes bei der Verarbeitung der Silbererze, Schliche und Kiese, die grossen Kosten, welche die Entsilberung der erzeugten Schwarzkupfer verursachte, — diese ungünstigen Verhältnisse drückten das hiesige Hüttenwesen hart — wirkten nachtheilig auf den Bergbau und würden ein noch tieferes Sinken desselben zur Folge gehabt haben, wenn keine Hilfe erschienen wäre. Doch sie erschien.

An die Spitze des hiesigen Berg- und Hüttenwesens wurde ein Mann gestellt, den Umsicht, Besonnenheit und Energie eben so, wie gründliche metallurgische Kenntnisse auszeichnen. Nur durch eine so glückliche Vereinigung solcher Eigenschaften und Kenntnisse, wie sie sich in der Person des Oberspectors

von Svalczér finden, konnte das hiesige Berg- und Hüttenwesen Hilfe erhalten.

Nur erst mehrere Jahre wirkt hier dieser Mann und schon hat er mit kräftiger Hand nicht nur das hiesige Hüttenwesen dem Verderben entrissen, sondern auch so emporgehoben und gleichsam veredelt, dass es sich mit den besten deutschen Hüttenbetrieben messen kann, ja einem grossen Theile deutscher Werke zum Vorbild dienen möchte.

Mit erstaunlichen Schwierigkeiten und Hindernissen hatte Svalczér bei Entwerfung eines Schmelzsystems für den hiesigen District zu kämpfen. Alte Verfassungen und Verträge, das hiesige Einlösungs- oder Erzeinkaufs-System und die Beschaffenheit der Erzlagerstätten mussten berücksichtigt werden. Eine Schmelzmethode musste entworfen werden, die zum Einkauf kommenden Erze und Schliebe, deren Verarbeitung um deshalb schwierig ist, weil sie zum grössten Theil silberarm, dagegen goldreich sind und meist nur Quarz und Schwefelspath als Gangarten führen, mit den möglichst geringsten Kosten und Metallverlusten aufzuarbeiten.

Von höchster Wichtigkeit war die Entwerfung des Einlösungs- oder Erzeinkaufs-Systems, denn dieses hat stets den höchsten Einfluss auf den Grubenbetrieb. Die Grubeneigentümer richten ihre Erzeugnisse nach den Einlösungssystemen, und von diesen wird grösstentheils die Menge, der Gehalt und die Art der Aufbereitung der zugute zu machenden Geschiebe abhängig sein. Die Schmelzmethode muss sich jedoch ganz nach der Menge, dem Gehalt, überhaupt der Art und Beschaffenheit der Erze richten; und ein Process kann für ein Werk in dem Maasse vortrefflich sein, als er für ein anderes nachtheilig ist.

Svalczér entwarf ein Erzeinkauf- und Schmelzsystem wie es für die hiesigen Verhältnisse und Erze passend war. Er legte es am 14ten August 1823 der k. k. Hofkammer in Wien vor, welche resolvirte, das gedachte in Antrag gebrachte Verfahren versuchsweise auszuführen.

Bei meiner Anwesenheit in Nagybánya war die neue von Svalczér entworfene Schmelzmethode in dem hiesigen District seit 4 Jahren in Ausführung. Sie hatte bedeutende Vortheile herbeigeführt, und das hiesige Berg- und Hüttenwesen erfreute

sich eines grössern Einporkommens, daher man auch die Hoffnung hegte, dass die definitive Einführung dieses Schmelzsystems von den obersten Staatsbehörden bald verordnet werden würde.

Um nun vorläufig eine Vergleichung zwischen den früheren Schmelzabgängen und den jetzt seit Einführung der Svalozér'schen Schmelzmethode stattfindenden zu liefern, bemerke ich, dass, nach einem Hüttenabschnitt auf der Hütte zu Fernezely in dem Zeitraum vom Jahre 1810 bis zweites Quartal 1826 daselbst gearbeitet wurde: mit $61\frac{1}{2}$ Pfd. Bleiverbraud auf 1 Mark Silber und $7\frac{1}{14}$ p. C. Abgang an güldischem Silber, ferner mit einem Kohleoverbraud von $138\frac{65}{100}$ Saum bei 100 Ctr. Erz und Schleich und einer Hütteneinbuse von

342,564 Fl. 20 Krzr.

Im Jahre 1825 wurde dagegen bei sämmtlichen Hüttenwerken geschmolzen mit einem Abgang von

3 $\frac{5}{10}$ p. C. güldischem Silber,

10 $\frac{17}{100}$ p. C. Gold,

2 $\frac{90}{100}$ p. C. Silber und

21 – 23 Pfd. Bleiverbraud auf 1 Mark güldischen Silbers.

Diese kurze Vergleichung der früher stattgehabten Metallabgänge mit den bei der neuen Schmelzmethode stattfindenden, zeigt, welche ungemein grosse Vortheile letztere gewährt. — Auffallend gross sind die in früheren Zeiten erlittenen Verluste an Silber, vorzüglich aber an Gold.

Die Ursachen, welche sie herbeiführten, dürften vielleicht darin bestehen:

1) Dass die Beschickungen zur Roh- und Anreicherarbeit stets arm an Gold, dagegen reich an Silber waren. Da man nun hier die Erfahrung gemacht haben soll, dass die Goldabgänge unter übrigens gleichen Umständen stets in geradem Verhältniss des Goldgehaltes und im umgekehrten des Silbergehaltes stehen: so folgt hieraus, dass die Verluste an Gold bei weitem grösser, als die an Silber sein müssten.

2) Dass in jenen Zeiten durchaus keine Rücksicht auf eine gute Schlackebildung genommen wurde, und diese gewöhnlich sehr salger ausfielen. Da nun in den Nagybanyer Geschlecken das Gold grösstentheils in unendlich fein zertheiltem Zustande sich in Quarz und Hornstein eingesprengt befindet, die Gebirgs-

gestriete aber nicht vollständig bei dem Schmelzprocess aufgelöst wurden, so konnte sich das Gold daraus nicht niederschlagen. Denn obschon das specifische Gewicht dieses Metalles sehr gross ist, so ist jedoch sein absolutes in den Erzen höchst gering, denn oft kann man hier auch mit bewaffnetem Auge das Vorhandensein dieses Metalles in Quarz und Hornstein kaum wahrnehmen.

3) Dass man, um die Silberabgänge bei der Roh- und Anreicherarbeit zu decken, 100 — 200 p. C. $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{8}$ quentl. Verbleibungs- und Frischschlacken zuschlug; da jedoch die reichen Silbererze, welche man zu diesen Arbeiten nahm, nur sehr wenig Gold enthielten, so waren die davon fallenden Schlacken zwar reich an Silber, dagegen sehr arm an Gold. Es geschah also auch hier, was geschieht, wenn arme Schlacken zu reichen Beschickungen zugeschlagen werden, — anstatt dieselben anzureichern, zieht man ihren Gehalt herunter und reichert die Schlacken an. Die der Roh- und Anreicherarbeit zugeschlagenen silberreichen, aber goldarmen Schlacken werden zwar entsilbert, aber ihr Goldgehalt erhöht.

4) Dass man in dem Irrthum stand, dass die Goldabgänge den Silberverlusten aequal seien.

5) Dass das Probiren der Hüttenproducte sehr wenig berücksichtigt wurde.

6) Dass man den Haushalt bei den Hütten nicht mit der nöthigen Genauigkeit und Sorgfalt betrieb und die Hütten, namentlich die Gebläse, welche hier wegen der Strengflüssigkeit der Geschicke ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit sind, in schlechtem Zustande waren.

7) Dass sehr wenig Beschickung in einer gewissen Zeit verschmolzen wurde, wodurch der Kohlenaufwand sehr stieg.

Das Nachfolgende enthält eine Beschreibung der neun Svaiczér'schen Schmelzmethode, wie sie jetzt auf sämtlichen Hütten des Nagybanyer Districtes in Ausführung ist, und dem Vernehmen nach auch jetzt in Niederrungarn versuchsweise betrieben werden soll. Herr Hofkammerrath von Svaiczér hat die Grundsätze und das Wichtigste derselben als Instruction seinen Betriebsofficanten hinaufgegeben und aus dieser sind

die Data zu nachfolgender Beschreibung entlehnt, die mir von Herrn von Svalczér mit grosser Zuverlässigkeit mitgetheilt wurden.

*Eintheilung, Anlieferung, Bezahlung und Probiren
der Geschiebe.*

Sämmtliche zu verarbeitende Geschiebe theilt man hier, wie in Niederrugarn, in 2 Classen: in *Erze* und *Schlieche*.

Erze sind trocken gepochte, gesetzte oder geschiedene Geschiebe, von gröberem Korn mit sichbarem Metallgehalt. Unter *Schlieche* versteht man gepochte und verwaschene Geschiebe.

Die Schlieche zerfallen in *Silber-* und *Kiesschlieche*.

In Bezug auf den Gehalt der Geschiebe und die Bezahlung derselben Folgendes:

Die Erze haben stets einen höheren Metallgehalt, als die Schlieche. — *Silbererze* und *Silberschlieche* sind diejenigen Geschiebe, welche nicht unter 2 Loth güldisches Silber enthalten.

Kiesschlieche sind dagegen Erze, welche wenigstens 48 Pfd. Rohstein und 1 Quent. und darunter bis $1\frac{1}{4}$ Loth güldisches Silber enthalten. Steigt der Gehalt an güldischem Silber bis zu 2 Loth, so sind die Kiesschlieche nicht mehr Kiesschlieche, sondern werden Silberchlieche. Halten die Kiesschlieche unter 48 Pfd. Rohstein, so sind sie als Kiesschlieche uncinlösungswürdig und werden *Zuschlagskiese*.

Was die Metallbezahlung betrifft, so ist diese bei Gefällen von königlichen und Gewerkengruben gleich. Die Gruben erhalten nach Abzug von 5 p. C. Feuerabgang pro Mark Silber 23 Fl. C. M., pro Mark Gold 365 Fl. C. M.

Hiervon wird ihnen noch der Zehnten und Schlägesatz abgezogen.

Für die Erzbezahlung ist ein Tarif entworfen; je reicher die Erze und Schlieche sind, desto höher ist verhältnissmässig ihr Preis. Man bekommt bei der Einlösung oder der Erzeinkaufsanstalt hier meistens sehr kleine, oft nur mehrere Pfunde betragende Posten.

Bei der Anlieferung auf der Hütte wird nach dem Ver-

wiegen nach dem Centner zu 100 Wiener Pfund ^{*)}, zuerst die Näsprobe angestellt und der Gewerkezettel ausgefertigt, worin das nasse und trockene Gewicht bemerkt ist. Dann werden von den einzelnen Posten Proben genommen, welche dreifach von verschiedenen Probirern angestellt werden. Es kommen z. B. auf der Hütte von Ferezely Erze zur Einlösung. Diese werden nicht nur von den dortigen Probirern, sondern noch von den Probirern zu Kapnik und Felsöbánya probirt. Bei dem Probennehmen wird noch eine vierte Probe an die königliche Buchhaltung nach Nagybánya geschickt, die durch den Kammerprobirer, welcher ähnliche Functionen, als in Sachsen der Oberschiedsgardein hat, bei Differenzen die Schiedsprobe anstellen lässt.

Die Probirer schicken ihre gefundenen Gebalte der königlichen Buchhaltung. Diese vergleicht sie, trägt sie in den Proben-Vergleichzettel und stellt diesen sodann dem betreffenden Probirer zur Ausrechnung der Materialanschläge zu, welche wiederum zur Revision der königlichen Buchhaltung remittirt und nun den Hüttenofficinaten zur Richtschnur hinausgegeben werden.

Die Proben, welche hier vorkommen, bestehen:

- 1) in Silber- und Goldproben der Erze und Schliche,
- 2) in Böhlochproben der Kiesschliche,
- 3) in Silber-, Kupfer- und Bleiproben der Producte.

Das Probiren der Erze und Producte wird hier ganz wie in Niederrugarn ausgeführt.

Bei der Silberprobe beschickt man $\frac{1}{2}$ Centner Erze oder Schliche mit 8 Schworen grasulirten Villacher Bleies, welches als ganz unehaltig angenommen wird; das Erz kommt zu unterst in den Scherben, das Blei, ohne es zu mengen, darauf. Die angesottenen und verschlackten Proben werden in Ingüsse ausgegossen und hierauf in Kapellen, welche bloß aus reiner Knochenasche geschlagen sind, abgetrieben. Es hat mir geschienen, als treibe man hier heisser, als in Freiberg. Die

^{*)} 1 Wiener Centner oder 100 Wiener Pfunde, = 119,805 Leipziger Pfunde. 1 Wiener Mark = $\frac{1}{16}$ Wiener Pfund = 6556 Richtigtheile; sie wiegt nach Chelius und Vega 5941,2 holländische Aa oder 290,644 französische Grammes. 5 Wiener Mark betragen 4 Cöllnische Mark.

Silberkürner werden bis auf 1 Quent. ausgewogen und genau ohne Abzüge, wie die Waage es zeigt, angegeben. Die Proben der Kiesschleche wiegt man dagegen bis auf Denaire aus, indem sie sehr oft reicher an Gold, als an Silber sind.

Auch die Goldproben werden wie in Niederrugarn angesetzt und zwar von allen zum Einkauf kommenden Erzen und Schlichen. Man erzeugt, je nachdem der Goldgehalt der Geschicke grösser oder geringer ist, $\frac{1}{9}$ — 1 Mark güldisches Silber durch Ansieden und Abtreiben, welches sodann mittelst Salpetersäure auf dem nassen Wege zerlegt wird. Das Ansieden geschieht bei ärmeren Erzen, wo man grössere Mengen einzuwiegen hat, in Tuffen, bei reicheren auf Scherben. Vor dem Ansieden in Tuffen müssen die Geschicke abgeröstet werden. Zur Verschlackung wendet man einen Fluss von Bleiglätte, Colophonium, Pottasche und Kohle an, — und bedeckt die eingesetzte Probe noch mit einer kleinen Menge Kochsalz. Die ausgeschlackten Werke werden auf mehreren kleinen Kapseln aus Knochenasche, wie gewöhnlich, abgetrieben, die erhaltenen Körner in Blei gewickelt und zu einem König zusammengeschmolzen, welchen man hierauf abtreibt. Das erhaltene güldische Silber wird mittelst Salpetersäure geschieden, das Gold nach dem Auswaschen in kleinen Tiegeln ausgegüht und bis auf Denaire ausgewogen.

Die Rubsteinprobe ist sehr einfach. Man beschleckt einen Theil der auf Rubstein zu probirenden Kiesschleche mit 3 Theilen eines Flusses, welcher aus $\frac{2}{3}$ Glas und $\frac{1}{3}$ Borax zusammengesetzt ist, und bedeckt die Probe mit etwas Kochsalz.

Hüttenmännische Classification der zu verarbeitenden Erze.

Seit Einführung der neuen Schmelzmethode findet folgende Eintheilung der Erze und Schliche statt.

Die Erze zerfallen nach Maassgabe ihres Gehaltes an güldischem Silber in zwei, die Silbererze in sechs, die Blei- und Kupfererze in vier Classen. Diese Classen enthalten speciell folgende Geschicke:

1. Classe, Kiesstufen und Kiesschleche, die pro Mark güldischen Silbers unter 20 Denaire Gold enthalten.

- II. Classe, Kieselstufen und Kieselstücke, welche in der Mark güldischen Silbers mehr als 20 Denaire Gold enthalten.
- III. Classe, Silbererze bis und mit 4 Loth Silber und 8 Denaire Goldgehalt.
- IV. Classe, Silbererze, deren Goldgehalt 8 Denaire übersteigt.
- V. Classe, Silbererze von 4 bis incl. 12 Loth Silber im Centner.
- VI. Classe, Silbererze von 12 Loth bis zum höchsten Silbergehalt. Bei dieser, so wie bei der vorigen Classe, findet rücksichtlich des Goldgehaltes keine Unterabtheilung statt, weil diese Erze niemals einen hohen Goldgehalt besitzen.
- VII. Classe, Silberschliche bis incl. 3 Loth Silber und 18 Denaire Gold.
- VIII. Classe, Silberschliche, in denen der Gehalt an Gold 18 Denaire übersteigt.
- IX. Classe, Silberschliche von 3 Loth bis zum höchsten Gehalt. Eine weitere Unterabtheilung der Silberschliche findet deshalb nicht statt, weil sie selten über 10 Loth in Silber kommen und ihr Gehalt an Gold nur unbedeutend ist.
- X. Classe, Schlammstücke. Auch hier findet keine weitere Unterabtheilung statt, weil diese Geschiebe nur höchst selten mehr als 3 — 4 Loth güldisches Silber halten und diese gewöhnlich nur pro Mark 10 Denaire in Gold ist.
- XI. Classe, Kupfererze, welche im Centner des aus ihnen producirten Gaarkupfers bis 4 Loth Silber enthalten.
- XII. Classe, Kupfererze, welche im Centner Gaarkupfer mehr als 4 Loth Silber enthalten.
- XIII. Classe, Bleierze.
- XIV. Classe, Bleischliche.
- Ausser diesen Geschieben löst man noch folgende Produkte ein:
- XV. Classe, Probergadensbleigefülle.
- Von diesen werden jedoch die Capellen abgesondert, da sie wegen ihres höchst unbedeutenden Silbergehaltes nur zu Verkaufsblei verschmolzen werden können.
- XVI. Classe, Probergadenssilbergefülle bis incl. $3\frac{1}{4}$ Loth in güldischen Silber.
- XVII. Classe, Probergadenssilbergefülle von 4 Loth bis zum höchsten Gehalte. Diese beiden Classen zeigen selten einen Gehalt von 5 Denaire Gold.
- XVIII. Classe, Münzamtsträtze von höchstens $3\frac{1}{4}$ Loth in güldischen Silber.
- XIX. Classe, Münzamtsträtze von 4 — 12 Loth güldischem Silber.
- XX. Classe, Münzamtsträtze von 12 Loth bis zum höchsten Gehalt. An Gold ist diese Krätze gewöhnlich sehr arm.

Diese letzteren drei Classen von Münzamtsträtze fallen

jetzt, wie ich vermüthe, weg, da das Münzamt zu Nagasaki seit 1827 eingegangen und nach Wien verlegt worden ist.

Bei dieser Krzeintheilung ist zu bemerken, dass, da in Kapnik bald sehr goldreiche, bald sehr goldarme Geschiebe zur Einlösung kommen, derjenige Goldgehalt zuweilen erhöht werden muss, welcher als Grenzpunkt der goldreichern oder goldärmeren Geschiebe angenommen worden ist.

In Bezug auf die Kupfererze der elften Classe, deren Silbergehalt den Gewerken nicht vergütet wird, ist zu bemerken, dass dieser Silbergehalt auch den Hütten nicht zugerechnet werden darf, da diese Kupfererze kein Gegenstand des Silberschmelzprocesses sind, sondern für sich zu Gaarkupfer verarbeitet werden. Die Kosten der Entsilberung würden nämlich den Werth des ausgebrachten Metalles übersteigen.

Die Kupfererze der zwölften Classe sind dagegen Gegenstand des Silberschmelzprocesses; ihr Silbergehalt wird den Gewerken vergütet, und sie werden in Gemeinschaft mit den Silbererzen verarbeitet.

Z u s c h l ä g e.

Die Gebirgsgesteine, in denen die hiesigen Erze brechen, sind, wie schon oben erwähnt wurde, zum grossen Theil nur Quarz und Schwerspath. Die Einfachheit dieser erdartigen Fossilien, ihre Strenghüssigkeit, so wie ihr geringes gegenseitiges Verwandtschaftsvermögen vermehren bedeutend die Schwierigkeiten der Zugutemachung der hiesigen Geschiebe. Man ist daher genöthigt, auf wohlfeile Zuschläge, durch welche eine leichte Schlackenbildung befördert wird, Bedacht zu nehmen. Als eines solchen Zuschlags bedient man sich hier des *Kalksteins*, doch ist dieser Zuschlag noch nicht hinreichend, indem es in manchen Fällen auch an Kieselerde mangelt. Um aber die kostspäulige Herbeischaffung des Quarzes zu vermeiden, wendet man statt seiner sehr quarzige Silbererze an, deren Metallgehalt so gering ist, dass seinen Werth die Ausbringungskosten bei weitem übersteigen würden, welche Erze daher nicht einlösungswürdig sind.

Diese quarzigen Erze werden um denselben Preis ange-

nommen, welche die Herbeischaffung des Quarzes verursachen würde, und so werden sie auch in der Hüttenrechnung berechnet. Ihre Erlangung ist immer vortheilhafter, als die Anwendung des ganz unhaltigen Quarzes, denn wenn auch schon kein Metall aus ihnen ausgebracht werden kann, so vermag der, wenn auch noch so geringe Gehalt, doch einen Theil der Metallabgänge zu decken, welche durch die Zuschläge herbeigeführt werden.

Ein sehr wichtiger Zuschlag sind diejenigen Kiesschleiche, welche nicht nur einen höchst geringen Silber-, namentlich Goldgehalt haben, sondern auch wegen ihres geringen Rohsteingehaltes nicht als Kiese einkaufswürdig sind.

Da die hiesige Schmelzmethode wesentlich mit durch den Umstand charakterisirt wird, daß die Schlacken von reichen Arbeiten durchaus nicht, wie es auf einem grossen Theil deutscher Hüttenwerke geschieht, ärmeren Arbeiten zugesetzt werden, um erstlich ihren Metallgehalt durch diese zweite Verschmelzung herabzuziehen, zweitens um als leichtflüssiger, die Schmelzung befördernder Zuschlag zu dienen — sondern für sich allein verschmolzen werden, so geben jene unhaltigen Kiesschleiche ein vortreffliches Mittel beim Schlackenschmelzen zur Auf- und Ansammlung der in den Schlacken enthaltenen Metalltheile ab. Sie werden in der Regel stets von den Aerial-Gruben und Schlämmwerken zu billigen Preisen erkaufte und nur dann von gewerkschaftlichen Gruben bezogen, wenn erstgedachte keine dergleichen besitzen. Granulirtes Eisen wird bei dem Verschmelzen der Bleierze als Niederschlagungsmittel angewendet. Man bezieht es von der königlichen Eisenhütte zu Szinhal und bezahlt den Centner mit 2 Fl. 57 Krzr.

Neue von Herrn v. Svaiczér eingeführte Schmelzmethode für den Nagybanyer District.

Der von Herrn v. Svaiczér eingeführte Process zur Verschmelzung der in dem ganzen Nagybanyer Districte gewonnenen Erze, welche zum grössten Theile aus Kiesschleichen von $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Loth güldischem Silber mit einem Goldgehalt von 30 Decaire in der Mark Silber, und einigen Dürrezen und Bleierzen bestehen, — begreift in sich:

I. Die Zugutmachung aller güldischen Silber- und Bleigehalte.

II. Die Entsilberung des Kupfers.

Der erste Zweck wird erreicht:

- 1) durch die Vorröstung sämtlicher Erze, als Vorarbeit, zu den folgenden Hauptarbeiten;
- 2) durch die Arinverbleiung;
- 4) durch das Arinverbleiungsbleischmelzen.

Durch diese Arbeiten werden die ärmsten Kiese, Silbererze und Silberschliche zugute gemacht, das güldische Silber in die Verbindung mit Blei gebracht, und das Kupfer in wenige Leche concentrirt.

- 4) Durch die Reichverbleiung und
- 5) durch das Reichverbleiungsbleischmelzen.

Durch diese Manipulationen werden sämtliche reichere Silbererze, Silberschliche und alle Bleierze, die einzig und allein zu denselben genommen werden, zugute gemacht.

Es wird durch beide Arbeiten das Blei aus seinen Erzen zu Metall reducirt und durch Verbindung mit güldischem Silber zu treibwürdigen Werken umgewandelt, zugleich das Kupfer in wenige für die Kupferentsilberung geeignete Leche concentrirt.

- 6) Durch mehrere Nacharbeiten.

Hierzu gehören:

- a) das Vertreiben der von obigen Arbeiten erhaltenen Werke;
- β) das Glättreduciren und
- γ) das Schlackenschmelzen.

II. Entsilberung des Kupfers.

Diese geschieht:

- 1) durch die Kupferauflösung und
- 2) durch das Kupferauflösungsbleischmelzen.

Zur Kupferentsilberung kommen die in Borsja erzeugten silberhaltigen Schwarzkupfer, ferner die von der Verschmelzung der Kies-, Silber- und Bleigefälle abfallenden güldisch Silberhaltenden Kupferleche.

Röstung der Erze.

Sämmtliche Bleierze und Bleischliche, Silbererze und Silberschliche werden in Cramer'schen Reverberirösten verröstet. Die Bleierze, welche zuweilen ein Korn von Haselnussgrösse haben, werden in dieser Gestalt, ohne ihr Korn feiner zu machen, mit den Silberschlichen gemeinschaftlich diesem Process unterworfen, einerseits um dem Zusammenbacken der Schliche, wenn sie für sich allein geröstet würden, zu begegnen, anderseits um eine vorläufige Mengung der Silber- und Bleischliche zu bewirken.

Die feinen Silberschliche werden hierdurch an die schwereren Bleischliche gebunden, und bei dem späteren Aufgeben auf die Gichten weniger durch den Gebläsestrom fortgeführt, und ihr Durchfallen durch den Schacht verhindert.

Die hiesigen Reverberiröfen haben ganz die Einrichtung, wie in Niederrugarn und einen Trockenheerd. Unvollkommen ist die Einrichtung, dass, anstatt in Freiberg vor der Eintragsöffnung des Heerdes eine Walze liegt, die sich um ihre Horizontal-Axe bewegt, auf welcher die Röstkrähle liegen, wodurch die Arbeiten im Ofen sehr erleichtert werden, — hier nur ein Drath vor dem Ofen hängt, auf den die Röstkrähle bei der Arbeit gelegt werden.

Die Röstposten macht man 4 Centner stark — und so viel Stunden werden auch die Schliche umgerührt.

Vor den Reverberiröfen arbeiten 2 Mann, ein Meister und 1 Gehülfe, welche 12stündige Schichten verfahren. Der Meister bekommt 21 Krzr. C. M., der Gehülfe 18 Krzr. C. M.

Zur Verröstung von 100 Centner Geschiebe sind 4 Klaftern 6 schuhiges weiches Röstholz oder 8 Klaftern 3 schuhiges Brandholz erforderlich. Die sämtlichen Kosten bei der Verröstung in den Reverberiröfen: als Holz, Löhne etc. betragen pro Centner 10 — 12 Kreuzer.

Auch sämtliche Kiesschliche werden verröstet. Früher geschah dies in Röstfeldern, die mit Mauern umgeben waren. Da man aber die Erfahrung machte, dass durch diese Umgebung der nöthige Luftzutritt abgehalten und überhaupt eine vollkommene Röstung nicht erzielt wurde, so trug man die Einfassungsmauern sämtlich ab, und führte folgende sehr zweckmässige Methode zur Verröstung der Kiese ein.

Diese Verröstung geschieht in grossen Haufen, zu denen 4 bis 8000 Centner Kiese genommen werden. Diese Haufen werden in einer Röststätte unter Bedachung in abgestumpfter 4seitiger Pyramidenform aufgeführt, ähnlich wie zu Goslar am Unterharz, wo jedoch die Erze zum grössten Theil als Staufwerk angewendet werden.

Auf ein Bette von Scheitholz von circa 40 Fuss Länge, 30 Fuss Breite und 1 Fuss Höhe bringt man eine Lage Kohlenklein, wodurch das Durchfallen der Schliche verhindert und die Hitze vermehrt wird. Auf dieses Kohlenklein folgt eine gleichförmige Schicht Kiesschliche, darauf eine Lage Scheitholz, jedoch nicht in paralleler, sondern rechtwinkliger Richtung mit der ersten. Auf diese Holzschicht kommt wiederum eine mehrere Zoll hohe Lage Kohlenklein, darauf eine Schicht Kiese und so fort, bis der Haufen eine Höhe von 6—7 Fuss erreicht hat. Die Herbeiführung des richtigen Luftzuges geschieht durch hohe zweckmässig angelegte Kanäle. Durch die Mitte des Haufens wird, wie bei den Kohlenmeilern, ein verticaler Schacht von 1 Fuss Weite geführt, welchen man mit Scheitholz aussetzt. Zugleich werden bei dem ersten Schlichebette gewöhnlich 15 Holzscheite an verschiedenen Stellen des Rostes senkrecht gestellt und um diese dann das Erz aufgeschüttet.

Es entstehen demnach, wenn das Holz aus jenem mittleren Hauptkanal und den anderen Nebkanälen verbraunt ist, sehr viele verticale Kanäle in dem Roste, welche den Luftzug ungemein befördern. Der Haufen wird durch den mittlern Hauptkanal angezündet. In 2 Tagen brennen gewöhnlich die kleineren Kanäle aus; es haben sich röhrenförmige Oeffnungen gebildet, welche nicht so leicht zusammenfallen, indem hier die Schliche durch die grössere Temperatur zusammengedrückt und gleichsam gebrüht sind. Ein solcher Haufen brennt gewöhnlich 6—8 Wochen. Zur vollständigen Verröstung von 100 Centnern Kiesschliche sind 1 Cubik-Klafter 6schuhiges Bickenholz und 8—10 Säume mittlere Holzkoblen à Saum $12 \frac{4766}{18,000}$ Wiener Cubikfuss erforderlich. Das Arbeitslohn bei der vorstehenden Verröstung beträgt in Summe pro Ctr. Erz $\frac{3}{4}$ Kr. C. M. Es ist so berechnet, dass die Arbeiter täglich 10—12 Kr. in einer 12stündigen Schicht verdienen können, da bei dieser Arbeit auch Weiber beschäftigt sind.

Bei dem Abbrechen der Rüste wird die Decke zuerst weggenommen, und da sie gewöhnlich viel sublimirten Schwefel, Zinkoxyd und schwefelsaure Salze enthält, entweder als Zuschlag beim Schlackenschmelzen angewendet, oder nach längerem Liegen an der freien Luft und durch Regen bewirkter Auslaugung nochmals verrüstet. Der Hauptzweck bei der Verrüstung der Schliche besteht darin, die grossen Massen möglichst zu concentriren; man erreicht ihn hier sehr vollkommen, indem man gewöhnlich bei der Verschmelzung der gerüsteten Schliche nur 10 p.Ct. Leche oder Stein von 100 rohen Schlichen erhalten werden. Die Schliche stärker zu verrüsten, hat man nicht rüthlich befunden, denn schon bei 9—10 p.Ct. Steinabfall hat man in Kapnik ein strenges Schmelzen, daher man dasselbst auch lieber auf einen 12procentigen Steinabfall arbeitet. Diejenigen Silberschliche und kiesigen Silbererze, welche mit den Kiesschlichen in Gemeinschaft verschmolzen werden sollen, werden mit diesen, nach zuvoriger Vermengung, aus dem oben angegebenen Grunde, gemeinschaftlich gerüstet; diejenigen dagegen, welche ihres höheren Silbergehaltes wegen nicht mit den Bleierzen gerüstet werden, verrüstet man für sich in Haufen unter Bedachung.

Man richtet die Rüste ähnlich den Kiestrüsten her, doch nicht von derselben Grösse und nur zu 5—700 Ctn. Ein solcher Rost brennt gemeiniglich 4 Wochen. Der hierbei stattfindende Brennmaterialaufwand ist grösser, als bei dem Verrüsten der Kiesschliche, da die Silberschliche schwefelärmer sind. Zur Verrüstung von 100 Ctn. derselben sind $1\frac{1}{2}$ Klafter geschuligtes birkenes Scheitholz und 12 Säume Kohlen erforderlich.

Armverbleiung.

Die Armverbleiung beschäftigt sich mit der Zugutemachung der ärmeren Silbererze und Silberschliche, Stafen, Kies und Kiesschliche, und hat zum Zweck $\frac{2}{3}$ des Goldes oder wenigstens die Hälfte, und $\frac{1}{2}$ oder doch $\frac{1}{4}$ des Silbers unmittelbar in die Verbindung mit Blei zu bringen und den Rest der gedachten Metalle, so wie das in den Geschicken enthaltene Kupfer in wenige Leche oder Steine zu concentriren; sie vertritt demnach die früher hier in Umgang gewesene Roh- oder

Aureicherarbeit, da sie die Geschicke, welche früher Gegenstand dieser Arbeiten waren, verarbeitet.

Da durch die Armverbleiung silber- und goldhaltige Werke erhalten werden, vertritt diese Arbeit auch theilweise die Frischarbeit. Durch sie werden die Erze der 1sten bis 8ten, ferner der 10ten, 12ten, 16ten und 18ten Classe zugute gemacht.

Die Beschickungsverhältnisse richten sich nach der Einlösung, da durch die Armverbleiung sämtliche in gedachte Classen gehörende Erze und Schliche aufgearbeitet werden müssen.

Man hat jedoch nothwendigerweise auf die Rezlieferung des ganzen Jahres Rücksicht zu nehmen, damit man im Stande sei, das zweckmässigste Verhältniss zwischen Erzen und Schlichen anzuwenden und eine solche Gattirung herstellen zu können, dass so viel als möglich eine gegenseitige Auflösung der erdartigen Bestandtheile — die Bildung einer leichtflüssigen Schlacke — bewerkstelligt werde.

Im Jahre 1826 bestand die Beschickung zur Armverbleiung bei der Hütte zu Laposhánya aus:

12	Thellen Silbererzen
4	- Silberschlichen und
8	- Ktesschlichen.

Der Durchschnittsgehalt der Beschickung ist gewöhnlich 3 Quent güldisches Silber und in der Mark 20 Denare Gold.

Ein zweiter Gegenstand, welchen man bei der Beschickung zur Armverbleiung zu berücksichtigen hat, besteht darin, dass man die goldreichen Geschicke, welche dieser Arbeit unterworfen werden, für sich allein beschickt und verschmelzt, eben so die goldarmen Geschicke, weil, wie bereits oben schon angeführt wurde, die Verschmelzung goldreicher mit goldarmen Geschicken stets mit grossem Nachtheil verknüpft ist. Die Erfahrung hat nämlich gezeigt, dass die Schmelzverluste an Gold in diesem Falle sehr gross ausfallen, da sie im Verhältniss zu denen des Silbers um so bedeutender werden, je grösser die Differenz der Gehalte dieser Metalle in den Beschickungen ist. Die Verluste an Gold sind um so grösser, je grösser der Goldgehalt der Geschicke in Vergleich zum Silbergehalte derselben ist.

Werden die goldreichen Geschicke isolirt von den ärmern geschmolzen, so fallen zwar die Abfälle, Schlacken und Ge-

schure reicher aus; allein diese können auch dann weiter zugute gemacht werden, und der Werth des hieraus noch zu gewinnenden Goldes übersteigt nicht die Kosten der Gewinnung. Dieser Fall würde nicht eintreten, wenn man die goldreichen Geschiebe mit den goldärmern gemeinschaftlich verschmelzte. Hiernus würden Schlacken hervorgehen, welche zu arm wären, um sie nochmals für sich zu verarbeiten; aber ihre Abwerfung würde auch wiederum sehr empfindliche Verluste nach sich ziehen.

Erfahrungen über die Nachtheile, welche grosse Schlackenzuschläge bei dem Verschmelzen von goldhaltigen Erzen herbeiführen.

Die Grundsätze, welche den Hüttenbeamten in Oberungarn bei der Entwerfung seiner Beschickungen, bei der Wahl der am zweckmässigsten mit einander zu verschmelzenden Erze leiten müssen, hat Herr v. Svaiczér bei der Entwerfung seiner Schmelzmethode stets vor Augen gehabt und eine strenge Consequenz beobachtet. Er verwarf gänzlich die in Niederingarn und auf vielen deutschen Hüttenwerken so beliebten Schlackenzuschläge, welche zuweilen 150—250 p. Ct. der Erzbeschickung betragen.

Beim Anfange einer Schmelzung werden nur so viel Armverbleimungsschlacken über der Form aufgetragen, als zur Bildung einer Nase nothwendig sind. In dem ferneren Verlaufe der Arbeit werden keine Schlacken, weder Frisch- noch Reichverbleimungsschlacken zugeschlagen, weil hierdurch ein beträchtlicher Verlust an Gold, zugleich auch ein grosser Kostenaufwand herbeigeführt wird, indem man das zu verschmelzende Haufwerk sehr vermehrt.

Ein kleines Beispiel wird diese Behauptung deutlicher machen. —

Wenn 2000 Centner Frisch- oder Reichverbleimungsschlacken, welche 2 Denaire güldisches Silber hielten, letzteres mit einem Goldgehalt von 1 Denaire Gold p. Mrk., bei der Armverbleimung zugeschlagen würden, so kämen durch sie zu der Beschickung 15 Mark 10 Loth güldisches Silber, worin 3 Qt. 3 Den. Gold sich befänden.

Nach dem Verschmelzen dieser Schlacken würden sie

zwar einen Gehalt von 1 Pf. in göldischem Silber haben, dagegen 20—60 Denaire Gold p. Mrk. Silber, welche aus der Beschickung der Armverbleiung aufgenommen worden sind. Diese Schlacken kommen demnach wieder aus dieser Arbeit mit 1 Mark 13 Loth göldischem Silber, worin, unter der Voraussetzung, dass sie 20 denairige in Gold geworden seien, 9 Loth 3 Qt. — im zweiten Fall, bei 60 Denaire Goldgehalt, 1 Mrk. 13 Lth. 1 Qt. Fein-Gold. Der Gewinn wäre also hiervon:

1) im ersten Fall 7 Mark 13 Loth. + — Mark 8 Loth 3 Qt. 1 Den. = 8 Mark 5 Loth 3 Qt. 1 Denair Feinsilber mit einem Werth von 192 Fl. 21¼ Kr., ½ Mrk. Feinsilber 23 Fl. und der Verlust an Feingold 8 Loth 3 Qt. 1 Den., ½ Mrk. 366 Fl. 32 Kr. = 201 Fl. 52¼ Kr.

2) Im zweiten Fall 7 Mrk. 13 Lth. —. + 1 Mrk. 12 Lth. 1 Qt. 1 Pf. = 9 Mrk. 9 Lth. 1 Qt. 1 Pf. mit einem Werthe von 220 Fl. 28 Kr., der Verlust an Feingold 1 Mrk. 12 Lth. 1 Qt. 1 Den. = 648 Fl. 35½ Kr. an Werth.

Da aber die Strengflüssigkeit der hiesigen Geschicke durchaus flussbefördernde Zuschläge nöthig macht und sie nur höchst geringe Mengen basischer Substanzen enthalten, so wendet man einen Zuschlag von Kalkstein von 10—12 pCt. an.

Construction der Armverbleiungsöfen.

Das Armverbleiungsschmelzen geht über Hoböfen, die in ihrer Zustellung sehr von den niederungarischen und deutschen abweichen. Diese Öfen wurden ebenfalls vom Hrn. v. Svaizér eingeführt und haben sich sehr vorthellhaft in ihrer Anwendung bewiesen. Sie haben im Ganzen 20 Fuss Höhe, nämlich 17 Fuss vom Heerdstein bis zur Gicht und 3 Fuss vom Heerdstein bis zur Hüttensohle; 52 Zoll Breite an der Brandmauer und 34 Zoll an der Vorwand. Ihre Tiefe oder Länge beträgt von der Vorwand bis zur Brandmauer 36 Zoll.

Beim Auge, wo die Ofenstampfvorrichtung beginnt, sind die Öfen 34 Zoll lang und 20 Zoll breit, auf der Sohle dagegen 20 Zoll lang und 12 Zoll breit. Die Tiefe des Ofensumpfes beträgt 18 Zoll. Die Aufsattlung der Brust vom Heerdstein bis zum Auge beträgt 3 Zoll. Die Öfen haben 2 Fur-

men ²⁾), welche in verschiedenem Niveau liegen. Jede Form liegt 12 Zoll von den Schachtstößen, daher eine von der andern 28 Zoll entfernt ist. Die obere Form liegt 26 Zoll über dem Heerdstein mit einem Grad Fall, die untere 22 Zoll mit 2 Grad Fall. Beide Formen ragen 5 Zoll in den Ofen hinein.

Die Sohle, welche unter der Form angesetzt wird, und nach dem Vorheerd zuläuft, schlägt man aus schwerem Gestebe, aus 3 Theilen Lehm und 1 Theil Kohlenstaub bestehend, sehr fest, damit von dem durch das Auge eingetragenen Eintränkblei nichts in diese Sohle dringe. An die Backen des Sumpfes und an die Brandmauer setzt man dagegen leichtes Gestebe, aus 3 Theilen Kohlenläsche und 1 Thl. Lehm, weil bei schwerem Gestebe Ansätze entstehen würden. Auch zur Schlackenspur wendet man leichtes, zum Vortiegel hingegen schweres Gestebe an.

Das Gebläse besteht aus zwei gewöhnlichen hölzernen Bälgen; das Brennmaterial bei diesen, so wie bei allen übrigen Schmelzarbeiten, aus birkenen, zum Theil auch büchernen sehr gut verkohlten Holzkohlen.

Nachdem der Ofen auf die angegebene Weise zugestellt und abgewärmt worden ist, wird er mit Kohlen gefüllt und das Gebläse eingehangen. Hierauf giebt man 3 Ctr. ungerüsteten Stein von der letzten Arbeit auf, um den Sumpf gegen Ausätze zu schützen, dann einige Trüge Verbleisungsschlacken zur Bildung der Nase. Nun setzt man den Satz von der Vormass in die Winkel des Ofens.

Als Vorschlag zur Aufnahme des in der Beschickung enthaltenen güldischen Silbers werden hier arme Werke angewendet und zwar auf 100 Centner der Beschickung, nach Maas-

²⁾ Auf der Hüte zu Olaklapolanya hat man vor mehreren Jahren den Formen eine ganz abweichende Lage, wie beistehende Figur zeigt, gegeben, und hierdurch ein sehr starkes Aufbringen erzielt, denn wöchentlich wurden in einem so zugesetzten Ofen 1100 – 1200 Ctr. Erz und Schläuche verschmolzen. Die Entfernung der Verblügerungsline der beiden Formen a b beträgt 10 Zoll. Je kleiner dieser Abstand war, desto geringer war das Aufbringen.



gabe ihres geringeren oder grösseren Gehaltes an güldischem Silber, 4 bis 7 Centner. Man theilt diese Quantität Werke in so viele Theile ab, als von der Beschickung Abstiche erfolgen. Je ärmer diese Vorschlagswerke sind, um so geeigneter sollen sie zu dem zu beabsichtigenden Zwecke sein und um so mehr güldisches Silber sollen sie aufnehmen.

Diese Vorschlagswerke werden hier jedoch nicht, wie auf andern Silberhütten auf die Gicht gegeben, sondern nach zuvorigem Anwärmen *beim Auge* in den Ofensumpf gelassen. Beim Anlassen des Ofens geschieht dieses, wenn die Schlacken bis zum Auge gestiegen sind, bei dem Verlaufe der Arbeit, sogleich nach jedem Abstiche.

Vor diesem Einlassen des Werkes schützt man auf einen Augenblick das Gebläse ab, oder legt einen Formlöffel vor, um das Blei gegen Oxydation und Verflüchtigung zu schützen.

Diese Methode der Eintragung der Werke bei dem Auge ist hier zweckmässig befunden worden. Während bei dem gewöhnlichen Verfahren, die bleiischen Vorschläge auf die Gicht zu geben, ein nicht unbeträchtlicher Bleiverlust nicht zu vermeiden ist, indem sich dieses Metall nicht nur verflüchtigt, sondern auch als Oxyd sehr leicht in die Schlacke geht, und bei bleiareichen Beschickungen grosse Mengen von Bleisulfaten sich bilden, findet hier verhältnissmässig nur ein sehr geringer Bleiverlust statt, indem dieses Metall weder mit dem Gebläsestrom, noch sonst in glühendem Zustande mit Luft in Berührung kommt, ferner nur kurze Zeit von einem Abstiche bis zum andern in dem Sumpf steht, und hier, so wie bei dem Abstechen, von dem Stein bedeckt wird *).

*) Im Jahre 1820 wurden auch auf der k. Hütte zu Halsbrücke bei Freiberg Versuche über diesen Gegenstand angestellt. Nachstehende hierüber im Jahrbuche für den Sachs. Berg- und Hüttenmann auf das Jahr 1831 mitgetheilte Notiz zeigt jedoch, dass das Einschleichen der zureichernden Werke unter der Brust keine Vortheile gewährte, sondern einen bemerkenswerthen Silberverlust herbeiführte.

Bei der allgemein gemauerten Qualität der Erze sind auch die Bleiarbeitsbeschickungen dermassen im Gehalte niedriger gezogen worden, dass bei gleichem Bleivorlaufe, statt der sonstigen zweimarkigen Werkbleie zuletzt nur noch 1½ bis 20löthige fellen und folglich Schmelz- und Treibkosten, wenn man sie auf das Silber berechnete, beinahe doppelt so viel, wie ehemals betragen. Um wenigstens die Treibkosten

Die Gegenwart des Bleies im Stampfe verhindert das Ansetzen von Ofenbrühen und Bodenlechen; man kann über das

ten wieder ganz oder theilweise auf die vorigen zu reduciren, versuchte man die armen Werke vor dem Fortreiben erst bis zu 36–37 Loth Silbergehalt im Ctr. anzureichern, indem man das 15–20löthige Werkblei mit den nächsten Schichten an die Stelle des Glütvorschläges treten liess. Es kam zunächst darauf an, zu untersuchen:

- 1) welchen Einfluss ein solcher Werkbleivorschlag auf das procentale Silber- und Blei-Ansrängen bei der Bleiarbeit habe, und
- 2) auf welche Weise die Anreicherung am besten zu bewirken sei, ob durch *Aufsetzen des Werkbleies auf die Gicht*, oder ob durch *dessen Eintränkung unter der Ofenbrust*.

Die ersten derartigen Versuche wurden mit grösster Sorgfalt und unter Zurechnung aller Remedien zum Metallvorlaufen auf der Halsbrückner Schmelzhütte vorgenommen und erstreckten sich über mehrere Betriebsabschnitte. Durch sie ergab sich, wie die nachfolgende Tabelle zeigt, dass ein Anreichern des Werkbleies

- 1) ohne alle Gefahr geschehen könne, wenn das Werkblei auf die Gicht gesetzt wird, dagegen
- 2) mit *bedeutenden Silberverlusten verknüpft ist, sobald man das Werkblei unter der Brust einschleibt.*

Resultate der ersten Versuche.

Es betrug der Schmelzverlust auf 100 Ctr. Krz.	Bei der ordinären Bleiarbeit	Bei der Bleiarbeit mit Anreicherung	
		als das Werkblei auf die Gicht gesetzt wurde	als das Werkblei unter der Ofenbrust eingetragen wurde
an Silber	14,328 Loth	11,512 Loth	43,311 Loth
an Blei	8,54 Ctr.	5,20 Ctr.	7,42 Ctr.
Der procentale Schmelzverlust			
an Silber	1,0721 p. C.	1,125 p. C.	4,312 p. C.
an Blei	12,31 p. C.	10,38 p. C.	14,2 p. C.
Der Bleiverlust auf 100 Mark vorgelaufenes Silber	12,22 Ctr.	6,30 Ctr.	11,83 Ctr.

Nach Erlangung dieser Resultate wurde der gesammte Bleiarbeitsbetrieb nach der neuen Methode eingerichtet dergestalt, dass auf jeder Hütte die Hälfte der Bleiöfen, wie gewöhnlich, mit Glütvorschlägen arbeitet, während

Stiehholz zustellen, da keine Erweiterung des Sumpfes zu befürchten ist, und der beengte Raum der Bildung von Ansätzen begegnet. Diese zu vermeiden, muss man hier möglichst bedacht sein, da sie gewöhnlich *dreimal reicher* an Gold sind, als die Beschickung ist, und durch die nachher notwendige Verschmelzung mit niederen Goldgeschicken, empfindliche Verluste an diesem Metall herbeigeführt werden. Das Blei nimmt in der Zeit, von einem Abtische bis zum andern, wo es in steter Berührung mit dem in dem Ofen sich ansammelnden Stein ist, welche man noch durch Umrühren beider mit einem gekrümmten Stiechisen von Zeit zu Zeit vermehrt, — gewöhnlich die Hälfte des Silbers und $\frac{1}{2}$ des Goldgehaltes der verrösteten Beschickung auf.

Die grössere Aufnahme von Gold dürfte wohl darin zu suchen sein, dass dieses Metall in den sämtlichen Geschicken in metallischem Zustande sich befindet, und auch durch die Verrüstung in keine Verbindung mit Schwefel etc. versetzt wird, welches beides bei dem Silber nicht statt findet.

Bei einem regelmässigen Ofengange besteht der Satz aus 4—5 Füllfässern Kohlen (4 Füllfässer = 1 Saum) und pro Füllfass Kohle 3—5 Tröge Schicht, $\frac{1}{2}$ Trog = 35—36 Pfd. Man setzt alle 4—2 Stunden und führt die Nase 3 Zoll lang. Wird sie länger, so muss der Schmelzer von der Beschickung abrechen oder mehr Kohlen aufgeben, und diese hart an die Brandmauer setzen; verkürzt sie sich, wodurch der Schmelzpunkt der Brandmauer zu nahe kommt, so giebt man einige Tröge Schlacke oder Gekrätz auf.

die andere Hülfe die bei ersterer producirten Werke statt der Glätze, und zwar stets auf der Gicht, vorgeschlagen erhält. Nur die Bleischlacken von der Arbeit mit Glätzvorschlag kommen auf die Rohschicht, die Anreicherungschlacken dagegen, welche bisweilen $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{4}$ Loth Silber mehr im Cür. enthalten, werden statt der gewöhnlichen Bleischlacken immer wieder auf die Verbleistungsschicht gesammelt. Die Erfolge sind fortwährend glücklich gewesen und es hat sich berechnet, dass man durch dieses veränderte Verfahren auf beiden Hütten zusammen beinahe 13000 Thaler jährliche Ersparniss macht, welche hauptsächlich aus der verminderten Zahl der wegen der Metallverluste so kostbaren, Abtroben hervorgeht, und durch welche der Treibehrfwand pro Mark Silber ziemlich wieder auf den chemischen zurückgeführt worden ist.

Wichtig ist bei dieser Arbeit die Erzeugung einer gutgeflossenen Schlacke, damit alle Metalltheilchen sich vermöge ihres specifischen Gewichtes möglichst vollständig abscheiden und niederschlagen. Werden die Schlacken zu frisch, in welchem Falle sie gewöhnlich auch rauchen, wodurch sich ihr Steingehalt verräth, so giebt man einige Tröge Stein, Silbererze und quarzige Erze auf, um sie saigerer zu machen. Werden dagegen die Schlacken zu salger, welches sich meistens ereignet, wenn die Beschickung zu sehr quarzig und daher strengflüssig ist, so hilft man sich mit einem etwas vermehrten Holzkohlensatz und Zuschlag an Kalk. Die Zahl der Abstiche in einer Schicht ist unbestimmt und von der grösseren oder geringeren Leichtflüssigkeit der Erze, der grösseren oder geringeren Erweiterung des Ofensumpfes und mehreren anderen Umständen abhängig. Die Zeit des Abstichs muss demnach aus der Erfahrung entnommen werden; man hat bei dem Abstechen eine kleine Menge Stein in dem Sumpf zu lassen, damit sich keine Ansätze bilden, andrerseits darf man den Stein auch nicht zu hoch in dem Sumpf ansammeln lassen, sondern denselben zu rechter Zeit ablassen, damit die Schlacken nicht stehaltig werden.

Nach dem Abstechen des Werkes und Steins lässt man einige Augenblicke vorüber gehen, dann rührt man Werk und Stein mit einem Sticheisen einigemal um, wobei darauf zu sehen ist, dass das Blei nicht auf die Oberfläche des Steins komme, sondern mit diesem stets bedeckt bleibe, damit keine Verdampfung dieses Metalles statt finde.

Hierauf schiebt man den Stein so geschwind wie möglich aus, damit kein Werk mechanisch hängen bleibe. Desgleichen muss das auf dem Boden des Stichtiegels befindliche Werk sogleich ausgekelt werden.

Die Producte der Armverbleiung sind folgende:

I. Armverbleiungswerke, oder, wie man sie hier nennt, Armverbleiungsreichbleie. Dieses Product ist in seinem Gehalte an güldischem Silber verschieden. Hält die Beschickung pro Centner 2 Quent güldisches Silber und die Mark desselben 10 Denare Gold, so halten die Werke gemeinlich 10—14 Loth güldisches Silber und dieses pro Mark 22—26 Den. Gold. Hält die Beschickung dagegen 1 Loth güldisches Silber und

dieses 16 Den. Gold, so bekommt man Werke von 20 — 26 Loth güldischen Silbers, welches 12 — 14 denairig in Gold ist; — es ist daher bis zu einer gewissen Grenze der Gold- und Silbergehalt der erzeugten Werke proportional dem Gehalte der Beschickungen.

Die Armverbleiungswerke werden, mit alleiniger Ausnahme der in Bajatz gefallenen, sogleich vertrieben. Diese sind jedoch nicht treibewürdig und halten gewöhnlich nur 6 Loth, da man auf dieser Hütte genöthigt ist, 1 qtl. Armverbleiungsbeschickungen zu machen. Diese Werke werden daher bei dem Verschmelzen des von der Armverbleiung gefallenen Steins — des Armverbleiungssteins — nochmals vorgeschlagen und erst hierauf als treibewürdig vertrieben.

II. Armverbleiungsstein oder Lech. Dieser darf nur 8, höchstens 12 p. C. von der gesammten Beschickung betragen, was auch stets der Fall ist, wenn die Verröstung der Erze und Schliche in gehöriger Maasse vor sich ging.

Nur auf der Kapolker Hütte sucht man den Steinfall nicht auf gedachtes Minimum herunter zu setzen, da hier^{*)} wie schon oben erwähnt, die zu starke Verröstung ein zu strenges Schmelzen zur Folge hat. Der Armverbleiungsstein darf nur 4, höchstens 6 — 7 p. C. Blei enthalten, welches von dem Vorschlagte herrührt, desgleichen nur 2 bis höchstens 6 Loth güldisches Silber, welcher Gehalt ebenfalls sehr von dem der Beschickung abhängig ist. Der Goldgehalt des Steins ist sehr verschieden.

Man hat auch hier die interessanteste Bemerkung gemacht, dass der Goldgehalt des Steins sogar von ein und demselben Abstiche differirt; derselbe soll mit der Entfernung der Scheiben vom Reichblei im geraden Verhältnisse stehen ^{*)}.

Bei einem Versuche hielt die oberste Scheibe Stein, welche von einer Beschickung von 12 Denaire Gold gefallen war,

	24 $\frac{1}{2}$ Denaire,	
die zweite	21	—
die dritte	12	—
die vierte	6	—
und die fünfte	3	— Gold.

^{*)} Auf den Fecherger Hütten hat man beobachtet, dass bei der Baharkeit die mächtigste Scheibe von einem Stiche, die silberreichste ist. k.

Die letzte, dem Werke zunächst befindliche, Scheibe hielt, wahrscheinlich wegen einer Vermengung mit Werken, 7 Denaire Gold. —

Die Armverbleiungssteine werden mit 2 Feuern zugebraunt, und wenn viel Bleierze und Bleischliche zum Einkauf kommen, zur Reichverbleiung genommen, oder falls es an bleischen Geschieben mangelte, und die Beschickung nicht höher als 1 Qd. gemacht werden könnte, dem Armverbleiungssteinschmelzen übergeben.

III. Gekrätz. Das bei der Armverbleiung erhaltene Gekrätz wird durchgeräutert, das Größere wieder auf die Gicht getragen, das Feinere dagegen, welches größtentheils aus Gesteine besteht, zum Ausschlagen der Vortiegel verwendet, damit die kleinen Steintheilchen, welche darin enthalten sind, von dem abgestochenen Blei und Stein aufgenommen werden. Hüften sich Vorräthe von diesem Producte, so wird es verworfen.

Das bei dem Ausbrennen der Oefen fallende Geschur und Gekrätz wird mit Handflaustein geschieden; das steinartige, welches zuweilen den dreifachen Goldgehalt der Beschickung zeigt, verröstet und sodann entweder zur Reichverbleiung oder schließlich zum Verschmelzen des Armverbleiungssteins genommen.

IV. Flugstaub. Diesen kehrt man monatlich aus den Fluggestübekammern; er hält gewöhnlich nicht mehr, als 1 Quent güldisches Silber, hingegen fast noch einmal so viel Gold, als die Beschickung, von welcher er fiel. Man nimmt ihn zur Unterlage bei dem Kiesschlechrösten, damit er durch diese schweren Geschiebe gebunden und so gegen die Verflüchtigung durch das Gebläse bei seiner Zugutemachung geschützt werde.

V. Schlacken. Der Schlackenfall bei der Armverbleiung beträgt gewöhnlich nur 50 — 60 p. C. der Beschickung incl. der Kalkzuschläge, da die Geschiebe nur sehr wenig erdartige Bestandtheile und die Kiesschliche oft über 60 p. C. Rohstein enthalten. Diese Schlacken enthalten bei ärmeren Beschickungen und einem reinen Schmelzen sehr oft nur eine Spur bis $\frac{1}{2}$ Den. güldisches Silber. Ihr Gehalt steigt jedoch auch bis auf $1\frac{1}{2}$ Den., wenn die Beschickung sehr reich war.

Die von sehr armen Beschickungen fallenden Schlacken werden bis zu einem Gehalte von 1 Den. güldisches Silber

über die Halde gelaufen, dagegen von reichen, 100 und mehr Denaro haltenden Beschickungen aufbewahrt und, wie weiter unten gezeigt werden soll, für sich zugute gemacht.

A u f b r i n g e n.

Bei der Armverbleiung in Hoböfen werden in einem Wochenwerke von 13 Schmelzerschichten à 12 Stunden, 600 — 700 Centner Erzbeschickung mit 45 — 50 Säumen Kohlen = 550 bis 620 Wiener Cubikfuss, durchgeschmolzen. In Kapnik setzt man wegen der strengeren Geschiecke gemeinlich nur 550 Centner Beschickung mit einem Aufgang von 45 Säumen = 550 Cubikfuss Kohlen durch.

Wird die Armverbleiung in Halbhoböfen betrieben, welche auch stattfindet, so werden in einem Wochenwerke nur 400 bis höchstens 500 Centner Erz und Schliche mit 50 — 55 Säumen Kohlen durchgesetzt. Wie überall ist das Aufbringen an Erz und Schlich und der Aufwand an Kohlen sich nicht immer gleich, und von der mehr oder minderen Reinheit der Geschiecke und Zuschläge, von der Menge der Aufschlagewasser, an denen man hier zuweilen grossen Mangel leidet, und anderen bekannten Umständen abhängig.

A u s b r i n g e n.

Was das Ausbringen betrifft, so wurde schon oben bemerkt, dass die Armverbleiung im Durchschnitt $\frac{1}{3}$ des Silbers, und die Hälfte des Goldes der Beschickung, welche 1 — 3 Loth güldisches Silber enthält, ins Blei bringt. Der Abgang an Blei, welches von dem Stein aufgenommen wird, beläuft sich gewöhnlich nicht höher, als 12 — 14 p.C. Der Bleiverlust fällt bei dieser Arbeit nur sehr gering aus, wird aber in der Wirklichkeit nicht nachgewiesen. Durch ein Remedium wird der Bleiverlust bei der Armverbleiung gedeckt.

Die Kiesschliche halten nämlich sehr oft eine kleine Menge Blei, zuweilen 2 — 4 Pfd. im Centner, welches weder den Gewerken vergütet, noch in die Hüttenrechnung mit aufgenommen wird. Dieses scheinbar geringe Remedium begünstigt die Armverbleiung unge-

mein, denn nicht nur der Bleiverlust wird hierdurch gedeckt, sondern auch ein kleiner, wenn auch nur höchst geringer, Zugang von edlen Metallen, namentlich von Silber — denn nur selten halten die Bleiglanze eine Spur Gold — herbeigeführt. Die Armverbleiung vertritt die Roh-, Anreich- und zum Theil Frischarbeit, und gewährt grosse Vortheile. Sie verarbeitet die grosse Menge der hier zur Einlösung kommenden armen Erze und Schliche, während bei der früheren Roh- und Anreicherarbeit die Zugutmachung der von den vielen armen Erzen gefallenen Steine wegen der wenigen Bleierze, welche eingeliefert werden, mit ungemeinen Schwierigkeiten verknüpft war. Durch die sehr zweckmässig eingerichtete Verrüstung der zu dieser Manipulation verwendeten Geschicke wird eine sehr bedeutende Volumenverminderung derselben bewerkstelligt, welche bedeutende Vortheile nach sich zieht. Man erreicht ein grösseres Aufbringen mit geringerem Brennmaterialaufwande und einem geringen Steinabfall, wodurch die Rohschmelz- und Begiekkosten sehr vermindert werden.

Die *Metallverluste* sind bei der Armverbleiung, wie weiter unten zu sehen ist, gering, weil hierdurch schon ein sehr beträchtlicher Theil der edlen Metalle in die Verbindung mit Blei gebracht wird; dann kann man, vermöge des Bleivorschlags, die Oefen über das Stüchholz zumachen, wodurch der Ofensumpf grösstentheils seine anfängliche Gestalt behält, und die Bildung von Ansätzen auf dem Boden beseitigt wird.

Ich erwähne nochmals, dass diess hier ein Gegenstand von grosser Wichtigkeit ist, da die Ofenbrüche sehr goldreich sind, folglich wiederum verschmolzen werden müssen, wodurch das Metall ins Weite gebracht wird und grosse Verluste entstehen.

Die bei der jetzigen Armverbleiung stattfindenden geringen Metallverluste haben aber auch noch in der gänzlichen Verwerfung der Schlackenzuschläge ihren Grund, welche, wie früher gezeigt wurde, namhaft dazu beitragen, die Metallverluste, vorzüglich die des Goldes, so drückend zu machen. Dadurch, dass der Armverbleiung weder Schlacken noch Geschure und Ofenbrüche von anderen Arbeiten zugetheilt werden, welche Producte nie eine sichere Probe erlauben, finden keine verschleierte Zugänge statt, und man ist im Stande, die Schmelzverluste mit Genauigkeit zu erforschen. Wenn auch schon die-

ser Arbeit die bei ihr selbst erzeugten Ofenbrüche und der Flugstaub zugetheilt werden, so haben diese doch keinen Einfluss, da sie bei einem regelmässigen Schmelzgang immer von gleicher Beschaffenheit fallen und im Kreislauf gehen.

Diese Arbeit ist im Stande, rein mit Sicherheit und Bestimmtheit abzuschliessen, denn ausser der kleinen Menge Blei, welche ihr aus den Kiesen zuweilen zu Gute geht, welches Metall man übrigens schwerlich durch einen andern Process, wegen seiner höchst geringen Menge gewinnen könnte, hat sie keine Remedien.

Reichverbleiung.

Die Reichverbleiung, die zweite Hauptarbeit, durch welche die hiesigen Geschicke zu Gute gemacht werden, verarbeitet alle reicheren Silbererze und Silbeschliche, sämtliche Bleierze und Bleischliche und einen Theil der von der Aruerverbleiung gefallenen Steine, und der unreinen Treibproducte. Sie macht demnach diejenigen rohen Geschicke und Producte zu Gute, welche früher durch mehrere Processe, durch die Frischarbeit, gewöhnliche Bleiarbeit und das Heerdfrischen verarbeitet wurden.

Zur Reichverbleiung kommen die Geschicke der fünften, sechsten, neunten, dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Classe und der Heerd vom Vertreiben der Werke; — sie hat zum Zweck 75 p. C. des in obengedachten Geschicken und Producten enthaltenen Silbers und 98 p. C. des Goldes in 80 p. C. des in der gesammten Beschickung enthaltenen Bleies zu bringen, und die übrigen Antheile der gedachten Metalle, so wie das Kupfer in eine geringe Quantität Stein zu concentriren.

Entwerfung der Beschickung.

Die richtige Entwerfung der Reichverbleiungsbeschickungen ist ein Gegenstand von grosser Wichtigkeit, der viel Umsicht und Ueberlegung erfordert.

In Bezug auf die rohen Geschicke hat man stets vor Augen, die goldreichen Gefälle mit den goldreichen Steinen von der Arzverbleiung, die goldärmern dagegen mit den goldarmen Steinen der gewachten Arbeit, zu beschicken.

Bei der Wahl der Bleierze und Schliche ist nicht allein auf das richtige, am zweckmässigsten erprobte Verhältniss derselben zu den Arzverbleiungssteinen oder den resp. Silbergehalt Rücksicht zu nehmen, sondern auch in ihrer Zutheilung so wie im Zuschlag der Silbererze und Schliche die gebürige Vorsicht anzuwenden, damit man an ihnen die Mangel leide.

Man muss sich hierbei der Zeitperioden erinnern, in welchen die Pochwerke aus Wassermangel weniger liefern.

Als Regel bei der Beschickung zur Reichverbleiung ist angenommen, dass der Durchschnittsgehalt derselben incl. der zugeheilten Steine betrage,

- zwischen $1\frac{1}{2}$ — 3 Loth in güldlichem Silber,
- 20 — 25 Pfd. in Blei und
- 2 — 3 Pfd. in Kupfer, und hiervon erhalten werden
- 80 p. C. 10 — 15 löthige Werke,
- 10 — 12 p. C. Leche mit 10 — 20 Pfd. Blei,
- 18 — 30 Pfd. Kupfer und 2 — 4 Loth güldlichen Silbers.

Ein Vormass von 100 Centner besteht daher aus

- 40 — 50 Ctr. Bleierzen, Bleischliche mit Heerd,
- 50 — 60 „ reichen Silbererzen und Schliche und
- 15 — 30 p. C. Stein von der Arzverbleiung.

Sehr vortheilbringend und wünschenswerth ist es, wenn die Beschickung in ihrem Kupfergehalt bei einem gleichbleibenden Silbergehalt erhöht werden kann, und wenn man dies durch eine richtige Auswahl der Erze, Schliche und Leche, durch schwächere oder stärkere Verrüstung der letzteren oder vielleicht durch Zuschläge von kupfrigen Nebenproducten zu erreichen vermag. Kann dies jedoch nicht geschehen und ist man auch nicht im Stande, auf den gewöhnlichen Gehalt die Steine zu beschicken, so muss man suchen, die Beschickung auf einen der Durchschnittsgehalte von 15 — 18 Pfd. Blei, 1 — 2 Pfd. Kupfer und 2 — 3 Loth güldlichem Silber zu bringen, damit der davon fallende Stein 10 — 16 Pfd. Blei, 10 — 18 Pfd. Kupfer und 4 — 6 Loth güldliches Silber enthalte, um diese Steine nach zuvorigem Durchstechen der Kupfer-

auflösung unterwerfen zu können. Zur Präcipitation des Bleies aus dem Bleigeschicken wird bei der Reichverbleiung Graublüthen- oder Eisenpulver und zwar 5 — 6 p. C. auf die Quantität der beschickten Abgänge angewendet. Man bezieht dieses Eisen von dem Eisenhüttenwerke Szimhai, und zahlt für den Centner 2 Fl. 57 Krzr. = 1 Thlr. 22 Gr. C. M.

Schlacken werden der Reichverbleiung eben so wie der Armverbleiung nicht zugesetzt, sondern beim Anfang einer jeden Schmelzung nur so viel, als zur Bildung der Nase erforderlich sind. Die Arbeit wird über Hallshöfen mit einer Form betrieben.

Die Höhe dieser Oefen ist 14 Fuss, nämlich 12 Fuss von der Gicht bis zum Heerdstein und 2 Fuss vom Heerdstein bis zur Hüttensohle. An der Brandmauer sind die Oefen 42 Zoll, an der Vorwand 32 Zoll breit. Ihre Tiefe oder Länge von der Vorwand bis zur Brandmauer beträgt 34 Zoll. Die Form liegt 26 Zoll über dem Heerdstein und erhält 2 Grad Fall. Der Ofensumpf ist 18 Zoll tief, auf der Sohle 18 Zoll lang und 10 Zoll breit, beim Auge 32 Zoll lang und 18 Zoll breit. Die Aufsattung der Brust vom Heerdstein bis zum Auge beträgt 3 Zoll. Die Oefen werden mit schwerem Gestübe aus 3 Theilen Lehm und 1 Theil Kohlenlöschel über das Stichelholz zugemacht.

Zuweilen wird diese Arbeit wohl auch über Hohöfen betrieben, was jedoch nicht vortheilhaft ist, indem der Bleiverbrand vergrößert wird.

Die Arbeit wird wie eine Bleiarbeit mit dunkler Gicht, kurzer dunkler Nase und dunklem Auge betrieben. Man sticht gewöhnlich alle Stunden.

Die Producte dieser Arbeit sind:

1) *Werke*. Diese betragen 70 — 80 p. C. von dem in dem Vorwans enthaltenen Blei der Erze, Schliche und Steine. In diesen Werken sind gewöhnlich 75 p. C. des in der Beschickung befindlichen Silbers und 98 p. C. des Goldes enthalten.

Sie sind, je nachdem die Beschickung ärmer oder reicher war, 10 — 20 löthig in goldischem Silber und werden vertrieben.

2) *Steine* — Reichverbleiungssteine genannt. Ihre Quantität

beträgt 10, höchstens 12 p. C. von dem ganzen Gewichte der Beschickung. Dieser Lech enthält entweder 20 p. C. Blei, 18 — 30 Pfl. Kupfer und 2 — 4 Loth güldisches Silber, oder in dem oben bei der Beschickung angegebenen Falle 10 — 16 Pfl. Blei, 10 — 18 Pfl. Kupfer und 4 — 6 Loth güldisches Silber.

Im ersten gewöhnlichen Falle werden sie sogleich zur Kupferauflösung genommen, im letzteren dagegen noch einmal durch das Reichverbleiungslochschmelzen durchgeschmolzen.

3) *Gekrätz und Ofenbrüche.* Das Gekrätz aus den Räumen des Ofens wird durchgerädert, das Grobe wiederum auf die Gicht gegeben, das Klare dagegen als Gestübe zum Schlagen der Vortiegel verwendet. Die Ofenbrüche und das Gekrätz, welches beim Ausbrennen des Ofens fällt, probirt man und setzt beide Producte nach ihrem resp. Gehalte, entweder dem Reichverbleiungslochschmelzen oder der Armverbleiung zu. In beiden Fällen wird der Metallgehalt dieser Producte den Arbeiten, denen man sie zuschlägt, berechnet.

4) *Fluggestübe.* Alle Vierteljahre reinigt man die Fluggestübekammern. Den Flugstaub nimmt man als Unterlage bei dem Rosten, wie den von der Armverbleiung gefallenen. Er wird hier den zur Reichverbleiung angewiesenen Steinen als Unterlage gegeben.

5) *Schlacken.* Das Schlackenquantum, was von einer Beschickung erhalten wird, ist sehr relativ, gänzlich von den Beschickungsverhältnissen abhängig und um so grösser, je mehr Erze, und im Verhältnis weniger Schliech, um so geringer, je weniger Erze, und je mehr Schliech, in die Beschickung genommen wurden. Die Erze führen nämlich stets mehr Kradarten, als die Schlieche. Eben so verschieden die Quantität der Schlacken ist, ist auch ihre Qualität. Je reicher die Beschickung war, desto reicher sind die Schlacken. Sie halten gewöhnlich 2 — 4 Pfl. Blei, 2 Den. güldisches Silber und dieses pro Mark $\frac{1}{2}$ bis 1 Den. Gold. Sie werden zum Reichverbleiungslochschmelzen vorgeschlagen, wenn sie jedoch höher in Gehalt kommen, als so eben angegeben wurde, besonders, wie weiter unten beschrieben werden soll, verschmolzen.

Aufbringen.

In einem Wochenwerke von 13 Schmelzerschichten werden 330 — 400 Ctr. Beschickung, worin 250 — 300 Ctr. Erze und Schliech, durchgeschmolzen.

100 Ctr. Erze und Schliech durchzuschmelzen, erfordern 25 — 30 Säume oder 100 Ctr. Beschickung 20 — 25 Säume Kohlen.

Metallverluste.

Auf das in den Erzen und Schliechen enthaltene Blei hat man bei dieser Arbeit 15 — 20 p. C., auf die ganze Beschickung gerechnet 10 — 18 p. C. Bleiverlust. Der Verlust an guldlichem Silber beträgt auf die, in der Vormass enthaltene Erze und Schlieche 3 — 5 p. C., auf die ganze Beschickung 2 — 3½ p. C. In beiden Fällen findet ein geringer Zugang an Kupfer statt, indem die Erze und Schlieche, wie schon oben erwähnt wurde, gewöhnlich einige Pfunde dieses Metalles, welches den Gewerken nicht vergütet wird, enthalten.

Diese gedachten Metallverluste werden jedoch noch sehr durch die Verschmelzung der Schlacken, und die weitere Behandlung der Reichverbleiungsloche herabgesetzt und vermindert.

Vorthelle, welche die Reichverbleiung gewährt.

Die in Obigen beschriebene Manipulation, die Reichverbleiung, gewährt sehr bedeutende Vorthelle; sie vertritt die Frischarbeit, die gewöhnliche Bleierzverschmelzung, und die durch die letztgenannte Arbeit nöthig werdende Reduction des Herdes. Ihre wesentlichen Vorthelle sind nach Herrn v. Svaltezer folgende:

1) Einfachheit der Manipulation, da diese Arbeit obengedachte drei Schmelzoperationen vertritt.

2) Die Reichverbleiung nimmt die Kräfte der Arbeiten bei weitem weniger in Anspruch als die Frischarbeit, da bei ihr

im Verhältniss zu jener Arbeit viel weniger abgestochen wird, und das bei der Frischarbeit stattfindende Umrühren der abgestochenen Schmelzmassen, Werke und Stein, — hier gänzlich wegfällt. — Auch sind die Arbeiter nicht jener Gefahr der Verbrennung des Körpers und der Bekleidung ausgesetzt, wie bei der Frischarbeit, bei welcher bei dem Umrühren in den Stüchiegeln zum öfters Umhersprüngen des glühenden Steins erfolgen.

3) *Erparung an Zeit und Brennmaterial.* Durch die gemeinschaftliche Verschmelzung der Silber- und Bleigeschicke wird bei der Reichverbleiung ein bei weitem höheres Aufbringen erreicht, ein reinerer vollständiger Fluss erhalten und ein viel geringerer Kohlenverbrauch verursacht, als bei der Frischarbeit allein, oder der gewöhnlichen Bleiarbeit.

Während man in früherer Zeit bei der umgehenden Frischarbeit wöchentlich nur 120, höchstens 170 Centner Beschickung durchzuschmelzen vermochte, wobei auf 100 Ctr. Beschickung 80 und darüber Säume Kohlen verbraucht wurden, und bei der damaligen Bleiarbeit kaum 250 Centner Beschickung mit einem Kohlenverbrauch von 47 Säumen pro 100 Ctr. wöchentlich angebracht werden konnten, setzt man jetzt bei der Reichverbleiung, wie oben erwähnt, 250 — 300 Ctr. Beschickung pro Woche durch und verbraucht auf 100 Ctr. Beschickung nur 45 — 50 Säume Kohlen.

4) Sind die Metallverluste bei der Reichverbleiung bedeutend geringer, als bei den Arbeiten, welche sie vertritt.

Bei der Reichverbleiung wird nicht nur das Blei aus den Erzen und Schliechen reducirt, sondern auch das güldliche Silber aus den Silbergefällen ausgeschieden und ins Blei gebracht.

Bei der Frischarbeit wurden diese Zwecke erst durch mehrere Operationen erreicht, man musste zuerst Armhies erzeugen, welches durch Umrühren mit dem abgestochenen Stein angereichert werden musste, wodurch keine so genaue Berührung zwischen den edlen Metallen und dem Blei stattfand, als bei der jetzigen Manipulation.

Da die Frischleche, die zuweilen sehr bleiisch waren, wiederum verschmolzen wurden, entstand ein grosser Bleiverbrauch, und die edlen Metalle wurden ins Weisse gebracht.

Bei der Reichverbleiung findet nur ein einmaliger Metallverlust, der überdies noch durch zweckmässige Beschickungsverhältnisse sehr gemindert wird, statt; in früherer Zeit wurde erst durch mehrere Schmelzungen erreicht, was jetzt durch eine Einzige geschieht. Bei der Frischarbeit waren Abgänge, bei der Darstellung des Vorschlagsbleies dergleichen, bei der gewöhnlichen Bleiarbeit ebenfalls.

Die Metallverluste bei diesen Arbeiten stimmten sich daher, und mussten diesem zu Folge höher ausfallen, als bei einer einzigen Arbeit.

5) Werden bei der Reichverbleiung im Verhältnisse zu jenen Arbeiten nur sehr geringe Steinquanten erzeugt und dieselbe bringt nur sehr wenig Nacharbeiten mit sich. Bei der Reichverbleiung beträgt der Steinfall nur höchstens 12 p. C., bei der Frischarbeit ist aber die Erzeugung einer bei weitem grösseren Menge Stein gerade nothwendig. Bei dieser Arbeit vermehren sich die Schmelzkosten durch das stete Zuschlagen und Durchstechen des Steins ungemein; denn dieses geschieht so lange, bis derselbe einen Kupfergehalt von 30 Pfd. erhalten hat. Erst dann wird der Stein nicht mehr zugeschlagen, sondern für sich allein auf Schwazkupfer verschmolzen.

Bei dem gewöhnlichen Bleiorzschmelzen, welches hier nach der Prübamer Methode, die Erze zu verrösten und dann in Halbhöfen zu verschmelzen, betrieben wurde, durfte man nicht auf einen geringen Steinabfall hinarbeiten, und die Erze deshalb nicht stark verrösten, indem in diesem Falle aus den bekannten Ursachen ein grosser Bleiverlust herbeigeführt wurde.

6) Wird durch die Reichverbleiung der Kotsilberung des in den Blei- und Silbergeschicken enthaltenen Kupfers so vorgearbeitet, dass dieselbe auf eine einfache Weise, mit sehr geringen Metallverlusten, durch die folgende Arbeit, die Kupferauflösung bewerkstelligt werden kann.

Kupferauflösung.

Da, wie oben mehrfach erwähnt, die hiesigen Kiese und Silbererze gewöhnlich einige Pfund Kupfer halten, welches sich in den Steinen concentrirt, so ist die Gewinnung dieses Metalles,

namentlich des damit stets in Verbindung stehenden güldischen Silbers ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit. Aus der oben mitgetheilten historischen Skizze des früher hier stattgefundenen Schmelzverfahrens ist ersichtlich, welche bedeutende Schwierigkeiten die Gewinnung dieses Metalles verursachte, und wie man geraume Zeit hindurch ungemein grosse Verluste an Gold und Silber erlitt.

Durch die Einführung der nachfolgenden Arbeiten sind jene Schwierigkeiten vollkommen beseitigt worden, und die edlen Metalle werden mit geringen Kosten und sehr niedrigen Verlusten ausgebracht.

Die Kupferauflösung vertritt die Stelle des weitläufigen Saigerprocesses und der damit verbundenen, so bedeutende Metallverluste mit sich bringenden, Nacharbeiten.

Da in Borsa güldisch Silber haltende Kupfererze auf Schwarzkupfer verschmolzen werden, auf jenem Hüttenwerk die Etsilberung derselben aus Ursachen, welche die Lage jenes Werkes mit sich bringt, nicht ausgeführt werden kann, so sind die dieselbst erzeugten Schwarzkupfer Gegenstand der Etsilberung auf den Hütten zu Kapuk und Fernezely.

Herr v. Svaliczér fand es am zweckmässigsten, die Etsilberung der gedachten Schwarzkupfer in Gemeinschaft mit den Reichverbleibungslechen und den von der Umschmelzung dieser Leche erhaltenen, — den sogenannten Repetition-lechen, — welche 10 — 20 Pfd. Blei, 18 — 30 Pfd. Kupfer und 2 — 4 Loth güldisches Silber erhalten, zu unternehmen.

Das Verfahren, welches hierzu angewendet wird, besteht darin: das in diesen Produkten schon grösstentheils in metallischem Zustande sich befindende Kupfer wiederum in Schwefelmetall umzuwandeln, und das güldische Silber in metallischem Blei aufzusammeln. Dieses geschieht durch eine gemeinschaftliche Verschmelzung gedachter kupferreichen Produkte.

Die genannten Steine werden vor der Verschmelzung mit 2 Feuern zugebrannt, um sie theilweise zu entschwefeln und das Eisen zu oxydiren. Die Beschickung zu dem Schmelzen, — der Kupferauflösung, — entwirft man so, dass ihr Durchschnittsgehalt 30 — 40 Pfd. Kupfer und 3 — 5 Loth güldisches Silber beträgt, und auf 1 Loth güldisches Silber 15 — 20 Pfd. und auf 1 Pfd. Kupfer $\frac{1}{4}$ — 2 Pfd. Blei kommen.

Nach diesem Grundsatz besteht die Beschickung gewöhnlich aus

- 100 Ctr. verrösteten Reichverbleiungs- und Repetitionsleche,
- 10 — 12 Ctr. zerkleinern Borsner Schwarzkupfer auf
- 80 Ctr. knipfriger von ungesäugerten Werken abfallender armer Glätte,
- 5 „ Grannkreisen und
- 50 „ Schlacken vom Armverbleiungslechschnetzen.

Die Verschmelzung gedachter Beschickung geschieht über Halbhöfen, wie sie zur Reichverbleiung angewendet werden. Ihre Zustellung ist jedoch etwas abweichend. Die Form legt man 12 Zoll hoch und giebt ihr einen starken Fall von 4 Grad. Der Ofensumpf erhält 19 Zoll Tiefe, auf der Sohle 18 Zoll Länge und 10 Zoll Breite, beim Auge 32 Zoll Länge und 20 Zoll Breite. Die Aufsattung der Brust vom Heerdstein bis zum Auge beträgt 2 Zoll. Die Ofen stellt man mit mittlerem Gestübe aus 2 Theilen Lehm und 2 Theilen Kohlenlösch zu.

Die Arbeit geht sehr hitzig und erfordert starkes Gebläse; die Glätte wird nicht auf die Vornass, sondern neben derselben abgesondert gegeben. Vor dem Setzen der Beschickung werden 2 — 3 Trüge Glätte in beide Ulmen des Ofens aufgegeben, sofort mit Kohlen bedeckt, und hierauf der Satz von der Vornass geführt. In einer Schicht setzt man 27 — 30 Ctr., oder in einem Wochenwerke 350 — 400 Ctr. Beschickung durch.

Der Kohlenverbrauch beträgt auf 100 Ctr. der Letzteren 28 — 30 Säume = 340 — 375 Wiener Cubikfuß.

Bei einer gutgewählten Beschickung und der zweckmäßigen Verröstung der Leche erhält man von dieser Arbeit nachstehende Produkte:

A u s b r i n g e n.

1) *Werke* und zwar 80 — 90 p. C. von dem Bleigehalte der Beschickung. Diese Werke enthalten 4 — 5 Loth gäldisches Silber und werden bei der Armverbleiung, oder dem Arm- und Reichverbleiungslechschnetzen als Vorschlag angewendet.

2) *Stein* — Auflösungsloch genannt, 65 — 70 p. C. von dem gerösteten Leche in der Beschickung. Derselbe hält 40 —
Zeits. f. prakt. Chemie, I. 4.

— 50 Pfd. Kupfer, 10 — 15 Pfd. Blei und 2 — 2½ Loth güldisches Silber. Einen niedrigeren Kupfergehalt sucht man nicht zu erzielen, eben so wenig erscheint ein höherer Silbergehalt vortheilhaft. — Dieser Stein kommt zur zweiten Arbeit, wodurch die Kupferentsilberung bewirkt wird — dem Kupferauflösungslechtschmelzen.

3) *Gekrätz.* Da dieses Product sehr bleisch ist, so verhindert dies seine Zuthellung zum Kupferauflösungslechtschmelzen; in Folge dessen schlägt man dasselbe bei dem nächsten Kupferauflösungslechtschmelzen wieder zu.

4) *Schlacken.* Ihre Quantität beträgt durchschnittlich 30 p. C. des Gewichtes der Vormass. Sie halten gewöhnlich 2 Pfd. Blei, ½ Pfd. Kupfer und 1½ Denaire güldisches Silber. Diese Schlacken schlägt man bei dem Auflösungslechtschmelzen zu. Bleiben davon Vorräthe, so werden diese zum Schlackenachmelzen genommen. Die Metallabgänge bei dieser Arbeit sind nicht mit Genauigkeit zu ermitteln, da von den der Arbeit unterworfenen Produkten, keine richtige Probe angestellt werden kann.

Daher kommt es denn, dass bei dieser Manipulation bald Zugänge, bald Abgänge erfolgen. Nach einem mehrjährigen Durchschnitt hat sich ergeben, dass die Abgänge ½ p. C. güldisches Silber, 2 Pfd. Blei und 4 Pfd. Kupfer betragen.

Auflösungslechtschmelzen.

Diese Arbeit bezweckt die Gewinnung des in dem von der vorigen Arbeit gefallenen Stein — dem Auflösungslechtschmelzen — enthaltenen Silbers, Goldes und Bleies und Concentration des Kupfers.

Doch nicht allein Auflösungslechte, sondern auch andere Lechte, welche 10 — 15 Pfd. Blei, 40 — 50 Pfd. Kupfer und 2 — 2½ Loth güldisches Silber enthalten, werden dieser Arbeit unterworfen. Weder jene, noch diese werden vor dem Verschmelzen geröstet.

Die Beschickung besteht aus:

110 Cir. gedachter Lechte,

50 - Schlacken vom Reichverbleimungslechtschmelzen und

5 - Grundroisen zur Absorption des Schwefels.

Die Verschmelzung obiger Beschickung geschieht über Halbhoheöfen, von den mehrmals erwähnten Dimensionen; die Form erhält 11 Zoll Höhe und 3 Grad Fall. Die Tiefe des Ofensumpfes beträgt 17 Zoll; auf der Sohle ist derselbe 16 Zoll, beim Auge dagegen 29 Zoll lang; breit ist derselbe am ersten Orte 10, am andern 17 Zoll. Das Zuzachen geschieht mit mittlerem Gestübe. Zum Schlagen der Vortiegel wird frisches, nicht mit Gekrätz vermengtes Gestübe genommen, damit die Kupferleche arm und durch das Gekrätz nicht angereichert werden.

Auf 100 Ctr. Leche wird eine solche Quantität 1 löthiges Glättblei nach jedem Stück beim Auge in den Ofensumpf eingelassen, dass auf jedes Loth des in den Lechen und dem Vorschlagsblei enthaltenen güldischen Silbers, 20 — 22 Pfd. Blei kommen.

Die Arbeit geht sehr hitzig und man muss das Vorschlagsblei vor dem Einlassen in den Sumpf sorgfältig auf dem Heerd beim Auge abwärmen, damit es nicht kalt in den Sumpf komme, wodurch Schläge entstehen.

In einer Schicht werden 27 — 29 Ctr., oder in einem Wochenwerke 350 — 370 Ctr. Leche mit einem Kohlenaufwand von 30 Säunen — 364 Wiener Cubikfuss auf 100 Ctr. durchgeschmolzen.

A u s b r i n g e n .

Die Produkte, welche bei dieser Arbeit fallen, sind:

1) 85 — 90 p. C. arme Werke mit 3 Loth güldischem Silber. Diese werden der Armverbleiung oder dem Lechschmelzen als Vorschlag zugetheilt. Im ersten Falle werden die Werke gesäigert, im letzteren dagegen nicht.

Das beim Säigern fallende Säigergekrätz wird bei dem Lechschmelzen zugeschlagen, wodurch die Reperitionsleche im Kupfergehalt erhöht und im Silbergehalt, in Bezug auf das Kupfer, herabgesetzt werden.

2) Rautsilberte Kupferleche 80 p. C.; sie halten 48 — 54 Pfd. Kupfer, $\frac{3}{4}$ bis höchstens 1 Loth Silber, dagegen bei einem guten Gange der Arbeit gar kein Gold.

nur in ganz kleinen Massen und im äussersten Falle angewendet wird; da ferner die Möglichkeit der gefahrlosen Ausführung im Grösseren Manchem eine willkommene Veranlassung sein könnte, das Versenden von zu niederhaltigen Legirungen an oft weit entfernte Affinirungs- und Abtreib-Anstalten zu vermeiden, und die damit verbundenen Kosten grossen Theils zu ersparen, indem er dadurch in den Stand gesetzt ist, ohne kostspielige Vorrichtungen selbst zu affiniren, so weit es nöthig ist: — so möchte es nicht ohne Interesse sein, hierüber einige auf Erfahrung gegründete Aufschlüsse zu erhalten. —

Das Verpuffen besteht darin, dass die Legirung mit Salpeter geschmolzen wird. Der Salpeter, vermöge seiner Eigenschaft, sich in der Roth-Glühhitze zu zersetzen, verwandelt durch seinen frei werdenden Sauerstoff das in der Legirung befindliche Kupfer oder die sonstigen unedlen Metalle in Oxyd, und bildet mit diesem in Verbindung mit dem Kali eine Schlacke, welche auf dem entkupferten Silber schwimmt, und nach dem Erstarren desselben sich leicht davon trennen lässt. —

Mit Vortheil kann das Verpuffen nur bei Legirungen angewendet werden, deren Feinhalt nicht unter 10 Loth, und deren Gehalt an Gold nicht über 6 Grän in der Mark beträgt, weil im ersten Falle wegen der grossen Menge Salpeters, welche zugesetzt werden muss, nicht leicht ein Tiegel dem Ungestüm desselben im Momente der Verpuftung widersteht, sondern zerspringt, und das Silber sammt der Schlacke durchlaufen lässt, wodurch wegen der stattfindenden Berührung mit der Kohle theils die Operation unnutz gemacht wird, theils auch ein nicht unbedeutender Silberverlust zu befürchten ist. Im zweiten Falle, wenn nämlich die Legirung über 6 Grän Gold hält, läuft man bei dem geringsten Unfälle Gefahr, eine goldhaltige Schlacke zu erhalten, wodurch der ganze Vortheil verloren ginge. Legirungen unter 10 Loth Feinhalt müssten zweimal verpuft werden, nämlich das erste Mal mit verhältnissmässig weniger Salpeter, um sie hochhaltiger zu machen, und erst das zweite Mal um sie fein zu machen; allein dieses ist zu umständlich und kostspielig, daher sich das Verpuffen für solche Legirungen nicht eignet. Ueberhaupt geht die Operation leichter und sicherer und ist auch mit geringern Kosten verbunden, je hochhaltiger die Legirung ist; denn man kann mehr

auf einmal einsetzen, erspart daher Tiegel, braucht weniger Salpeter, erhält weniger Schlacke und dadurch weniger Nacharbeit, und die Tiegel halten sicherer. —

Der Grad der Feinheit des verpußten Silbers hängt übrigens nur von dem richtigen Verfahren bei der ganzen Operation ab, und es hat darauf der Gehalt, vorausgesetzt, dass er über 10 Loth ist, keinen Einfluss; denn es wird 11löthiges Silber eben so fein als 13 oder 14löthiges. Ein Gehalt an Blei, Zink oder Zinn wirkt durchaus nicht schädlich ein, sondern diese Metalle werden so gut wie das Kupfer oxydirt und verschlackt.

Die Menge des anzuwendenden Salpeters bestimmt sich nach dem Kupfergehalte der Legirung, worunter auch der Gehalt an andern unedlen Metallen verstanden wird. Diese berechnet sich jedoch nicht genau nach den stöchiometrischen Verhältnissen, wie überhaupt selten bei chemischen Prozessen auf trockenem Wege. Nach den stöchiometrischen Verhältnissen nämlich, da



daher 100 Salpeter = 39,48 Sauerstoff,

100 Kupfer aber 25 Sauerstoff fordern, sollten auf 100 Th. Kupfer 63,3 Th. Salpeter zugesetzt werden; allein die Erfahrung hat gezeigt, dass das Verhältniss von 48 Th. Salpeter auf 100 Th. Kupfer das Beste und Vortheilhafteste sei, weil dabei das Silber den höchsten Grad der Feinheit erhält, der durch das Verpußen erreicht werden kann, und verhältnissmässig am wenigsten Silber oxydirt wird. Nimmt man mehr Salpeter, so fällt nicht nur der Gehalt des Silbers nicht feiner aus, sondern die Folge davon ist nur, dass mehr Silber oxydirt wird und in die Schlacke kömmt; nimmt man weniger Salpeter, so fällt der Gehalt des Silbers niedriger aus, weil ihm weniger Kupfer entzogen wird.

Zur Verständigung muss nun erwähnt werden, dass durch den Salpeter ausser dem Kupfer immer auch eine nicht unbedeutliche Menge Silber oxydirt und verschlackt wird; ich sage nicht unbedeutlich, denn sie beträgt bei dem richtigen Ver-

hältnisse des Salpeters 8 bis 9 p. C. vom Feinsilber der verpufften Masse, steigert sich aber, sowie mehr Salpeter zugesetzt wird. Unterlässt man nun, dieses Silber wieder aus der Schlacke zu gewinnen, was sehr vortheilhaft auf die unten angegebene Art geschieht, so leidet man natürlich einen bedeutenden Verlust; und dieses ist auch der Grund der häufigsten Klagen über die Kostspieligkeit des Verpuffens. Woher es kommt, dass nicht so viel Salpeter nöthig ist, als nach stöchiometrischen Verhältnissen erfordert würde, um die Menge Kupfer zu oxydiren, welche man in den Schlacken findet, das, glaube ich, lässt sich dadurch erklären, dass durch die Heftigkeit der Gasentwicklung im Augenblicke der Zersetzung des Salpeters auch metallisches Kupfer und Silber mit in die Schlacke fortgerissen wird, denn man kann häufig kleine metallische Körner in derselben entdecken, und auch die spezifische Schwere der Schlacken lässt darauf schließen.

Bei regelmässigem Gange der Operation erhält das Silber einen Gehalt von 15 Loth 10 Gr. bis 15 Loth 12 Grän; dasselbe höher zu bringen, ist mir noch nicht gelungen; übrigens reicht dieser Gehalt hin, um es zu den meisten Zwecken benützen zu können; auch ist dieses Resultat gewiss so gut, als man es von einer Operation, die in so kurzer Zeit und mit so wenigen Vorrichtungen ausgeführt werden kann, fordern kann. — Nun bleibt noch übrig, das Verfahren zu beschreiben, welches bei dem Verpuffen zu beobachten ist, wenn es die genannten Vortheile gewähren soll.

Ein unbedingtes Erforderniss zum Verpuffen sind gute Thontiegel; Graphittiegel sind dazu unbrauchbar, weil die freie Kohle, welche sie enthalten, die Oxydation verhindert, indem sie theils den Sauerstoff des Salpeters selbst, theils das schon gebildete Oxyd wieder reducirt. Ich bediene mich der hessischen Tiegel, und zwar der sogenannten Ganzen- und Halben-Maasiegel. In erstere setze ich von 13löthigem Silber 60 bis 70 Mark, von 11löthigem 40 bis 50 Mark ein, in letztere 25 bis 30 und 20 bis 25 Mark. Die Tiegel werden aber nicht in das freie Feuer gestellt, weil sie in diesem sehr häufig zerspringen, sondern sie werden in schon gebrauchte Passauer oder Graphittiegel und mit diesen in den Ofen gesetzt. Das zum Verpuffen bestimmte Silber wird zuerst in Wasser granulirt, und dann

mit der treffenden Menge Salpeter vermengt. Bevor man es aber einträgt, lässt man den Tiegel im Ofen gut röthglühend werden, und untersucht ihn, ob er unversehrt geblieben ist; denn wenn ein Tiegel einmal diesen Hitzgrad erreicht hat ohne zu zerspringen, dann kann man sicher sein, dass er aushält. Wenn nun das Metall mit dem Salpeter eingetragen ist, bedeckt man den Tiegel sorgfältig, damit ja keine Kohle hinein fällt, ein Zufall der durchaus vermieden werden muss; dann lässt man den Ofen ziehen und deckt den Tiegel nicht früher ab, als bis die Verpußung vorüber ist. Man erkennt dieses, wenn in dem Tiegel kein Geräusch mehr gehört wird, und auch keine hell leuchtenden Flammen mehr von demselben ausströmen; die Zersetzung des Salpeters verursacht nämlich ein sehr vernehmbares Getöse und Prasseln in dem Tiegel, und ein Theil des dabei entwickelten Sauerstoffgases entweicht unter dem Deckel und erzeugt durch den Zutritt zur Kohle eine blendende Flamme. — Wenn nun diese beiden Erscheinungen vorüber sind, was bei Massen von 50 bis 60 Mark nach 20 bis 25 Minuten, bei kleinern nach 15 bis 20 Minuten statt findet, so deckt man den Tiegel ab, um zu sehen, ob derselbe aus dem Feuer genommen werden dürfe, oder ob er noch Hitze nöthig habe. Erscheint die Schlacke an der Oberfläche eben und geflossen, so kann die Operation als vollendet und gelungen angesehen werden; man hat dann nur noch die Masse mit einer eisernen Spitze wohl durcheinander zu rühren, und wenn alles vollkommen flüssig gefunden wird, den Tiegel aus dem Ofen zu heben; — erscheint aber die Oberfläche der Schlacke höckerig, oder fühlt man bei dem Rühren noch feste Körper, so muss der Tiegel noch im Feuer bleiben; denn in diesem Falle ist die Schlacke noch nicht ganz flüssig, und die Silberabscheidung hat noch nicht vollständig statt gefunden, daher man sich wohl hüten muss, den Tiegel zu früh aus dem Feuer zu nehmen. Man lässt nun das Ganze so weit erkalten, dass das Silber gänzlich erstarrt, die Schlacke hingegen noch weich ist, dann zerschlägt man den Tiegel, und reinigt den Silberkling von der Schlacke. Es liegt sehr viel daran, dass der Tiegel zur rechten Zeit zerschlagen wird; denn geschieht dieses zu früh, so dass das Silber noch flüssig ist, so läuft dieses unter die Schlacke, und ist dann nur durch nochmaliges Schmelzen

davon zu trennen; lässt man im Gegentheile den Tiegel zu kalt werden, so wird die Schlacke zu hart, und ist dann ebenfalls sehr schwer vom Silber zu trennen, bei gehöriger Temperatur hingegen lösen sich die Schlacken rein ab.

Die Silberkugeln, welche man erhält, haben den schon angeführten Feinbalt, sind vollkommen geschmeidig, und können daher sogleich zu jedem beliebigen Zwecke benützt werden; die Schlacken hingegen unterliegen einer weitem Behandlung. Man lässt sie einige Tage an der freien Luft liegen; das Kali an der Oberfläche zerfließt dadurch und bewirkt, dass sie sich leichter von den Scherben ablösen; dann reinigt man diese, trocknet die Schlacken, stößt sie in einem Mörser mit Kohlen so fein als möglich, vermengt das Gestossene mit einem Drittheil Kochsalz und schmelzt es bei guter Hitze. Dadurch wird alles Oxyd reducirt und man gewinnt nicht nur alles Silber, welches sich in den Schlacken befand, sondern auch den grössten Theil des in der Legirung enthaltenen Kupfers. Das Schmelzproduct ist 4 bis 5 löthiges Silber, welches in Münzstädten als willkommene Lega zu niederhaltigen Sorten verwertlet werden kann.

1) Ueber ein vermeintliches Wasserstoffplatin.

Wird ein inniges Gemenge von feinertheiltem Platin und Eisen mit Salzsäure digerirt, so erhält man ein schwarzes entzündliches Pulver, welches für eine Verbindung von Platin mit Wasserstoff gehalten worden ist.

Boussingault giebt folgende Vorschrift zur Bereitung desselben. Man löst gleiche Theile Eisen und Platin in Salpetersäure auf, und fällt die von ihrem Säureüberschusse befreite Auflösung mit Ammoniak. Der gewaschene und getrocknete Niederschlag wird in einer zum schwachen Rothglühen erhitzten Röhre durch einen Strom von trockenem Wasserstoffgas reducirt, welchen man bis zum Erkalten der Röhre hindurehgehen lässt. Es entwickelt sich dabei Chlorammonium, Chlorwasserstoffsäure und Wasserdampf. Nach Beendigung der Operation findet man in der Röhre ein sehr pyrophorisches Gemenge von Platin und Eisen, das nur schwierig, ohne sich zu entzünden, in Salzsäure geschüttet werden kann. Die Säure löst das Eisen unter Wasserstoffentwicklung auf und es bleibt ein schwarzes, sehr schweres Pulver zurück, das hies noch mit Wasser ausgewaschen zu werden braucht.

Wird dasselbe in einem offenen Gefässe erhitzt, so entzündet es sich noch unter der Rothglühhitze, bisweilen, mit Funkenprühen, bisweilen aber auch langsam verglühend, wie Feuerschwamm. Wird die Verbrennung in einem verschlossenen Gefässe vorgenommen, so schlägt sich etwas Feuchtigkeit zu den kältern Theilen desselben nieder. Letzterer Umstand gab zur Annahme eines Wasserstoffgehalts in dem Präparate Veranlassung. Die angegebenen Versuche werden jedoch die Unrichtigkeit derselben darthun. Das Ansehen des Pulvers verändert sich übrigens durch das Verbrennen nicht. Bei dem Verbrennen vernebrt das Pulver sein Gewicht, so dass 0,311 Gr.

nachher 0,314 Gr. wagen. Dies macht die Gegenwart von Eisen in demselben wahrscheinlich. 0,311 Gr. des schwarzen Pulvers mit siedender Salpetersäure behandelt, hinterliessen 0,249 Gr. sehr feinertheiltes Platin; die Säure hatte bloß Eisenoxyd aufgenommen. Hiernach würde die Menge des Eisens in den Präparate etwa $\frac{1}{3}$ betragen, und es dürfte die Feuererscheinung bloß von der Verbrennung eines Theiles dieses Eisengehaltes herrühren. Indessen suchte Boussingault sich noch direkt von der Abwesenheit des Wasserstoffs zu überzeugen. 2,687 Gr. der Substanz wurden mit Kupferoxyd verbrannt, der gefundene Wasserstoffgehalt betrug nicht über $\frac{1}{1000}$ und möchte wohl von der unvollkommenen Austrocknung herzu-leiten sein. Wird eine Legirung von Platin und Zink mit verdünnter Schwefelsäure behandelt, so erhält man ebenfalls ein entzündliches Pulver, welches Descottils für feinertheiltes Platin hielt. Der Verf. hat sich überzeugt, dass dasselbe eine Verbindung von Platin mit Zink ist.

Ann. d. chim. et de phys. Aout 1833. 441.

2) Unterscheidung einiger organischen Säuren.

H. Rose hat eine ganz einfache Methode zur Unterscheidung der Weinsäure, Traubensäure, Citronensäure und Apfelsäure in ihrem freien Zustande angegeben, welche sich auf das Verhalten dieser Säure zu Kalkwasser gründet. Man löst die zu untersuchende Säure in möglichst wenig Wasser auf, und setzt klares, möglichst concentrirtes Kalkwasser in Ueberschuss hinzu. Weinsäure und Traubensäure geben damit in der Kälte einen Niederschlag; der, welcher durch Weinsäure entsteht, löst sich in einer geringen Menge Salmiaklösung vollständig auf, der durch Traubensäure entstandene hingegen ist darin beinahe unlöslich. Auch kann man beide durch ihr Verhalten gegen Gipslösung unterscheiden, in welcher die Auflösung der Traubensäure nach einiger Zeit einen Niederschlag giebt, während die Weinsäure dadurch nicht getrübt wird.

Citronensäure giebt in der Kälte keinen Niederschlag mit Kalkwasser, nur bei sehr concentrirter Auflösung erfolgt eine

geringe Trübung. Beim Kochen aber trübt sich die Mischung sehr stark und setzt einen bedeutenden Niederschlag ab, der bei sehr geringer Menge der Säure sich nach dem Erkalten wieder auflöst. Äpfelsäure giebt weder in der Kälte noch beim Kochen einen Niederschlag mit Kalkwasser.

Poggend. Annalen Bd. XXXI. No. 14.

3) Ersetzung der Hausenblase beim Klären.

In den meisten Fällen kann nach J. C. Leuchs Versuchen die Hausenblase mit grosser Ersparniss an Kosten beim Klären durch den Papiererteig ersetzt werden. Man nimmt denselben in dem Zustande in dem er vor dem Schöpfen des Papiers ist, lässt das Wasser durch einen Seihes oder durch ein Sieb grösstentheils ablaufen, setzt frisches Wasser hinzu, wäscht ihn mit diesem aus und rührt ihn dann in die zu klärende Flüssigkeit. Die faserigen Theile desselben nehmen die trübmachenden Theile der Flüssigkeit mit sich, indem sie sich zu Boden setzen. Dieses Mittel kostet nur so viel Kreuzer, als die Hausenblase Gulden. Man kann die Papiermasse auch zugleich mit Hausenblase anwenden, indem man $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ so viel Hausenblase als sonst nimmt, mit dem Absatz derselben den Papiererteig verrührt, und die Mischung dann zum Klären anwendet. Den Papiererteig erhält man am besten aus den Papiermühlen. Doch kann man ihn sich auch aus Druck- oder Filirpapier bereiten, wenn man dasselbe so fein als möglich zerreisst und in Wasser vertheilt. Doch wirkt dieses nicht so gut, da die Vortheilung nicht so vollkommen ist, wie in der noch nicht geschöpften Papiermasse.

Allg. polytechn. Zeitung 23. Jan. 1834.

4) Wasserglas.

Nach Buchner bereitet man dasselbe im pharmaceut. Institute zu München ganz einfach durch Zusammenschmelzen von 100 Th. Quarzpulver mit 60 Th. halbratfaartem Weinstein; das erhaltene Glas wird dann gepulvert, in kochendem Wasser aufgelöst und die Auflösung zur Syrupsdicke abgedampft.

Buchner's Repert. XLVI. S. 10.

5) Ueber Platinmohr und Eupion,

von

J. W. DOERREKINES *).

Ich finde, dass mein Oxytrophon, der Platinmohr, nicht bloß die Ameisensäure, sondern auch die Oxalsäure in Kohlensäure, und selbst die ameisensauren und oxalsauren Salze in Kohlensäure Salze verwandelt. Auf Essigsäure, Weinsäure, Citronensäure und Succinsäure wirkt er nicht.

Das Eupion ist eine vortreffliche thermoskopische Substanz; ich habe mir 2 Eupionthermometer dargestellt; sie sind weit empfindlicher und sicherer als die Alkoholthermometer. Das Eupion enthält aber so viel Luft, dass man die damit verfertigten Thermometer nicht hermetisch verschlossen darf, weil sich sonst beim Abkühlen Luft entwickelt und dadurch die Eupionsäule zerrissen wird.

6) Notiz über das Eupion.

In dem zweiten Jahresberichte des Vereins studirender Pharmaceuten an der königl. Universität zu München ist angegeben (vergl. Buchner's Repertorium XLVI. 402.), dass Herr Klein über Bereitung von Eupion oder einem diesem ähnlichen Oele, aus weissem Steinöl mittelst concentrirter Schwefelsäure gesprochen habe. Von dem sonst schwierig zu entfernenden Geruch der schwefeligen Säure befreite er das Eupion, indem er es unter einer Glasglocke neben einer Schale mit Ammoniak aufstellte. Da das Eupion indess von Alkalien nicht afficirt wird, so dürfte es wohl praktischere Methoden dazu geben. Darstellungsmethode und Eigenschaften dieses angeblichen Eupions sind nicht angegeben; es wird bloß bemerkt, dass es zur Aufbewahrung von Kalium sich vollkommen eigne. Das glauben wir gern, Jedermann sieht aber, dass hier bloß von gereinigtem Steinöl, keineswegs aber von Eupion die Rede sein könne. (Vgl. N. Jahrb. d. Ch. u. Ph. Bd. IX. 8. 19 f.)

* Aus einem Schreiben des Hrn. Verf. v. 5. März 1834.

7) *Verbrennung des Eisens in atmosphärischer Luft.*

Am 24. Febr. d. J. las Hr. d'Arcet in der Sitzung der Pariser Akademie folgende Note:

„Herr Bierley hat mir von London geschrieben, dass, wenn man eine zum Hellrothglühen (rouge blanc) erhitzte Eisenstange dem Winde eines kräftigen Schmiede-Blasebalgs entgegenhält, hierdurch das Eisen nicht abgekühlt werde, sondern im Gegentheil lebhaft brenne, unter Ausströhen glänzender Funken nach allen Seiten, wie beim Verbrennen des Eisens in reinem Sauerstoffgase. Ich habe diesen Versuch wiederholt und er ist vollständig gelungen.“

„Die Temperatur des Eisens minderte sich nicht, sie wuchs vielmehr unter dem Einflusse des reissenden Windes, der aus dem Blasebalg hervorströmte; das gebildete Oxyd schmolz und floss leicht ab, und das beständig davon entflöste Eisen fuhr fort mit Lebhaftigkeit zu brennen. Das bei dieser Operation gebildete Oxyd ist sehr magnätisch.“

„Um diesen Versuch zu vereinfachen und die Wiederholung desselben bequemer zu machen, nahm ich einen Eisenstab von ungefähr 1 Decimeter Länge und 12 Mill. Durchmesser; an das eine durchbohrte Ende desselben befestigte ich einen Eisendraht von $1\frac{1}{2}$ Decim. Länge, an diesen ein Seil und, nachdem der Eisenstab glühend gemacht worden, liess ich ihn rund herum drehen, wie eine Schleuder. Die Verbrennung des Eisens ging dabei vollkommen von Statten; nach Maassgabe seiner Bildung wurde das glühende Oxyd weit hinweggeworfen und die Erscheinung gewährte denselben Anblick, wie die unter dem Namen der *Feuersonnen* bekannten Feuerwerke.“

„Diese Thatsache,“ bemerkte Herr d'Arcet schlüsslich, wird für die Geologen ein neuer Grund sein, daran zu zweifeln, dass das geliegene Eisen und vielleicht selbst die Meteorsteine eine hohe Temperatur besessen hätten in dem Momente, wo sie mit reissender Schnelligkeit unsere Atmosphäre durchschnitten.“ (*L'Institut* No. 42. S. 71.)

8) *Römischer Mörtel in Belgien.*

Herr Cauchy übersandte der Brüsseler Akademie in Ihrer Sitzung am 1ten Febr. d. J. folgende Note:

„Die Saptaria oder die römischen Mörtelsteine, von denen ich die Akademie in Ihren Sitzungen am 4ten Febr. und am 13ten Oct. 1832 zu unterhalten die Ehre hatte, werden gegenwärtig zu Antwerpen im Grossen bearbeitet durch Hrn. Delangle, dem es gelungen ist, mit diesem Erzeugnisse unseres Bodens den Stoff zu bereiten, der sich so ganz vorzüglich eignet zu Wasserbauwerken, und um den das Continent lange Zeit England beneidet hat. Eine durch Decret des Hrn. Ministers des Innern niedergesetzte Commission, zu welcher auch ich gehörte, hat neuerlings die Eigenschaften dieses kostbaren Mörtels geprüft, und an denselben alle jene Eigenschaften erkannt, welche den römischen Mörtel der Engländer charakterisiren. (*L'Institut* No. 41. S. 62.)

I.

Das Mercaptan, nebst Bemerkungen über einige andere neue Erzeugnisse der Wirkung schwefelweinsäurer Salze, wie auch des schweren Weinsöls auf Sulphurete,

VON

WILHELM CHRISTOPH ZEISE^{*)},

Professore der Chemie an der Universität zu Kopenhagen.

Der ährliche Körper, den ich vor einigen Jahren unter dem Namen: *Säure in dem rothwerdenden Salze*, zu beschreiben Gelegenheit hatte ^(*), stellt eine Verbindung von Schwefel mit Kohlenstoff und Wasserstoff (Brint) dar; und wenn wir auch einer vollkommen entsprechenden Sauerstoff-(O-) Verbindung ermangelten, so schien es doch (wie man auch die Anordnung der Elemente $H^2 C^2 S^2$ darin sich denken mochte), als habe man Grund, den Schwefel in dieser Verbindung als vicariirend für den Sauerstoff zu betrachten.

^{*)} Uebersetzung der von dem Herrn Verfasser für unsere Zeitschrift gefälligst eingesandten dänischen Urschrift: *Mercaptanet, med Bemærkninger over nogle andre nye Producter af Sævevinsyre saltene, som og af den tunge Vinolie, ved Sulfureter.* Af William Christopher Zeise, Professor i Chemien ved Universitetet i Kjøbenhavn. (Naerksigt aftrykt af det Kongelige danske Videnskabs Selskabs Skriver.) Kjøbenhavn, 1834. Tryket in det Pøpkeske Bogtrykkerie. (70 S. in 4.)

^{*)} Meine Abhandlung über die Wirkungen zwischen Schwefelkohlenstoff und Ammoniak u. s. w. s. in den *Kgl. Danske Videnskab. Selskabs Naturvidenskab. og mathem. Afdel. Th. II. S. 107.* (Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1834, Bd. XI, S. 98 — 119 u. 170 — 200.)

Journ. f. prakt. Chemie. I. 5.

Mit Hinsicht auf den Parallelismus zwischen den Verbindungen des Sauerstoffs und des Schwefels mit den Metallen, war hierbei schon damals der Gedanke natürlich, dass es wahrscheinlicherweise gleichfalls eine zahlreiche Menge von, den Verbindungen des Sauerstoffes mit diesen Stoffen entsprechenden, Verbindungen des Schwefels mit dem Kohlenstoff und Wasserstoff (Kohlbrint) geben werde, und dass die Kenntniss solcher möglichen Verbindungen zur Erläuterung der Zusammensetzungsweise der sauerstoffhaltigen, sogenannten organischen Verbindungen werden könnte. Einige Erscheinungen, welche ich späterhin bei schwefelreichen Naturerzeugnissen, dem *Teufelsdrechöl* und dem *Knoblauchöl* wahrnahm, (wovon bei einer andern Gelegenheit) gab mir eine neue und nähere Veranlassung, eine Reihe von Versuchen über diesen Gegenstand zu beginnen.

Nachdem ich hierbei, ohne deutliche Erfolge, verschiedene Schwefelmetalle in successive Wechselwirkung zu bringen gesucht hatte mit Chlorwasserstoffäther (Chlorbrintäther), Chloräther, dem schweren Salzäther, oder, nach *Döbereiner* O), mit einer Verbindung von Salzsäure und Weingeist, oder mit einer Mischung von Schwefelsäure und Weingeist, oder mit Aether-Rückstand, versuchte ich endlich glücklicherweise das *schwerere oder schwefelhaltige Weinöl*.

Die allgemeine Vorstellung über diesen Stoff, als schwefelsaurer Kohlenwasserstoff mit Wasser, sammt der Leichtigkeit, womit es sich unter gewissen Umständen zersetzt, liess hier die gewünschte Wirkung stark vermuthen; auch zeigte diese sich abald, als ich das Oel mit einer wässrigen Auflösung von gesättigtem Schwefelkalium behandelte, in so ferne dabei nämlich, *ohne Schwefelwasserstoff-Entwickelung*, ein Kalisalz und ein neues schwefelreiches Oel sich bilden. Späterhin fand ich, dass die schwefelweinsäuren Salze sich im Wesentlichen eben so verhalten; und bei nachheriger Anwendung von auflöslichen Sulphureten in verschiedenen Graden der Schwefelung, wie auch von Hydrosulfureten, erhielt ich zum Theile noch mehrere verschiedenartige Schwefelverbindungen.

Diese Untersuchung hat sich solchergestalt ziemlich be-

^{*)} N. Jahrb. f. Ch. u. Ph. 1831. I. 377.

bedeutend verzweigt; auch ist es mir noch nicht gelungen, dieselbe nach allen ihren Theilen so klar zu beleuchten, wie ich hoffe, dass es mir gelingen wird. Ausführlich habe ich bis jetzt die neue Schwefelverbindung untersucht, welche vorzüglich bei der Wechselwirkung zwischen Hydrosulfureten und schwefelweinsäuren Salzen sich bildet und, unter andern vermöge ihres Verhaltens zu gewissen Metalloxyden und Chloriden, vorzugsweise Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. Dieser Stoff, für welchen ich, aus Gründen, wovon nachher, den Namen *Mercaptan* gewählt habe, ist dieses Mal mein Hauptgegenstand. Was die Wirkung zwischen Sulphureten und schwerem Weinsöl oder schwefelweinsäuren Salzen im Allgemeinen und die verschiedenen andern neuen Erzeugnisse derselben anlangt, wende ich hier zum Theil lediglich beiläufig berühren in Hinsicht auf das Mercaptan, indem ich mir das Ausführlichere für eine andere Abhandlung vorbehalte.

§. 1.

Uebersicht der Wirkungen schwefelweinsäurer Salze und des schweren Weinsöls auf verschiedene Sulphurete.

Setzt man einer starken Auflösung von gesättigtem Schwefelkalium ($K S^5$) oder von Dreifach-Schwefelkalium (Kalium Trisulphuret $K S^3$) in Weingeist eine hinreichende Menge schweren Weinsöls zu, so erhält man, nach Verlauf einiger Minuten, eine neutrale Flüssigkeit, woraus sich alsbald eine grosse Menge schwefelweinsäuren Kalks scheidet, welches, bei Anwendung des gesättigten Sulphurets mit vielem Schwefel gemengt ist, bei Anwendung des Trisulphurets hingegen ohne diese Beimengung erscheint. Die abgeschiedene Flüssigkeit enthält ein schwefelreiches Öl, welches einen höchst unangenehmen und lange haltenden lauchartigen Geruch und eine schwarz gelbliche Farbe besitzt, schwerer ist als Wasser, für sich nur schwierig ohne Zersetzung sich destilliren lässt und selbst bei Destillation mit Wasser nur langsam übergeht, mit Weingeist eine Auflösung liefert, die auf Zusatz einer weingeistigen Bleizucker-Lösung klar und ungefärbt bleibt, mit einer Auflösung von Kalihydrat in fast wasserfreiem Weingeist eine Flüssigkeit liefert, welche wenigstens lange Zeit hingestellt werden kann, ohne etwas abzusetzen; mit einer Auflösung von Kali-

hydrat in wässrigem Weingeist hingegen eine Flüssigkeit giebt, welche nach Verlauf von ungefähr 48 Stunden eine sehr bedeutende Menge unterschwefeligen Kalis ($KO + S^2 O^2$) absetzt. Für diesen Körper habe ich den Namen *Thialöl* gewählt.

Dieser Stoff bildet sich auch bei der Anwendung einer wässrigen Sulphuret-Lösung, nur muss man die Mischung unter diesen Umständen etwas schütteln, um vollständig die gegenseitige Zerlegung zu bewerkstelligen. Das neue Oel sammelt sich hierbei zum grössten Theil unter der wässrigen neutralen Auflösung des schwefelweinsäuren Kalis an.

War vom schweren Weinole weniger zugesetzt worden, als zur vollständigen Zerlegung des Sulphurets erforderlich: so liefert die abgeglichene Flüssigkeit, wenn sie erwärmt wird, einen neuen Antheil eines Oels, welches in jeder Beziehung ident zu sein scheint mit dem zuerst erhaltenen, und das schwefelweinsäure Kali hat sich nunmehr in *neutralen schwefelsäures Kali* umgewandelt.

Uebereinstimmend hiermit erhält man dasselbe Oel, sammt schwefelsäurem Kali, wenn man geradezu schwefelweinsäures Kali anwendet und die Mischung erwärmt. Bewirkt man diese Erhitzung in einem Destillirapparate, so lässt sich das Oel zugleich mit Wasser übertreiben, und in dieser Weise befreien von dem Schwefel, welcher sich ausscheidet, wenn gesättigtes Schwefelkalium dazu angewandt wird.

Nur in den Fällen, wo das Thialöl unter Erhitzung gebildet wird, werden Spuren von Schwefelwasserstoff (Schwefelbrist) wahrgenommen, aber selbst dann nur in so geringem Maasse, dass die Entstehung desselben lediglich zufälligen Umständen zugeschrieben werden kann. Vom anhängenden Wasser kann das Thialöl durch Hinstellen in einen luftleeren Raum über Kalihydrat befreit werden. Einer Analyse zufolge scheint es, ausser Wasserstoff, Kohlenstoff und Schwefel, noch Sauerstoff zu enthalten, aber ich bin noch etwas ungewiss, ob es nicht ein Gemenge von mehreren Stoffen ist^{*)}.

*) Bemerket zu werden verdient, dass unterschwefeligen Kalis bei Destillation mit schwefelweinsäurem Kali ein Oel liefert, welches dem Thialöle wenigstens in hohem Grade ähnlich ist. Dasselbe findet bei Anwendung einer Auflösung von Schwefelbaryum Statt, der noch

§. 2.

Erwärmt man ein Gemenge von *einfach Schwefelbaryum* (Ba S) und von *neutralen schwefelweinsäuren Baryt* in einem Destillir-Apparate, so fängt die Flüssigkeit bei ungefähr 60° C. an unklar zu werden; bei fortgesetzter und etwas verstärkter Erwärmung verwandelt sie sich bald in einen weissen, ziemlich dicken Brei, und eine bedeutende Menge von Schaum erhebt sich auf die Oberfläche, und nunmehr geht, zugleich mit mehr oder weniger Wasser, ein wasserklarer, dünnflüssiger, auf dem mit fortgeführten Wasser schwimmender Körper in grosser Menge über.

Hat man dabei das Sulfuret und das schwefelweinsäure Salz in dem Verhältnisse gleicher Mengen ihres Baryumgehalts oder gleicher Aequivalente angewandt, so bleibt, nach vollendeter Wirkung, fast reiner schwefelsaurer Baryt zurück. Fast aller Aether ist übergegangen, bevor die Temperatur 100° erreicht. Luft-Entwicklung findet dabei zu keiner Zeit in dem Grade Statt, dass etwas davon aufgefangen werden könnte. Nur beim Einbringen eines Streifens mit Bleiaufösung befeuchteten Papiers in die tubulirte Vorlage bemerkt man während der Destillation Spuren von Schwefelwasserstoff; und der ätherartige Körper sowohl, als auch das mit übergeführte Wasser enthalten (selbst wenn man die Destillation bis zur Trockne fortsetzt) nicht so grosse Mengen von Schwefelwasserstoff, dass man dessen Bildung mit Sicherheit als wesentlich betrachten könnte. Auch zeigt sich durchaus keine deutliche Spur von schwefeliger Säure.

Wendet man schwefelweinsäures Kali, oder schwefelweinsäuren Kalk anstatt des Barytsalzes an, so verhält sich alles (*mutatis mutandis* hinsichtlich des Rückstandes) wie zuvor angegeben; das Kalksalz bewirkt jedoch selbst bei gewöhnlicher Temperatur schon Trübung, versteht sich durch Bildung von Schwefelcalcium. Ebenso habe ich auch alle Ursache, anzunehmen, dass Einfach-Schwefel-Kalium und -Natrium dieselbe Wirkung hervorbringen.

eben so viel Schwefel zugesetzt worden, als das einfache Sulfuret selbst enthält; im letztern Falle werden aber ausserdem noch zwei der andern Schwefelverbindungen, wovon in der Folge, in bestimmter Menge erzeugt.

Aber, wenigstens in Hinsicht auf Ausbeute an Aether, ist es keinesweges gleichgültig, ob man stärkere oder schwächere Lösungen dabei anwendet. Die grösste Menge erhält man bei Anwendung von krystallisirtem Schwefelbaryum und einer gesättigten Auflösung des Barytsalzes, oder umgekehrt; während hingegen beinahe gar kein Aether sich ausscheidet (obwohl das wässerige Destillat stark darnach riecht), wenn die Auflösungen mit 5 bis 6 mal mehr Wasser, als in gewöhnlicher Temperatur dazu erforderlich, bereitet waren. Wie es scheint, so ist der Grund davon hies darin zu suchen, dass der gebildete Aether in der grossen Menge von Wasser aufgelöst bleibt. — Ich bezeichne jenes ätherische Produkt hier mit den Worten: *Aether vom Einfach-Schwefelbaryum.*

§. 3.

Von Schwefelwasserstoff gereinigt durch Schütteln mit ungefähr einem gleichen Masse Wasser, und hierauf vom Wasser befreit durch Destillation mit gröblich zerstoßenem Chlorcalcium (wovon er nichts auflöst), hat dieser Aether unter andern folgende Eigenschaften.

Der im hohen Grade durchdringende Geruch desselben ist wohl ebenfalls lauchartig, aber sehr verschieden von dem des Thioäls. Er hat einen nicht unangenehmen, süßlichen, ätherischen Geschmack. Er lässt sich leicht entzünden und verbrennt mit theils schwefelblauer, theils feuerrother Flamme, unter Verbreitung eines starken Geruchs nach schwefeliger Säure. Das specifische Gewicht ist etwas wechselnd, aber gewöhnlich doch sehr nahe = 0,846 bei 18° C. In wenig Weingeist gelöst, giebt er mit einer concentrirten Lösung von Bleisücker in Weingeist einen citronengelben, krystallinischen Niederschlag, der gewöhnlich wieder sich auflöst beim Zusatz von mehr Weingeist, und ganz besonders von Bleiauflösung im Ueberschuss, aber dann oft aufs Neue wieder sich ausscheidet, in Form deutlicher, ungemeln stark seidenglänzender, gelber Krystalle. Sind die Auflösungen bis zu einem gewissen Grade verdünnt, so zeigt sich durchaus gar keine Veränderung. Vom eigentlichen Aether wird er in jedem Verhältnisse aufgenommen, vom Wasser aber nur in sehr geringer Menge, obschon es sowohl Geruch, als

Geschmack annimmt, welche beiderseits denen jenes Aethers wenigstens sehr ähnlich sind. Gegen Probefarben ist sein Verhalten, sowohl an sich, als im aufgelösten Zustande vollkommen neutral.

Mit Wasser der Destillation unterworfen, geht beinahe Alles und fast durchaus sehr leicht über; auch erhält man das Product unverändert wieder. Schon bei dieser Destillation kann man indess einige Verschiedenheiten wahrnehmen in Hinsicht auf die Leichtigkeit der Verdampfung im Anfang und gegen das Ende der Operation. Wird der wasserfreie Aether für sich destillirt, so ist dieser Unterschied so gross, dass die Flüssigkeit anfangs zwischen 70° bis 80° C. zu kochen beginnt, gegen Ende hingegen bedeutend mehr als 100° C. dazu erfordert.

Stellt man diese Destillation in der Weise an, dass man, gesondert, zuerst den Antheil sammelt, welcher bei einer Wärme unter 80° übergeht, hierauf den, innerhalb einer, fortwährend langsam erhöhten, 102° C. nicht übersteigenden Temperatur erhaltenen, und nunmehr den Rest, oder auch die Destillation dann einstellt; so kann man unter andern Verschiedenheiten dieser einzelnen Portionen, besonders den wahrnehmen, dass die erste, welche stets die geringste ist, jenen citrongelben, krystallinischen Blei-Niederschlag in sehr grosser Menge liefert, die andere selbst unter den günstigsten Umständen nur sehr geringe Mengen, und die dritte, jederzeit die grösste Portion, unter keinen Umständen auch nur die geringste Spur davon abgiebt.

Durch vorsichtig wiederholte Destillationen können die beiden ersten Portionen noch fernerweit dermassen zerlegt werden, dass man zuletzt ein Fluidum erhält, welches leicht und vollständig überdestillirt in einer Wärme zwischen 60° bis 70° C.

Die Menge dieses leicht verdampfbaren, bleifällenden Antheiles des ursprünglichen ätherischen Productes fällt etwas verschieden aus nach gewissen geringfügigen Umständen bei der Destillation des dazu verwandten Gemenges; enthält das schwefelweinsäure Salz keinen Ueberschuss von Säure, so beläuft sie sich höchstens auf $\frac{1}{12}$.

§. 4.

Erst wenn man jenen Grad der Scheidung durch die Destillation erreicht hat, kann man recht deutlich den Unterschied

des Geruches wahrnehmen. Er ist indess lauchartig und durchdringend bei beiden Theilen, und schwer ist dieser Unterschied in anderer Weise zu beschreiben, als dass der leichter verdampfbare Theil einen stärkern und gleichsam mehr ätherischen Geruch besitzt. Dasselbe gilt vom Geschmack. Selbst der minder leicht verdampfbare Theil entzündet sich leicht und verbreitet einen starken Geruch nach schwefeliger Säure; aber es ist sehr merklich mehr Roth in seiner Flamme wahrnehmbar, als in der des andern. Der eine, der leicht verdampfbare, Stoff scheint im Wasser bedeutend weniger löslich zu sein, als der andere. Beide verhalten sich indifferent gegen Probefarben, sowohl für sich, als in ihrer Auflösung.

Was die übrigen chemischen Verschiedenheiten anlangt, so verdient hier vorzüglich bemerkt zu werden, dass der leichter verdampfbare, bleifällende Theil *rothes Quecksilberoxyd, unter heftiger Wärme-Entwicklung, mit Zischen und Sieden, fast augenblicklich in eine weisse krystallinische fettglänzende Masse verwandelt*, während hingegen der andere Theil nicht im mindesten einwirkt auf jenes Oxyd; und dass jener Theil Kalium, selbst bei gewöhnlicher Temperatur, unter starker Wärme-Entwicklung und mit gewaltigem Brausen in einen weissen salzartigen Körper verwandelt, der mit Wasser oder Weingeist rasch Auflösungen giebt, welche mit Bleisalzen jenen citrongelben, mit Quecksilberchlorid aber einen weissen Körper liefert, welcher im Wesentlichen dieselbe Beschaffenheit besitzt, wie der mit Oxyd erzeugte — während hingegen der nicht bleifällende Theil, mindestens bei gewöhnlicher Temperatur, wenig oder gar keine Wirkung auf Kalium äussert.

§. 5.

Nimmt man zu der §. 3 beschriebenen Operation, anstatt des Einfach-Schwefel-Baryums das Zwiessulphuret, d. h. eine concentrirte Lösung vom erstern, worin gehörigermassen noch eben so viel Schwefel aufgelöst worden, als die Lösung bereits zuvor enthält; so geht zuerst, bei mässiger Wärme, ein ätherartiger, auf dem Wasser schwimmender Körper über, welcher, im Ganzen genommen, sich jenem Aether sehr ähnlich verhält, den man mit dem Einfach-Schwefel-Ba-

rym erhält; indess unterscheidet er sich davon unter andern doch dadurch, dass er noch etwas reicher an dem bleifällenden und quecksilberbindenden Bestandtheil ist, als dieser. Späterhin geht ein weit schwerer verdampfbarer, ölartiger Körper über, welcher grösstentheils unter dem mit übergeführten Wasser sich ansammelt; dieser gleicht, mindestens dem Geruch und andern äusseren Eigenschaften nach, dem oben beschriebenen *Thialöl* so sehr, dass er, wie schon berührt, wahrscheinlichweise im Wesentlichen dieselbe Schwefelverbindung ist.

§. 6.

Als ich, bei Bereitung des Aethers aus dem ersten Sulphurete, meine Aufmerksamkeit auf die Umstände richtete, welche möglicherweise von Einfluss sein konnten auf die etwas wechselnde Menge des quecksilberbindenden Bestandtheils in äusseren, bemerkte ich, dass diese Menge etwas grösser war als gewöhnlich in einer Portion jenes Aethers, die ich von einem mit freier Säure verunreinigten Salz erhalten hatte. In Uebereinstimmung hiermit eilte ich, einen Versuch mit Schwefelwasserstoff-Schwefelbaryum zu machen, in der Hoffnung, dabei einen Aether zu erhalten, welcher einzig aus jenem, mich vorzüglich interessirenden Stoffe bestände. Diese Vermuthung bewährte sich auch in so fern, als ich denselben summehr in unvergleichlich grösserer Menge erhielt.

M e r c a p t a n

§. 7.

Diesen Stoff anlangend, will ich anticipiren, dass er eine Verbindung ist von 4 MG. Kohlenstoff, 12 MG. Wasserstoff und 2 MG. Schwefel; und dass die mit dem Quecksilberoxyd erzeugte Verbindung desselben aus 4 MG. Metall, 4 MG. Kohlenstoff, 10 MG. Wasserstoff und 2 MG. Schwefel besteht. Der Vorstellung gemäss, dass das Metall in dieser Verbindung, gleichwie in den Cyansulphureten, das eine Glied ausmacht, und $C^4 H^{10} S^2$ das andere, und dass folglich jener ätherische Körper $C^4 H^{10} S^2 \cdot H^2$ sei, nenne ich jenen vom Quecksilber

aufgenommenen Stoff *Mercaptan* (d. h. *corpus mercurio captum*) und den andern *Hydro-Mercaptan*, oder lieber noch (theils um nicht an die Benennung eine noch etwas hypothetische Vorstellung zu knüpfen, theils der Kürze wegen) *Mercaptan* (d. h. *corpus mercurium captans*), wobei ich, des Wohllauts halber, das *s* am Ende fallen lasse.

Diese Benennungen werden Einigen vielleicht anstößig sein, aber schwerlich doch mehr, als die Namen: *Chloral*, *Picamar*, *Oxamid* u. s. w., u. s. w.; und diejenigen, welche vertraut sind mit dem gegenwärtigen Zustand unserer Vorstellungen über die Zusammensetzung der hierher gehörigen Stoffe, werden sicherlich einräumen, dass solche, wenn ich so sagen darf, unschuldige Namen, wenigstens vorläufig, denjenigen vorzuziehen sind, welche eine Meinung über die eigentliche Natur des Stoffs andeuten. Ich habe die Benennung *Mercaptan* dem Worte *Mercopin* vorgezogen, in Hinsicht auf das Unrichtige in der Vorstellung, dass die chemische Vereinigung sich gründe auf die Affinität der Stoffe, dieses Wort in seiner hochstüblichen Bedeutung genommen. Des Wohllauts halber lege ich den Tonfall auf die letzte Sylbe (*Mercaptan*), — Gegen den Namen *Mercaptan* könnte unter andern auch noch das eingewandt werden, dass eigentlich das Mercaptan es sei, von welchem das Quecksilber ergriffen werde; dies erscheint mir indess hier von geringem Gewichte. Endlich habe ich diese Namen den Worten *Hydranthin* und *Thiäthrin* deshalb vorgezogen, weil es gut sein kann, das erstere für die Verbindungen von Wasserstoff, Kohlenstoff und Schwefel im Allgemeinen zu behalten, und weil wir des letzteren vielleicht für eine besondere Hydranthin-Verbindung bedürfen könnten.

§. 8.

Man erhält das *Mercaptan*, wie bereits angeführt, in grösster Menge bei Anwendung eines alkalischen Hydrosulphurets. Ich beschränke mich deshalb jetzt lediglich darauf, hier die Bereitung mit einem derselben, und namentlich mit dem Baryum-Hydrosulphuret, zu beschreiben.

Um eine gehörig starke Auflösung des Baryum-Hydrosulphurets zu erhalten, stimmt man zur Sättigung mit Schwefel-

wasserstoff eine gesättigte Lösung von Schwefelbaryum, wie man dieselbe erhält, wenn sie von dem^{*)} krystallisirten Sulphuret abgeseigt wird, welches sich aus einer mit heissem Wasser bereiteten Auflösung bei Abkühlung in einem wohl verschlossenen Gefäss absetzt; gut ist es auch, einen Theil des krystallisirten Salzes mit der Lösung abzugliessen, weil es sich bei deren Sättigung mit Schwefelwasserstoff leicht auflöst, in so fern man nur die Flasche ab und zu mit heissem Wasser umgiebt. Zunächst ermittelt man hierauf die Stärke der erhaltenen, mit Schwefelwasserstoff gesättigten, Auflösung durch Bestimmung der Quantität des schwefelsauren Baryts, den eine abgewogene Portion derselben bei ihrer Zersetzung mit Schwefelsäure liefert. Sodann wägt man das schwefelweinsäure Salz und diese Auflösung in solchen Verhältnissen ab, dass die Hydrosulphuret-Lösung etwas mehr als 1 MG. Baryum enthält (gegen 1 MG. Metall im Salze ^{*)}). Die von mir verwendete Lösung des Schwefelwasserstoff-Schwefelbaryums besass gewöhnlich die Stärke, dass 100 Gewichtstheile 15,5 Th. schwefelsauren Baryts lieferten. — Es ist hierbei ganz gleichgültig, ob man Baryt-, Kalk- oder Kali-Salze benutzt, weil das Calciumhydrosulphuret nämlich nicht schwerfälllich ist, wie das Sulphuret (vgl. §. 2.). — Am häufigsten habe ich schwefelweinsäuren Kalk gebraucht. Auf 100 Th. desselben habe ich gewöhnlich ungefähr 365 Th. des entsprechenden Hydrosulphurets im aufgelösten Zustande genommen, was gegen 4 MG. des Salzes ungefähr 5 MG. des Hydrosulphurets ausmacht; wirklich *erfordert* wird aber lange nicht so viel. — Nunmehr wird das Salz, gröblich zerstoßen, in einer Retorte mit der Hydrosulphuret-Lösung übergossen und eine Vorlage angefügt; man thut gut, dieselbe unverzüglich mit Eis zu umgeben, und,

^{*)} Zur Bereitung der hieher gehörigen Stoffe habe ich im Allgemeinen mehr (in einigen Fällen auch bedeutend mehr) genommen als 1 MG. Sulphuret auf 1 MG. Salz, so dass stets ein Theil des erstern im unversetzten Zustande zurückblieb; diess geschah nämlich, um desto sicherer der Bildung von Stoffen vorzubeugen, welche vom schwefelweinsäurem Salze bei blosser Erhitzung mit Wasser hätten ausgehen werden können. Wo ich es von nöthen fand, untersuchte ich auch das schwefelweinsäure Salz vor seiner Anwendung, indem ich eine abgewogene Menge desselben in schwefelsaures Salz verwandelte.

wenigstens im Anfange, für freien Luftausgang Sorge zu tragen.

Nach einiger Erwärmung wird das Salz abhald aufgelöst, und bei ebenmäßig steigender Wärme beginnt hierauf nach und nach mehr und mehr schwefelsaures Salz sich zu bilden; die Masse treibt nun eine bedeutende Menge Schaum empor, und bei wohlgeleiteter Erwärmung geht der grösste Theil des Aethers im Verlaufe von ungefähr 4 bis 6 Stunden über, selbst wenn man 500 bis 600 Grammen Kalksalz auf einmal in Arbeit nimmt. Nach dieser Zeit thut man wohl, wenn man das Destillat abfließt, theils um weniger den Folgen eines Uebersteigens ausgesetzt zu sein, theils um die bedeutendste Menge des Aethers mit so wenig als möglich vom übergehenden Wasser beisammen zu haben. Aber dennoch ist es räthlich, die Destillation noch etwas fortzusetzen, und dabei von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob sich von dem Wasser noch etwas Aether abscheidet. Selbst wenn dass nicht mehr stattfindet, geht doch lange noch eine wässrige Flüssigkeit über, die nicht unbedeutend nach dem Aether riecht und schmeckt, woraus jedoch schwierig noch etwas mit Vortheil sich abscheiden lässt. Dem sogenannten Puffen oder Aufstossen der Masse ist man bei dieser Operation nur wenig ausgesetzt. Aber das, besonders zu gewissen Zeiten, sehr bedeutende Schäumen erfordert Vorsicht, selbst wenn anfangs kaum $\frac{1}{2}$ des Retortenbauches von der Masse erfüllt sind.

Hierbei entwickelt sich stets Schwefelwasserstoff, wovon jedoch sicherlich ein Theil auch bei blosser Erhitzung der Hydrosulphuret-Lösung für sich schon auftreten würde. Desshalb kann man auch nur im Anfang etwas davon auffangen; aber das mitübergegangene Wasser ist (und, wie es scheint, durchaus) ziemlich reich daran. Wenn man mit 500 Gram. Kalksalz arbeitet, so erhält man ungefähr 107 Cub. Centim. rohen Aether.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Zusammenstellung einiger Notizen über Um-
bildungen sogenannter organischer Grund-
stoffe durch physische und chemische Ein-
flüsse,

von

F. W. SCHWIGKER-SRIDEL.

1) Entstehung der Brenzsäuren.

An die Spitze dieser Zusammenstellung wollen wir folgende Notiz allgemeinen Inhalts stellen, welche Pelouze der Pariser Akademie in ihrer Sitzung am 6. Jan. d. J. mitgeteilt hat.

„Vielfältig wiederholte Erfahrungen und Analysen haben mir den Weg gebahnt zur Entdeckung eines allgemeinen Gesetzes, welches ich mit desto grösserm Vertrauen ausspreche, je mehr es nicht blos auf mir eigenhümliche Thatsachen, sondern ganz vorzüglich auf durch mehrere Chemiker Frankreichs und des Auslandes veröffentlichte Analysen sich gründet.“

„Dieses Gesetz lautet:“

„Eine beliebige Brenzsäure plus einer gewissen Menge von Wasser und von Kohlensäure, oder auch blos von einem dieser beiden Körper, repräsentirt jederzeit die Zusammensetzung der Säure, aus welcher sie entstanden ist.“

„Verflüchtigt sich die Brenzsäure schon in wenig erhöhter Temperatur, so findet die Verbrennung in Folge deren statt, ohne die geringste Spur von Verkohlung oder von Entwicklung brenzlicher Luftarten. Das Wasser ist rein, das Kohlensäure-Gas durch Kali vollständig absorbirbar und die Quantität der gebildeten Brenzsäure der Rechnung entsprechend. — In dieser Weise verwandelt sich Gallussäure unter dem Einflusse einer Temperatur von 250° (°) in Wasser, Kohlensäure und in eine neue Säure, welche ich *Meta-Gallussäure* genannt habe: bei 250° liefert diese letztere reine Kohlensäure und *Brenz-Gallussäure* *). — *Mekonsäure* verwandelt sich, nach

*) Vgl. die nachfolgende Notiz No. 2. Man darf daher durch das vorgesetzte Wort „Meta“ sich nicht etwa verlesen lassen, an *Metamerie* zu denken, welcher Ausdruck bekanntlich nach

Robiquet's Erfahrungen durch Einwirkung siedenden Wassers, oder bei 210° Temperatur, in reine Kohlensäure und in *Meta-Mekonsäure* *); und diese letztere erzeugt bei 250° wiederholte Entwicklung von Kohlensäure und eine dritte Säure, *Brenz-Mekonsäure*.⁶⁶

„Ist die Brenzsäure hingegen schwerer zu verflüchtigen, so sind Wasser und Kohlensäure, welche deren Bildung begleiten, mit brenzlichen Oelen geschwängert; diese letzteren müssen aber als Zersetzungsproducte von der Brenzsäure selbst betrachtet werden, was schon der Umstand beweist, dass sie stets in desto geringerer Menge vorhanden sind, je mässiger die Hitze bei dieser Operation war. — In dieser Weise ist das Destillationsproduct der *Citronensäure* nach Hrn. Dumas bisweilen kaum durch einige Spuren von Oel verunreinigt und der Rückstand so zu sagen Null.“

„Kotzt sich eine Säure, vermöge ihrer Flüchtigkeit, der Einwirkung einer zur Erzeugung brenzlicher Körper erforderlichen Hitze, so tritt sie doch durch Verbindung mit einer, dieselbe angemessen fixirenden Basis in die Klasse der fixen organischen Säuren über und vorstehende Betrachtungen sind dann auch auf jene Säure anwendbar; nur bleibt die erzeugte Kohlensäure unter diesen Umständen, statt zu entweichen, an das unorganische Oxyd gebunden, zurück. — In dieser Weise wandelt sich *amphigauer* Baryt bei seiner Destillation in kohlenstauen um und in Brenzessiggeist, und bei Sublimation von *brenzsaurem* Kalk erhält man, nach Mitscherlich und Peligot **), kohlenstauen Kalk und eine eigenthümliche, vom erstern *Benzin* genannte Materie. Ebenso hat auch Bussy, bei Destillation der Stearin- und Margarinsäure über Kalk, neue Substanzen entdeckt, deren Bildung und Zerlegung in derselben Weise sich auslegen lassen †).“ (*L'Institut* 1834, No. 35, S. 13–14.)

Berzelius eine besondere Art des *Isomerie* bezeichnet, wovon ausführlicher bei einer andern Gelegenheit.

D. Red.

*) Vgl. die nachfolgende Notiz No. 3.

***) Vgl. die nachfolgende Notiz No. 4.

†) Vgl. Bd. 3, S. 171–181, der vorliegenden Zeitschrift mitgetheilte ausführliche Abhandlung Bussy's, von welcher bereits im *N. Jahrb. d. Ch. u. Ph.* Bd. IX, S. 210–215 eine vorläufige Notiz mit Mitscherlich's eben berührten Untersuchungen zusammengestellt worden ist.

Dieses vermeintlich neu entdeckte Gesetz scheint, in der Allgucinschrift, wie es hier ausgesprochen, von einem Missverständnisse des wackern, vielversprechenden Verfassers dictirt worden zu sein, welches bei der Algeha unkundigen Chemikern nicht selten vorkommen pflegt und wohl verzeihlich ist; bei Hrn. Pelouze aber in der That eingermassen überascht. Durch die von ihm selbst bezeichneten Thatsachen wahrscheinlich zunächst verleitet, hat der Hr. Verfasser nämlich offenbar sehr allgemeine rein arithmetischen Betrachtungen, in willkürlicher Beschränkung, wirkliche physikalische Bedeutung beigegeben, die denselben in diesem Sinne nicht zukommt. In ähnlicher Beziehung wurde unter andern schon früherhin einmal im *Jahrb. d. Ch. u. Ph.* 1828. (Bd. XXIV. S. 200.) angemerkt: „Um sich einen Begriff zu machen von der Summe mathematisch möglicher Combinationen, gemäss deren man sich u. B. die Kohlenstoffsäure aus binären Verbindungen zusammengesetzt denken könne, braucht man nur in die in mehr als einer Beziehung interessante Schrift: *Die Entwicklung der Pflanzensubstanz, physiologisch, chemisch und mathematisch dargestellt*, herausgegeben von Dr. Chr. G. Nees von Esenbeck, Dr. K. Gst. Hirsch und Dr. H. R. Rothe (Erlangen bei Palm und Enke 1829. 232 S. 4.) einen Blick zu werfen;“ u. s. w. und (S. 202.) „Jene Combinationen haben nur den Nutzen, kennen zu lehren, auf wie vielen verschiedenen Wegen möglicherweise gewisse zusammengesetzte Körper aus binären u. s. w. Verbindungen entstehen, und in wie verschiedener Weise sie unter geeigneten Bedingungen in binäre, ternäre u. s. w. Verbindungen zerfallen können.“ So bezeichnet auch Hr. Pelouze hier, ohne hinlängliche Begründung, das nur mathematisch Mögliche als physikalische Thatsache. Jedenfalls müßte jenes Gesetz, wenn es wirklich für diesen Fall im Sinne Pelouze's tatsächlich begründet würde, in so weit eine solche Begründung stat. finden kann, eine andere bestimmtere Fassung erhalten; denn der Unterschied zweier ternären Verbindungen wird sich jeder Zeit durch eine gewisse, wenn auch nach den Verhältnissen wandelbare, Anzahl von Mischungsverhältnissen (d. h. aus gleichen Elementen bestehender) ternärer, oder auch binärer, Verbindungen, wenn letztere nur zusammengekommen alle 3 Elemente repräsentiren (wie hier bei Verbindun-

gen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff z. B. durch Wasser und Kohlensäure geschieht, aber eben so wohl auch durch Kohlenwasserstoff und Wasser geschehen könnte) ausdrücken lassen; und Aethaliches gilt unter gehörigen Modifikationen für quaternäre und noch zusammengesetztere Verbindungen, und auch für noch ungleich zusammengesetztere Verhältnisse, welche der Mathematiker supponiren kann, gleichviel ob sie in der Natur existiren oder nicht. Ausführlicher auf diesen Gegenstand einzugehen, würde hier nicht an seinem Orte, und in der That für den Unkundigen ein eben so überflüssiges Unternehmen sein, als für den Kundigen. Wohl aber kann dieses Beispiel von Nenem beweisen, wie sehr auch für den Chemiker wenigstens einige mathematische Bildung wünschenswerth und bei der gegenwärtig, in gewisser Beziehung immer speculativer werdenden Richtung der organischen Chemie sogar von Nöthen sei, um der Entwicklung seiner Wissenschaft nach allen ihren Richtungen gehörig folgen zu können. Und dieses Bedürfniss wird tafelbar mit der Zeit sich immer fühlbarer machen!—

Wenn nun aus dem Angegebenen hervorgeht, dass das vermeintlich neue chemische Gesetz den Namen eines solchen nicht verdiene, und dass die Beschränkung dessen, was Wahres daran ist, auf die organischen Säuren, und namentlich auf das Verhältniss der Brenzsäuren zu denen, aus welchen sie entstehen, durchaus willkürlich sei, wie sogar schon dadurch angedeutet wird, was der Herr Verfasser selbst am Schlusse seiner Note über die Untersuchungen Mitscherlich's, Peligot's und Bussy's anmerkt: — so fällt ausserdem gerade in dieser letztern Beziehung nicht minder befremdlich auf, dass der Verfasser die umbildende Wirkung der Basen aus einem so einseitigen Gesichtspunct faßt, und die, vermöge ihrer mächtigen Neutralisations-Tendenz, zur Säurebildung disponirende Eigenschaft derselben so ganz unberücksichtigt gelassen hat.

Doch wir wollen und können hier nicht ausführlicher in diese Materie eingehen, sondern wenden uns lieber zu einigen andern, interessanten Thatsachen, zum Theil von praktischem Werthe, berührenden, hierher gehörigen Mittheilungen, wobei wir diejenigen voranstellen wollen, auf welche der Verfasser voranstehender Note zunächst sich berufen hat (*).

*) Bereits war obenstehender Aufsatz zum Druck befördert, als

2) Gerbestoff und Gallussäure.

Bereits am 9ten Sept. vorigen Jahres wurde in der Pariser Akademie eine Note von demselben talentvollen Chemiker gelesen, worin er die bei Gelegenheit einer Analyse der Galläpfel von ihm gemachte Entdeckung eines eben so einfachen, als leicht ausführbaren Verfahrens, das *Tannin* oder den Gerbestoff in Fülle und im Zustande vollkommener Reinheit zu erhalten anzeigte, und zugleich die hauptsächlichsten, bis dahin gewonnenen Resultate seiner Untersuchungen über diese wichtigen Grundstoffe vorläufig niedergelegt hat.

„Das *Tannin*,“ heisst es darin, „ist ein wohl charakterisierter unmittelbarer Grundstoff, von vollkommen bestimmten (reines) Eigenschaften, ist fähig, die zwiefache Rolle einer Säure und einer Base zu spielen und ist in seinen Verbindungen den bewährtesten Sättigungsgesetzen der organischen Chemie unterworfen. Unter gleichzeitigem Einflusse von Sauerstoff und Wasser verwandelt es sich in Gallussäure und Wasser und bei dieser Umwandlung wird der Sauerstoff durch ein gleiches Volumen von Kohlensäure ersetzt.“ (7)

Poggendorff's Ann. 1894. No. 14. in unsere Hände gelangte, worin S. 219 ff. vom Herausgeber ganz ähnliche Ausstellungen gemacht und in sehr klarer Weise algebraisch erläutert werden. Auch wollen wir dabei nicht unbemerkt lassen, dass ähnliche stöchiometrische Probleme bereits Bd. XXIX. S. 99. ff. derselben ausgezeichneten Zeitschrift behandelt wurden. Bei diesem mathematischen Gebrauche stöchiometrischer Formeln zeigt sich das Unthümliche der bisherigen Bezeichnungsweise, der Vielfachen von Mischungsgewichten oder Atomen in den Formeln, worin deren Zahl die Stelle der Exponenten im Sinne der mathematischen Bezeichnungsweise einnimmt, was dem Mathematiker im hohen Grade störend und verwirrend erscheinen muss, recht klar und augenscheinlich. Indess braucht diese Zahl nur herabgerückt zu werden an den Fuss der Buchstaben, welche die Atome symbolisiren, um diesen Uebelstand auf der Stelle zu heben. Und auch die durchstrichenen Buchstaben, als Symbole für die Doppel-Atome, können als störend, dann flüchtig wegfallen. Herr Professor Poggendorff (a. a. O. S. 101. Ann.) und in dem neuesten Hefte der Ann. d. Pharm. (Bd. IX. Hft. 1. S. 2.), in Gemeinschaft mit ihm auch Hr. Professor Liebig haben öffentlich erklärt, dass sie in Zukunft sich dieser ungemessenen Bezeichnungsweise bedienen werden. Wir wollen nicht unterlassen, durch unser Anschliessen in diesem Sinne eine so zweckmässige, von unserer Seite längst erwünschte, sehr einflussreiche Verbesserung der stöchiometrischen Formeln verallgemeinern zu helfen. D. Red.

„Die Gallussäure ist nicht fertig gebildet in den Galläpfeln; sie ist jederzeit ein Kezeugniss der Zersetzung des Tannins, und zieht man dieses letztere nach meiner Methode zuvor aus, so ist es nachher in keiner Weise möglich, Gallussäure daraus zu erhalten. Diese Beobachtung steht im vollkommensten Einklänge mit den Erfahrungen von Scheele, Berzelius, Chevreul und Braconnot. Diese Chemiker haben nämlich gefunden, dass von allen Verfahrungsweisen zur Darstellung der Gallussäure, diejenige die meiste Ausbeute gewähre, bei welcher man den Galläpfelauszug schimmeln lässt. Wenn man bei unmittelbarer Behandlung der Galläpfel auch wirklich eine geringe Menge dieser Säure erhält, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, dass deren Gegenwart nur von der Zersetzung einer geringen Menge von Gerbestoff beim Trocknen der Galläpfel bedingt ist.“

„Die Gallussäure ändert ihre Natur völlig, wenn man sie destillirt. Die Brenzsäure, welche sich dabei bildet und von Herrn Berzelius unter dem Namen Gallussäure analysirt worden ist, unterscheidet sich von derselben lediglich durch 1 At. Kohlensäure, welche sie weniger enthält. — Die Salze beider Säuren sind übrigens sehr verschieden von einander. Diese Verschiedenheit ist von Hrn. Chevreul bereits vermuthet und von Hrn. Braconnot ausser Zweifel gesetzt worden.“

Am Schlusse seiner Note legt Hr. Pelouze vorläufig noch folgende Formeln, als Resultate seiner Analysen nieder, bei deren Mittheilung wir Indess nicht umhin können zu bemerken, dass die oben mit (Y) bezeichnete Angabe, der decomponirte Sauerstoff werde, beim Uebergange des Gerbestoffs in Gallussäure, durch ein gleiches Volumen von Kohlensäure ersetzt, mit diesen Formeln nicht vereinbar ist, und demnach lässt der übrigens stattfindende, so zu sagen organische Zusammenhang der verschiedenen Formeln unter einander kaum an einem Druckfehler denken. Die in der Notiz (S. 269.) berührte *Acta-Gallussäure* ist hier noch nicht erwähnt.

Gerbestoff der Galläpfel	= C ₁₅ H ₁₈ O ₁₂
Gerbestoff des Catechu	= C ₁₀ H ₁₀ O ₆
Brenn-Gallussäure	= C ₉ H ₆ O ₅ + H ₂ O
Gallussäure	= C ₇ H ₄ O ₃ + H ₂ O
Ellagsäure	= C ₂ H ₄ O ₄ + H ₂ O



Die letztgenannte Verbindung ist die Basis der Tinte. (Vgl. Journ. de Chim. méd. Dec. 1833. S. 725—727 oder *L'Institut* 1833. No. 18. S. 153.)

Man sieht, dass diese Untersuchung noch viele interessante Thatsachen und Licht über dieses Gebiet zu verbreiten verspricht.

Ueberührt dürfen wir bei dieser Gelegenheit auch Herrn Büchner's fleißige Versuche über diesen Gegenstand nicht lassen, die indess, obwohl fast überreich an Zahl und manche interessante Data liefernd, dennoch leicht auch nur allzuhäufig eben so zweideutig in den Resultaten, als unklar und verworren in der Darstellung erscheinen ^{*)}. Wir werden bei einer andern Gelegenheit noch einmal darauf wieder zurückkommen.

Vorstehende Notiz war bereits zum Druck abgesandt, als No. 41 und No. 42 des *Institut* (vom 22. Febr. und vom 1. März d. J.) in unsere Hände gelangten, welche unter andern auch einen Ueberblick der Hauptmomente von Herrn Pelouze's am 17. Febr. in der Akademie vorgelesener Abhandlung enthalten. Wir wollen nicht säumen, daraus nachträglich noch dasjenige hervorzuheben, was nicht bereits oben berührt worden.

Reiner Gerbestoff. — Seine Darstellungsweise beschreibt Herr Pelouze folgendermassen: „Ich gewinne den Gerbestoff mittelst wässrigen Schwefel-Aethers in einem sehr einfachen Apparate, bestehend aus einem, am oberen Ende verschlossenen und auf einer gewöhnlichen Caraffine ruhenden, Vorstoss, in welchen ich die Galläpfel, gepulvert, einbringe; dann giesse ich den Aether auf, der nach und nach sein Wasser an den Gerbestoff abtrifft, welcher es sehr begierig anzieht und einen dicken Syrup damit bildet, der endlich durch die Queder gleichsam den

^{*)} S. dessen von der *Hartener Societät* gekrönte Preisschrift: *Neueste Entdeckungen über die Gerbbauere oder den sogenannten Gerbestoff* u. s. w. Frankf. a. M. in der Jäger'schen Buchhandl. 1833. gr. 8. 195 S.

Dienst eines Pumpenkohrens verrichtenden) oberen Aetherschichten in die untergestellte Flasche hinabgedrängt wird. Diesen Syrup, welcher aus Aether, Wasser und Gerbestoff besteht, verdampfe ich nunmehr zur Trockene und erhalte diesen letztern so im Zustande vollkommener Reinheit. Die Galläpfel liefern im Durchschnitte 40 p. C.“ Man sieht demnach, das Herrn Pelouze's Verfahren nur wenig abweicht von dem, welches unser wackerer Dohereriner bereits im Jahr 1831 im *N. Jahrb. d. Ch. u. Ph.* Bd. I. S. 380 empfohlen hat.

Von den Eigenschaften des Gerbestoffes wird ferner noch folgendes beigebracht: „Er reagirt sauer, zersetzt die kohlen-sauren Salze unter Aufbrausen; ist sehr löslich im Wasser, löslich in Alkohol und Aether; sein Geschmack ist äusserst zusammenziehend. Mit durch Kalk enthaarten Häuten bildete er eine gänzlich unauflösliche Verbindung, während etwas beige-mengte Gallussäure in der Flüssigkeit ungebunden zurückbleibt.“ — „In seinen Salzen ist das Verhältniss des Sauerstoffs der Base zu dem seinigen gleich 1: 12.“ (A. a. O. No. 41. S. 62.)

„*Gallussäure.* — Im reinen, vom Gerbestoffe gehörig befreiten Zustande trübt diese Säure die Gallert-Lösung nicht. Sie krystallisirt in seidnartigen Nadeln von ausgezeichnete Weise und einem leichtsauren Geschmacke, welche 100 Theile kalten Wassers zur Lösung erfordern; löslicher ist sie im Alkohol, wie im Aether. In der Lösung des schwefelsauren Eisenoxyduls bildet sie einen dunkelblauen Niederschlag, der viel löslicher als das Gerbestoffsalz der nämlichen Base ist. Die Auflösungen der Salze vegetabilischer Basen trübt sie nicht. Mit Baryt-, Strontian- und Kalkwasser bildet sie weisse Niederschläge, welche in einem Ueberschusse von Säure sich wieder auflösen und in prismatischen Nadeln krystallisiren. Mit Kali, Natron und Ammoniak bildet sie sehr lösliche, vollkommen farblose Salze, so lange man sie nämlich vor der Berührung mit Sauerstoff schützt, die jedoch im entgegengesetzten Fall eine sehr dunkelbraune Farbe annehmen.“

„Werden die Krystalle der Gallussäure einer gelinden Wärme ausgesetzt, so verlieren sie Wasser und erleiden eine Art von Efflorescenz. 100 Th. verlieren bei Erlözung be-

auf 120° an Wasser 9,45. Ihre Zusammensetzung wird (wie bereits oben angegeben) durch die Formel $C_7H_{11}O_5 + H_2O$ ausgedrückt.⁴²

„Die Wirkung der Hitze auf die Gallussäure ist sehr merkwürdig, nicht allein der Natur der Producte wegen, welche dabei entstehen, sondern auch der ganz verschiedenen Resultate halber, welche eine kaum merkliche Schwankung in der Intensität dieses Agens bewirkt.“⁴³

„Bringt man nämlich trockene Gallussäure in eine gläserne Retorte, welche in einem Oelbade bis auf 210° bis 215° erhitzt wird, so entwickelt sich eine reichliche Menge von Kohlensäure und die Wölbung der Retorte bedeckt sich mit einer unzähligen Menge von äusserst weissen, krystallinischen Blättchen; der Rückstand ist kaum wägbar und bisweilen ist er sogar gänzlich null.“⁴⁴

„Erhöht man die Temperatur aber so rasch als möglich auf 240° bis 250° , so bildet sich ebenfalls Kohlensäure; anstatt sublimirter Krystalle sieht man aber Wasser die Wände der Retorte entlang herabfliessen und auf dem Grunde des Gefässes findet man eine beträchtliche schwarze, glänzende, unlösliche Masse, welche man auf den ersten Blick für Kohle halten würde, die aber, eine wahre Säure, nur fähig ist, sich mit verschiedenen Basen zu verbinden.“⁴⁵

„Die bei 215° sublimirte Substanz ist reine *Pyro-Gallussäure* (Gallus-Brenzsäure), welche repräsentirt wird durch die Formel $C_6H_8O_4$. Die schwarze Substanz hat Pelouze mit dem Namen *Meta-Gallussäure* bezeichnet. Das Verhältniss ihrer Elemente wird durch $C_6H_8O_4$ ausgedrückt.“⁴⁶

„Also wird die Gallussäure in dem einen Falle, wenn man sie bis auf 215° erhitzt, gänzlich in Kohlensäure und in Pyro-Gallussäure umgebildet, und in dem andern Falle, wenn man sie der Temperatur siedenden Oeles unterwirft, verwandelt sie sich in Wasser, Kohle und Meta-Gallussäure.“⁴⁷

„Die Erscheinungen, welche die Gallussäure darbietet, gehören zu derselben Klasse, wie die, welche die Mekonsäure darbietet. (Vgl. den nachfolgenden Aufsatz S. 279.) Herr Robiquet hat bekanntlich gezeigt, dass diese letztere reine Kohlensäure in reichlicher Menge entwickelt, sowohl beim Kürchen mit Wasser, als in trockener Hitze bei 220° , und dass in

beiden Fällen eine neue Säure daraus hervorgehe, welche in ihren Eigenschaften abweicht von der, aus welcher sie entstand.“

„*Ellagsäure.* — Diese Säure bildet sich, wie Herr Chevreul zuerst beobachtet hat, beim Aussetzen eines Gallusaufgusses an die Luft, aus welchem sie sich gleichzeitig mit der Gallussäure absetzt. Sie wird repräsentirt durch die Formel $C_7 H_4 O_4 + H_2 O$, so dass sie durch ein Atom Wasser, welches sie weniger enthält, von der Gallussäure abweicht.“

„*Pyro-Gallussäure.* — Sie ist von glänzender Weisse, und erscheint entweder in Form von Blättchen oder sehr langen Nadeln, die im Wasser sehr löslich, auch im Alkohol und Aether löslich sind. Ihre Reaction auf blaues Lackmus-Papier ist nur sehr schwach. Bei 115° schmilzt sie und gegen 210° beginnt sie zu sieden. Bei 250° schwärzt sie sich stark, lässt Wasser entweichen und liefert einen reichlichen Rückstand von Meta-Gallussäure.“

„Kali, Natron und Ammoniak bilden sehr leicht im Wasser lösliche Salze damit; das Kalisalz krystallisirt in rhomboidalen Tafeln von grosser Weisse. Baryt- und Strontianwasser werden von der Pyrogallussäure nicht getrübt, auch färbt sie sich unter dem Einflusse der löslichen Oxyde nur dann, wenn man Oxygen in Mitwirkung zieht. Das schwefelsaure Eisenoxyd wird, sowohl kalt als warm in eine Lösung von Pyro-Gallussäure eingegossen, augenblicklich in den Oxydulzustand zurückgeführt, und die Flüssigkeit nimmt eine sehr schöne rothe Färbung an, ohne einen Niederschlag abzusetzen. Nimmt man statt freier Säure ein pyrogallussaures Salz oder anstatt des Eisensalzes Eisenoxydhydrat: so erhält man eine Flüssigkeit und einen Präcipitat von schöner, sehr intensiver veilchenblauer Farbe.“

„Die Zusammensetzung dieser Säure ist ebenso gefunden worden, wie Berzelius dieselbe schon vor einer langen Reihe von Jahren angegeben hat. Aber er hatte nur die bearbeitet, welche bei Destillation der Gallussäure entsteht, und die, welche unter denselben Umständen aus dem Gerbestoff entsteht, hatte er nicht analysirt.“

„*Meta-Gallussäure.* — Man erhält sie, indem man Gerbestoff, oder die Gallussäure und Pyrogallussäure einer Tempe-

natur von 250° unterwirft. Kali, Natron, Ammoniak und Baryt lösen sie leicht auf; durch Säuren wird sie aus diesen Salzen in Form schwarzer Flocken von derselben Zusammensetzung, wie die auf trockenem Weg erhaltene Säure, niedergeschlagen. Durch Sieden einer Kalilösung mit überschüssiger Säure bereitetes metagallussaures Kali reagirt neutral auf Pflanzenfarben. Es bildet schwarze Niederschläge mit den Salzen von Blei, Eisen, Kupfer, Zink, Silber, Magnesia, Kalk, Baryt und Strontian. Aus kohlensaurem Kali und Natron entwickelt sie die Kohlensäure mit Brausen; auf den kohlensauren Baryt wirkt sie nicht.⁴

„Im Alkohol ist sie fast ganz unlöslich.“

„Ulmia. — Um die Angabe Boullay's zu prüfen, dass die Ulminsäure die nämliche Zusammensetzung besitze, wie die Pyrogallussäure, wiederholte Herr Pelouze mit Sorgfalt die Analyse des erstern dieser beiden Körper und fand eine von Boullay's Angaben abweichende Zusammensetzung. Sie enthält viel mehr Kohlenstoff und Wasserstoff. Er schreibt diese Abweichung der ungemeynen Schwierigkeit zu, mit welcher das Ulmin sich verbrennen lässt.“

„Setzt man die Gerbsäure, die Gallussäure und die Pyrogallussäure mit einem Ueberschusse von Alkalien der gleichzeitigen Einwirkung der Luft aus, so werden diese Körper rasch zerstört und in eine roth färbende Materie umgebildet, die mit einer gewissen und zwar stets viel geringeren Menge von Kohlensäure, als das Gewicht des absorbirten Sauerstoffgases beträgt, in der Auflösung zurückbleibt. Die Untersuchung dieser Substanz und des Ulmins wird Gegenstand einer andern Deutschrift werden.“ (A. u. O. No. 42, S. 73—74.)

3) Mekonsäure und Meta-Mekonsäure.

Robiquet's, schon an mehreren Punkten dieser Zusammenstellung berührte, interessante Untersuchungen über die Mekonsäuren *) bilden einen Theil seiner im Anfange vorigen Jahres publicirten, an neuen, wichtigen Thatsachen reichen,

*) Vgl. N. Jahrb. d. Ch. u. Ph. Bd. VII. S. 382 ff.

trefflichen Denkschrift über die Hauptproducte des Opiums, welche das *N. Jahrb. d. Ch. u. Ph.* (Bd. VII S. 276 ff. 297 ff. u. 380 ff.) zu seiner Zeit in einem vollständigen Auszuge mitgetheilt hat. Wir können daraus als bekannt annehmen, dass dieser achtbare Chemiker nicht nur einen analogen Unterschied zwischen der auf unserem Wege dargestellten und der sublimirten Mekonsäure nachgewiesen hat, wie zuerst Braconnot zwischen der gewöhnlichen und der Pyro-Gallussäure nachgewiesen, sondern zugleich auch gezeigt hat, dass die in Temperaturen unter 90° gewonnene von der in der Siedhitze aus ihren Salzen abgeschiedenen Mekonsäure, ihren Eigenschaften nach wesentlich abweiche; oder dass die Mekonsäure, während des Siedens mit Wasser, oder noch besser mit freier Säure, namentlich Salzsäure, eine eigenthümliche Umbildung erleide, welche jederzeit von lebhafter Kohlensäure-Entwicklung und meist auch zugleich von Bildung einer braunen extractartigen Substanz begleitet werde, welche letztere indess am reichlichsten bei Behandlung mit blosem Wasser, viel minder reichlich hingegen beim Kochen mit Säuren auftrete. Dessen ungeachtet erhielt Robiquet bei der Elementaranalyse von der umgebildeten Säure ganz dieselben Resultate, wie von der gewöhnlichen, nach Abzug von 21,5 Procent Krystallwasser, welches diese letztere bei 100° bis 120° C. entlässt, während die modifizierte Säure wasserfrei erscheint. Er betrachtete diese wasserfreie Säure daher als eine isomere Modification der gewöhnlichen Mekonsäure und nannte sie in diesem Sinne *Para-Mekonsäure*, indem er die offenkundige Entmischung als unwesentlich und die dabei wahrzunehmende Kohlensäure-Entwicklung lediglich als abhängig betrachtete von der gleichzeitigen Bildung jener braunen extractartigen Substanz, die er indess nicht näher untersuchte.

Ganz andere Resultate erhielt Herr Prof. Liebig, den Robiquet zur Wiederholung seiner Analysen aufforderte, indem er ihn zugleich mit demselben Material versorgte, dessen er sich dazu bedient hatte. Nur vorläufige Nachrichten *) sind uns bis jetzt von Liebig's Untersuchungen, fast gleichzeitig mit Robiquet's Abhandlung, bekannt geworden, indem Herr Professor Liebig, aus Zartheit gegen den achtungswerthen

*) Vgl. *Ann. d. Pharm.* Bd. V. S. 287 und Poggendorff's *Ann.* Bd. XXVII. S. 678 Anm.

französischen Chemiker, welchen schwere Krankheit längere Zeit fesselte, um demselben Zeit zu lassen, die abweichenden Resultate durch wiederholte Versuche selbst zu controliren, deren Publication bis dahin zurückhielt *), wo es Herrn Robiquet ebenfalls möglich geworden, sich öffentlich darüber auszusprechen **).

Nach Liebig's Untersuchungen weicht die modificirte Säure von der gewöhnlichen in der Weise, hinsichtlich ihrer Zusammensetzung ab, dass die Kohlensäure-Entwickelung als notwendige Bedingung ihrer Entstehung erscheint; er nannte sie daher einstweilen *Meta-Mekonsäure*, gegen welchen übrigen bezeichnenden Namen, (wie bei Meta-Gallussäure) nur der Einwand eingerummen ins Gewicht fällt, dass er, durch Klang und Wortbildung zu sehr an *Metamerie* erinnert, mithin den falschen Begriff gleicher quantitativer Zusammensetzung beider Säuren nicht scharf genug ausschliesst, wenn man jene Gattung *Isomerie* nicht lieber, zwar langweiliger, aber bezeichnender, *Metamerie* nennen (und eben so *Polgisomerie* für Polymerie in Zukunft schreiben) will.

Herr Professor Liebig erhielt nämlich folgende Resultate:

In seinem zum Behufe der organischen Analysen eingerichteten neuen Trocken-Apparate ***)) lieferten

Krystall. Mekonsäure	2,568 Gramms.	bei 100 bis 120° C. Wasser	0,540 = 21 p. C.
Meta-Mekonsäure	-	-	- keine Spur.

Ferner lieferten beim Glühen von

Mekonsäure I.	0,803 Gramms.	mit Kupferoxyd	1,226 Kohlensäure und 0,146 Wasser.
II.	0,948	-	1,445 Kohlensäure und 0,181 Wasser.
Metamekonsäure I.	0,403 Gramms.	mit Kupferoxyd	0,677 Kohlensäure und 0,095 Wasser.
II.	0,317	-	0,898 Kohlensäure und 0,129 Wasser.

*) Poggendorff's Ann. N. B. 1834. No. 11. S. 168 ff.

***) Ann. de Chim. et de Phys. T. LIII. S. 423 ff.

***)) Poggendorff's Ann. Bd. XXVII. S. 679 ff.

Mekonsäurem Silberoxyd 0,361 Gramm. für sich 0,179 Metall = 136,0 Säure 1274,306
Metamekonsäurem Silber I. 0,317 - - - 0,085 Metall = 136,0 Säure 1098,0
II. 0,257 - - - 0,100 Metall = 136,0 Säure 2021,0

entsprechend der Zusammensetzung der

		<i>wasserfreie Mekonsäure</i>			
		nach dem Versuch		nach der Berechnung	
		I.	II.	in 100 Th.	n. Atongewichten
Kohlenstoff	42,11184	42,1473	42,400	535,059	= 7 At.
Wasserstoff	2,01517	2,1214	1,979	24,938	= 4 -
Sauerstoff	55,87301	55,7313	55,561	700,000	= 7 -
				1259,995	= 1 At.
		<i>Meta-Mekonsäure</i>			
Kohlenstoff	46,45	46,37	46,62	917,244	= 12 At.
Wasserstoff	2,61	2,77	2,55	49,972	= 8 -
Sauerstoff	50,91	50,96	50,85	1000,000	= 10 -
				1967,116	= 1 At.

Robiquet hingegen hatte erhalten für die

<i>Kryst. Mekonsäure</i>	<i>Para-Mekonsäure</i>
Kohlenstoff 41,199	45,278
Wasserstoff 4,436	3,651
Sauerstoff 54,365	51,073
100,000	100,000

und daraus die Formeln $C_7 H_7 O_7$ ($= C_7 H_7 O_6 + H_2 O$) für erstere und $C_7 H_7 O_6$ für die andere Säure abgeleitet.

Ziehen wir nun, bei Zugrundelegung von Liebig's Formeln



und es springt nicht nur der Vorgang bei dieser Umwidmung und die wesentliche Verknüpfung derselben mit der gleichzeitigen Kohlensäure-Entwickelung klar in die Augen, sondern auch ein anderer bemerkenswerther Umstand: der Verlust der Hälfte ihrer Sättigungscapacität nämlich, welchen die Mekonsäure mit dem Verluste von 1 Aeq. Kohlensäure bei dieser Umwidmung erleidet, was auf sehr interes-

sante Resultate bei einer nähern Untersuchung der Verbindungen beider Säuren hindeutet. Bei der analogen Umbildung der Gallensäure findet dieser Umstand nicht statt, wie es scheint (vgl. S. 277). Auch treten in der That gar manche Verschiedenheiten beider Prozesse vor Augen, deren durchgreifende Vergleichung indess erst nach einer wiederholten Analyse der Pyromekonsäure möglich sein wird, da Robiquet's Resultate vielleicht ebenfalls noch eine Abänderung erleiden dürften, obwohl sie mit Liebig's Analysen sehr wohl sich vereinigen lassen, denen zu Folge die Meta-Mekonsäure durch Verlust von 2 Aeq. Kohlensäure und einem Aeq. Wasser in wasserfreie Pyromekonsäure, (die bei der Reinigung durch Umkrystallisiren wahrscheinlich 1 MG. Wasser aufnimmt) entsprechend $C_{12}H_8O_{10} - 2CO_2 + H_2O = C_{10}H_6O_8$ übergehen würde; ob ohne Veränderung der Sättigungscapazität? Wie es scheint; doch verdient diess noch genauere Untersuchung. Der Verlust an Kohlensäure wäre hierbei also genau eben so gross, wie der beim Uebergange der Mekonsäure in Metamekonsäure.

Uebrigens stehen Liebig's Resultate wesentlich im Einklange mit denen Robiquet's. Er rühmt dessen Verfahren zur Darstellung der Mekonsäure als empfehlungswerth und bestätigt dessen Beobachtung einer ungewöhnlich grossen Neigung der Kohle, mit der Mekonsäure eine sehr innige Verbindung einzugehen; zwar lasse sich die Mekonsäure und der saure mekonsaure Kalk sehr gut entfärben mit Blutkohle, aber diese müsse zuletzt mit kohlensaurem Kalk ausgekocht werden, wenn man nicht den grössten Theil der Mekonsäure verlieren wolle. Ihre Verbindungen mit Basen seien fast alle schwerauflöslich und leicht krystallisirbar, mit Ausnahme des leicht löslichen nicht krystallisirbaren Morphinsalzes.

Zur Darstellung reiner Meta-Mekonsäure empfiehlt Liebig das Kochen krystallisirter Mekonsäure mit (nicht eisenhaltiger, wovon sie rüthlich gefärbt wird) rauchender Salzsäure, wobei die Kohlensäure unter starkem Aufrausen, wie aus einem kohlensauren Salz entweicht, während keine Spur der braunen extractartigen Substanz dabei zum Vorschein kommt. Scheinbar gerade im Gegensatze von Robiquet's Ansicht beobachteten Liebig aber, dass mit deren Bildung auch die Kohlensäure-

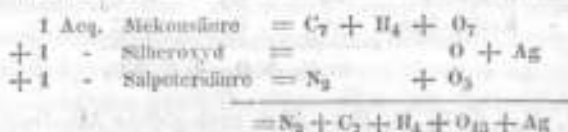
Entwicklung in gleichem Verhältnisse abnehme. Beim Erhitzen mit blosem Wasser bis zum Sieden färbt sich dieses in der Umgebung der Säure anfangs citronengelb, ohne Kohlensäure-Entwicklung, die erst beim fortgesetzten Kochen, wobei die Flüssigkeit immer trüber und dunkler braun, zuletzt beinahe schwarz wird, obwohl in viel geringerer Stärke, als bei der Behandlung mit Salzsäure bemerkbar wird.

Auch gedenkt Liebig häufig noch einer andern, schon bei früherer Gelegenheit erwähnten, interessanten Zersetzung der Mekonsäure, welche in diesem Zusammenhange hier auch eine Stelle verdient. Eine wässrige Lösung der Mekonsäure fällt nämlich aus der Auflösung salpetersauren Silbers-mekonsaures Silberoxyd, als blendendweissen, beim Auswaschen und Trocknen in glänzende krystallinische Blättchen sich verwandelnden Niederschlag; wird aber dieses Salz in etwas concentrirter Salpetersäure gelöst und die klare Auflösung etwas erwärmt: so scheidet sich nach einiger Zeit, unter heftiger Zersetzung, reines Cyansilber, als weisser krystallinischer Niederschlag aus. Ausdrücklich wird in den *Ann. der Pharm.* Bd. V. (1833) S. 287, wo zuerst davon die Rede war, hervorgehoben, dass Dämpfe von salpeteriger Säure dabei nicht bemerkbar sind, wenn der Säureüberschuss nicht zu gross ist; im letztern Fall erzeugt sich dann auch nur wenig, auch wohl gar kein Cyansilber, während die Bildung von Kleesäure in gleichem Verhältnisse zunimmt. Denn auch schon bei dem zuerst berührten Verhältnisse füllte vorsichtig zu der über dem Cyansilber stehenden Flüssigkeit hinzugefügtes Ammoniak kleesaureres Silberoxyd. „Bei der Zersetzung der Mekonsäure durch Salpetersäure“, sagt Herr Professor Liebig, „zerfällt sie in diesem Falle gänzlich in Kohlensäure, Kleesäure, Cyan- oder Blausäure und Wasser, Producte, die sich aus der Formel $C_7 H_4 O_7$ mit Leichtigkeit entwickeln lassen.“

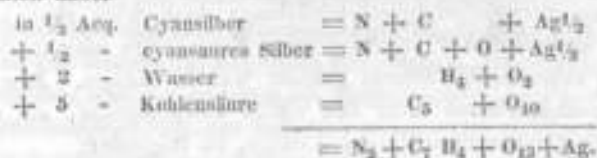
Wir wollen diesen Fall einmal ein wenig ins Auge fassen; genaues Studium solcher Zersetzungen wird unfeldbar, wenigstens bisweilen, gute Fingerzeige hinsichtlich der chemischen Constitution mancher, insbesondere sogenannter organischer Verbindungen darzubieten im Stande sein. Wir können uns nämlich zwei Fälle denken, in welchen Salpetersäure und Mekonsäure ohne Entwicklung von salpeteriger Säure sich wechselt-

selbig zersetzen: entweder indem gleiche Aequivalente ver-
 eint, unter *Bildung* und Anscheidung von $1\frac{1}{2}$ Aeq. Wasser
 in Blausäure, Cyansäure (Cyan mit 2 Aeq. Wasser) und in
 Kohlensäure, oder indem sie, unter *Bindung* von 1 Aeq.
 Wasser in klee-saures Ammoniak und Kohlensäure zerfallen.
 Ersterer Fall wird vorzugsweise beim Vorhandensein von Basen, in
 Folge ihrer säurefördernden Tendenz, letzterer beim Vorhandensein
 freier Säure, aus entgegengesetzten Gründen, stattfinden. Auch
 die grosse Verwandtschaft des Silbers zum Cyan und die Un-
 löslichkeit desselben ist im erstern Falle mit in Anschlag zu
 bringen. Das klee-saure Ammoniak im andern Falle bildet sich
 immer auf Kosten des Cyans unter Bindung von 3 Aeq. Was-
 ser, denn $C_2 N_2 + 3H_2 O = C_2 O_3 + N_2 C$. Wir sprechen
 natürlich immer nur von den Fällen, wo keine salpeterige
 Säure sich entwickelt.

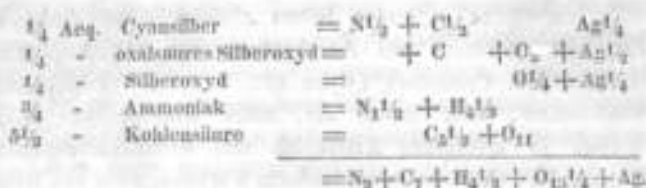
Wir wollen nun zunächst den ersten Fall in Betracht ziehen.



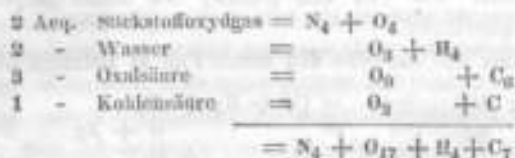
zerfallen dabei



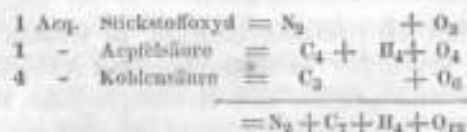
Sollte lediglich nur Cyansilber entstehen, so müssten we-
 nigstens 6 Aeq. Wasserstoff vorhanden sein. Bei Anwesenheit
 von freier Säure wird natürlich auch eine entsprechende Menge
 der Cyansäure im Bildungsmoment, unter Wasserbindung in
 Kohlensäure und Ammoniak zersetzt, denn $C_2 N_2 O + 3 H_2 O$
 $= 2 CO_2 + N_2 H_4$. Unter diesen Umständen kann dann
 auch eine grössere oder geringere Menge von oxal-saurem Am-
 moniak auf Kosten des Cyans und sonach oxal-saures Silber
 entstehen. Denken wir uns z. B. die Elemente des Cyans zur
 Hälfte in dieser Weise durch freie Säure in klee-saures Am-
 moniak umgebildet und das cyansaure Silberoxyd ebenfalls zer-
 setzt, so erhalten wir:



Unter diesen Umständen wird mithin $\frac{1}{4}$ Aeq. Wasser gebunden; mindestens 1 Aeq. überschüssiger Säure wird aber dann erforderlich sein, um $\frac{1}{4}$ Aeq. Silberoxyd + $\frac{3}{4}$ Aeq. Ammoniak zu neutralisiren. Nur unter solchen Umständen wird ohne Entwicklung von salpeteriger Säure Oxalsäure entstehen können. Zersetzen sich beide Aequivalente Salpetersäure, unter Entwicklung von Stickstoffoxydgas, so werden wir erhalten

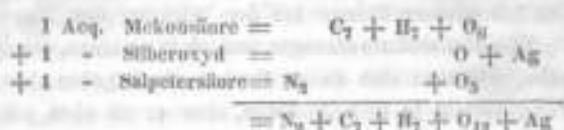


$= 2 (\text{N}_2 \text{ O}_2) + \text{C}_7 \text{ H}_4 \text{ O}_7$. Aber auch gleiche Aequivalente Salpetersäure und Mekonsäure können sich wechselseitig zersetzen unter Salpetergasentwicklung; dann wird aber jederzeit eine ternäre Verbindung neben Kohlensäure oder Oxalsäure oder neben beiden Säuren gebildet werden müssen. Eine der wahrscheinlichsten unter den vielen Combinationen, die unter diesen Umständen stattfinden könnten, ist folgende:

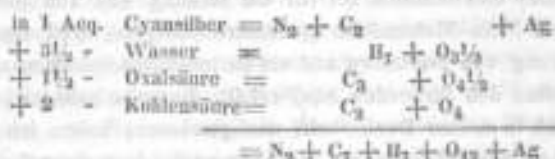


Man sieht, wie mannigfach verschieden die Resultate dieses Zerlegungs-Processes ausfallen können. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, die verschiedenen Bedingungen auseinanderzusetzen, unter welchen bald diese, bald jene Resultate zum Vorschein kommen werden, von denen einige wenigstens mit grosser Sicherheit sich würden im Voraus bestimmen lassen. Indess wollen wir noch einen Blick darauf werfen, wie die Resultate ausfallen müssten, wenn Robiquet's Formeln den naturge-

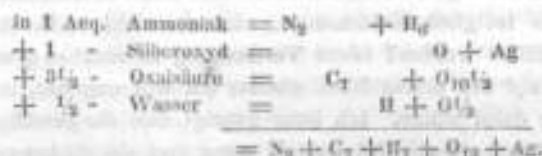
müssen Ausdruck für die Zusammensetzung der Mekonsäure enthalten. Unter diesen Umständen würden nämlich



im ersten Falle, wo keine freie Säure vorhanden, zerfallen



und im zweiten Falle, wo freie Säure vorhanden, der hier vielleicht stets eintreten dürfte, da, wie wir so eben gesehen haben, bei diesem Prozesse selbst jederzeit viel freie Säure gebildet wird:



Wir sehen demnach, dass jener nette Versuch, obwohl er nicht in der Absicht, scharfe numerische Resultate zu erhalten, und mit den dazu erforderlichen Rücksichten, angestellt ist, dennoch Liebig's Formel sehr wohl entspricht, mit Robiquet's hingegen unverträglich erscheint.

Herr Robiquet hat bei Wiederholung seiner Analysen mit Liebig's Angaben nahe zusammenstimmende Resultate erhalten; dennoch hegt er noch einige Zweifel, dass der Vorgang bei dieser Umbildung in der That wirklich so einfach sei, wie ihn die Vergleichung der Formeln auf den ersten Blick erscheinen lässt. Es wird gut sein, hier Herrn Robiquet selbst redend einzuführen:

„Ich sagte ihm (Herrn Liebig) unter andern,“ heisst es in den *Ann. de Chim. et de Phys.* (LIII. 427.), „dass, bevor ich zur Elementar-Analyse dieser Säuren geschritten, beinahe derselbe Gedanke, beide, als lediglich nur durch eine gewisse Quantität von Kohlensäure von einander abweichend, zu betrach-

ren, sich bei mir festgesetzt hatte; indessen trat diesem Schlusse die Bildung jener braunfärbenden Substanz entgegen, welche sich in ziemlich grosser Menge bei der Wirkung des Wassers auf gewöhnliche Mekonsäure erzeugte, und ich fügte hinzu, dass ich nicht einsehe, wie man sich davon Rechenschaft geben könne. Herr Liebig spricht in dem Aufsätze, den er so eben publicirt hat, die Meinung aus, dass die Erzeugung dieses färbenden Stoffes unwesentlich sei für die Bildung des von ihm vor der Hand Meta-Mekonsäure genannten Körpers, weil man bei Einwirkung von Salzsäure auf ein mekonsaures Salz, jene zweite Säure ohne den färbenden Stoff erhält. Dasselbe habe ich in der That auch in meiner Denkschrift nachgewiesen; indem ich diese Beobachtung anführte, sagte ich aber auch, dass diese färbende Substanz wohl in dem Maasse, als sie sich bildet, durch die Wirkung der Säure wieder zerstört werden möge, und ich fügte hinzu, nicht leiste Gewähr, dass bei dieser andern Weise, die Mekonsäure zu gewinnen, durchaus kein anderes Product entstehe, als lediglich Kohlensäure. Könnte nicht z. B. Wasser dabei gebildet werden? Diese Vermuthung ist nicht so grundlos, als man auf den ersten Blick glaubt; ich will angeben, worauf ich mich dabei stütze. Ich habe gezeigt, dass die gewöhnliche, bei 120° getrocknete Mekonsäure, wenn man sie stärker erhitzt, eine grosse Menge von Kohlensäure liefert. Die von Herrn Liebig ausgesprochene Meinung hat mir diese Erfahrung im Gedächtnisse zurückgerufen und mir die Möglichkeit begreiflich gemacht, die gewöhnliche Mekonsäure durch bloße Erhitzung in Meta-Mekonsäure umzuwandeln.⁴

„Ich richtete mir daher einen Apparat in der Weise vor, dass ich die bei 120° getrocknete Säure allmählig erhitzen und alle Producte genau auffangen konnte. Auch richtete ich mich so ein, dass jeden Augenblick die Temperatur bestimmt und diese nach Belieben stationär oder progressiv gemacht werden könne. Im Laufe dieser Arbeit beobachtete ich Folgendes:⁴

„Als das Marienhut die Temperatur von 120° C. erreicht hatte, verdampfte noch ein wenig von einigen Blasen Kohlen-säure begleiteter Feuchtigkeit; dann hörte diese Gasentwicklung auf, und diese Unterbrechung wurde benützt, die Röhren von Neuem zu trocknen; nachher wurde die Temperatur stufenweise bis auf 170° gesteigert. Die Gasentwicklung war

unmehr sichtlich; aber auch viel Wasser sah man rieseln in den Röhren. Bei 200° folgten die Gasblasen einander häufiger und bei 220° bildeten sie einen ununterbrochenen Strom. In diesem Zeitpunkte sah man weissliche Dämpfe erscheinen und die Gasentwicklung stand plötzlich still; nichts desto weniger wurde diese Temperatur noch eine Zeitlang unterhalten, dann auf 230° gesteigert, ohne neue Erscheinungen wahrzunehmen. Auf diesem Punkte angelangt, wurde das Ganze der Abkühlung überlassen, um die Veränderung zu bestimmen, welche die Säure in diesem Zeitraume ihrer Zersetzung erlitten hatte.“

„Der Rückstand war sichtlich verkohlt; die Farbe war aschgrau; man unterschied mit bloßen Augen eine Menge kleiner krystallinischer Blättchen. Mit kochendem Wasser behandelt, war eine grosse Menge davon erforderlich, um ihn zu lösen, was unmittelbar bewies, dass man nicht mehr mit der ursprünglichen Säure zu thun hatte. Diese Lösung, welche ohne Gasentwicklung vor sich ging, wurde kochend filtrirt; sie liess beim Abkühlen eine grosse Menge eines leichten krystallinischen Pulvers von gelblicher Farbe fallen, welches alle Eigenschaften der ehemaligen Para-Mekkonsäure besass.“

„Ich habe diesen Versuch nur ein einziges Mal angestellt, und obwohl ich mit grosser Sorgfalt zu Werke gegangen bin, so will ich doch nicht die positive Behauptung wagen, das Wasser sei ein constantes Erzeugniss dieser Zersetzung durch Feuer; wenn aber, wie ich alle Ursache zu glauben habe, dieses sich bestätigen sollte, so könnte man als wohl erwiesen betrachten, dass der Unterschied beider Säuren nicht bloß durch Kohlensäure auszudrücken sei. Es kann jedoch gar kein Einwurf stattfinden, wird man sagen, gegen eine Elementar-Analyse, wenn deren Resultate von einem Manne, wie Liebig, verbürgt werden. Und auch ich bin huldig überzeugt, man könne nicht besser thun auf dem gegenwärtigen Standpunkte; wer aber möchte behaupten, dass unsere analytischen Methoden, denen schon so viele glückliche Verbesserungen zu Theil geworden, nicht fähig wären, noch neue zu erhalten, und dass wir wirklich in dieser Beziehung die äussersten Grenzen der Genauigkeit erreicht haben? Ohne Zweifel Niemand.“

Auch wir unterschreiben diesen letzten Satz des achtungswerthen französischen Chemikers aus voller Ueberzeugung;

dennoch können wir der Folgerung nicht beistimmen, welche er aus obigen Versuche abzuleiten geneigt ist. Vielmehr müssen wir zuerst bedauern, dass es Herrn Robiquet nicht gefallen hat, die Einrichtung seines Apparats genauer auseinanderzusetzen, um beurtheilen zu können, ob die Hitze, durch die ganze Masse der Säure gleichmässig vertheilt, einwirkte; ferner, dass die entwickelten Gase nicht geprüft wurden, ob sie wirklich einzig und allein aus Kohlensäure bestanden, und dass überhaupt der Versuch nicht so geleitet wurde, dass qualitativ und quantitativ scharf bestimmte Resultate erhalten wurden. Die aschgraue Farbe, die sichtlichen Zeichen der Verkohlung, deuten offenbar auf theilweise Zerstörung der Säure, wobei das Auftreten von Wasser nicht befremden kann. Dann aber wird neben Kohlensäure auch Kohlenoxydgas sich verflüchtigt haben; denn $C_7 H_4 O_7$ ist $= 2 (H_2 O) + 5 (CO) + C_2$; anderer dabei möglicher Combinationen nicht zu gedenken. Auch deuten die weisslichen Dämpfe auf Bildung von Pyro-Mekonsäure, wobei, wie wir oben gesehen haben, selbst wenn wir Robiquet's Formel für diese Säure zu Grunde legen, 1 Aeq. Kohlensäure und 1 Aeq. Wasser aus jedem Aeq. Mekonsäure entstehen. Denken wir uns ferner die Hälfte der Mekonsäure in Pyromekonsäure verwandelt, so erhalten wir aus 2 Aeq. Mekonsäure



d. h. 1 Aeq. Meta-Mekonsäure ($= C_{12} H_7 O_{10}$) wovon $\frac{1}{2}$ Aeq. Wasser, welches entweder während der Operation selbst schon oder erst bei der nachherigen Auflösung im Wasser gebildet werden könnte, indem dann in diesem letztern Fall ein ähnliches Verhältniss des Rückstandes zur Meta-Mekonsäure stattfinden würde, wie bei der Citronensäure in mehreren starkerhitzten citronensauren Salzen zur wasserleeren Citronensäure. Diess könnte erklären, warum, wie es scheint, keine, oder vielmehr nur eine geringe Menge von Pyromekonsäure in dieser hohen Temperatur sublimirt. Obgleich fehlt es in dieser Beziehung an genaueren Bestimmungen. Auch die Verschiedenheit der Resultate, welche eine allmählig erhöhte und

nach gesteigerte Temperatur beider Gallussäuren bewirkt, verdient hier Beachtung. Uebrigens sieht man, dass die scheinbare Analogie beider Prozesse bei den Mekon- und den Gallussäuren keinen vollständigen Parallelismus darbietet; das Verhalten der Pyro-Mekonsäure zur Meta-Mekonsäure ist vielmehr bis auf einen gewissen Grad das Umgekehrte von dem der Pyro-Gallussäure zur Meta-Gallussäure; eine andere, die Sättigungscapacität betreffende, Verschiedenheit der modificirten Säuren ist bereits oben angedeutet worden.

Jedenfalls verdient das Verhalten und die Zusammensetzung der Pyro-Mekonsäure *) und jener braunen färbenden Substanz noch genauere Untersuchung, die wir vielleicht von Herrn Liebig zur Vervollständigung der Acten dieser interessanten Prozesse erwarten dürfen.

Schlüsslich verdient noch folgende Bemerkung Robiquet's hier einer Erwähnung:

„Ich würde mich daher wohl gern,“ führt er an der vorhin angezogenen Stelle (s. oben S. 289.) fort, „neuen Untersuchungen über die Mekonsäuren hingeben, fände ich mich nicht durch einen sonderbaren Umstand, den ich mir nicht zu erklären weiss, gänzlich entblösset von mekonsaurem Kalk. Seit Bekanntmachung meiner Abhandlung bediene ich mich zur Ausziehung des Morphin des Verfahrens von Grégory und Robertson **, und dennoch habe ich, man denke, beinahe 3 Centner Opium bearbeiten lassen, ohne mekonsauren Kalk ausscheiden zu können. Es war in Folge der Doppelzersetzung mit salzsaurem Natron ***) durchaus nichts Anderes als schwefelsaurer Kalk zu sammeln. Diese Thatsache dient der vor langer Zeit schon von Dupuy, Apotheker zu Paris, ausgesprochenen Meinung zur Stütze, welcher behauptet hat, das Morphin sei als schwefelsaures, und nicht mekonsaures, Salz im Opium vorhanden. So viel ist ganz gewiss, dass dieser junge Chemiker zu wiederholten Malen schwefelsaures Morphin

*) Robiquet berührt noch noch eine andere, nicht genauer untersuchte krystallinische Substanz, die er bei Darstellung der Pyromekonsäure erhält. (Vgl. *N. Jahrb.* 1833. VII. 391.)

***) *N. Jahrb. d. Ch. u. Ph.* 1833. VII. 297 u. 326.

****) Soll wohl heissen: „mit salzsaurem Kalk.“

erhalten hat, als er concentrirte Opium-Lösungen lange sich selbst überliess. Da es aber andererseits eben so feststeht, dass man bei Behandlung des Opiums mit salzsaurem Kalk häufig mekonsaures Kalk enthält, welches mit schwefelsaurem Kalk vermengt ist: so ist wohl voranzusetzen, das Morphin befinde sich bald als schwefelsaures, bald als mekonsaures Salz darin; und es ist sogar sehr wahrscheinlich, dass in den meisten Opiumsorten beide Salze gleichzeitig vorkommen. Wie dem auch sei, so war ich doch aus Mangel an Material nicht im Stande, neue Mekonsäure zu bereiten, und ich sah mich daher gezwungen zu erwarten, dass günstigere Umstände mir gestatten werden diese Arbeit wieder aufzunehmen.⁴

„Einen glücklichen Ersatz dafür gewährte der Umstand, dass ich bei meinen letzten Arbeiten mit Opium eine ziemlich grosse Menge Codein sammeln konnte, und es hat mir um grössere Befriedigung gewährt, da ich es in sehr reinem und vollkommen krystallisirtem Zustand erhalten habe, in Form gerader Prismen mit rhomboëdraler Basis, bald abgeplattet, bald verlängert und mehr als 6 Linien Seite.“ — Man wird sich erinnern, dass Herr Couërbe ein ähnliches Wechselverhältnis hinsichtlich des Vorkommens zwischen Mekonia und Mekonsäure in verschiedenen Opiumsorten beobachtet hat. (Vgl. *N. Jahrb. d. Ch. u. Ph.* VII. 303.)

„Ich werde diesen Umstand benützen,“ schliesst Herr Robiquet, „dieses schöne Product, wovon ich Anfangs nur eine sehr kleine Menge erhalten hatte, und das so zu sagen nur angedeutet ist in meiner Denkschrift, mit Sorgfalt zu studiren.“ — In dem *Journ. de Chim. méd.* Dec. 1833. S. 748 finden wir bereits angemerkt, dass Herr Robiquet der *Soc. de Pharm.* in ihrer Sitzung am 6. Nov. vorigen Jahres sehr schöne Proben von Codein und von Doppelsalzen desselben mit Morphin vorgelegt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Metallurgie.

I.

Ueber den Guss der Bronzegeschütze,

VON

Dr. MORITZ MEYER.

In einer früheren Reihe von Abhandlungen (*Erdm. Journ.* Bd. 10 u. 11) bezeichnete ich den jetzigen Standpunkt der Kunst Bronzegeschütze zu giesen. Es boten sich dabei noch manche Räthsel, die bei der damaligen Kenntnis von der chemischen Zusammensetzung des Bronzes nicht zu lösen waren. Namentlich ist hieher zu rechnen das Erscheinen der sogenannten Zinnflecke, die verschiedenen quantitativen Verhältnisse von Kupfer zu Zinn in Ein und demselben grossen Bronzestück, und ferner die geringe Haltbarkeit einzelner, besonders der neueren französischen Bronzegeschütze im Vergleich mit älteren französischen und noch jetzt in andern Ländern gegossnen Geschützen.

In neuerer Zeit ist es mir, wie ich glaube, gelungen die Art, wie sich Kupfer und Zinn mit einander verbinden, zu ermitteln. Die Resultate meiner Untersuchungen gab ich in einer im 18ten Bande von *Erdm. Journ.* befindlichen Abhandlung; durch diese Ermittlung wurde die Bildung von Zinnflecken und die ungleiche, und zwar constant ungleiche Vertheilung des Zinns im Bronze von selbst verständlich, und es bleibt jetzt nur noch übrig zu versuchen, den Einfluss der Zinnmenge bei verschiedener Grösse des Geschützes, und gegebner Gussprocedur näher zu erörtern, um so vielleicht die räthselhaften Erscheinungen in Bezug auf die Haltbarkeit des Bronzegeschützes aufzlichten zu können. — Da jetzt die Natur der Verbindung erkannt ist, so werden sich die Gesetze, denen sie unterliegt, vielleicht auf theoretischem Wege leichter als auf dem des Ver-

suchen ermitteln lassen, was um so wünschenswerther ist, als der Versuch nur im Grossen, durch den Guss wirklicher Geschütze, und durch ein Beschliessen mit vielen 1000 Schüssen angestellt werden könnte, und wir, namentlich in dem grossartigen Versuche von Douay 1786 einen deutlichen Beweis haben, wie man etwa 150,000 Thaler verexperimentiren kann, ohne irgend einen Aufschluss über den fraglichen Gegenstand zu erhalten.

Man hat in neuerer Zeit in einigen Ländern fast die Hoffnung aufgegeben, haltbares Bronzegeschütz darstellen zu können, und es sind deshalb wiederholt Versuche mit 3 und 4fachen Legirungen oder mit mechanischen Aneinanderfügungen verschiedener Metalle vorgenommen worden. Der Erfolg war immer wenig günstig, und die Schwierigkeit, die man jetzt schon im Legiren zweier Metalle findet, würde gewiss noch bedeutend durch den Zusatz eines dritten Elements gesteigert werden. Andererseits zeigen die Bronzegeschütze anderer Länder eine vollständig genügende Haltbarkeit; ein Beweis, dass man nicht in der Ferne zu suchen brauche, was man verlangt, sondern dass die Nähe es schon gewährt. Worin es nun aber liegt, dass ein scheinbar gleiches Verfahren im Gusse so ungleiche Resultate geben könne, das ist das eigentlich hier zu lösende Räthsel.

In der angeführten späteren Abhandlung zeigte ich, dass Kupfer mit Zinn nur eine chemische Verbindung, die von 1 Mischungsgewicht Zinn auf 4 M. G. Kupfer oder 31,55: 68,45, eingehe, dass diese, die wir *Legirung* nennen wollen, sich mit Kupfer oder Zinn mechanisch mengen könne, wodurch 2 analoge Reihen von Gemischen entsteht, und dass das Geschützbronze, das Glockengut u. s. w. Glieder der einen Reihe der Mischung, nämlich der von Legirung und Kupfer seien.

Leider sind die Gesetze der mechanischen Mengungen noch sehr wenig untersucht. Nimmt man die sich hier bietende Gelegenheit wahr, eine solche Mischung zu beobachten, so findet man, wenigstens für den vorliegenden Fall, folgende Anhaltspunkte:

1) Der schwerer schmelzbare Theil wird in der Mischung leichtflüssiger, doch erstarrt er immer noch früher als der leicht schmelzbare.

2) Specificsches Gewicht und Cohäsionszustand liegen ziemlich im arithmetischen Mittel.

3) Das Gemenge kann, wenn es beim Erstarren gemengt bleibt, bei gewissen Zahlenverhältnissen eine Structur annehmen, die keinem der beiden Gemengtheile eigenthümlich ist; es scheint wenigstens, als sei der krystallartige Bruch des guten Bronzes von etwa 31 p. C. Legirung (10 Zinn), der sich wesentlich von jedem andern durch die rauhen leinewandartig gegitterten Krystallflächen unterscheidet, etwas ganz eigenthümliches, was kaum aus den Krystallen der Legirung und der faserigen Structur des Kupfers als Mittelzustand hervorgegangen sein kann.

4) Diese Eigenschaften zeigen sich um so charakteristischer, je inniger die mechanische Mengung ist.

Aus der ersten Eigenschaft geht hervor, dass das Gemenge beim Erstarren nur dann in seiner innigen Mengung bleiben kann, wenn an allen Theilen die Erstarrung gleichzeitig eintritt und fortschreitet; es ist aber gleichviel, wie *schnell* dies geschieht. Jedenfalls erstarrt zwar auch hier der schwerer schmelzbare Theil zuerst, da aber die Zusammenziehung desselben dabei nach allen Seiten hin gleich ist, so müssen die Partikeln des noch flüssigen 2ten Gemengtheiles an ihrer Stelle bleiben. Langsame oder sehr rasche Erkaltung hat daher gleiche Wirkung, wenn sie nur überall gleichzeitig und in gleichem Maasse statt hat.

Geht aber die Erstarrung von einem Punkte aus, oder geschieht sie an verschiedenen Theilen verschieden schnell, so zieht sich da, wo die Erstarrung zuerst eintritt, der schwerer schmelzbare Theil auf eine Seite zusammen, von der andern ist noch keine Gegenspannung vorhanden, der noch flüssige 2te Gemengtheil wird daher dorthin gedrückt, und es bildet sich nun an der Erstarrungsstelle eine Mengung, die ärmer an dem leichtflüssigeren Gemengtheil ist, als die übrigen. Geht diese von einem Punkte ausschreitende Erstarrung langsam vor, so wird die Mengung innig gemischt bleiben, nur dass sie nach dem Erstarren, je weiter vom Anfangspunkte sie entfernt liegt, desto reicher am leichtflüssigen Gemengtheil sein wird. Geht diese einseitige Erstarrung aber sehr rasch vor sich, so wird,

Je mehr die Erstarrung vorrückt, und je mehr daher schon Partikeln des leichtflüssigen Theils vorgedrückt worden, die innige Verbindung desto mehr aufgehoben werden, und es werden sich diese Partikeln anfangen an einzelnen Stellen zu sammeln, oder sie werden in Hissen, welche sich beim Erstarren des strengflüssigen Gemengtheils bildeten, hineinlaufen, und diese Ausscheidungen werden von Stelle zu Stelle grösser werden.

Diese Einwirkung der ungleichzeitigen Erstarrung wird jedesmal verschwinden, wenn einer der beiden Gemengtheile bedeutend quantitativ vorwaltet; doch wird das Maximum der Wirkung nicht bei gleichen Theilen beider liegen, da die strengflüssigere Substanz allein die *materia peccans* ist, sondern es wird das Maximum ziemlich innerhalb der Grenzen liegen müssen, wo der leichtflüssige Gemengtheil nur $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ der Mengung bildet.

Wenden wir dies auf das Geschützbronze an, so ergibt sich Folgendes. Im Schmelzofen ist das Gemenge mehr gleichartig und völlig innig gemischt; denn das spezifische Gewicht beider geschmolzener Metalle (der Legirung und des Kupfers) ist nur wenig von einander verschieden und Flüssigkeiten der Art pflegen sich von selbst innig zu mischen. So kommt das Gemenge in die Form. Soll es völlig innig gemengt bleiben, so müsste die Erkaltung völlig gleichzeitig durch die ganze Metallmasse geschehen, gleichviel wie rasch. Hierin liegt ein Vortheil des ehemals üblichen Kerngusses, wo die Erkaltung von Innen und Aussen gleichzeitig begann, die Erstarrung daher bei weitem mehr der allgemein gleichzeitigen sich näherte, als beim Massivguss, wo sie nur von Aussen nach Innen vorschreitet; dieser Vortheil musste, wie es auch wirklich der Fall ist, sich in dem Masse mehr hervorstellen, als die Masse des Geschützes grösser war; daher zeigt der Massivguss seinen Nachtheil am meisten beim groben Geschütz, bei den 16 und 26 pfündigen Kanonen. Eben so musste der Nachtheil sich um so grösser zeigen, je mehr die Legirungsmenge im Gemisch sich von $\frac{1}{4}$ (25 Legirung oder 8 p. C. Zinn) entfernte und dem $\frac{1}{2}$ (50 Legirung oder 16 p. C. Zinn) näherte. — Hat man also durch andere Gründe veranlasst diesen Vortheil aufzugeben, und will man sich der ungleichzeitigen Erkaltung bedienen, so muss nach dem Obigen mit aller Sorgfalt darauf

gesehen werden, dass sie möglichst langsam von aussen nach innen fortschreite, und zwar in dem Masse mehr, als der Gehalt an Legirung grösser ist, namentlich wenn er sich dem Maximo der leichten Absouderung, was etwa bei $\frac{3}{4}$ also 36 p. C. Legirung oder 12 Zinn liegen wird, nähert. Nimmt man stark wärmeleitende Formen, so steigt selbst bei nur 30 p. C. Legirung eine weisse Metallmasse mitten aus der Achse des Rohrs, oft sogar sprungweise heraus, und man wird nur ein Gemenge von vielem Kupfer und sehr weniger Legirung, und zwar diese nesterweise in das Kupfer eingelagert, in der Form behalten. Je langsamer die Wärmeableitung dagegen geschieht, desto weniger wird das richtige Verhältnis gestört werden. Beim kleinen Geschütz wird, wie erwähnt, der Unterschied der Erkaltung niemals so stark hervortreten als beim grossen, beim heissen Guss weniger, als wenn das Metall kalt war *) .

Man möge aber die einseitige Erkaltung noch so langsam eintreten lassen, eine gewisse Aussonderung wird immer statt haben, also die Achse des Rohrs immer zinnreicher ausfallen als die äussere Fläche, und der Legirungsgehalt überhaupt von aussen nach innen zunehmen; diess wird bei gleichen Formen u. s. w. in dem Masse stärker sein, als das Geschütz grösseren Durchmesser hat. Da nun die Mitte des Geschützes herausgehohlet wird, so wird jedenfalls ein grosses Geschütz dadurch mehr an absolutem Legirungsgehalte verlieren als ein kleines, also aus einer kupferreicheren Mengung bestehen als das kleine, wenn sie auch beide aus demselben Gemenge gegossen sind. Diess wird in so höherem Masse statt haben, als die Menge der Legirung sich dem Maximo nähert, und je schneller die einseitige Erstarrung vorschreitet.

Betrachten wir nun die 2te Eigenthümlichkeit der mechanischen Mengung, — dass ihre Cohäsionszustände ziemlich nahe dem arithmetischen Mittel der beiden Theile gleich kommen —

*) Beim Guss mit heissem Metall sondert sich an der äussern Fläche viel weisses Metall ab; es zeigen sich aber fast nie Absouderungen im Innern. Diese Ausscheidung von Aussen wird deshalb eben bei heissem Metall am grössten, weil die oberflächliche Zusammensetzung hier heftiger ist als bei kaltem Metall, wenn in beiden Fällen die Form gleiche Temperatur hat.

in Bezug auf Geschützbronze. — *Kupfer für sich ist*, abgesehen davon, dass es nicht dünn fließt, zum Geschütz nicht zu brauchen, weil es nicht hart genug ist, und zu wenig Steifigkeit besitzt; es würden sich in einem kupfernen Geschütze tiefe Kugellager bilden, und der Theil über der Pulverladung würde weit aufgetrieben werden; da das Kupfer dabei aber grosse Cohäsion hat, so würde es nicht aufreissen, wenn es auch noch so starke Ausdehnungen erliefte; dagegen würde es stark vom Schwefelkalium des Pulverrückstandes angegriffen werden. Die *Legirung* andererseits, für sich allein angewandt, würde durch die Hitze stark leiden und oxydiren, das Geschütz würde beim Schliessen zerspringen, da die Legirung wenig Cohäsion hat, und wegen der grossen Sprödigkeit keine Verschiebung (Biegung, Ausweichung) der Theile möglich ist. Dagegen würde ein Geschütz aus dieser Legirung, wenn es sonst aushielte, keinen Eindruck der Kugel annehmen. — Denken wir uns nun zwei Mischungen aus Kupfer und Legirung jenseits der beiden Gemenge, die zum Geschützerguss anwendbar sind, also etwa eine die unter $\frac{1}{4}$ und eine andere die über $\frac{1}{2}$ Legirung enthielte, so würde die erstere ein wenig, die zweite ein stark modifizirtes Kupfer sein. Im ersten Falle wird das Kupfer etwas Härte und etwas Steifigkeit erhalten, und an Cohäsion verloren haben. Die Kugel wird hier weniger Ein-drücke machen und die Pulverladung das Bodenstück nicht so leicht ausdehnen als beim reinen Kupfer; doch wird diese Ausdehnung immer noch in gewissen Masse statt haben; da aber nun die Cohäsion des Kupfers verringert ist, so werden, sobald die Ausdehnungen einen gewissen Grad erreicht haben, Trennungen d. h. Risse an der äussern Fläche entstehen, die allmählig bis zur Seele fortschreiten. Ein Geschütz aus dieser Mischung würde aber weniger vom Pulverrückstande angegriffen werden als reines Kupfer.

— Im 2ten Falle, wo die Legirung mehr vorwaltet, würden kaum Kugellager entstehen, die Pulverladung würde das Bodenstück wenig oder gar nicht ausdehnen, sondern wenn ihre Kraft wächst, es aufreissen (und zwar würde dies viel früher eintreten als beim vorigen Geschütz), oder sie würde gar es in Stücke sprengen, wenn die Sprödigkeit das Maximum erreicht. Die Seelenfläche würde anfangs wenig durch chemischen An-

griff des Pulverrückstandes erweitert, dann aber schwammig durch Ausbrennen der Legirung werden, und nun würde das freiliegende Kupfer auch dem Angriffe des Schwefels im Pulverrückstande unterliegen.

Die beiden Anforderungen an das Geschützmetall, *Härte* und *Cohäsion*, kann man sich an zwei verschiedene Stellen des Rohrs gebunden denken. Denn den grössten Widerstand an Härte hat die Seelenfläche, den grössten an Cohäsion die äussere Fläche des Rohrs zu leisten. Jeder Eindruck geschieht von innen, jede Trennung muss von aussen beginnen, wie sich diess letztere auch sehr oft bei aufreissenden Geschützen zeigt, die äusserlich tiefe Risse haben und doch bei der Wasserprobe keinen Tropfen durchlassen. — Aus diesem Grunde versuchte man oft die Seele aus einem harten Metall zu bilden und sie mit einem cohärenten zu umgiessen oder zu umwickeln; ja man nahm hierzu wohl andere cohärente Substanzen, als Leder, Taus, Draht. Beim Bronzegeschütze stellt sich beim Massivguss diess Verhältniss im geringen Grade allerdings von selbst her, indem ein kupferreicherer cohärentes Gemenge nach aussen, ein legirungsreichereres hartes nach innen zu liegen kommt; doch ist der Unterschied theils nicht gross genug, theils steigt mit der Härte der innern Schicht ihre Verletzlichkeit durch Hitze, und die Furcht *Aussonderungen* der Legirung zu erhalten, muss von einer absichtlich vermehrten Zunahme der Härte nach innen, die durch raschere Abkühlung möglich zu machen wäre, abhalten.

Muss daher auf ein im Allgemeinen nahe gleiches Mengungsverhältniss geschn werden, so ergibt sich aus dem Obigen, dass ein Geschütz *aufreissen* kann, wenn es zu wenig oder zu viel von der Legirung enthält, *springen* aber immer im letzteren Fall, dass sich eigentliche *Kugellocher* d. h. glatte Eindrückte mehr im ersteren Falle, *ausgefressene schwammige Stellen* vor der Ladung dagegen mehr im letzteren Falle zeigen müssen. — Bei eingetretner Absonderung wird jedesmal eine geringere Haltbarkeit statt haben, die sich aber verschiedenen aussprechen wird, da hier ganz zufällige Mengungen entstehen.

Betrachtet man nun ferner, was beim Betriebe im Grossen, wo Schwankungen unvermeidlich sind, gefährlicher ist, ob sich an der Grenze der geringsten Menge Legirung oder der grös-

ten Menge zu halten, so geht das letztere aus alle dem oben Gesagten als das unbedingt Gefährlichere hervor; denn je mehr Legirung innerhalb der gestellten Grenzen die Mengung hat, desto langsamer muss die Abkühlung sein, oder desto höher die Temperatur, wenn nicht Absonderungen eintreten sollen; und desto mehr ist ein Springen zu befürchten; auch treten alle Uebelstände des zu starken Zusatzes, das *Aufreissen*, das *Ausfreissen der Stellen* vor der Ladung, viel früher ein, als das Trennen in Folge allmählig fortschreitender Ausdehnung und die Bildung des eingedrückten Kugellagers, wie es bei zu weichen Geschützen statt hat; deshalb müssen auch Geschütze mit zu vieler Legirung im Allgemeinen früher unbrauchbar werden und schlechter schiessen als die mit zu weniger; namentlich wird diess bei grossen Geschützen der Fall sein.

Zum Guss guten Bronzegeschützes gehört daher möglichst hohe Temperatur, sehr langsames und gleichmässig fortschreitendes Erkalten, und eine bestimmte Mengung von Legirung und Kupfer an der Sohlenwand, die sich, wie wir sahen, mehr an der Grenze der geringeren Beimengung von Legirung (35 p. C.) als an der grösseren (40 p. C.) halten muss, aber auch sie niemals erreichen, oder unter dieselbe herabsinken darf. Sehr grosse Geschütze, z. B. Mörser, müssen, wenn sie mit kleineren aus gleichem Metallgemenge gegossen werden sollen, über einen Kern gegossen werden der um so viel kleiner ist als die Bohrung, dass alle entstehende Gallen noch in den Bohrspalt fallen. Will man diess nicht, so muss man die Mengung im Ofen für die grösseren Geschütze etwas legirungsreicher einrichten als für die kleinen, dann wird die Sohlenwand in beiden Fällen nahe gleich legirungsreich ausfallen.

Schlecht verbrennendes Pulver giebt viel Gas (Kohlenoxydgas) und wenig erhöhte Temperatur; gut verbrennendes giebt wenig Gas (kohlensaures) und hohe Temperatur; ersteres (schlechtes Pulver) ist daher gefährlicher für ein Geschütz, das wenig Legirung enthält (weil es stärker auftreibt), letzteres (gutes) für legirungsreiches Geschütz, theils weil es zerschmetternd wirkt, theils weil die hohe Temperatur die vorwaltende Legirung leicht zerstört und schwammige Stellen bildet, die hier bei der grossen Menge Schwefelkalium, die im Rückstände des guten Pulvers bleibt, doppelt gefährlich werden, da nun

das fein vertheilte raube Kupfer gleich zu Schwefelkupfer wird. Zu kupferreiches Geschütz wird daher gutes raschverbreuendes Pulver, zu legirungsreiches dagegen schlechtes, langsam verbrennendes besser vertragen können als umgekehrt.

Es mögen nun noch zur Unterstützung des Obengesagten einige Beispiele aus den vorhandenen Erfahrungen folgen.

Einige Geschütze, die die gewöhnliche Probeladung nicht aushalten konnten, hatten 19 bis 24 p. C. Legirung und waren mit sehr mittelmässigem Pulver beschossen worden; sie rissen auf.

Einige französische Geschütze, die 48 p. C. Legirung hatten, sprangen in Toulon gleich beim ersten Probeschuss, die 41 hatten, beim 2ten, die 34 bis 36 halten, später. Alle französische Geschütze (sie haben ohngefähr 32 bis 36 p. C.) hielten das neue Pulver (das sehr schnell verbrannte) nicht aus; sie rissen auf.

Deutsche Geschütze, die 27 bis 28 p. C. Legirung haben, hielten viele 1000 Schuss und zwar gleich gut mit langsam oder schnell verbrennendem Pulver.

Die Kugländer klagten früher über ihr Bronzegeschütz, es enthält 33,9 p. C.; die Franzosen klagen noch jetzt, sie geben dem Geschütz vorschriftsmässig 31,3, zuweilen aber bis 43 p. C. Die Deutschen hatten die Ursache zu klagen, sie geben ihrem Geschütz 28,5 p. C. — Die alten Krellerschen französischen Geschütze hielten gut; ihre Legirung bestand aus 100 Kupfer, 9 Zinn, 6 Messing. Zink findet man in den alten französischen Geschützen kaum, es wurde das Messing daher wahrscheinlich bei der hohen Temperatur im Ofen zerlegt, das Zink entwich und es blieb etwa 4 Kupfer übrig, also 104 Kupfer zu 9 Zinn, mithin etwa 25 p. C. Legirung, was, da man über den Kern goss, etwa der Legirung von 28 beim Massguss gleichkommen mag. — In einer kleineren Artillerie goss man, so lange dem Giesser die Legirung bloss im Allgemeinen auf 10 p. C. Zinn angegeben war, sehr gutes Geschütz; es zeigte sich später bei wiederholten Analysen, dass es nur 8½ bis 9 p. C. Zinn (25 bis 28 Legirung) hatte; es wurde, weil man diess für einen Nachtheil hielt, bestimmt, dass das Bronze

mindestens 10 p. C. Zinn haben, und dass dless jedesmal durch chemische Untersuchung controllirt werden sollte. Der Glösser sah sich dadurch genöthigt, mehr Zinn zu nehmen, und alle Geschütze erhielten nun Zinnflecke (Aussonderungen).

II.

Ueber Ammonium-Amalgam, so wie über die Amalgame von Eisen, Baryum und Strontium,

VON

RUDOLPH BÖTTGER in Mühlhausen.

Schon Dary sagt in einer 1808 mitgetheilten Abhandlung über die Zersetzung der Erden und über Ammonium-Amalgam ^{*)}: „liess ich Quecksilber, das mit einer kleinen Menge von Kalium, Natrium, Baryum oder Calcium verbunden war, auf angefeuchteten Salmiak einwirken: so entstand ein Amalgam das den sechs- und siebenfachen Raum des Quecksilbers einnahm, und sehr viel mehr von der Basis des Ammoniaks zu enthalten schien, als das, welches durch die elektrischen Kräfte erzeugt worden war.“ — Ich habe bei vergleichenden Versuchen mit Kalium- und Natrium-Amalgamen die Beobachtung gemacht, dass letzteres zur Darstellung des Ammonium-Amalgams noch kräftiger wirkt. Ich bereitete das Kalium- oder Natrium-Amalgam, indem ich zu den unter rectificirtem, wasserhellem Steinöl aufbewahrten Alkalmmetallkugeln eine an Gewicht obengefähr 100mal mehr betragende Masse wohlgereinigten Quecksilbers schüttete, das die Stoffe enthaltende Gläschen über einer Lampe erhitzte und umschüttelte, bis sich das Kalium oder Natrium mit Quecksilber verbunden hatte. Brachte ich nun einen Tropfen von Natriumamalgam, der obengefähr 4 Linien an Durchmesser hatte, in ein Uhrglas und übergoss diesen mit einer

^{*)} S. Gehlen's Journ. der Ch., Ph. u. Min. Bd. 9. S. 309. oder Gilbert's Ann. d. Ph. Bd. 33. S. 250.

vollkommen gesättigten Lösung gereinigten Salmiaks, so dass das Natriumamalgam so eben bedeckt war: so sah ich etwa in einer halben Minute den Natriumamalgamtropfen mindestens zur *dreifachen* Grösse anwachsen, so dass er zuweilen die Grenze des zum Versuch angewandten Uhrglases überschritt. Eine Lösung des kohlensauren Ammoniaks, statt Salmiaks angewandt, schien mir minder kräftig zu wirken. Der auf diese Weise gewonnene Körper zersetzt sich ein wenig schneller als der mittelst Kalium gewonnene. Sonst ist er, seine grosse Porosität und die grössere Menge des aufgenommenen Ammoniaks und Wasserstoffs abgerechnet, dem durch Kaliumamalgam dargestellten vollkommen gleich.

Da ich nun zur Darstellung des Ammoniumamalgams *Natriumamalgam* weit wirksamer fand, als *Kaliumamalgam*: so beilente ich mich bei allen den nachfolgenden Versuchen, bei welchen des Kaliums nicht ausdrücklich gedacht ist, durchgehends des erstern, und zwar eines solchen, in welchem genau 0,01 Natrium enthalten war. Ich bereitete mir dasselbe aber nicht mehr durch Zusammenschmelzen von Natrium und Quecksilber unter Steinöl, sondern brachte beide Metalle in ganz oxydfreiem Zustande in einen mit einem hölzernen Deckel versehenen trocknen Serpentinmörser, in welchem ich ihre Vereinigung durch ein schnelles und starkes Umrühren mit der durch den Deckel führenden Keule bewirkte. Die Vereinigung erfolgte gewöhnlich schnell unter einem zischenden Geräusche und stets mit bedeutender Licht- und Wärmeentwicklung begleitet. Der eine Theil des auf diese Weise dargestellten Amalgams war durchgängig fest, der grössere Theil jedoch flüssig. Um nun beide zu einem homogenen Ganzen zu vereinigen, brachte ich sie möglichst schnell aus dem Mörser in ein mit gereinigtem Steinöl angefülltes Gläschen, welches ich über einer Lampe sodann schwach erhitzte. Die so gewonnene Masse war bei $\pm 17^{\circ}$ R. noch dickflüssig *) und bedurfte,

*) Ein aus 60 Thl. Quecksilber und 1 Thl. Natrium bestehendes Amalgam glich bei $\pm 17^{\circ}$ R., so zu sagen, einem festen Brei; ein aus 80 Quecksilber und 1 Natrium war breiartig, nicht flüssig; ein aus 100 Quecks. und 1 Kalium war vollkommen fest, aus 140 Quecksilber und 1 Kalium sehr hart, aus 150 Quecks. und 1 Kalium bröck-

wenn die Temperatur sank; nur einer schwachen Erwärmung, um die so eben erwähnte zu den folgenden Versuchen überaus geeignete flüssige Form wieder zu erlangen. Gerade wie es bei einer aus Kupfer und Zink construirten Voltaschen Säule einer verhältnissmässig geringern Masse Zinks bedarf, um eine grössere Masse Kupfer in Wirksamkeit zu setzen, ebenso vermochte ich auch mit dem oben bezeichneten flüssigen Amalgam die Reduction anderer Metalle weit leichter einzuleiten, als wenn ich mich eines ganz festen Amalgams, d. h. eines solchen, in welchem eine verhältnissmässig geringere Menge des electronegativen Metalls (des Quecksilbers) enthalten war, bediente. Was nun die Darstellungsweisen der in Frage stehenden Amalgame selbst betrifft, so werde ich solche sofort der Reihenfolge nach jetzt anführen.

I. Eisenamalgam.

Bekanntlich gelang die Darstellung eines solchen bisher sehr schwierig und nur unter ganz besondern Handgriffen. Auf folgendem höchst einfachen Wege ist mir's jedoch glücklich, ein ganz vorzügliches, stark eisenhaltiges Präparat darzustellen. Man bringe in eine vollkommen gesättigte klare Lösung des schwefelsauren Eisenoxyduls in destillirtem Wasser das oben beschriebene, von Steinöl mittelst feinem Löschpapier wohl befreite 0,01 Natrium enthaltende Amalgam, so tritt fast augenblicklich eine ziemlich starke Reaction ein, während welcher das Natriummetail sich in schwefelsaures Natron verwandelt, Hydrogen entweicht, und das Eisen in äusserst fein vertheilt, zum Theil fest und krystallirt, aus 230 Quecks. und 1 Kalium dickflüssig und gleich hinsichtlich seiner Consistenz dem $\frac{1}{100}$ Natrium enthaltenden Amalgam. Eine *Kaliumlegirung*, aus 5 Kalium und $\frac{1}{2}$ Natrium bestehend (durch Zusammenschmelzen beider Körper unter rectificirtem Steinöl gewonnen), war bei $\frac{1}{4}$ 60 R. wie Quecksilber flüssig, schwerer jedoch als rectificirtes Steinöl und formte sich unter diesem jedesmal zu einer silberfarbenen Kugel, obgleich Gay-Lussac und Thénard bei einem Versuche, wo sie eine Legirung aus Kalium und Natrium im Verhältnisse von 10 : 1 bereiteten, diese Legirung specifisch leichter fanden als rectificirtes Steinöl (s. Gehlen's Journ. d. Ch., Ph. u. Min. Bd. VII. S. 648). Durch einen Zusatz von 100 Quecks. erholte das Ganze zu einer überaus festen Masse, was gewiss noch schon durch Hinzufügung einer weit geringern Menge Quecksilbers geschehen sein würde.

theiltem Zustande sich mit dem Quecksilber verbindet. Das Amalgam, welches nach dem Aufhören der Wasserstoffgasentwicklung, d. h. nach Verlauf von nur wenigen Minuten, völlig ausgebildet erscheint, ist ziemlich dickflüssig, folgt namentlich wenn man es in kleine Kugeln theilt, einem Magnete von etwa 20 Pfund Tragkraft überaus leicht, umzieht sich, der atmosphärischen Luft ausgesetzt, mit einer äusserst dünnen schwärzlich grauen Oxyddecke, kann aber, ohne dass man eine gänzliche Zersetzung des Amalgams zu befürchten hätte, eine längere Zeit an derselben liegen gelassen werden. Einer Destillation unterworfen, geht Quecksilber über und Eisen bleibt in Pulverform zurück. Erhitzt man das Amalgam allmählich und mit Vorsicht in einem Uhrglase über einer Spirituslampe, und durchknetet oder durchrührt es gleichzeitig mit einem gläsernen Stäbchen, so wird man dabei von einer überaus schönen Lichterscheinung überrascht, indem durch die erhöhte Temperatur, und begünstigt durch das Oxygen der atmosphärischen Luft, das in dem Amalgame in äusserst fein vertheiltem Zustand befindliche Eisen sich zu kleinen leuchtenden Sternchen entzündet und ohne Geräusch zu Oxydul verbrennt.

II. Baryumamalgam.

Dieses Amalgam erhält man äusserst leicht und überaus schnell, wenn man Natriumamalgam mit einer vollkommen gesättigten Lösung des Chlorbaryums *) in Wasser übergiesst. Bei der Bildung desselben findet meist nur eine äusserst schwache Gasentwicklung statt, nach deren Aufhören das Amalgam vollkommen ausgebildet erscheint. In diesem Zustande besitzt es, unter der Baryumchloridlösung gelassen, eine überaus rauhe, unebene Oberfläche, nimmt einen im Vergleich zu dem angewandten Natriumamalgam ungefähr um die Hälfte grösseren Raum ein, und ist fest, lässt sich aber leicht mit den Fingern zu einem dünnen Breie, der dem Gefühle nach mit Sandsteinchen versetzt zu sein scheint, drücken. Länger als etwa 6, höchstens 10 Minuten darf man das vollkommen ausgebildete Amalgam nicht unter der Baryumchloridlösung, oder richtiger, unter

*) Mit salpetersaurem Baryt wählte ich die Darstellung desselben auf keine Weise gelingen.

dem Baryum- und Natriumchloridgemische liegen lassen, weil es sich sonst nach und nach wieder zersetzen würde. Man thut daher wohl, das Amalgam, sobald es den Grad seiner vollkommenen Ausbildung erreicht hat, möglichst schnell aus der dasselbe umgebenden Flüssigkeit herauszunehmen, es mittelst ganz feinen Löschpapiers genau abzutrocknen ^{*)}, und ohne Zellverlust sodann in eine mit rectificirtem Steinöl angefüllte kleine Retorte zu bringen. Das Baryumamalgam verwandelt sich, der atmosphärischen Luft einige Tage ausgesetzt und von Zeit zu Zeit mit einem gläsernen Spatel umgerührt, vollkommen in kohlensaure Baryerde von beinahe schneeweisser Farbe. Bringt man das Amalgam unter destillirtes Wasser, so zersetzt es dasselbe unter Bildung einer reichlichen Menge Wasserstoffgases. Prüft man nachher das Wasser durch schwefelsaures Natron auf Baryt, so erhält man eine nicht unbedeutende Quantität schwefelsauren Baryts.

Überschüttet man das Baryumamalgam mit einer concentrirten Salznäklösung, so gewinnt man ein ziemlich voluminöses Ammoniumamalgam, welches sich von dem mittelst Kaliumamalgam dargestellten wenig unterscheidet.

Bringt man in ein mit einer gesättigten Kupfervitriollösung angefülltes Uhrglas ein im Durchmesser etwa 2 bis 3 Linien haltendes flüssiges Baryumamalgamkügelchen, so fängt dieses augenblicklich an zu rotiren, während die darüberstehende Kupfervitriollösung sich bedeutend trübt. Der sich gleichzeitig bildende, gleichsam aus dem Innern des Amalgamkügelchens in trüben Flecken hervorkeimende schwefelsaure Baryt nimmt wegen des ihm mechanisch beigemengten Kupferoxyduls und Kupferoxydhydrats nach und nach die verschiedenartigsten Farben an, so, dass der mit dem Amalgamkügelchen zunächst in Berührung stehende Theil zuletzt einem fortwährend im Wachsen begriffenen Moos-

^{*)} In dem Augenblicke, wo man das Amalgam aus der wässrigen Baryumchloridlösung hervorzieht, milcht es eine ziemliche Quantität neugekommener Kochsalzfällung, und wird bei diesem Vorgange bedeutend flüssiger; durch's Gefühl nimmt man jedoch noch immer in demselben eine feste, wie Sandkörner anzufühlende Masse wahr. Sollte hier nicht das Baryum, wie beim Kaliumamalgam das Kalium, mit dem Quecksilber in 2 bestimmten Verhältnissen sich verbinden, und es demnach ein flüssiges und ein festes Amalgam geben?

gewächse gleicht. Die übrige kupferhaltige Flüssigkeit bewegt sich dabei so lange ununterbrochen in 2 entgegengesetzten regelmässigen Wirbeln, bis alles Baryum in schwefelsauren Baryt verwandelt ist, was oft erst, zumal wenn die Kupferlösung nicht gesättigt war, nach Verlauf von 15 bis 30 Minuten geschehen zu sein pflegt.

III. Strontiumamalgam.

Dieses lässt sich eben so leicht wie das vorhin beschriebene Baryumamalgam mittelst des mit einer vollkommen gesättigten Lösung des Chlorstrontiums in destillirtem Wasser überschütteten Natriumamalgams darstellen. Nicht länger jedoch als etwa 2 bis 3 Minuten darf man das Natriumamalgam auf die Chlorstrontiumlösung einwirken lassen, weil sich das während der Zeit bereits vollkommen ausgebildete Strontiumamalgam sonst bald wieder gänzlich zersetzen würde. Es lässt sich überhaupt der Zeitpunkt, in welchem das Amalgam vollkommen ausgebildet erscheint, nicht so ganz genau angeben, weil dasselbe gewöhnlich nie so fest wird als das Baryumamalgam, sondern meist nur einen etwas dickflüssigen Körper darstellt, der vom Anfange seiner Bildung an bis zu seiner gänzlichen Zersetzung unter der Chlorstrontiumlösung *ununterbrochen* eine starke Hydrogengasentwicklung veranlasst. Ebenso zerlegt das nach Verlauf von etwa 2 bis 3 Minuten aus der Chlorstrontiumlösung genommene, vollkommen ausgebildet erscheinende Strontiumamalgam, wie das Baryumamalgam, das Wasser, zumal wenn dasselbe mit einigen Tropfen irgend einer Säure zuvor versetzt worden war. Zur nachherigen Prüfung eines solchen Wassers auf Strontian bewährte sich ausser dem gleichfalls in Anwendung gebrachten schwefelsauren Natron und kohlensauren Kali, *phosphorsaures Ammoniak* als ein ganz vorzügliches Reagens. Der atmosphärischen Luft ausgesetzt, verfällt das Amalgam *weit schneller* als das Baryumamalgam, oft schon nach Verlauf von 6 bis 10 Stunden, in Quecksilber und kohlensauren Strontian.

Ob sich *Antimon*, *Tellur*, und besonders *Nickel* und *Kobalt* mit dem Quecksilber auf die bereits angegebene Weise werde verbinden lassen, habe ich zur Zeit noch nicht versucht, werde jedoch späterhin, sobald meine Zeit es mir irgend er-

laßt, meine darüber gesammelten Erfahrungen mitzutheilen nicht verfehlen. *Magnesiumamalgam* aus schwefelsaurer, salzsaurer oder salpetersaurer Bittererde, so wie *Calciumamalgam* aus Chlorcalcium auf ähnliche Weise darzustellen, ist mir bis jetzt noch nicht geglückt; einige Versuche über Bildung von *Aluminium-Amalgam* aus Alaun gaben sehr zweideutige Resultate.

Seit 3 Wochen habe ich nun schon Baryum-, Strontium- und Ammoniumamalgam in ganz mit rectificirtem Steinöl angefüllten Gläsern stehen, ohne dass ich bis jetzt eine merkliche Zersetzung, besonders an dem erstern und letztern wahrgenommen hätte.

Mühlhausen, den 7. Decbr. 1833.

N a c h s c h r e i b e n

VON

J. S. C. SCHWEIGER.

Der Herr Verf. des vorhergehenden Aufsatzes hatte die Güte, mir Proben seiner Amalgame zu senden, welche jedoch, weil von leicht zersetzbaren Producten die Rede, das Schütteln beim Transporte, obwohl unter Steinöl befindlich, nicht zu ertragen vermochten. Diese mir gebotene Veranlassung ein Wort dem vorstehenden Aufsatze beizufügen, will ich übrigens dazu benutzen, um für denselben zunächst, wie es scheinen möchte, nur theoretisch interessanten Gegenstand auch die Aufmerksamkeit der Techniker zu gewinnen.

Schon im *Journal der Chemie und Physik* für 1814 (oder Bd. XII. der ältern Reihe S. 224.) machte ich auf die Wirksamkeit des elektrischen Stromes zur Beförderung der Metallverbindung aufmerksam. Es war dort nicht bloß von Lötung, wo bei den bekannten Verfahrensarten der Techniker förmliche galvanische Ketten vorkommen, sondern von Metalllegirungen überhaupt aus elektrischem Gesichtspuncte die Rede, eine Ansicht, welche sich durch die Lichterscheinungen bei dem Zusammenschmelzen der Metalle bewährt, da diese Lichterscheinungen, im Ganzen genommen, um so mehr hervortreten, je

weiter die Metalle in der elektrischen Spannungsreihe aus einander liegen. Namentlich aber auch das Eisenamalgam kam dort aus demselben elektrochemischen Gesichtspuncte zur Sprache, indem z. B. bei dem Verfahren von Arthur Aikin (welcher, um Eisenamalgam zu bilden, Eisen mit Zinkamalgam unter Beifügung salzsaurer Eisenauflösung zusammenreihet) offenbar Eisen und Zinkamalgam eine elektrische Kette bilden. Es versteht sich, dass auf diese Weise nur ein zinkhaltiges Eisenamalgam zu Stande kommen kann, wie das mit Natriumamalgam gebildete natriumhaltig sein wird.

Die Schwierigkeit der Amalgamation des Eisens schien mir längst aus einem eigenthümlichen Gesichtspuncte beachtenswerth. Diese Unamalgamirbarkeit ist nämlich ein Charakter aller magnetischen Metalle, worauf ich schon im *Journal der Chem. u. Phys.* v. 1814. (oder Bd. X. S. 368, in einer Note) die Aufmerksamkeit der Physiker hinzulenken suchte. Denn so wie Eisen zeigt sich nach Nickel, Kobalt und Mangan nur in galvanischer Kette (wo, wie wir nun wissen, das Quecksilber selbst magnetisch wird) amalgamirbar; und nach deren Aufhebung ist die Kraft, womit diese Metalle dem Quecksilber anhängen, bald verschwunden, so dass wirklich nur vorübergehende, nie feste und dauernde Verbindungen der magnetischen Metalle mit Quecksilber zu Stande kommen. Wenn der Magnetismus, wie Ritter im vierten Bande von Gilbert's Annalen zu zeigen suchte, mit der Cohäsion der Metalle zusammenhängt, so könnte bei den magnetischen Metallen die Schwierigkeit ihrer Auflösung in Quecksilber als Beweis der Cohärenz ihrer Theile aufgefasst werden. Der günstige Einfluss der Kälte auf den Magnetismus dieser Metalle würde dann gleichfalls auf die Erhöhung des elementaren Zusammenhangs durch grössere Annäherung der Theile zu beziehen sein, in welcher Hinsicht es interessant ist, dass Mangan erst durch Erkältung zu -20° bis -25° zum magnetischen Metalle wird (s. *N. Jahrbuch der Chem. u. Phys.* 1832, oder Bd. 65. S. 122.). Die Cohärenz aber habe ich längst, einer ganzen Reihe dargelegter Thatsachen gemäss, im Zusammenhange mit krystallelektrischen Gesetzen aufgefasst (s. *Journ. d. Ch. u. Ph.* Bd. 5. S. 49—74; Bd. 39. S. 214—250; Bd. 59. S. 299.), wodurch also die angeführten, sonst isolirt stehenden Erschei-

nungen bei den magnetischen Metallen, wenigstens auf eine erträgliche Weise, in den Kreis unserer Kenntnisse des Magnetismus und der Elektrizität eingereiht werden können.

Die Alkalimetalle lenkten sogleich nach ihrer Entdeckung die Aufmerksamkeit auf Amalgamation des Eisens. Schon in seiner ersten Abhandlung darüber sagt Davy ^{*)}: „Das flüssige Amalgam aus Quecksilber und Kalium löst alle Metalle auf, die ich ihm aussetzte und in diesem Zustande von Verbindung wirkt das Quecksilber auf das Eisen und das Platin.“ Und dann sagt er vom Natrium: „Das Amalgam aus Quecksilber und Natrium scheidet mit den andern Metallen dreifache Verbindungen zu bilden. Ich habe das Eisen und Platin damit versucht, die, wie ich zu glauben geneigt bin, mit dem Quecksilber in Verbindung bleiben, wenn sich durch Aussetzung an die Luft das Natrium davon getrennt hat.“ — Berzelius aber drückt sich in seinem Lehrbuche der Chemie über diesen Gegenstand also aus (Bd. 2, S. 394.): „Wird blankes Eisen in ein Kaliumamalgam eingetaucht, so wird die Oberfläche des Eisens sehr stark amalgamirt und das Amalgam bleibt anhängen so lange es Kalium enthält; aber wird es in Wasser getaucht, so dass das Kalium weggeführt wird, so scheidet sich das Quecksilber ab und lässt die Oberfläche des Eisens eben so polirt wie zuvor.“

Diese beiden ausgezeichneten Chemiker haben also die Ansicht, dass Alkali-Amalgam sich unmittelbar mit Eisen durch chemische Verwandtschaft vereine, eine dreifache Verbindung eingehend, wie Davy sich ausdrückt. — Es wird aber dann schwer sein zu verstehen, wie es kommt, dass die Oberfläche des Eisens nicht einmal an Politur einen Verlust zeigt, wenn durch Zersetzung des einen der combinirten Metalle die Verbindung aufgehoben wird.

Erwägen wir aber, dass sowohl das Kalium- als Natriumamalgam sich an der Luft schnell zersetzt durch Feuchtigkeit, welche es anzieht; so werden wir die entstehende elektrische Kette, worin Kalium oder Natrium das positive Metall ist, während Quecksilber und Eisen im hohen Grade negativ werden, kaum abzuleugnen im Stande sein. Und dann ist die erhöhte Adhäsion des Eisens und Quecksilbers leicht zu verstehen, und

^{*)} S. Gehlen's Journ. der Ch., Ph. u. Min. Bd. 7, S. 613 u. 621.

man begreift, warum nach Zersetzung des positiv electrischen Metalls das Eisen mit unveränderter Politur sich zeigt. Bei folgender Art den Versuch anzustellen, welche ich seit mehreren Jahren in den Vorlesungen zeige, fällt die entstehende elektrische Kette recht in das Auge.

Schon im *Jahrbuche der Chemie u. Physik* 1826. (Bd. 3. S. 467.) gab ich eine Methode an, Natriummetall auf Wasser von gemeiner Temperatur zu verbrennen, welche sich auf Erhöhung der Oxydirbarkeit desselben durch Contact mit seinem Oxyde, also auf elektrische Verhältnisse gründet. Noch mehr kann die Oxydirbarkeit des Natriums durch Contact mit Quecksilber erhöht werden. Man bringe also einen Tropfen Wasser auf die Oberfläche des Quecksilbers und tauche durch diesen ein kleines an einer Messerspitze befestigtes Stückchen Natriummetalls ins Quecksilber. Unmittelbar erfolgt lebhafter Verbrennung unter Erscheinung eines gelben Lichtes, während gleichzeitig der ins Quecksilber unter dem Wassertropfen eingetauchte Theil des Natriummetalls sich mit diesem amalgamirt. Es bildet sich ein festes Natriumamalgam, das stark anhängt an der Messerspitze. Ueberaus leicht ist es, auf diese Weise die ganze Stahlklinge zu amalgamiren, sobald man nur dieselbe mit der bei Anstellung dieses Versuches sich von selbst bildenden Aetznatronlauge ganz schwach befeuchtet und dann Natriumamalgam darauf reibt. Dieses Aufreiben kann (wenn man die Beimischung von Zinkamalgam nicht scheut) mit einem Zinkstäbchen geschehen, wodurch die Negativität des Eisens oder Stahls erhöht wird, während zu gleicher Zeit, wie es scheint, die Anhaftung des Quecksilbers an Eisen an Dauer gewinnt. Es sind übrigens nur kleine Theile Natriummetalls erforderlich zur Einleitung dieser Adhäsion des Quecksilbers an Eisen, was auf den durch eine Reihe galvanischer Combinationen von mir dargelegten Satz hinanführt, dass nur kleine Theile eines positiven Metalls erforderlich, um eine grosse Fläche des negativen in Activa zu setzen.

Einer meiner wissenschaftlichen, vorzugsweise mit Metallurgie, aus technischem Gesichtspunkte, beschäftigten Freunde, der vor einigen Jahren bei einer Durchreise durch Halle eine meiner chemischen Vorlesungen besuchte, worin ich gerade diese Amalgamation des Eisens zeigte, machte die Bemerkung,

dass sich dieses Verfahren, die Oberfläche des Eisens auf eine, wenn gleich nicht bleibende, doch wenigstens einige Zeit lang dauernde Weise zu amalgamiren, bei der Vergoldung des Eisens werde benützen lassen. Bisher fehlt es bekanntlich an einem die Techniker befriedigenden Verfahren dazu, indem der Goldfäher ihnen zu diesem Zwecke nicht genügen will, während andere Verfahrensarten, die man in Vorschlag brachte, mit Verunreinigung des Goldes verbunden sind. In der That aber ist kaum zu zweifeln, dass, wenn man Goldamalgam mit etwas Natrium zusammenreiben will, man leicht dieses Goldamalgam auf Eisen oder Stahl werde auftragen können. Es wird dann nur auf die Erleuterung der nöthigen Handgriffe und dabei besonders darauf ankommen, sogleich den rechten Augenblick zu ergreifen, wo dieses Amalgam gehörig zerflossen ist, um durch rasche Erhitzung zugleich Quecksilber und Natriummetall abzutreiben.

Auf alle Fälle verdient die Sache die Beachtung der Techniker. Was mich anbelangt, so waren es andere praktische Zwecke, welche mich zuweilen zur Amalgamirung von Eisen oder Stahlflächen veranlassten. Bei elektromagnetischen Versuchen nämlich sind dergleichen amalgamirte Flächen oft wünschenswerth. Da nun Herschel bei seinen Versuchen über Quecksilberbewegungen durch Electricität annimmt, dass Alkaliamalgame bei Contact des Quecksilbers mit Aetzkalken oft durch ganz schwache elektrische Kräfte gebildet werden, so kam ich auf den Gedanken, Eisen mit Aetzstrunlauge zu befeuchten und mit einem amalgamirten Zinkstäbchen zu reiben. Ich erreichte meinen Zweck des Ueberzugs des Eisens mit Zinkamalgam ganz gut bei frisch abgefeiltem Eisen, bin aber geneigt, den Erfolg als einen mechanischen von Klüftung des Zinkamalgams in die rauhe Fläche des frisch abgefeilten Eisens abzuleiten. Und wahrscheinlich möchte das zu Anfang dieser Abhandlung erwähnte Verfahren von Arthur Aikin zur Amalgamation des Eisens gleichfalls vorzugsweise aus diesem mechanischen Gesichtspuncte zu betrachten sein. Statt des von Arthur Aikin empfohlenen salzsauren Eisens kann man auch mit gutem Erfolge eine Auflösung von Eisensalmiak anwenden.

Nebenbei will ich aus demselben als mechanisch bezeichnen und zugleich auf allgemeine Körperanziehung hinanslan-

festen Gesichtspunct anmerken, wie leicht Antimon sich amalgamirt, wenn es (auf ähnliche Art, wie ich hier bei Zink annehme) aufgerieben ist auf frisch gefeiltes Eisen. Bekanntlich wird in allen unsern chemischen Lehrbüchern Antimon als ein Metall bezeichnet, welches sich in gemeiner Temperatur entweder gar nicht, oder nur sehr langsam und schwer mit Quecksilber verbindet. Aber man reibe z. B. einen frisch gefeilten eisernen Nagel mit einem Stück Antimon. Es wird in die durch die Feile gebildeten feinen Furchen sich höchst fein vertheiltes Antimon einhängen. Taucht man nun die so vorbereitete Eisenfläche in etwas Quecksilber ein und reibt dieses gleichfalls auf mit Antimon; so überzieht sich die Eisenfläche mit einem Antimonamalgam. Da man die Beimischung des Antimons zu Gold, weil es sich wieder verflüchtigt (nach dem Kunstaussdrucke) nicht zu scheuen pflegt, so wird es sich fragen, ob man nicht von dieser mechanischen Amalgamirung bei Vergoldung des Eisens, da wo es nicht auf Vergoldung fein polirter Flächen ankommt, in gewissen Fällen werde Gebrauch machen können. Nur würde ich dann am liebsten ein im hohen Grade Kalium- oder Natriumbaltiges Antimon empfehlen, das man ja schon zu andern technischen Zwecken anzuwenden pflegt. So wurde z. B. in den *Annales de Chimie et de Phys.* Octobr. 1822 empfohlen, eine Schlagmischung zur Entzündung des Pulvers unter Wasser zu bereiten aus 100 Grammen Brechweinstein und 3 Gr. Kohle oder 100 Gr. Antimon, 75 Gr. Weinstein und 1 Gr. Kienruss, das man ringsum in Kohlenpulver eingeschlossen in einem verkitteten Tiegel glüht. Eben so leicht wird man sich Antimon bereiten können, das so stark als möglich mit Natrium legirt ist. Reibt man damit rauh gemachtes Eisen ein; so ist wohl kein Zweifel, dass sich Goldamalgam werde auftragen lassen.

Nach diesen auf praktische und technische Chemie sich beziehenden Bemerkungen wird es erlaubt sein, noch einige theoretische beizufügen. Wenn man nicht umhin kann, die Anhaftung des Natriumamalgams an befeuchteten Eisen von einer Menge kleiner elektrischer Ketten abzuleiten, welche sich durch die vermischten Quecksilber- und Natrium-Theilchen bilden und dieselbe Ansicht, da die oxydirten Natrium- oder Kalium-Theilchen sogleich Feuchtigkeit anziehen, auch dann nicht vermei-

den kann, wenn man das Eisen auch nicht geflissentlich, schwach befeuchtet hat: aus welchem Gesichtspuncte soll man dieselbe Anhaftung des Quecksilbers am Eisen betrachten, welche auch dann eintritt, wenn man Ammoniumamalgam anwendet, das man abnehm nie im trockenen Zustande haben kann? Wenigstens mit dem vermittelst Kalium- und Natrium-Amalgam bereiteten Ammoniumamalgam gelang der Versuch. Soll man ihn als Beweis für die Metallität der Grundlage des Ammoniums entweder, oder seiner Verbindung mit Ammoniak und Hydrogen betrachten? Freilich besteht das Ammoniumamalgam nur so lang, als noch Spuren von Kalium oder Natrium übrig, welche mit Quecksilber und Salmiaklösung eine Menge elektrischer Ketten bilden. Wenn aber auch, was ich kaum bezweifeln möchte, der Versuch mit Ammoniumamalgam gelingen sollte, das man vermittelst der Voltaischen Säule sich bereitete: so wird dann noch die Ausrede bleiben, dass es, in diesem Falle wenigstens, nur die feine Vertheilung des durch Ammoniak und Hydrogen ausgeloheten, gleichsam schwammig gemachten, Quecksilbers sei, was die Adhäsion bewirke. Es wird daher auf diesem Wege nicht über die noch so problematische Natur des Ammoniumamalgams zu entscheiden sein.

Lieber will ich also noch einige das Kalium und Natrium betreffende Anmerkungen beifügen.

Natrium vereinigt sich bekanntlich mit Quecksilber unter lebhafter Lichterscheinung, wenn man es entweder mit Quecksilber bei gemeiner Temperatur zusammenreibt, oder es auf etwas in einer Glasröhre befindliches Quecksilber fallen lässt, besonders nachdem man das Quecksilber zuvor ein wenig erwärmt hat. Es schien mir interessant zu untersuchen, ob dieselbe Lichterscheinung, als abhängig lediglich von der Heftigkeit, womit Natrium und Quecksilber sich verbinden, in jeder Art von Atmosphäre stattfinden werde. Ich bediente mich zu diesem Zwecke einer Glasröhre von etwa 11 Zoll Länge und $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, in welche eine engere Röhre gebracht war, die mit einem Gasentbindungsapparat in Verbindung stand, so dass ich bei fortdauernder lebhafter Gasentbindung, wodurch die atmosphärische Luft verdrängt wurde, jede beliebige Atmosphäre über dem etwa $\frac{1}{2}$ Zoll hoch eingegossenen Quecksilber bilden konnte.

Is der That sah ich Lichterscheinung hervortreten bei Vereinigung des Natriums mit erwärmtem Quecksilber in einer Atmosphäre von trockener Kohlensäure, aber keine in einer Atmosphäre von Ammoniak.

Statt des Quecksilbers brachte ich nun eben so viel Wasser auf den Boden des Glasrohrs und liess aus der den Spiegel desselben fast berührenden engeren Röhre den lebhaftesten Strom von Ammoniakgas einströmen. Nicht eine Spur von Lichterscheinung konnte man wahrnehmen, obwohl jedesmal bei den auf das Wasser geworfenen kleinen Stückerhen Kalimetalls die heftigste Oxydation und die lebhafteste, davon abhängige, Bewegung auf dem Wasser, ja die bekannte, gewöhnlich zuletzt erfolgende kleine Explosion: Statt fand. Da man allgemein diese Lichterscheinung bei dem Verbrennen des Kaliums auf Wasser vom verbrennenden Wasserstoffgas ableitet: so war solches ganz dieser Theorie entsprechend.

Nun aber liess ich Kohlensäure über dem Spiegel des in der Röhre enthaltenen Wassers aus der eingeleiteten längeren Röhre im lebhaften Strom sich entbinden und warf nun Stückerhen Kalimetall auf das Wasser. Hier erfolgte jedesmal unfehlbar die Verbrennung unter Erscheinung eines gelbrothen Lichtes. Offenbar rührt hier die Lichterscheinung nicht vom verbrennenden Wasserstoffgas her. Eben so wenig aber ist anzunehmen, dass sie von Desoxydation der Kohlensäure durch Kalimetall herrühre. Denn die Lichterscheinung erfolgte, wenn ich heisses Wasser in die Röhre gegossen hatte, auch bei Anwendung von *Natronmetall*, das nach *Gay Lussac's* und *Thenard's* Versuchen in erhöhter Temperatur ohne Lichterscheinung die Kohlensäure desoxydirt.

Die Lichterscheinung bei dem Natrium rührte also offenbar vom Glühen her, das durch Verbindung dieses Metalls mit Oxygen bei der Wasserzersetzung entstand. Und eben so wird also auch die Lichterscheinung bei dem Kalium aufzufassen sein. Aber warum findet diese Lichterscheinung bei dem Glühen bloss in einer Atmosphäre von Kohlensäure statt und nicht eben so gut in einer von Ammoniak?

Man weiss, dass elektropositive und elektronegative Gasarten in ihrer Einwirkung auf den Platinschwamm entgegen-

gesetzt sind *). Ein ähnlicher Gegensatz findet bei der Lichterscheinung Statt, welche durch Compression von Gasarten hervorgerufen wird. Die Versuche Thenard's, welcher die Lichterscheinung bei Compression des Oxygens, der atmosphärischen Luft und des Chlors bloss aus Verbrennung eines brennbaren Stoffes erklären will, bewiesen bloss, dass starke Feuchtigkeit **) dieser Gasarten der Lichterscheinung ungünstig ist, was schon Placidus Heinrich ****) beobachtete, erklärt aber nicht, warum selbst ein vor eine Windbüchse gehaltener Bündel von Drahtspitzen die Lichterscheinung befördert, wurauf ich im *Jahrb. d. Ch. u. Ph.* 1824, oder Bd. 30. S. 22—24 aufmerksam machte. Auch findet man schon Bd. 29. S. 220, hervorgehoben, wie auf dem Standpunkte der krystal-elektrischen Theorie der Gegensatz aufgefasst werden kann, welcher bei verschiedenen Gasarten sich zeigt hinsichtlich auf Lichterscheinung bei Compression. Hier will ich mich jeder auf denselben Standpunkte anzureihenden theoretischen Betrachtung gessentlich enthalten, und nur noch folgende Thatsache beifügen.

Auch einen lebhaften Strom von Wasserstoffgas der vorher (um alle bei dem Aufglessen verdünnter Schwefelsäure auf Eisenfelle leicht entstehende schwefelige Säure zu entfernen) durch Kalkwasser geleitet wurde, liess ich in jener vorhin beschriebenen Röhre über den Spiegel des am Boden derselben (etwa 1 Zoll hoch) befindlichen Wassers hinwegstreichen. Ich warf nun, nachdem alle atmosphärische Luft verdrängt war, bei

*) S. *Jahrb. d. Chem. u. Phys.* 1831. oder Bd. 63. S. 370—382.

**) „Es zeigte sich“ sagt Thenard in den *Ann. de Chim. et de Phys.* T. XLIV, und übersetzt in Poggendorff's Annalen Bd. XIX. S. 444.) „fast immer ein schwacher Lichtschein, sobald der Filz nicht gut benetzt war.“ — Soll man annehmen, dass der benetzte Filz, selbst wenn er nur schwach benetzt war, gebraut habe und in der Art de Lichterscheinung (da sonst keine andere brennbare Materie vorhanden war) hervorgerufen wurde? Die Versuche sind offenbar mit trocken Gasarten, unter Ausschluss brennbarer Stoffe, zu wiederholen, wura sich schon Mittel finden werden, indem man ja die Leiterschleiben des Stempels etwa mit Reissblei, oder vielleicht auch mit Silberamalgam, einreiben kann, um luftdichten Schluss zu bewirken. Mendelssohn construirte eine Luftpumpe von Glas, mit eingeschlossenem Zinnstempel, dessen guten Schluss er rühmte.

***) S. dessen Werk über die *Phosphorescenz der Körper*. S. 428.

fehlender lebhafter Hydrogenentwicklung kleine Stückchen Kalimetall auf das Wasser. Die Oxydation erfolgte ohne Lichterscheinung. Nahm ich jedoch grössere Stückchen Kalimetall, so trat ein lebhaftes Glühen zuletzt hervor. Ein aufsteigender Dampf, der wahrscheinlich zum Theil auch vom verflüchtigten Kalimetall herrührt, zeigt sich bei allen diesen Versuchen. In unserm Fall also wird sich das verflüchtigte Kalimetall mit Hydrogen combiniren. Jede chemische Combination aber setzt einen, in dieser bestimmten Temperatur hervortretenden, elektrochemischen Gegensatz voraus. Auf alle Fälle leuchtet das sich auf Wasser oxydirende Kalimetall nicht in einer Atmosphäre von Hydrogen, sondern erst zuletzt in der, welche es durch Verflüchtigung seiner Theile in der Hitze um sich bildet.

Wir wissen, dass Knallgas, aus dem Knallgasgebläse strömend, unter Wasser fortbrennt. Dennoch besinne ich mich nicht, bei der Verbrennung einer Stahlfeder in Oxygen, wenn das glühende abtropfende Metall sich unter Wasser in G'as einschmelzte, während dieser Glasschmelzung unter Wasser fortdauerndes Glühen der Eisenoxydkugel wahrgenommen zu haben. Vielleicht dass das Auge hierbei zu sehr geblendet ist, um schwächere Lichterscheinungen wahrnehmen zu können. Aber auch das sich noch so heftig oxydirende Kalimetall leuchtet unter Wasser nicht. Will man diess im Sinne der Black'schen Theorie vom gebundenen Wärmestoff dadurch erklären, dass das sich entwickelnde Hydrogen, welches sich unter Wasser nicht entzündet kann, Wärmestoff binde, und darum das Kalium nicht zum Glühen kommen lasse: so müsste derselbe Fall in der Kohlensäure eintreten, wo dennoch das Kalimetall unter lebhafter Lichterscheinung glüht.

Von jeher hat die Chemie, wie ihre Geschichte lehrt, sich um die Erscheinung der Verbrennung gedreht. Ein genaueres Studium dieser Erscheinungen führte in Lavoisiers Periode eine neue Epoche der Chemie herbei. Aber nachdem Madame Lavoisier, als Priesterin gekleidet, das Phlogiston verbrannt hatte: so trat dieses nach einiger Zeit gewissermassen wie ein Phönix aus der Asche, nicht bloss verjüngt, sondern sogar verdoppelt, begleitet nämlich von einem Antiphlogiston, in der elektrochemischen Theorie hervor. Indess wenn man, wie diess gewöhnlich geschieht, dennoch die alte Wärmetheorie beibehält:

so ist es eigentlich, indem man statt Chemie lieber Elektrochemie spricht, bloss der Name, den man abändert; abgesehen von dem Schematismus bei elektrochemischer Anordnung der Körper, welcher Schematismus (womit man allein sich doch unmöglich begnügen kann) ohnehin lediglich von Erscheinungen an Volta's Säule entlehnt ist.

Unter diesen Umständen werden also auch kleine Beiträge zur Vervollkommnung der Verbrennungstheorie und der dabei vorkommenden Lichterscheinungen nicht unwillkommen sein. Darum wollte ich diese Bruchstücke nicht zurückhalten bei der dargebotenen Veranlassung zur Mittheilung derselben, obgleich eigentlich in einem ganz andern Zusammenhange davon zu sprechen gewesen wäre.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

*Analyse des Brauneisenerzes in Afterkry-
tallen von Schwefelkies, als Nachtrag zu
der Abhandlung über die natürlichen
Eisenoxydhydrate, Hft. 3. p. 181.*

VON
Professor Dr. F. VON KORALL.

Die analysirten Varietäten waren folgende:

a) *Varietät aus Sachsen.*

Die Krystalle sind Combinationen des Hexaeders und Oktaeders. Auf dem Bruche haben sie ziemlich das Ansehen von sogenanntem gelben Thoneisenstein. Die Analyse gab:

Eisenoxyd	86,34
Wasser	11,66
Kieselerde	2,00
	<hr/>
	100,00

b) *Varietät von Maryland.*

In Hexaedern mit Spuren von Blätterdurchgängen nach den Hexaederoberflächen. Beim Auflösen in Salzsäure blieb die Kiesel-erde in der Form der Stücke zurück.

Die Analyse gab:

Eisenoxyd	86,52
Wasser	10,90
Kieselerde	2,58
	<hr/>
	100,00

c) *Varietät von Beresof.*

In Hexaedern:

Eisenoxyd	86,87
Wasser	11,13
Kieselerde	2,00
	<hr/>
	100,00

Eine andere Varietät von Sibirische im Orenburgischen in

Pentagondodecaedern gab einen Wassergehalt von 10,58 p. C. Ich konnte aber nur 6 Gr. zum Ausglühen verwenden.

d) Varietät von Preussisch-Minden.

Schöne Pentagondodecaeder, zum Theil an den grösseren Krystallen mit einem Kern von Schwefelkies. Beim Auflösen der geglühten Stücke blieb die Kieselerde ganz in der Form der Pentagondodecaeder zurück. Die aufgelösten Stücke waren frei von Schwefelkies.

Eisenoxyd	82,24
Wasser	13,26
Kieselerde	4,50
	<hr/> 100,00

Von diesen Varietäten wurden nur a u. b genau auf einen Gehalt an Arsenik, Phosphorsäure, Manganoxyd etc. untersucht, wovon aber nichts gefunden werden konnte.

Aus diesen Analysen ergibt sich, dass bei der Umwandlung von Schwefelkies in Brauneisenerz immer das erste Eisenoxydhydrat = Fe H zu entstehen scheint, welches als Gölith krystallisirt vorkommt. Ich habe dieses Hydrat auch unter den Eisenerzen von Amberg (Erzberg) im dichten und erdigen Zustande gefunden. Die Analyse gab nämlich:

Eisenoxyd	86,24
Kieselerde und Quarz	2,00
Phosphorsäure	1,08
Wasser	10,68
Spur von Manganoxyd	
	<hr/> 100,00

Mit obigen Analysen stimmt auch überein die Untersuchung Hermann's über Afterkrystalle von Brauneisenerz in Schwefelkiesform, welche angeblich als Hagelkerne zu Sterilitamausk im Gouv. Orenburg gefallen sein sollen. Er fand sie zusammengesetzt aus:

Eisenoxyd	80,02
Wasser	10,19
	<hr/> 100,21

Mineral- und Quellwässer.

I.

Ueber die Quellen-Verhältnisse des östlichen Abhanges des Teutoburger Waldes,

VON

GUSTAV BISCHOF in Bonn.

In einem früheren Aufsätze *) habe ich versucht, die Quellen-Verhältnisse am westlichen Abhange des *Teutoburger Waldes* von *Lipp Springs* über *Paderborn* bis *Alme* zu schildern. Bemerkungen über die hiervon sehr abweichenden Quellen-Verhältnisse am östlichen Abhange des *Teutoburger Waldes* werden der Gegenstand dieser Abhandlung sein.

Die vortreflichen Profilzeichnungen in Hoffmann's geognostischem Atlas von nordwestlichen *Deutschland*, verbunden mit dessen orographischer Beschreibung des *Teutoburger Waldes* (**), geben ein deutliches Bild von diesem Gebirge. Da der westliche Abhang desselben in der Erstreckung, wo sich ein so ungemeiner Wasser-Reichthum in den dortigen Quellen zeigt, eine sehr breit ausgedehnte, sanft geneigte Fläche bildet, indem die *Kreide*, der *Quadersandstein* und der *Muschelkalk* gegen Westen abfallen; dagegen die östliche Abdachung dieses Bergrückens mit verhältnissmässig sehr steilen Abhängen versehen, und mithin die Scheitellinie desselben seinem östlichen Rande ganz nahe ist: so können die Quellen in

*) Schweigger-Seidel's Jahrb. 1830. Bd. VIII. S. 240 u. fg.

***) Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse von nordwestlichen Deutschland. Leipz. 1800. S. 175 — 180.

Journ. f. prakt. Chemie. I. 5.

diesem, der *Weser* angehörigen, Wassergebiete nicht so zahlreich und so ergiebig sein, wie am westlichen Abhange. Hierzu kommt aber noch, dass im östlichen Abhange die älteren Schichten der Flötzformation auftreten, welche nicht in dem Grade zerklüftet sind, wie das *Kreide-* und *Quadersandstein-*Gebirge, und daher auch nicht in ihrem Innern solche bedeutende Wasser-Ansammlungen gestatten können, wie dieses. Der *Muschelkalk* zeigt zwar auch Zerklüftungen, wie die *Kreide*; aber der mannichfaltigere Wechsel verschiedener *Kalkstein-*Bänke mit mehr oder weniger mächtigen *Mergelschichten* scheint einer grösseren Ausbildung von Spalten, Klüften und Höhlen hinderlich gewesen zu sein. Die Zerklüftung dürfte sich auch bei weitem nicht so sehr in die Tiefe hinziehen, wie in der *Kreideformation*; denn die Mineralquellen in dem *Weser-*Gebiete, welche gewiss das meiste Wasser aus dem, die Berghöhen am häufigsten bildenden, *Muschelkalk* erhalten, zeichnen sich durch eine niedrige und zum Theil sehr veränderliche Temperatur aus.

Der *bunte Sandstein* zeigt nur in seinem unteren Schichten-system, wo mächtige *Sandstein-*Bänke vorwalten, eine ähnliche Zerklüftung, wie der *Quadersandstein*; in den jüngeren Schichten hingegen, die grösstentheils aus *Mergelthon-*Bänken bestehen, ist diess weniger der Fall. Diese letzteren möchten wohl eine wasserdichte Decke bilden, um so mehr, da sie zu einer sehr bindenden Thonmasse verwittern. Auch der *Keuper-Mergel* zeigt, wo er die Thalmalden zwischen den *Muschelkalk-*Bergen ausfüllt, ein ähnliches Verhalten, wie die oberen Schichten des *bunten Sandsteins*, jedoch in einem geringeren Grade.

Ich habe mein Augenmerk weniger auf die süsser als auf die Mineral-Quellen in dem Flussgebiete der *Weser* gerichtet. Aufmerksam darauf durch Hoffmann*) gemacht, besuchte ich die meisten der von ihm bezeichneten Stellen, wo theils Mineralquellen mit Kohlensäure-Exhalationen, theils letztere allein vorkommen.

Ich habe das Gas, welches sich aus den *Meinberger* und *Driburger* Mineralquellen, so wie aus der sumptigen Wiesen-

*) A. a. O. S. 549. und in Poggendorff's Ann. B. XVII. S. 151.

fläche bei *Istrup* entwickelt, untersucht, und es als sehr reines Kohlensäuregas gefunden. Aetzlauge absorbirte es bis auf ein kaum messbares Bläschen. Die gänzliche Abwesenheit von Schwefelwasserstoffgas will ich zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten; höchst wahrscheinlich möchte es sich aber nur an solchen Stellen in äusserst geringen Mengen mit dem Kohlensäuregas entwickeln, wo letzteres einen sumpfigen, mit organischen Ueberresten angefüllten Boden durchdringt. Dieses möchte an mehreren Stellen jener Wiesenoäche der Fall sein. Nach den Untersuchungen von Brandes⁷⁾ enthalten die Gasexhalationen aus den *Meinberger* Mineralquellen kein Schwefelwasserstoffgas, auch nicht das Gas aus dem *Augenbrunnen*, aus dem *Süerling*, aus dem *Neubrunnen* und aus der *marialisch-salinischen Trinkquelle* zu *Pyrmont*, so wie das der *Dunsthöhle*; wohl aber das Gas aus der *Trinkquelle*, *Bade- und Soolquelle* daselbst⁸⁾. Diese Gasexhalationen bestehen also, abgesehen von der geringen Spur Schwefelwasserstoff, aus fast reiner Kohlensäure. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass nicht auch das Gas aus den Sauerquellen an der sogenannten *Wulfesharte* bei *Vinabeck*, so wie das, welches sich bei *Sautzen*, *Schmechten*, *Schönenberg*, *Reulsen* und *Brakel*, bei *Godelheim* in der Nähe von *Häxter* im *Weerthale*, bei *Hof-Geismar*, bei *Volkmarsen* theils aus Mineralquellen, theils aus dem Erdreiche, und an vielen anderen Orten mehr entwickelt, fast reine, hier und da mit Schwefelwasserstoff gemengte, Kohlensäure sei. Wir können demnach mit *Hoffmann* den ansehnlichen Landstrich auf dem linken Ufer der *Weser*, in der Strecke von *Carlshafen* bis *Vlotho* und bis an den Abhang des *Teutoburger Waldes*, als eine siebähnlich durchlöcher-

7) Die Mineralquellen und Schwefelschlammabäder zu Meinberg. Lemgo 1822. S. 302.

8) *Pyrmont's Mineralquellen* von Brandes und Krüger. Pyrmont 1826. S. 162, 208, 282, 300, 319, 337, u. 342. Diese Prüfungen wurden mit dem aus dem Wasser durch Kuchen erhaltenen Gas vorgenommen. Da das Schwefelwasserstoffgas in grösserer Menge vom Wasser absorbirt wird, als das Kohlensäuregas, so mögen wohl die Exhalationen aus den *Pyrmont'schen* Quellen selbst frei von Schwefelwasserstoffgas sein. Meine oben angeführten Untersuchungen wurden stets mit dem von selbst anströmenden Gas angestellt.

Oberfläche ansehen, aus deren am vollkommensten geöffneten Zerspaltungen sich Kohlensäuregas hervordrängt.

Hoffmann hat nachgewiesen, dass alle diese Exhalationen aus *buntem Sandstein*, mit Ausnahme der zu *Meinberg*, welche aus *Keuper* entspringen, hervorkommen. Er hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich diese Stellen durch eigentümlich geformte Thalfurmen, (*Ringthäler* oder *Erhebungsthäler* von ihm genannt) auszeichnen, welche für die Ansicht von der Erhebung und Zerreissung der Hügelketten in diesem Gebiete gar sehr sprechen. Das grossartigste Beispiel von solch einer auffallenden Bildung bietet der fast kreisförmig eingeschlossene Thalgrund von *Pyrmont*, so wie das diesem in allen seinen äusseren Verhältnissen vollkommen ähnliche, nur in etwas verkleinerte *Driburger Thal* dar. An beiden Orten erscheint der *Muschelkalkrücken* geborsten und aufgeklafft, während unter ihm auf dem Boden des Thaies der *bunte Sandstein* frei an die Oberfläche tritt. Aber auch an den übrigen der oben genannten Stellen, wo sich Kohlensäure entwickelt, zeigt sich der *Muschelkalkrücken* in seinem Scheitel geborsten, oder es lassen sich wenigstens gewaltsame Unterbrechungen des Zusammenhangs der Oberfläche nachweisen. Wo endlich diese *Muschelkalkdecke* der selbstständigen Verbreitung des *bunten Sandsteins* Platz macht, da sehen wir auch an ihren Rändern noch hin und wieder die Spuren von austretender Kohlensäure. So in den Mineralquellen von *Goddelheim*, bei den Salzquellen von *Carlsbafen* und an den übrigen und noch anderen der oben genannten Orte.

Nach allen diesen Beobachtungen können wir also den Sitz der Kohlensäure-Exhalationen in keiner Formation, welche jünger als der *bunte Sandstein* ist, annehmen; sondern wir müssen ihn im *bunten Sandstein* selbst, oder in einer noch ältern Formation suchen. Die auffallende Verschiedenheit in dem chemischen Gehalte zwischen den Gasexhalationen am westlichen und denen am östlichen Abhange des *Teutoburger Waldes* dürfte daher in Beziehung stehen mit den Gebirgsformationen, aus welchen sie hervorkommen. Jene entwickelten sich aus dem jüngsten Gliede der Flötzformation, aus der *Kreide*, und scheinen nach den in meinem vorigen Aufsätze wahrscheinlich gemachten Gründen nichts anderes zu sein, als atmosphä-

rische Luft, die einen Theil ihres Sauerstoffs durch Oxydation kohlenstoffhaltiger Substanzen eingebüßt hat. Diese, welche sich aus dem bunten Sandstein entwickeln, aus fast reiner Kohlensäure, hier und da mit Spuren von Schwefelwasserstoff vermengt, bestehen, können daher in keinem Fall von atmosphärischer Luft abgeleitet werden. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, ja ich möchte sagen gewiss, dass die Kohlensäure in der Gasexhalation aus der warmen Mineralquelle zu *Lipp-springe*, und die, welche ich aus dem Wasser der adäsen Quellen zu *Lipp-springe* und zu *Paderborn* ausgetrieben habe, nicht denselben Ursprung haben könne, wie die Kohlensäure der Exhalationen im Flussgebiete der *Wezer*. Es ist ferner leicht zu begreifen, dass, sofern wahrscheinlicher Weise der bunte Sandstein oder die noch ältere Formation, worin die Kohlensäure ihren Ursprung nimmt, sich unter die jüngsten Glieder der Flöteformation am westlichen Abhange des *Teutoburger Waldes* fortzieht, hier diese Kohlensäure-Entwicklungen nicht mehr zum Vorschein kommen können, da die mächtigen Glieder der Flöteformation zwischen der *Kreide* und dem bunten Sandstein, seien sie auch nicht alle vorhanden, diesen bedecken. Um alle diese Glieder mit mehreren dazwischen gelagerten wasser- und luftdichten Schichten zu durchbrechen, fehlte es der Kohlensäure an Expansivkraft, oder sie wird doch nur da, wo der *Muschelkalk* oder höchstens der *Keuper* die oberste Decke bildet, und daher ein geringerer Widerstand zu überwinden war, einen Durchbruch bewirkt haben, wie wir nach *Hoffmann's* Ansicht wirklich mehrere solche Durchbrüche an den oben bezeichneten Punkten auf der östlichen Seite des *Teutoburger Waldes* finden.

Während alle bisher beobachteten Kohlensäuregas-Exhalationen eine den gewöhnlichen Luftdruck kaum übersteigende Expansivkraft besitzen, zeigt das Kohlensäuregas, welches aus der Trinkquelle zu *Meinberg* sich entwickelt, eine bedeutende Spannung. Während die von mir untersuchten Gasexhalationen in den Umgebungen des *Laacher See's* höchstens den Druck einer 4—5 Zoll hohen Wassersäule überwinden *), strömte das Gas der Douch-Röhre zu *Meinberg* durch das Wasser eines ob-

*) Jahrb. d. Chemie u. Physik Bd. 56. S. 136.

gefähr 12 Zoll hohen Gefässes nicht nur hindurch, sondern das Wasser wurde noch wie aus einer Feuerspritze hoch emporgeschleudert. Ohne Zweifel kann daher das Gas den Druck einer mehrere Fues hohen Wassersäule überwinden *). Dies sind aber noch lange keine Expansivkräfte, wodurch mächtige Gebirgslagen emporgehoben, oder durchbrochen werden könnten. Es lässt sich fñhrigens auch leicht begreifen, dass Kohlensäuregas, welches aus der Tiefe in mit Wasser angefüllte Kanäle gelangt, darin von dieser Flüssigkeit unter grossem Druck absorbirt wird, nothwendig seine, wenn auch anfangs noch so bedeutend gewesene, Expansivkraft verlieren müsse, und nach seiner Entbindung aus dem Wasser mit einer den Luftdruck nur etwas übertreffenden Spannung zu Tage kommen werde.

In *Meinberg* zog ich Erkundigungen über die Veränderlichkeit der Kohlensäure-Entwicklung aus den dortigen Mineralquellen ein, worüber ich ebenfalls an Mineralquellen in diesiger Gegend seit Jahren viele Beobachtungen angestellt habe. Bekanntlich gehört dieser Gegenstand zu den vielbesprochenen und nicht selten mystificirten.

Am häufigsten will man beobachtet haben, dass die Quellen die stärksten Gasexhalationen zur Gewitterzeit zeigen **), und ebendeshalb glaubten *Kastner* und Andere diese Erscheinung mit der Luftelektricität in Beziehung setzen zu müssen***).

*) Die bedeutende Spannung dieses Gases zeigte sich auch bei den 1801 betriebenen Bohrversuchen, wovon *Brandes* a. a. O. S. 321 und 333 berichtet.

***) So fand *Pickel* die Menge des Kohlensäuregases bei dem *Regozzi-Brunnen* zu *Kissingen* kurz vor dem Ausbruche eines Gewitters am 30. Juni 1817 170 C. Z. in einer Minute, am 17. Juli bei regniertem Wetter 110 C. Z., am 18. 140 C. Z. *Fronsdorff's* n. J. B. II. Bd. I. S. 344. In den *Bädern* von *Auvergne* sollten vor Ausbruch eines Gewitters die Kranken bisweilen nicht 4 Minuten im Bade aushalten können, weil es sie zu ersticken drohe, da sie es sonst recht gut $\frac{1}{2}$ Stunde zu ertragen im Stande seien. *Wurzer*, des Neueste über die Schwefelquellen zu *Neundorf*, S. 28. Vgl. auch *Heidler* über d. *Mariebad* Bd. II. S. 221 und verschiedene *Brunnen*-schriften.

****) *Kastner's* Arch. Bd. VI. S. 248 und fg. Gegen *Kastner* sucht *Walcker* (ebend. Bd. X. S. 396) den stärkeren Geruch, den

Ehessa soll die Menge der Kohlensäure zur Frühlingszeit und vor Sonnenaufgang am grössten, im Spätsommer und Nachmittags gegen 2—3 Uhr merklich geringer sein, weshalb auch an mehreren Brunnenorten, wie zu *Sellers*, *Pachingen*, das Füllen der Krüge vorzugsweise bei Nacht betrieben wird. Ja man will sogar eine Beziehung des Gasgehaltes der Mineralquellen zum Mondlaufe (!) gefunden haben *).

Zu *Meinberg* versicherte mir der Gastwirth *Proffas* und Andere, dass bei nasser Jahreszeit, bei Gewittern, und auch während des Winters, wenn der Erdboden gefroren ist, die Gasentwicklung stärker, als bei trockener Jahreszeit sei. *Brauntes* **) führt ebenfalls an, dass das Gas Morgens und Abends im Allgemeinen höher stehe als Mittags. Die Triickquelle daselbst ist besonders zur Anstellung solcher Betrachtungen über Periodicität der Kohlensäure-Entwicklung geeignet, indem das ihr entströmende Gas sich theils in einer amphitheatrischen Vertiefung, die mit Sitzbänken für diejenigen versehen ist, welche sich der äusseren Wirkung desselben aussetzen wollen, sammelt, und um so mehr in die Höhe steigt, je stärker die Entwicklung ist, theils in einem Trichter aufgefangen und in jene vorhin genannte Douschröhre geleitet wird.

Ich hatte Gelegenheit, zu verschiedenen Zeiten und fast ein Jahr lang fortgesetzt vier ganz nahe neben einander entspringende Kohlensäurelunge mit sehr starker Gasentwicklung zu beobachten. Sie waren sorgfältig gefasst, luftdicht bedeckt und mit 6—30 Fuss langen Bleizöhren, welche das Gas in ein

kalte Schwefelquellen, Düngerhaufen etc. bei feuchter Luft ausstossen, aus der leichten Verflüchtigung mehrerer Körper in Wassergas und aus der unter diesen Umständen stärkeren Einwirkung auf das Geruchsorgan erklären zu können.

*) *Küstner's Arch.* Bd. I. S. 278 und 279. Hier wird uns noch ein anderes Naturwunder aufgetischt, „dass nämlich Sturzwasser nicht zur Gewitterzeit verfließt werden dürfen, weil sonst die Krüge springen, ebenso wie nicht selten die Glasretorten, welche man Behufs der Destillation mit Gewitter-Regenwasser füllt und erhitzt, gemeinhin von unten heraus zerschlagen werden.“ Welche Wunderkraft!!! — Sollte man nicht mit solchem Gewitter-Regenwasser Schiessgewehre laden können??? —

B.

**) *J. u. O. N.* 302.

Gebäude leiten sollten, versehen. Während anhaltend trockener Witterung konnte ich weder ein Ausströmen von Kohlensäuregas noch den Geruch desselben an der Mündung bemerken. Diese Erscheinung befremdete mich anfangs; bei einigem Nachdenken liess sie mich aber keinen anderen Grund ahnen, als den, dass die in den Umgebungen jener Quellen, so vielfach in dem aufgeschwemmten Thalgrunde verzweigten Kohlensäureexhalationen sämmtlich aus einer Gebirgsspalte oder aus mehreren communicirenden dringen, und dass daher, wenn an irgend einer Stelle dem Austreten des Gases Hindernisse entgegengesetzt werden, dieses an anderen Stellen erfolgt. Das Aufsteigen des Kohlensäuregases vom Quellenspiegel bis zu einer Höhe von ungefähr 6—10 Fuss ist aber, da es fast das doppelte Gewicht der atmosphärischen Luft hat, allerdings ein bedeutendes Hinderniss. Eines Tages, nach anhaltendem Regen, als ich abermals an die Mündung der Röhre roch, verspürte ich zu meiner Verwunderung einen auffallenden Geruch nach Kohlensäure. Späterhin habe ich noch mehrmals Gelegenheit gehabt, dieses bei Regenwetter, dagegen das Gegentheil bei trockenem Wetter zu bemerken.

Die einfachste Erklärung der Periodicität der Gasausströmungen aus Mineralquellen bot sich nun von selbst dar, indem sie gewiss in nichts anderem liegt, als dass die verschiedenen Ausströmungs-Canäle zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen ungleich geöffnet oder verstopft sind. Wenn zur Regenzeit der Erdboden mit Feuchtigkeit imprägnirt ist, so bildet er einen luftdichten Verschluss, und das Gas, welches in trockener Jahreszeit aus unzähligen Spalten und Oefnungen rings um die Quelle ausströmt, wird nun allein durch die Quelle selbst ausströmen, wo der Widerstand, so lange das Niveau des Wasserabflusses nicht verändert wird, stets derselbe bleibt. Daher die vermehrte Entwicklung aus der Quelle, und die locale Anhäufung des Gases, besonders wenn die Fassung und die Umgebungen der Quelle, wie zu *Meinberg*, sich hoch über den Wasserspiegel erheben. Enge Canäle in dem Erdboden, enge Spalten in dem Gestein, die bei trockenem Wetter den Austritt des Gases ohne Schwierigkeit gestatten, füllen sich bei nassem Wetter mit Wasser an, und lassen das Gas nicht mehr durch. Stehen die in die Tiefe sich hinziehenden Gascanäle in Communication mit anderen, die sich in dem Gestein

benachbarter Berge in die Höhe ziehen, und die sich während der Regenzeit mit Wasser anfüllen: so wird das Gas nicht nur von dieser Seite abgesperrt, sondern auch durch den hydrostatischen Druck das Ausströmen desselben aus seinen geöffneten Canälen beschleunigt.

Es lassen sich also mehrere Umstände anführen, die ein veränderliches Ausströmen des Kohlensäuregases durch die unveränderlichen Oeffnungen in der Quelle herbeiführen; denn da in der Regel die Verhältnisse in der gefassten Quelle stets dieselben bleiben, so lange der Abfluss des Wassers in gleichem Nivau bleibt: so wird der der Entwicklung des Gases entgegenstehende Wasserdruck und mithin überhaupt das Hinderniss der Ausströmung dasselbe bleiben, während es in den Umgebungen der Quelle nach Verschiedenheit der Witterung und je nachdem der Erdboden feucht oder trocken ist, variiert. Umgekehrt wird eine reiche Kohlensäure-Entwicklung aus einer Mineralquelle sich bedeutend vermindern, oder ganz aufhören, wenn der Wasserabfluss höher gelegt wird. Ich kenne mehrere Mineralquellen, deren Abfluss auf meinen Rath tiefer gelegt wurde, und wodurch die Gasentwicklung bedeutend zunahm: in einer dieser Quellen stieg nur von Zeit zu Zeit ein Gasbläschen auf; nach dem Tieferlegen des Abflusses, um fast 3 Fuss, ist aber jetzt die Gasentwicklung ununterbrochen und ziemlich bedeutend.

Selbst aber der Klavendung, dass die stärkere Kohlensäure-Entwicklung nicht allein während der Regenzeit, sondern sogar vor Gewittern, gleichsam als deren unmittelbare Vorboten sich zeigen, glaube ich durch die Bemerkung entgegen zu können, dass den Gewittern stets eine oft sehr bedeutende Verminderung des Luftdruckes vorhergeht, wie das Fallen des Barometers anzeigt. Nicht selten fällt das Barometer vor Gewittern um 3 bis 4 Linien, welches eine Verminderung des Luftdruckes um $\frac{1}{112}$ bis $\frac{1}{84}$ ist. In eben dem Verhältnisse als sich aber der Luftdruck vermindert, wird sich die Ausströmung des Gases aus der Quelle vermehren. Ebenso wie kein Kohlensäuregas in den Exhalationen der Umgegend des *Louche Ser's* sich mehr entwickelt, wenn der Gegendruck mehr als eine 5 Zoll hohe Wassersäule beträgt, wird umgekehrt die Entwicklung bedeutend zunehmen müssen, wenn der äussere

Luftdruck um 3 bis 4 Linien Quecksilberhöhe, gleich 3 bis 4 $\frac{1}{2}$ Zoll Wasserhöhe, sich vermindert.

Von der stärkeren Gasentwicklung aus Quellen während niedrigen Barometerstandes ist zu unterscheiden der schwächere Gehalt derselben an freier Kohlensäure unter diesen Umständen; denn je schwächer der Luftdruck auf das Mineralwasser, desto weniger wird das Gas zurückgehalten, und umgekehrt (**). Auch das bei nasser Witterung mehr herabdringende Meteorwasser kann bei Quellen, die einen der Erdoberfläche näheren Ursprung haben, eine Verdünnung des Kohlensäure-Gehaltes herbeiführen (**).

Die eigenthümlichen Quellenverhältnisse *Metaberg's*, und die stärkere Expansivkraft der dort ausströmenden Kohlensäure im Verhältnisse zu den Exhalationen in dem *Laacher See* Gebiete finden in den vorgestragenen Bemerkungen ihre Erklärung. Die Canäle in dem Krater, woraus sich das Kohlensäuregas entbidet, müssen nämlich in sich geschlossen und nur wenig verzweigt sein, weil das Gas durch die Quelle selbst mit so grosser Heftigkeit ausströmt. Zur Regenzeit, oder auch im Winter, wo der Erdboden gefroren ist, und mithin eine luftdichte Decke bildet, strömt das Gas nur aus den geöffneten Canälen der Quellenfassung, und daher die grössere Anhäufung desselben in den höchsten Umgebungen der Quelle während dieser Jahreszeit (**). In dem *Laacher See* Gebiete hingegen,

*) Die günstigste Zeit zum Füllen gashaltiger Wasser wird also bei hohem Barometerstande, mithin in der Regel bei heiterem, trockenem, schönem Wetter sein, wenn man den möglich grössten Gasgehalt des zu verwendenden Wassers beabsichtigt. Ist das Wasser ein mit dem Gas gesättigtes, und diese wird immer der Fall sein, wenn dieses frei aus der Quelle strömt, so ist es ganz einleuchtend, ob diese Ausströmung im Maximum oder im Minimum ist. Ist das Wasser nicht ganz mit dem Gas gesättigt, so scheint der Zeitpunkt, wo das Erdreich in den Umgebungen der Quelle mit Wasser imprägnirt ist, der günstigste; es ist jedoch nicht mit Gewissheit anzunehmen, dass dann das Quellwasser gerade den stärksten Gasgehalt habe, weil da, wo keine freie Strömung des Gases stattfindet, noch Sperrungsmittel nicht viel nützen können.

**) Wittig in *Annal. d. Pharm.* B. III. H. 2, S. 172.

***) Die oben angeführte Bemerkung von Brandes, dass das Gas im Allgemeinen Morgens und Abends höher als Mittags steht, dürfte darin ihre Erklärung finden, dass zu jenen Tageszeiten die Erde durch den Thau eine mehr luftdicke Decke bildet.

in dieser durch frühere vulcanische Eruptionen gewaltsam erschütterten Gegend, ist das Gebirge allgemein zerklüftet, wie namentlich die zahllosen Mineralquellen und Gasexhalationen zeigen, und deshalb wird jede einzelne der letzteren, wenn ihrem Austreten Schwierigkeiten entgegenstehen, sich irgend einem anderen der vielen verzweigten Canäle aufsuchen. Nirgends kann sich daher eine bedeutende Expansivkraft in den Exhalationen äussern, ja sogar da, wo die Canäle im aufgeschwemmten Thulgrunde sich ins Unzählige verzweigen, wird sie so schwach, dass das Gas, wenn es in einer einigermaßen hohen Säule eingesperrt wird, seinen eigenen Druck nicht mehr überwinden kann, so lange nicht der grösste Theil dieser Canäle durch Wasserdruck abgesperrt ist.

Brandes und Krüger *) haben Beobachtungen über den Stand des Gases in der sogenannten *Dunsthöhle* von *Pyramont* mitgetheilt. Da nach denselben das Gas nirgends mit Gewalt zu Tage tritt, und auf der Oberfläche des den Boden der Höhle bedeckenden Regenwassers nie ein Blasenwerfen oder ein Aufwallen wahrgenommen wird: so können diese Exhalationen gar keine Spannung haben. Eben desshalb läßt es aber schwer, den Beobachtungen eine richtige Deutung zu geben; denn der geringfügigste Umstand, welcher leicht dem Beobachter entgeht, kann die Entwicklung eines ohne alle Spannung herausstretenden Gases verhindern oder umgekehrt befördern, so wie auch die Beobachter selbst bemerken, dass die stärkere oder schwächere Bewegung der Luft besonders Ursache sein mag, dass zu manchen Zeiten der Stand des Gases oft und schnell wechselt. Jedoch dem Obigen entsprechend sind die Beobachtungen, dass das Gas im Winter nie die Höhe, wie in den übrigen Jahreszeiten erreicht, und dass die Exhalation nur stärksten vor Ausbruch eines Gewitters ist, dagegen die Gassehicht sinkt, sobald das Gewitter losgebrochen ist, folglich der Erdboden mit Feuchtigkeit sich gesättigt hat. Dass kein bestimmter Einfluss des Barometerstandes auf den Stand des Gases bemerkt worden, darf nicht befremden, weil leicht die Wirkungen des veränderten Luftdruckes durch den Feuchtigkeits-Zustand der Erdkruste, woraus das Gas sich entbindet,

*) A. N. a. O. S. 179 u. fg.

aufgehoben werden kann. Die leichtere Entwicklung des Gases, welche das um 1 Lin. sinkende Barometer hervorruft, wird durch eine 13 Lin. dicke, mit Feuchtigkeit imprägnirte Erdschicht aufgehoben, und umgekehrt. Nicht wohl zu erklären ist aber, dass das Gas einige Stunden nach Sonnenaufgang und bald nach Sonnenuntergang sehr hoch, dagegen Mittags und wenn die Sonne den Vorplatz der Höhle bescheint, auch bei Dürre und Höhenrausch sehr niedrig steht.

Diese Gasentwicklung kommt, wie die *Pyrmonter* Mineralquellen, aus der Formation des *bunten Sandsteins*, und liegt über der *Trinkquelle* 60 Fuss. Mit den Kohlensäure-Exhalationen aus den Mineralquellen steht sie wohl in keinem unmittelbaren Zusammenhang, da diese Spannung haben.

Ich komme nach dieser Abschweifung zur Betrachtung der übrigen Verhältnisse der Mineralquellen im südlichen Abhänge des *Teutoburger Waldes* zurück.

Sehr auffallend ist die niedrige und so sehr veränderliche Temperatur der *Meinberger* Mineralquellen. Ich fand am 20. April 1833 den *Neubrunnen* + 4^o, 2 R. und die *alte Trinkquelle* + 5^o, 2 bei + 4^o, 8 Luftwärme. Da das Wasser der letzteren durch eine Pumpe gefördert wird, so dürfte es wohl diesen Grad mehr in der Röhreleitung gewonnen haben, um so mehr, da das aus der Douschröhre ausströmende Kohlensäuregas ebenfalls 4^o, 2 R. hatte. Nach Brandes zeigten diese Mineralquellen nachstehende Temperaturen:

			Alte Trinkq.	Neubr.
1830.	11. Aug.	bei 17 ^o , 5	10 ^o , 5	11 ^o , 2
	14. -	- 10 ^o	9 ^o , 3	10 ^o , 1
1832.	6. Febr.	- 5 ^o	5 ^o , 5	6 ^o , 0
	29. -	- 1 ^o	5 ^o , 5	5 ^o , 0
	29. März	- 5 ^o	5 ^o , 5	5 ^o , 0
	31. -	- 10 ^o	6 ^o , 6	6 ^o , 0
	8. April	- 11 ^o	6 ^o , 0	5 ^o , 5
	12. Mai	- 14 ^o	6 ^o , 5	
	21. -	- 15 ^o		6 ^o , 5
			6 ^o , 5	6 ^o , 0

Die Abhängigkeit der Temperatur dieser Quellen von der Luftwärme ist unverkennbar. Brandes findet die mittlere Temperatur von *Salzquellen*, 3 Meilen von *Meinberg*, aus 8jährigen Beobachtungen 7^o, 8 R. Dieses Mittel ist aber wenigstens

um 1° zu hoch, da es bloss aus Tagesbeobachtungen abgeleitet worden. Die wahre mittlere Temperatur von *Salzquellen* dürfte also kaum 6°,8 und nahe so viel auch die von *Meinberg* sein. Dless stimmt ziemlich nahe mit obigen mittleren Quellentemperaturen, welche aber etwas zu niedrig sein möchten, da die meisten Beobachtungen *unter* dem Mittel liegen. Da in diesen Breiten die Quellentemperatur um ohngefähr 1°,5 höher ist, als die mittlere Lufttemperatur, so ist auch deshalb 6°,9 für die Quellentemperatur von *Meinberg* zu gering, und sie dürfte sich daher wohl auf ohngefähr 8° stellen. So weit also diese unvollständigen Beobachtungen zu schliessen erlauben, dürfte das jährliche Mittel der Temperatur jener Mineralquellen zu *Meinberg* ziemlich nahe mit der mittleren Temperatur der dortigen süssen Quellen übereinstimmen.

Die *Meinberger* Mineralquellen bieten demnach das gewiss sehr seltene Beispiel dar, dass ihre Temperatur sehr veränderlich ist, und der äussern Luftwärme folgt, und dass dieselbe wahrscheinlich ziemlich nahe mit der mittleren Temperatur der dortigen süssen Quellen übereinstimmt *).

Mir ist unter der grossen Zahl von Mineralquellen in obiger Gegend, in den Umgebungen des *Laucher See's* und in der *Rifel*, deren Temperaturen ich seit vielen Jahren beobachtet habe, noch keine einzige vorgekommen, die eine solche Veränderlichkeit gezeigt hätte **), und die nicht wenigstens um einige Zehntel die mittlere Temperatur benachbarter süsser Quellen übertroffen hätte. V o n B u c h ***)) führt ebenfalls an, dass er bis jetzt noch kein Sauerwasser aufgefunden habe, dessen Temperatur nicht jederzeit die der laufenden und reinen Quellen übertroffen hätte.

Die so veränderliche Temperatur der *Meinberger* Mineralquellen, bei so reichem Kohlensäure-Gehalt dürfte aber den an-

*) Ein Jahrlang fortgesetzte Temperatur-Beobachtungen dieser Mineralquellen und benachbarter süssen Quellen wären sehr zu wünschen.

**)) Vergl. meine vorige Abhandlung S. 260. Meine seitdem mit denselben Thermometern fortgesetzten Beobachtungen haben dargethan, dass die grössten jährlichen Differenzen der ersten jener Mineralquellen nur 0°,4, der zweiten und dritten gar nur 0°,2 sind.

***)) P o z z e n o t. Ann. R. XII. S. 413.

genschlechtesten Beweis liefern, dass ihre Entstehung gar nicht tief gesucht werden darf. Nicht sehr schwierig dürfte sie zu enträthseln sein. Die *Meinberg* umgebenden Höhen bestehen aus *Muschelkalk*, der, wenn auch nicht so sehr zerklüftet, wie die *Kreide*, doch gewiss so viele Spalten enthält, dass die Meteorwasser bis in die Thalmulde, die vom *Kesper* ausgefüllt ist, gelangen. Hier begegnen sie den aus dem bunten Sandstein oder aus noch grösserer Tiefe kommenden Strömen von Kohlensäuregas, absorbiren davon, und es bildet sich ein Kohlenäuerling, welcher sofort Eisen und kohlensäure Erden aus den Gebirgsschichten auflösen wird. Der starke hydrostatische Druck des Wassers in den Canälen des *Muschelkalks* wird aber auf gleiche Weise die Absorption der Kohlensäure, wie das heftige Ausströmen des überschüssigen Gases befördern. Dass dieses Wasser nicht tief in das *Muschelkalk*-Gebirge eindringen kann, dass ferner keine bedeutenden Wasser-Aussammlungen darin vorkommen können, zeigt die Abhängigkeit der Temperatur der Quellen von der der Atmosphäre, und rechtfertigt das, was oben im Allgemeinen über die Zerklüftung des *Muschelkalks* gesagt worden ist. Dass endlich überhaupt das Wasser der *Meinberger* Mineralquellen keinen weiten Lauf haben können, zeigt der verhältnissmässig geringe Gehalt derselben an fixen Bestandtheilen *).

*) S. Brandes a. n. O. S. 292 u. 300. Wie wenig der Kohlenäure-Gehalt allein den Reichtum einer Mineralquelle an fixen Bestandtheilen bedingt, und wie sehr diese von einem längeren unterirdischen Laufe abhängig sind, kann ich durch nachfolgende Beispiele darthun.

10000 Th. Wasser nachbenannter Quellen lieferten an fixen Bestandtheilen:

Mineralquelle aus <i>Looscher See</i>	2,8 Th.
- bei <i>Wehr</i>	3,9 -
- zu <i>Lamscheid</i>	5,9 -

obgleich alle drei ungewöhnlich reich an Kohlensäure sind. Dagegen liefern

ein Brunnen unter dem hiesigen Laboratorium	3,4 Th.
ein zweiter ebenfalls im Schluss	5,9 -

obgleich beide kaum Spuren von Kohlensäure zeigen. Besonders auffällig ist aber, dass der Gehalt der letzteren an kohlensäuren Erden grösser, als in jenen so reich an Kohlensäure so reichen Mineralquellen ist.

Die *Meioberger Säuerlinge* sind also gewiss ganz nahe an der Erdoberfläche gebildete Mineralquellen, und liefern den ausgemessenen Bereich, dass sich überall Mineralquellen bilden können, wo nur Wasser und Kohlensäuregas-Ströme einander begegnen *). Dass Mineralquellen nur in Thälern vorkommen, während oft süsse Quellen noch nahe am Gipfel hoher Berge angetroffen werden, rührt nicht davon her, weil jene nur in grosser Tiefe entstehen, sondern weil Kohlensäureexhalationen nicht bis zu den Höhen der Berge gelangen, indem sie schon in den Thälern wegen geringerer Hindernisse Auswege finden.

Eine im vorigen Jahre an einem *Grauwackenfels*, etwa 4 Fuss über einer Mineralquelle im *Brühlthale*, gemachte Beobachtung scheint die wichtige Bedeutung des Verwitterungs-Processes für die Bildung der Mineralquellen aufs Neue darzutun. Ich fand nämlich an demselben einen weissen, wasserähnlichen Salzbeschlag, wovon ich 0,6 Gr. sammelte, und der zusammengesetzt war aus:

Kohlensaurem Natron	0,5012
Schwefelsaurem -	0,0519
Kochsalz	0,0469
	Sum. 0,6

Die Bildung dieser Efflorescenz konnte nicht lange vorher erfolgt sein; denn bei einem vier Monate früheren Besuch dieser Stelle war noch nichts wahrzunehmen gewesen. Uebrigens ist die Fläche, an welcher sich die Efflorescenz zeigte, erst seit 6 Jahren entblühet, indem damals in meiner Gegenwart ein an dieser *Grauwacke* gelegener *Kalksteinfels* weggesprengt wurde. Dem etwaigen Einwurfe zu begegnen, dass eine kleine, kaum sichtbare Spalte der Mineralquelle an dieser Stelle,

Die Mineralquellen am *Laacker See* und bei *Wehe* können dieselben Verhältnisse wegen höchstens einen $\frac{1}{4}$ Meile langen unterirdischen Lauf haben.

Ich werde über diesen Gegenstand bei anderer Gelegenheit meine Beobachtungen mittheilen.

*) Diese Ansichten habe ich namentlich in Beziehung auf die kohlensaures Natron haltigen Säuerlinge zuerst in meinem Werkchen „Die vulcanischen Mineralquellen Deutschlands und Frankreichs, Bonn, 1829“ und nachher an mehreren anderen Orten ausgesprochen. Vergl. das *Jahrb. d. Ck. u. Pk.* 1827, II. 3, 8, 118.

gleichsam ein Haarröhrchen, durch allmähliche Verflüchtung des herausströmenden Mineralwassers diesen Salzbeschlag erzeugt haben könne, bemerkte ich, dass der Felsen eine sehr dichte *Grauwacke* ist, und dass die Efflorescenz auf der schiefrigen Ablösungsfläche sich befand. Die Aehnlichkeit der Zusammensetzung der löslichen Bestandtheile des Mineralwassers, und das Hervorkommen desselben unmittelbar aus der *Grauwacke* machen es sehr wahrscheinlich, dass dieses Gestein, so wie hier zu Tage so auch im Innern, durch eine von den Kohlensäure-Strömen bewirkte Efflorescenz dem Sauerwasser die löslichen Salze zum Theil liefere ^{*)}. Dieselben bestehen nämlich aus

Kohlensaurem Natron	0,5012
Schwefelsaurem -	0,0684
Kochsalz	0,0709
	<hr/>
	0,6405

Aehnliche Efflorescenzen in dortiger Gegend habe ich schon früher beschrieben ^{**)}, seitdem habe ich sie auch dort sehr häufig an frischen Mauern, an dem Bewurfe von Mauern u. s. w. gefunden. Es ist diess nicht auffallend, da alle Materialien, womit dort gemauert wird, Steine, vulcanischer Sand, Trass etc. mehr oder weniger reich an Alkalien sind, und nirgends Kohlensäureexhalationen häufiger, als in jenen ganz damit erfüllten Thälern vorkommen.

Da die Glieder der Flötzformation Alkalien gewiss als höchst untergeordnete Bestandtheile, zum Theil wohl kaum Spuren davon enthalten: so sind in den Mineralquellen des östlichen Abhanges des *Teutoburger Waldes*, die Kohlensäure-Strömen ihre Entstehung verdanken, Natron- und Kalisalze ebenfalls als sehr untergeordnete Bestandtheile zu erwarten. Diess ist auch der Fall, und kohlensaure Alkalien fehlen gänzlich, da schwefelsaure und Haloidsalze von Kalk und Magnesia vorkommen.

Die ebenfalls von Brandes untersuchte Schwefelquelle bei *Meinberg* hat mich in meiner Ansicht ^{***)} über die Bildung der Schwefelquellen durch Zersetzung schwefelsaurer Salze mittelst organischer Substanzen bestärkt. Diese Quelle liegt in

*) Vergl. das *Jahrb. d. Ch. u. Ph.* n. o. n. O.

**) *Vulcanische Mineralquellen* S. 241.

***) *Jahrb. d. Ch. u. Ph.* 1832. II. 21 u. 22. S. 251 u. fg.

in einer morastigen, mit organischen Ueberbleibseln durchdrungenen Wiese, das Wasser enthält viele schwefelsaure Salze, und hat keinen Abfluss: Verhältnisse, welche der Bildung von Schwefelwasserstoff äusserst günstig sind. An den Wänden der Quelfassung fand ich einen Absatz von Schwefel, Eisenoxyd und Schwefeleisen, gerade so, wie ich letzteres in Krügen gefunden habe, die mit einem Glaubersalz haltigen, mit etwas Zucker versetzten Wasser gefüllt, und $3\frac{1}{2}$ Jahre lang aufbewahrt gewesen waren ^{*)}.

Dass auch diese Quelle keinen tiefen Ursprung habe, und daher um so mehr die Bildung von Schwefellebern in den oberen, mit organischen Ueberresten imprägnirten, Erdschichten von Stellen gehen könne, beweiset ihre niedrige Temperatur von 5° R. bei $8^{\circ},5$ Luftwärme. Nach Brandes varirte sie zwischen $2^{\circ},5$ (Febr.) und 13° (Aug.) und zeigte sich mithin auch von der Luftwärme abhängig. Die geognostischen Verhältnisse, Muschelkalk auf den Höhen und Keuper als Ausfüllung des Thales, sind dieselben, wie zu *Meinberg*.

Eine gleichfalls von Brandes untersuchte Mineralquelle bei *Bellenberg* ist von keiner besonderen Bedeutung. Ich fand sie am 20. April 1833 $5^{\circ},2$ R. bei 8° Luftwärme, Brandes im Aug. 1830. $12^{\circ},7$ bei 19° Luftwärme. Ihre Temperatur ist also ebenfalls von der äusseren abhängig.

Oberhalb *Vinsebeck* entspringt aus dem *bunten Sandstein* eine Mineralquelle, die gegen die vorhergehenden in *Lippe-Dehmold* die höhere Temperatur von $7^{\circ},8$ bei $8^{\circ},3$ Luftwärme zeigte. Ihr Geschmack ist schwach eisenhaft. Kohlensäuregas entwickelt sich sparsam von Zeit zu Zeit aus ihr, und an der steinernen Fassung befindet sich eine starke Ocher-Ablagerung. Der Abfluss ist schwach.

Nicht weit von dieser Quelle befindet sich, wie mir der Pastor von *Vinsebeck* sagte, eine zweite, aus welcher sich mehr Gas entwickeln soll.

Am Fusse der *Hinnenburg*, nicht weit von *Brakel*, entspringt eine Mineralquelle, die ich $5^{\circ},2$ bei $5^{\circ},9$ Luftwärme fand. Der Geschmack ist nach Schwefelwasserstoff. Aus dem

^{*)} *Jahrb. d. Ch. u. Ph.* 1832. B. 7. S. 375.
Journ. l. prakt. Chem. 1. 6.

Wasser entwickelt sich etwas Gas. Nach Hrn. Dr. Wittling's*) mir gütigst mitgetheilten Resultaten seiner Analyse dieses Wassers enthalten 10000 Th. 8,7 Th. fixe Bestandtheile, 39 C. Z. Kohlensäuregas und 1,56 C. Z. Schwefelwasserstoffgas. Die ersteren bestehen aus schwefelsauren Salzen, kohlensauren Erden, kohlensaurem Eisenoxydul und geringen Mengen von Chlormetallen, wie die aller der dortigen Mineralquellen. Die Bildung des Schwefelwasserstoffs ist wohl derselben Ursache zuzuschreiben, wie bei der Schwefelquelle zu *Meinberg*. Nach Wittling entspringt sie in einem Lager von *bituminösem Mergelschiefer* und *Thon*, und Schwefelkies zeigte sich beim Aufgraben der Quelle.

Zwischen *Brakel* und *Driburg*, in der Nähe von *Istrup* und *Schmechten*, im sogenannten *Madholz* besuchte ich die von Hoffmann angeführten Kohlensäuregas-Exhalationen in mehreren mit Wasser angefüllten Gruben. Da das Wasser, am welchem die Gasblasen aufsteigen, nach der damit vorgenommenen Prüfung, sich sehr rein verhielt; da ferner weder an der Oberfläche des Bodens, noch bis zu einer Tiefe von 3 Fuss Ocher-Ablagerungen zu bemerken waren: so können diese Gruben, obgleich sie ganz das Ansehen von Sauerlingen haben, nichts andres, als reine Gasexhalationen (Gasquellen) sein, die durch, auf der Oberfläche angesammeltes, Regenwasser trenn.

So bedeutend auch diese Gasentwicklungen denjenigen vorzukommen mögen, der die ähnlichen in vulkanischen Gegenden, wie namentlich in den Umgebungen des *Locher See's* und in der vulkanischen *Eifel* noch nicht gesehen hat: so kommen sie doch gegen diese letzteren, in so ungeheuren Maasstabe auftretenden, Entwicklungen kaum in Betracht.

Das aus jenen Gruben auströmende Gas fand ich eben so rein aus Kohlensäuregas bestehend, wie die übrigen der von mir untersuchten Kohlensäuregas-Exhalationen. Schwefelwasserstoffgas scheint nicht, wenigstens nicht in merklicher Menge vorhanden zu sein. Bleizucker-Lösung zu dem Wasser der Gruben geträpelt, bewirkte nur eine schwache *opacis* Trübung.

*) Vergl. auch dessen Bemerkungen über die Mineralquellen zu *Brakel* in den *Ann. d. Pharm.* B. III. H. 2. S. 170 u. fg.

Nicht weit von hier entfernt liegt die *Schmechtener* Mineralquelle. Sie ist zwar in Stein gefasst, aber ringsumher versumpft, und ohne Abfluss. Temp. $7^{\circ},2$. Es entwickelt sich aus ihr nur sparsam Kohlensäuregas, und sie setzt etwas Eisenoxyd ab.

Bei dem Dorfe *Herste*, eine Stunde südöstlich von *Dribury*, findet sich ebenfalls eine Mineralquelle. In früheren Jahren war die ganze Umgebung ein Sumpf, wie auch jetzt noch solche sumpfige Stellen, in denen man die Gegenwart von Schwefelwasserstoff erkennt, dort angetroffen werden. Mit grosser Mühe liess der Freiherr von *Sierzdorf* vor einigen Jahren diese Mineralquelle fassen, und den Abfluss des Wassers 11 Fuss höher legen. Dadurch hat sich zwar die Kohlensäure-Entwicklung aus dem Wasser etwas vermindert; in einzelnen Perioden und wieder nach längeren Unterbrechungen ist sie aber doch noch ziemlich stark. Der Geschmack des Wassers ist angenehm säuerlich und eisenhaft; wenn zu Zeiten ein schwacher Beigeschmack noch Schwefelwasserstoff zu bemerken ist, so erklärt er sich hinlänglich aus den vorhin angeführten Umgebungen. Das Wasser setzt vielen Eisenoxyd ab. Die Temperatur der Quelle fand ich $7^{\circ},6$ bei $8^{\circ},5$ Luftwärme.

Von den wiederholt untersuchten und beschriebenen *Driburger* Mineralquellen habe ich nur wenig anzuführen. Die Kohlensäure-Entwicklungen, nicht nur aus den Quellen selbst, sondern an vielen Stellen in deren Umgebungen, sind sehr bedeutend, und nach der Untersuchung der aus der Trinkquelle zu schliessen, sehr rein. Die Trinkquelle fand ich $8^{\circ},2$ und diess scheint ihre constante Temperatur zu sein. Wenn dieser, der mittleren Quellentemperatur von *Dribury* wahrscheinlich nahe kommende Wärmeград zwar keinen tiefen Ursprung der Quelle andeutet; so ist er doch wohl da zu suchen, wohin die äusseren Temperatur-Veränderungen nicht mehr dringen. Uebrigens scheinen der *Luisenbrunnen* und der *Wiesenbrunnen* aus noch grösseren Tiefen zu kommen, da nach *Vicker* jener 10° , dieser gar 12° R. warm ist.

So wie die sämmtlichen in dieser Abhandlung angeführten, und ausserdem noch mehrere andere auf dem östlichen Abhange des *Teutoburger Waldes* vorkommenden Mineralquellen einen gemeinschaftlichen Charakter besitzen, nämlich mehr oder

weniger eisenhaltig sind, schwefelsaure Salze als prädomirende Bestandtheile, Chlormetalle oder salzsaure Salze aber nur in geringen, und kohlensaure Koden in gewöhnlichen Mengen enthalten; so sind auch alle Gasexhalationen aus ihnen und neben ihnen von gleicher Beschaffenheit; sie bestehen nämlich aus fast ganz reiner Kohlensäure. Eben deshalb können sie nicht von atmosphärischer Luft herrühren. Da wo diese Mineralwasser in anhaltende Berührung mit organischen Substanzen kommen, erleiden die schwefelsauren Salze eine theilweise Zersetzung, und es bilden sich Schwefelquellen.

Dagegen am westlichen Abhänge des *Teutoburger Waldes* giebt es gar keine Säuerlinge, weil es an Kohlensäuregas-Strömen fehlt. Man kennt überhaupt nur eine einzige Mineralquelle, die erst kürzlich entdeckte *Therme zu Lippspringe* mit ebenfalls vorwaltenden schwefelsauren Salzen *); aber eine ganze Reihe von Salzsoolen, von *Salzotten* bis *Urna*, fast in einem Zuge, tritt hier auf, obgleich auch am östlichen Abhänge und etwas entfernter von dem Gehirgsrücken mehrere Soolen vorkommen. Am westlichen Abhänge finden sich zwar auch Gasexhalationen aus den süßen Quellen; sie bestehen **) aber größtentheils aus Stickgas mit wenigen Procenten Sauerstoffgas und enthalten gar kein Kohlensäuregas. Nur in der Gasentwicklung aus der *Therme zu Lippspringe* findet sich neben dem Stickgas etwas Kohlensäuregas, aber noch weniger Sauerstoffgas, als in jenen. Höchst wahrscheinlich rühren alle diese Exhalationen von atmosphärischer Luft her, die einen Theil ihres Sauerstoffs durch Bildung von Kohlensäure mittelst Oxydation kohlenstoffhaltiger Substanzen, welche von den süßen Quellen absorbiert, von der *Therme* theilweise entbunden wird, einbläst hat.

Was die Temperatur der Quellen betrifft: so zeigen am östlichen Abhänge die *Meinberger* Mineralquellen eine grosse Veränderlichkeit und Abhängigkeit derselben von der Wärsere, die übrigen, die *Pyramonter* Mineralquellen (+ 8°3' bis + 10°) mit eingeschlossen, einen ganz oder doch nahe constanten Temperaturgrad. Nur die letzteren dürften daher zu den *Thermen*

*) S. meine vorige Abhdg.

**) A. N. O. S. 257.

gehören \odot). Am westlichen Abhange besitzt dagegen eine grosse Zahl süsser Quellen eine die mittlere des Orts übersteigende und höchst wahrscheinlich ganz oder nahe constante Temperatur. Alle diese Quellen gehören daher zu den Thermen. Es zeigt sich hier die merkwürdige Erscheinung, dass die wärmste unter diesen süssen Quellen, die wärmste Paderquelle ($42^{\circ},96$), alle die obengenannten Mineralquellen am östlichen Abhange, und die kältesten unter jenen süssen Quellen ($6^{\circ},4$, 7° , $7^{\circ},4$) während der kalten Jahreszeit selbst noch die *Heinberger* Mineralquellen ($4^{\circ},2$) in ihrer Temperatur übersteigt. Alle diese verschiedenen Verhältnisse finden in Entfernungen von einigen Meilen statt. — Wenn nicht schon *Gastein* und *Pfäfers* ein weit mehr in die Augen fallendes Beispiel darböten, dass Wässer mit sehr bedeutend erhöhter Temperatur der Erde entquellen können, ohne jedoch mehr an festen Bestandtheilen zu enthalten, wie die kälteste süsser Quelle: so würden auch die warmen unter den süssen Quellen am westlichen Abhange des *Teutoburger Waldes* Belege hierzu liefern.

II.

Ein einfaches Mittel, die Fällung des Eisens aus den Mineralwassern zu verhüten,

VON

GUSTAV BISCUPP.

Unter ähnlichem Titel habe ich in dem Jahrbuche der Chemie und Physik 1829 Heft 9. S. 26 u. fg. einen Aufsatz mit-

^{*)} Der Begriff einer Therme ist wohl nicht bloss so festzustellen, dass darunter eine Quelle verstanden wird, deren Temperatur die mittlere der in ihrer Wärme veränderlichen, benachbarten süssen Quellen übertrifft; sondern dass sie auch eine constante Temperatur habe. An einem andern Orte werde ich übrigens zu zeigen mich bemühen, dass es auch Thermen geben kann, die in ihrer Temperatur noch etwas schwanken.

getheilt, und darin theils früher schon bekannte, theils ein neues Mittel (Zucker) angeführt, die aber alle ihren Zweck, die Fällung des Eisens zu verhindern, nicht ganz erfüllten. Durch einige später angestellte Versuche glaubte ich die Ueberzeugung gewonnen zu haben, dass die Fällung des kohlensauren Eisenoxyduls auf Kosten der in dem Mineralwasser enthaltenen atmosphärischen Luft erfolge; denn als ich einen kupfernen Kolben unter dem Quellenspiegel eines sehr eisenhaltigen Sauerlings, der bald in den Flaschen einen Theil seines Eisens fallen lässt, ganz anfüllte, und hierauf durch Hitze den ganzen Gasgehalt austrick, blieb nach Absorption der Kohlensäure durch Actzlange ein Gasrückstand, der auf 100 Maass Wasser 3,6 Maass betrug und 19,4 Proc. Sauerstoffgas enthält. Ungeachtet dieses Erfolgs schien es mir jedoch bei näherem Nachdenken sehr paradox, dass im Innern der Erde in dem Wasser kohlensaures Eisenoxydul und Sauerstoff neben einander sollten bestehen können, während in den verschlossenen Flaschen die höhere Oxydation des Eisenoxyduls und dadurch bewirkte theilweise Ausscheidung als Eisenoxydhydrat erfolgt. Es kam mir daher sehr wahrscheinlich vor, dass jener, in seiner Zusammensetzung der atmosphärischen Luft sehr nahe kommende, Gasrückstand grösstentheils von der in dem Kolben enthaltenen Luft herrühre, die beim Einfüllen des Wassers durch theilweisen Austausch mit dem Kohlensäuregas dem Wasser sich beigemischt hätte. Unter dieser Voraussetzung musste sich aber, durch gänzlichen Ausschluss der atmosphärischen Luft, die Fällung des Eisens vollständig verhüten lassen. Ich füllte daher mehrere Flaschen unter dem Quellenspiegel eines sehr eisenhaltigen Mineralwassers, kehrte sie dann um, brachte einen grossen Trichter in die Mündung derselben und liess das aus dieser Quelle sich reichlich entwickelnde Kohlensäuregas eintreten. Die ganz mit diesem Gas angefüllten Flaschen kehrte ich um abermals um, füllte sie von neuem mit Wasser, und verkorkte sie unter dem Quellenspiegel. Der Erfolg entsprach ganz meinen Erwartungen. Diese Fällung nahm ich im Juni vorigen Jahres vor, stellte die Flaschen, ohne den Korkstüpsel mit Pech und Leder zu überziehen, umgekehrt in mein Wohnzimmer, wo das Wasser zur Sommerzeit oft einer Temperatur von 20 und einigen Graden ausgesetzt war, und selbst in diesem Augenblick,

Ende Februar, also 9 Monate nach dem Füllen, hat sich noch nicht der geringste Eisenabsatz gezeigt, während ebendasselbe Wasser schon am zweiten Tage nach dem gewöhnlichen Füllen sich trübt, einen grossen Theil seines Eisens fallen lässt, und beim geringsten Umschwenken eine trübe Oberkrüte giebt.

Es ist die grösste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass andere Eisenwasser bei gleichen Verkehren beim Füllen eben so gut sich conserviren werden, und so liessen sich also bei Beobachtung eines so einfachen Kunstgriffes, der bloss die dreifache Zeit des Füllens fördert, die Eisenwasser mit ihrem ganzen Eisengehalt für eine lange Zeit erhalten, ohne dass durch irgend einen fremden Zusatz die Natur des Wassers im mindesten verändert würde. Freilich setzt dieses Verfahren eine hinlängliche Entwicklung von Kohlensäuregas aus der Quelle voraus und lässt sich daher nur bei den an diesem flüchtigen Bestandtheil sehr reichen Mineralquellen anwenden. Die stärksten und berühmtesten unter den sogenannten Stahlwässern sind aber gerade die, aus welchen Kohlensäuregas in ununterbrochenen Strömen sich entwickelt.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich nun, dass Mineralquellen, so lange sie kohlensaures Eisenoxydul enthalten, kein Sauerstoffgas oder doch gewiss nur sehr wenig davon in Absorption halten können. Das Sauerstoffgas, welches die Analysen solcher Eisenquellen häufig angehen, gehört daher nicht dem Mineralwasser an, sondern hat sich grösstentheils erst beim Füllen des Gasentwicklungs-Gefässes mit Wasser demselben beigemischt. Um den reinen Gasgehalt eines Mineralwassers zu erhalten, muss man demnach das Gasentbindungsgefäss vor dem Einfüllen des Wassers mit derjenigen Luft anfüllen, womit das zu untersuchende Wasser gesättigt ist, oder wovon es wenigstens die grösste Menge absorbirt hält; denn nur dadurch kann erreicht werden, dass nicht ein theilweiser Austausch zwischen dem Gas des Wassers und der Luft des Gefässes erfolgt.

Da bei weitem in den meisten Fällen, und namentlich bei den eisenhaltigen Mineralwässern, die Kohlensäure der prädominirende gasförmige Bestandtheil ist: so kann es wohl als ziemlich allgemeine Regel gelten, dass das Gasentbindungs-Gefäss mit Kohlensäuregas gefüllt wird. Entwickelt sich dieses Gas aus dem zu untersuchenden Wasser selbst, so füllt

man am zweckmässigsten das Gefäss mit dieser natürlichen Kohlensäuregas-Exhalation. Im entgegengesetzten Falle bedient man sich hierzu der künstlichen Kohlensäure.

Die Meteorwasser, welche in die Erde eindringen, Kohlensäure absorbiren und dadurch Mineralquellen werden, enthalten, wie alle Wasser auf der Erdoberfläche, atmosphärische Luft. Mit Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, dass sie da, wo sie mit grossen Quantitäten Kohlensäuregas in Berührung kommen, durch Austausch einen Theil ihrer atmosphärischen Luft, und des Rest ihres Sauerstoffgases durch Auflösung von Eisenoxydul ganz oder grösstentheils verlieren. Indem sich sonach ein Theil dieses Oxyduls in Eisenoxydhydrat umwandelt, und ausscheidet, werden sie, wenn sie zu Tage kommen, nur noch das Stückgas der zurückgebliebenen atmosphärischen Luft, oder doch nur sehr geringe Mengen Sauerstoffgas enthalten. Daher findet man stets in dem Gas, welches aus einem Eisenwasser in einem auf gewöhnliche Weise gefüllten Entbindungsgefäss durch Hitze ausgetrieben wird, so wie in der frei ausströmenden Kohlensäure eine grössere Menge Stückgas, wie in der atmosphärischen Luft.

I.

Das Mercaptan, nebst Bemerkungen über einige andere neue Erzeugnisse der Wirkung schwefelweinsaurer Salze, wie auch des schweren Weinöls, auf Sulphurete,

VON

WILHELM CHRISTOPH ZINSE,

Professor der Chemie an der Universität zu Kopenhagen.

(Fortsetzung von S. 205.)

§ 9.

Der von der wässerigen Flüssigkeit durch Abzapfen geschiedene ätherische Körper kann nun in verschiedener Weise behandelt werden, je nachdem man entweder ohne Weiteres das vollkommen *reine* Mercaptan (welches nur aus gereinigtem Mercaptid erhalten werden kann) zu haben wünscht, oder ihn bloß in so weit von dem indifferenten Theile befreit haben will, als durch wiederholte Destillationen sich thun läßt (in welchem Zustand ich denselben, der Kürze wegen, *gereinigtes* Mercaptan nennen will); und auch im letzten Falle bleibt noch ein kleiner Unterschied in der Art des weitern Verfahrens, je nachdem man entweder bloß Gewinnung von Mercaptan im Auge hat, oder zugleich Gelegtheit haben will zur deutlichen Beobachtung alles dessen, was zur weitern Aufklärung über die Beschaffenheit des rohen Productes dienen kann.

Dieses letztere Verfahren will ich zuerst beschreiben.

§. 10.

Hierbei schüttelt man den rohen Aether mit mehreren Portionen Wasser von ungefähr dem gleichen Umfange des angewandten Aethers so lange, bis das abgezapfte Wasser nicht mehr (oder mindestens nur höchst unbedeutend noch) verändert wird vom salpetersauren Bleioxyd und mit Bleizucker einen reinen citronengelben Niederschlag liefert, in welchem Falle gewöhnlich auch der Aether selbst frei erscheint von Schwefelwasserstoff *). Ein paar Male habe ich diesen Punkt sehr bald erreicht (in welchen Fällen vielleicht theils die Abkühlung während der Destillation nicht stark genug, theils die angewandte Hydrosulphuret-Lösung minder als gewöhnlich mit Schwefelwasserstoff übersättigt gewesen sein mochte); gewöhnlich aber wird eine sehr oft wiederholte Behandlung mit Wasser dazu erfordert, was stets einen nicht unbedeutenden Verlust von Mercaptan mit sich führt, besonders, wenn man das Wasser in etwas grossen Portionen dazu anwendet. Der Aether scheidet sich gemeiniglich leicht von dem eingemengten Wasser bis zu dem Grad ab, dass er vollkommen klar erscheint.

Der in solcher Weise erhaltene Aether, welcher farblos ist, gleich dem aus dem Einfach- oder Zwiefach-Sulphurete, ist letzterem auch dem Geruche nach sehr ähnlich, obschon in dieser Beziehung ebenfalls wohl einiger Unterschied bemerkbar ist, unter andern hinsichtlich der Stärke desselben. Wenn auch in 8 bis 10 Maassen Weingeist gelöst, giebt dieser nicht rectificirte Aether, mit einer angemessenen Menge weingeistiger Bleizuckerlösung vermischt, den citronengelben krystallischen Niederschlag in so reichlicher Menge, dass die Flüssigkeit einen ziemlich dicken Brei bildet; auch bewirkt er die bezeichnete Umwandlung des rothen Quecksilberoxydes mit beinahe der

*) Zur Prüfung des Aethers selbst auf eingemengten Schwefelwasserstoff (oder um einen vorsichtigeren Ausdruck zu brauchen — den Stoff, welcher die schwarzbraune Färbung mit Bleisubten erzeugt) thut man wohl, *reduzirte* Bleizucker-Lösung in sehr kleinen Portionen zuzusetzen; denn setzt man plötzlich viel hinzu, so entzieht sich eine Spur jener Färbung leicht der Aufmerksamkeit, wenigstens so lange, bis das Gemeng etwas gestanden hat, wo dann nämlich sich zu zeigen pflegt, dass die über dem Niederschlage stehende Flüssigkeit einige Zeit hindurch mehr oder minder bräunlich gefärbt erscheint.

nämlichen Heftigkeit, wie jener leichter verdampfbare geringe Theil des vom Einfach-Sulphuret erhaltenen Aethers (vergl. §. 4).

Deswegenachtet ist dieser mit dem Hydrsulphuret dargestellte Aether weit davon entfernt, reines Mercaptan zu sein; denn wenn man ihn einer Destillation unterwirft, bei langsam bis ungefähr 102° steigender Wärme, so ist der Rückstand (der nun gewöhnlich $\frac{1}{10}$ dem Maasse nach, beträgt) ganz ohne Wirkung auf das Quecksilberoxyd und erweist sich auch bei andern Prüfungen ebenfalls als völlig entblüet vom Mercaptan. Hierzu kommt noch, dass durch neue Destillationen des erhaltenen Destillats noch mehr von dem indifferenten Aether abgeschieden werden kann; so dass man zuletzt nur $\frac{2}{3}$ von dem Volum des rohen Productes in Form eines Aethers gewinnt, der bei einer 62° nicht übersteigenden Temperatur unverändert übergeht.

Ob der hierbei erhaltene indifferente, geringere Theil im Wesentlichen eins sei mit dem von dem Aether des Einfach-Sulphurets erhaltenen, jederzeit ohne Vergleich grössern, darüber kann ich noch nicht entscheiden; dem Geruche nach zu urtheilen, scheint allerdings noch einige Verschiedenheit obzuwalten, indem ersterer eine Beimengung von Thianöl zu verriethen scheint *).

Um den bei angegebener Temperatur übergegangenen Aether sicherlich ganz wasserfrei zu erhalten, ist nur nöthig, denselben früher oder später einer Behandlung mit Chlorcalcium zu unterwerfen, so dass man ihn damit hinstellt und nach einiger Zeit wieder davon abgiesst; indess habe ich ihn jederzeit nach

*) Ein paar Male habe ich Gelegenheit gehabt zu beobachten, dass Aether, welcher nicht vollkommen davon befreit war, und der mit Bleizucker eine braune Färbung erzeugte, bei Rectification dennoch einen bedeutenden Theil jenes Destillates lieferte, worin keine Spur davon zu entdecken war, während nunmehr das Residuum hingegen ziemlich reich daran erschien. Dies scheint dem ganz zu widersprechen, was zu erwarten war, wenn jene Färbung nicht theilweise herrührt von etwas Andern, als von Schwefelwasserstoff. Die braune Farbe einer Färbung von Schwefelbaryum zuzuschreiben, welches durch Ueberspritzen mit Bergkristall worden sei, erscheint mit Rücksicht auf die vorausgegangene Behandlung mit vielem Wasser ebenfalls nicht angemessen.

dieser Behandlung nochmals destillirt. — Der in solcher Weise zubereitete Stoff kommt dem reinen Mercaptan ziemlich nahe; und ich zweifle daran, dass man durch bloße Rectificationen viel weiter gelangen könne.

§. 11.

Das specifische Gewicht jenes bloß durch Rectificationen gereinigten Mercaptans (welches ich eigentlich zu einem grossen Theile meiner Versuche angewandt habe) fand ich = 0,845 bei 17°; und nach einer neuen Rectification, bis bloß zur Hälfte, bei noch niedrigerer Temperatur, als die, bei welcher es erhalten worden (ungefähr bei 58°), fand ich beinahe ganz dasselbe specifische Gewicht. Dass es auch jetzt noch indifferenten oder nicht metallbildenden Aether enthält, lehrt deutlich dessen Verhalten zum rothen Quecksilberoxyd und zum Kalium. Das damit bereitete Quecksilber-Mercaptid hat nämlich, selbst nachdem es lange bei ungefähr 100° im geschmolzenen Zustande erhalten worden, einen starken eigenthümlichen Geruch und giebt beim nachherigen Auslaugen mit Alkohol eine Flüssigkeit, welche beim Zusatze von Wasser stark sich trübt. Auch mit Kalium giebt es eine Salzmasse, welche, selbst nachdem sie längere Zeit hindurch einer Hitze von ungefähr 100° ausgesetzt gewesen, einen äther- oder ölartigen Körper absetzt, wenn sie in Wasser aufgelöst wird, wogegen bei Anwendung von Mercaptan, welches aus gehörig gereinigtem Quecksilber-Mercaptid ausgeschieden worden, nichts der Art stattfindet.

§. 12.

Anstatt die Reinigung von Schwefelwasserstoff vollständig durch Wasser zu bewerkstelligen, kann man diese (um den bedeutenden Verluste von Mercaptan bei diesem Verfahren zu entgehen) zum grössten Theil auch mit Quecksilber-Mercaptid, oder, wenn man will, mit Quecksilberoxyd anführen. Bei Anwendung des letztern muss man aber erst den grössten Theil des indifferenten Aethers abscheiden. Da ich nämlich bei einem Versuch, um den Schwefelwasserstoff hinwegzuschaffen, etwas Quecksilberoxyd zu Aether fügte, welcher nur mit einer Portion Wasser geschüttelt und hierauf mit ein wenig Chlorcalcium

bei Seite gestellt worden war, so nahm es nicht eine schwarze, sondern eine grünlichgrüne Färbung an, indem es sich aufblähte oder zu einer sehr voluminösen Masse aufschwoll. Selbst nach längerem Stehen blieb die Farbe grünlichgrün, obwohl der überstehende Aether immer noch reich war an Schwefelwasserstoff. Das Ganze wurde nun einer Destillation unterworfen; aber das Uebergetriebene hielt auch dann noch einen nicht unbedeutenden Theil vom Schwefelwasserstoff zurück, und der schlammrige Theil hatte kaum eine etwas dunklere Farbe angenommen, die nun aber eine Beimengung von Roth zeigte.

Die Reinigung vom Schwefelwasserstoff ohne sonderlichen Verlust von Mercaptan geschieht demnach, insofern man nur geringstes Mercaptan verlangt, am besten so, dass man zuerst den rohen Aether mit ein paar Portionen Wasser schüttelt (um unter Anderem desto sicherer zu sein vor einer Klümmung von übergespritztem Hydrosulphuret), ihn hierauf etwas stehen lässt über wenig grobgestossenem Chlorcalcium, dann bei langsam steigender Wärme einer Destillation unterwirft, bis diese bei ungefähr 112° nur sehr langsam von Statte geht, und nachher das Destillat mit so viel feingeriebenem Quecksilber-Mercaptid schüttelt, bis die abgussene Flüssigkeit wenig oder gar keinen Schwefelwasserstoff mehr durch Bleizucker erkennen lässt; nun erst unterwirft man das Ganze einer nochmaligen Destillation bis ungefähr zum nämlichen Punkt, und rectificirt endlich dieses Destillat, bis man eine Flüssigkeit erhält, welche bei einer Temperatur von beiläufig 60° unverändert übergeht.

§. 13.

Das reine Mercaptan erhält man am leichtesten auf folgende Weise:

Von dem durch eben beschriebenes Verfahren erhaltenen Destillate bereitet man, nach bloßer Behandlung mit Chlorcalcium, ohne Weiteres, das Quecksilbermercaptid. Dies führt ich bei Arbeiten im Grossen folgendermassen aus:

Ich bringe eine Portion rothen Quecksilberoxydes, welches frei von unzersetztem Niträt ist, in eine Tubulat-Retorte, verbinde es mit einer beinahe, jedoch nicht vollkommen schliessenden Vorlage, umgebe die Retorte mit Eis und die Vorlage mit

einem Gemenge von Eis und Kochsalz, und stelle den Apparat dann dergestalten auf, dass der Retortenhals nur ganz wenig von der horizontalen Richtung abwärts sich neigt. Wenn ich hierauf annehmen kann, dass der Apparat gehörig abgekühlt sei, so giesse ich den Aether (anfänglich in kleinen Portionen) durch eine, wie gewöhnlich gebogene und ausgeblasene, im Tubus der Retorte befestigte Röhre, hienzu, indem ich dafür Sorge, dass beständig eine hinlänglich hohe Aethersäule zur Sperrung in der Röhre vorhanden ist. Ungeachtet der angewandten Abkühlung und ungeachtet dessen, dass der hierzu in Gebrauch gezogene Aether immer noch reich ist an dem indifferenten Theile, so ist die Wirkung dennoch im Anfange ziemlich heftig. Wenn man, nach dem Grade seiner Reinheit, 3 bis 4 Theile Aether auf 1 Theil des Oxydes hinzugesetzt hat, so nimmt man den Apparat aus dem Eise. Auf dem Boden befindet sich dann stets ein Theil unzersetzten Oxydes, zum Theil in fest zusammengeklumptem Zustande, wenn gleich ein grosser Ueberschuss von Aether hinzugesetzt worden. Dieses verschwindet wohl nachher, wenn die Masse, ohne Weiteres, bei gewöhnlicher Temperatur eine Zeitlang hingestellt wird; indess ist es doch am besten, die Wirkung bald durch Umrühren und Erwärmen zu unterstützen. Zu dem Ende stelle ich die Retorte in ein Chlorcalcium-Bad und erwärme dieses möglichst langsam, umgehe die Vorlage aber wiederum mit Eis; und wenn nun alles Mercaptid geschmolzen ist (was hier gewöhnlich eintritt, wenn die Wärme 40° erreicht hat), so erhalte ich das Oxyd unablässlich in Bewegung, wobei wieder eine ziemlich starke Wirkung eintritt. Ist der Tubus der Retorte nicht zu kurz und hält man die Vorlage recht kalt, so geht keine bedeutende Menge von Mercaptan bei dieser Arbeit verloren. Wenn sich endlich nichts Rothliches mehr zeigt unter dem schwarzen Schwefelquecksilber auf dem Boden, so erhitze ich mehr und mehr, bis die Destillation bei ungefähr 114° sehr langsam von Statten geht *). Ich giesse nun die flüssige Masse vom

*) Was während dieser ganzen Arbeit und, wie sich von selbst versteht, besonders im Anfang übergeht, ist gewöhnlich so reich an Mercaptan, dass es mit Vortheil ein paar Male zurückgegossen werden kann; gegen Ende besonders geht auch zum Theile Wasser mit über.

Schwefelquecksilber, welches sich auf dem Boden abgesetzt hat, in ein passendes Porcellangefäß ab, reibe hernach die erstarrte Masse fein und rühre das Pulver mit Spiritus von ungefähr 94° T. (0,85) zu einem dünnen Brei an, bringe diesen auf ein Filter und wasche den Rückstand mit Weingeist so lange aus, bis das Ablaufende nicht mehr eine so zu sagen ölarartige Milchtrübung beim Zusatze von Wasser erzeugt, sondern nur eine etwas unklare Flüssigkeit, in welcher sich theilweise sehr kleine glänzende Theilchen wahrnehmen lassen. Man hat dann nämlich allen anhängenden indifferenten Aether fortgeschafft, und die weingeistige Flüssigkeit verräth nur schwache Spuren von aufgelöstem Mercaptid (*).

Um hernach jede Spur von Weingeist zu entfernen, bringe ich die lufttrockene Masse wieder zum Schmelzen; ich habe dabei die Temperatur stets bis etwas über 100° gesteigert und diese eine Zeitlang unterhalten.

Die hierauf wiederum gestossene oder feingeriebene Masse wird nun mit grob gestossenem Quarz oder mit einer andern ähnlichen Substanz gemengt, lediglich in der Absicht, um das gleichsam fetartige, leicht zusammenbackende Pulver gehörig zu zertheilen.

Dieses Gemenge bringt man in eine ziemlich lange und weite Glasröhre, welche an dem einen Ende unter einem Winkel von ungefähr 20° gebogen ist. Diese Röhre bringt man hierauf in ein Gefäß (ein langes Blechfutteral z. B.), worin sie von warmem Wasser umgeben erhalten werden kann; verbindet man das eine Ende mit einem Apparat, aus welchem man trockenes Schwefelwasserstoffgas zuleiten kann, und lässt das abwärts gehende Ende in einen Vorstoss, oder in eine weite, ausgeblasene rechtwinklich gebogene Glasröhre eimmünden. Den absteigenden Schenkel dieser letztern lässt man in die Kugel eines langhalsigen Kolbens hinabgehen, welcher nahe an seiner Mündung mit einem angeschmolzenen Ableitungsrohre versehen ist, so dass die überschüssige Luft durch den Hals des Kolbens einen Ausweg finden kann. Den Kolben selbst

*) Die spirituisen Anwesenheiten enthalten anfangs (so lange sie nämlich noch reich sind an indifferentem Aether) eine gerade nicht unbedeutende Menge von Mercaptid, welches durch Destillation abzuschleiden wohl der Mühe werth sein kann.

umgibt man so weit als möglich mit einer Mischung von Eis und Kochsalz; ohne diese Vorsicht geht eine bedeutende Menge von Mercaptan verloren. Die Ableitungsröhre lässt man in Quecksilber ausgehen, welches mit Kalklauge übergossen worden. Den Apparat zur Entwicklung des Schwefelwasserstoffgases richtete ich so ein, dass die Luft erst durch ein wenig Wasser streichen musste, bevor sie zum Chlorcalcium gelangte, um nämlich theils dieselbe zu waschen, theils den Gang ihrer Strömung beobachten zu können.

Wenn das Wasser, welches die Röhre umgibt, belläufig 50° C. erreicht hat, lasse ich die Luftentwicklung beginnen. Die Wärme wird dann noch etwas erhöht; aber man muss sich wohl versehen, dass sie nicht bis auf ungefähr 85° steigt, theil weil man natürlicherweise um so mehr dem Uebelstande sich aussetzt, dass die überschüssige Luft Mercaptan mit sich fortführt, je mehr dieselbe erwärmt wird, theils, und vornehmlich, weil das Quecksilber-Mercaptid bei dieser Temperatur zusammenschmilzt und sich theilweise der Einwirkung des Schwefelwasserstoffs entzieht. Ich habe gewöhnlich erst gegen Ende die Temperatur bis auf ungefähr 62° steigen lassen. Leicht begreiflich ist, dass man sich, besonders gegen Ende der Operation vor allzu raschem Zuströmen des Gases zu hüten habe. — Um mit Sicherheit wahrnehmen zu können, wenn die Zersetzung vollendet ist, muss man die Vorlage ein paar Male wechseln.

Das in solcher Weise erhaltene Mercaptan wird von Schwefelwasserstoff am besten durch Zusammenschütteln und Hinustellen mit feingeriebenem Quecksilber-Mercaptid gereinigt, welches man in verschiedenen Portionen so lange hinzusetzt, als noch in Berührung mit der Flüssigkeit seine Farbe sich ändert. Wenn es nun endlich überdiess auch bei obenbezeichneter Prüfung mit weingelbstiger Bleizucker-Lösung vollkommen gereinigt erscheint, so schreitet man entweder geradezu zur Destillation, oder, wenn jede Spur von Wasser dabei in Betracht kommt, erst dann, nachdem man die Flüssigkeit überdiess noch zuvor mit Chlorcalcium hatte stehen lassen. — Mit Rücksicht auf das Ueberspritzen, welches möglicherweise hätte eintreten können, habe ich die klare Flüssigkeit gewöhnlich noch einmal für sich, ohne Kochen, überdestillirt.

§. 14.

Sowohl Geruch, als Geschmack des in dieser Weise erhaltenen reinen Mercaptans sind merklich stärker als bei dem gereinigten. Das Licht scheint davon nicht in sehr bedeutendem Grade gebrochen zu werden; mindestens zeigt es unter gewöhnlichen Umständen eine weit schwächere lichtzerstreuende Kraft, als der Schwefelkohlenstoff. Das specifische Gewicht fand ich = 0,842 bei + 15° C., also nicht eben bedeutend verschieden von dem, welches ich bei dem gereinigten gefunden. Es kann von bedeutender Entfernung aus entzündet werden, und die Flamme ist beinahe rein schwefelblau. Mit Wasser in einem Kolben von äusserst dünnem Glas erhitzt, kommt es bei einem Luftdrucke von 28⁰ ins Kochen, wenn das Wasser zwischen 62° und 63° C. anzeigt. Es erträgt mindestens - 22° C. ohne das geringste Zeichen von Erstarrung. Obwohl das Wasser vom Mercaptan so viel aufnimmt, dass es besonders einen starken Geruch und einen ziemlich starken Geschmack danach annimmt, und obschon diese Löslichkeit nicht ohne Bedeutung ist für die Bereitung dieses Stoffes, so ist dennoch eine grosse Menge von Wasser erforderlich, um reines Mercaptan geradezu durch bloßes Zusammenschütteln damit zu lösen (so erforderten 7 Tropfen Mercaptan z. B. 25 Cub. Centim. Wasser bei + 17°). Aus einer weingeistigen Lösung wird das Mercaptan vom Wasser in bedeutender Menge ausgeschieden, wenn letzteres in bedeutender Menge hinzugefügt wird; ausserdem nur wenig, indem das Mercaptan selbst in schwachem Weingeiste sehr reichlich sich auflöst. Von starkem Spiritus, wie vom Aether, wird es in jedem Verhältnis aufgenommen. *Es verhält sich vollkommen indifferent gegen Probefarben, sowohl für sich, als im aufgelösten Zustande* (2).

(2) In einer vorläufigen Ankündigung von dieser Untersuchung in Schweigger-Seidel's N. Jahrb. 1833, Bd. VIII, S. 146 habe ich angeführt, dass die Flüssigkeit, welche ich durch Zersetzung des in Weingeist suspendirten Quecksilber-Mercaptans vermittelst eines Strahles von Schwefelwasserstoffgas erhielt, Lackmus schwach geröthet habe. Obschon dies für jenen einzelnen Fall ganz richtig ist, und obwohl ich späterhin den Versuch in dieser minder zweckmässigen Weise nicht wieder angestellt habe, so kann ich doch nunmehr nicht daran zweifeln, dass diese sanfte Reaction, die übrigens, wie ange-

Dessensungeschmelze zersetzt das Mercaptan unter verschiedenen Umständen verschiedene Salze und Haloiden. Bringt man z. B. Zwielfach-Chlorgold in festem Zustande damit zusammen, so verwandelt sich dieses unter heftiger Entwicklung von Salzsäuregas in einen weissen Körper; auf Zwielfach-Chlor-Quecksilber wirkt es in ähnlicher Weise, nur minder gewaltsam; und sowohl in wässriger als in weingeistiger Lösung giebt es reichliche weisse Niederschläge mit den entsprechenden Lösungen jener Chloride. Ebenso giebt eine weingeistige Lösung desselben einen reichlichen bleichgelben Niederschlag mit Zwielfach-Chlor-Platin, und eine wässrige Lösung reichliche schneeweiße Niederschläge mit salpetersaurem Silber und mit salpetersauren Quecksilberoxyde und einen blaugelben, fast weissen, nicht bloss mit essigsaurem, sondern auch mit schwefelsaurem Kupferoxyde. Diese Fällungen sind in einigen Fällen, bei Anwendung einer gehörigen Menge von Mercaptanlösung, zugleich so vollständig, dass beinahe keine Spur zurückgebliebenen Metalls in der Lösung sich entdecken lässt. Auf Quecksilberchlorür wirkt selbst das reine Mercaptan nur sehr langsam. Lässt man es damit stehen, so wird das Pulver indess, unter schwacher Entwicklung von Salzsäure, zuletzt beinahe schwarz; eben so giebt salpetersaures Quecksilberoxydul einen schwarzen Niederschlag mit wässriger Mercaptanlösung. Auf Chlorsilber wirkt das Mercaptan ebenfalls nur schwach, mindestens bei gewöhnlicher Temperatur. Auch nicht im Geringssten (wie sich von selbst versteht) wirkt es hingegen auf Chlorcalcium; mehrere Monate lang kann man es mit geschmolzenem Chlorcalcium darstellen, ohne dass die geringste Spur von Salzsäure, oder irgend eine andere, auf Einwirkung hindeutende, Veränderung sich zeigt.

Hinsichtlich seines Verhaltens mit verschiedenen Metalloxyden, bei unmittelbarer Anwendung derselben, ist ebenfalls ein merklicher Unterschied wahrnehmbar. Auf Kalk scheint das Mercaptan nämlich ganz und gar nicht zu wirken; Binoxid schwillt damit nur langsam zu einem gelbgefärbten voluminösen Körper auf; auf Kupferoxyd wirkt es auch nur langsam ein;

führt, nur schwach war, von einem oder dem andern fremden Umstände hergerührt habe.

auf Goldoxyd hingegen mit noch grösserer Heftigkeit, als auf das rothe Quecksilberoxyd (selbst wenn man das Mercaptan in 4 bis 8 Theilen Alkohol auflöst, ist die Wirkung so heftig, dass sie bisweilen von Feuerentwicklung begleitet wird); aber das Oxyd wird dabei in einen fast schwarzen Körper, anstatt in einen weissen, verwandelt; mit Silberoxyd verhält es sich ungefähr eben so. Obwohl ein Stück Kalihydrat in einem Versuche, bei langem Hinstellen mit reinem Mercaptan, theilweis aufschwoll: so scheint doch nicht nur kein Kalium-Mercaptid mit Kali und Mercaptan gebildet werden zu können, sondern es scheinen diese beiden Körper überhaupt nicht einmal in eigentliche Wechselwirkung mit einander zu treten. Denn eine mehrere Tage lang hingestellte Mischung von Mercaptan mit einer sehr bedeutenden Menge starker weingeistiger Kalilösung setzte, bei Hinzufügung von Wasser, den ätherartigen Körper in grosser Menge ab; und obschon die milchige Flüssigkeit, auf der Stelle geprüft, mit salpetersaurem Bleioxyd etwas von dem gelben Niederschlage lieferte, so gab doch die geklärte Flüssigkeit, aus welcher das Mercaptan durch etwas Erwärmen fortgetrieben worden, nur einen weissen Niederschlag damit; auch das aufgeschwollene Stück Kalihydrat gab mit Wasser, gleichfalls unter Abscheidung von vielem Aether, eine Flüssigkeit, welche sich im Wesentlichen eben so verhielt. — Selbst sehr wenig weingeistige Kalilösung zu Mercaptan gefügt, giebt eine dauernd alkalisch reagirende Flüssigkeit.

Unter den Metallen habe ich nur beim Kalium und Natrium Wirkung wahrgenommen (§. 4 u. §. 11.). Auf Schwefel und Phosphor wirkt es nur langsam, aber binnen einigen Tagen löst es doch nicht unbedeutende Mengen davon. Jod wird in so grosser Menge aufgenommen, dass es eine dunkelbraune Flüssigkeit damit bildet. Diese giebt mit wenig Wasser zuerst zwar einen auf der wässrigen Flüssigkeit schwimmenden, braunen, öarligen Körper, aber beim Zusammenschütteln mit ein wenig mehr Wasser wird bald Alles vollkommen entführt, und der auf der Flüssigkeit schwimmende ätherartige Körper scheint bedeutend weniger zu betragen, als das angewandte Mercaptan.

Von den Verbindungen, welche ich in Uebereinstimmung mit den oben gemachten Bemerkungen Mercaptan-Verbindungen oder Mercaptide genannt habe, sind das Quecksilber- und

Gold-Mercaptid diejenigen, welche ich einer einigermaßen ausführlichen Untersuchung unterworfen habe, und mit beiden habe ich versucht die Zusammensetzung des Mercaptans zu ermitteln. — Die Analysen finde ich passend hinternach zusammenzustellen, und werde daher zunächst jene Verbindungen bloß in Hinsicht auf Eigenschaften und Darstellungsweise beschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Ueber die düngende Kraft des Ziegelmehles,

von

B. C. R. Prof. W. A. LAMPADIUS.

Nachdem ich in Erdmann's *Journal für technische und ökonomische Chemie* Bd. 14. S. 296 die Fortsetzung meiner Versuche im Grossen über die *vortheilhafte Wirkung des Ziegelmehles*, welches aus Bruchziegeln auf der Halsbrückner Hütte verküchlich bereitet wird, *auf den Kartoffelbau* mitgetheilt, und in eben diesem Journale, S. 446, durch Mittheilung vergleichender Untersuchungen nachgewiesen hatte, dass die Bestandtheile der Kartoffeln, sowohl die organischen als auch nichtorganischen, dieselben seien, man möge sie in animalischem Dünger oder in Ziegelmehl erhauret haben, schliesse ich S. 458 diese Abhandlungen mit der Bemerkung, dass, um theoretische Krörterungen über die Wirkung des Ziegelmehles so wie über die Wirkung des gebrannten Thons überhaupt anstellen zu können, eine genaue Prüfung des von mir und andern nun so oft als wirksam angewendeten Halsbrückner Ziegelmehles unerlässlich sei. Ich versprach eine solche, als völligen Abschluss der verschiedenen Mittheilungen, gelegentlich vorzunehmen. Ueberhäufte Geschäfte hielten mich aber von der Erfüllung dieses Versprechens ab. Ich ersuchte daher meinen Freund und ehemaligen Schüler, Hrn. *Oberhüttenwirts-Ancosseur Kersten*,

welcher sich bereits durch mehrfache Arbeiten als geschickter Analytiker dem Publico bekannt gemacht hat, sich dieser Prüfung zu unterziehen, und da derselbe gefälligst meiner Bitte mit grosser Sorgfalt nachkam, so bin ich nun in den Stand gesetzt, manche theoretische Betrachtungen, den in Rede stehenden Gegenstand betreffend, aus Hrn. A. Kersten's nachfolgender analytischen Arbeit sich ergebend, anstellen zu können.

Zuvor bemerke ich noch, dass der durch Hrn. A. Kersten untersuchte Lehm von Hilbersdorf, aus welchem die Ziegel auf der *königlichen* Ziegelhütte Thurmhof gebrannt werden, sich gleich unter der Dampfrede auf Gneisgebirge als ein gegen 3 Fuss mächtiges aufgeschwemmtes Lager findet. Wenn der gewonnene Lehm eine Zeitlang verwittert ist, so wird er ohne weitem Sandzusatz geformt, und mit Holzkohlenfeuer gebrannt. Man hält denselben, da er auch etwas freien Quarzsand eingemengt enthält, für hinreichend mager und lässt daher einen anderweitigen Kieselzuschlag weg. Die Analyse bestätigt diese Annahme, indem sie nachweist, dass Kieselerde in hinreichender Menge zu der Bildung einer hohen Stufe des Thonsilicats, von welchem ein Theil zuerst durch das Brennen zusammentritt, in dem Hilbersdorfer Lehm vorhanden ist.

Merkwürdig ist es, dass auch Hr. A. Kersten die Bildung von *Ammoniak*, welchem auch Hr. Dr. Sprengel in mehreren seiner Schriften, (s. unter andern Erdmann's *Journ.* Bl. 8. S. 213 u. f. f.) die Wirkung des gebrannten eisenhaltigen Thones auf die Vegetation zuschreibt, bei dem Durchglühen des Lehmes bemerkt hat.

So hätten wir denn die Vegetationskraft des gebrannten Thones, und namentlich des hier in Rede stehenden Halbbrücker Ziegelmehles in mehreren Ursachen zu suchen, und zwar: 1) in dem *Gehalte* des rohen und gebrannten Lehmes an solchen nicht organischen *Substanzen*, welche zur Ausbildung der Kartoffelpflanzen und ihrer Knollen erfordert werden. Diese sind, vermöge Dr. Sprengels Analyse, Kali, Natron, Kalkerde, Talkerde, Thonerde, Eisenoxyd, Manganoxyd, Kieselerde, Schwefelsäure, Phosphorsäure, Hydrochlorsäure (Chlor). Alle diese Bestandtheile, mit Ausnahme des Natron und Kalis, welches Hr. A. Kersten trotz aller angelegentlichsten Mühe nicht finden konnte, finden sich — wenn auch

in geringer Menge — in dem Lehm und dem Ziegelmehl.

- 2) *Durch das gelinde Brennen werden diese Bestandtheile auf verschiedene Weise löslicher, und dadurch geschickter, durch die Wurzelfasern aufgenommen zu werden.* Der rohe Lehm gab nur 0,20; der gebrannte 0,30 lösliche Salze her. Das Thonsilicat und die übrigen unlöslichen Theile werden durch das Brennen geschickter, von der Humussäure aufgenommen und den Pflanzen zugeführt zu werden. Wenn man 100 Pfd. Ziegelmehl 0,30 Pfd. löslicher Salze, etwas phosphorsaure Kalkerde und etwa 0,50 Pfd. Kalk- und Talkerde als Silicat enthalten, so scheint das auf den ersten Anblick wenig. Allein gering ist auch die Menge, welche die Kartoffelpflanzen von solchen Bestandtheilen bedürfen. 100 Gewichtstheile trocknes Kartoffelkraut geben 4,150; und 100 dergleichen Theile Knollen 2,655 einer Asche, welche nur geringe Antheile, z. B. 0,174 Schwefelsäure, 0,128 Phosphorsäure, 0,050 Hydrochlorsäure, u. s. w. enthält.
- 3) Da durch das Brennen des Lehms einige Procente *Sauerstoff* mehr in die erdige Masse, und namentlich zum Eisenoxydul treten, so kann hierin auch mit die das Pflanzenwachsthum befördernde Kraft des Ziegelmehles in Vergleichung mit dem rohen Lehm gesucht werden, welches um so wahrscheinlicher ist, als man schon mehrfach bemerkt hat, dass an Eisenoxyd reicher Boden, wie z. B. der bei Buchau zwischen Prag und Carlsbad in Böhmen, eine üppige Vegetation zeigt. Hr. Prof. Dr. Sprengel, welcher sich durch seine zahlreichen agronomisch-chemischen Versuche ein grosses Verdienst erworben hat, bemerkt ebenfalls in seinen *Abhandlungen von den Substanzen der Ackerkrume* (s. *Hrdm. Journ.* Bd. 3. S. 53.), dass sich zum Theil der Nutzen des Theobrenens durch die Verwandlung des Eisenoxyduls in Eisenoxyd erkläre.
- 4) Wegen der *Bildung des Ammoniaks* in dem im Boden liegenden Ziegelmehl, welche nun auch Hr. A. Kersien in mit Aetzlauge angefeuchteten und erwärmten Ziegelmehl wahrnahm, finde ich mehrfache Veranlassung, auch noch meine über diesen Gegenstand angestellten Versuche hier mitzutheilen. Ehe ich von den Erfahrungen des Hrn. Assoc-

vor Kersten-Kunde erhielt, unternahm ich verschiedene Prüfungen des Hilbersdorfer Lehms und des Mehles der aus solchem gefertigten Ziegel, welche mich zu der in meinem Aufsatz: *Ueber die Wirkung durchglüheter erdiger Massen als Beförderungsmittel der Vegetation u. s. w.* (s. Erdm. Journ. L. 1. u. 65. Ch. Bd. 18, 8. 330.) mitgetheilten Bemerkung veranlassten, dass ich in dem Halbrückner Ziegelmehl kein Ammoniak hätte wahrnehmen können. Dieses kam, wie ich sogleich nachweisen werde, daher, weil ich das Ziegelmehl ohne Wasser auf Ammoniak untersuchte. Nachdem ich Hrn. A. Kersten's Mittheilungen erhalten hatte, stellte ich einige Versuche im Grössern mit Ziegelmehl und Wasser in Verbindung an, und fand nun Hrn. Kersten's Beobachtung völlig bestätigt. Es folgen hier nun die eben genannten Versuche:

L. Versuche mit trockenem Lehm und Ziegelmehl.

Vers. 1. 50 Loth gröblich zerstoßener ofentrockner Lehm wurden in einer irenen hessischen Retorte, an deren Hals ein niederwärts gekrümmtes Rohr luftdicht angeschlossen war, dem Glühfeuer eines Windofens übergeben. Das Rohr mündete in eine doppelt tubulirte Vorlage, welche 1 Pfd. Wasser mit 120 Gran Hydrochloresäure gemengt enthielt. In dem zweiten Tubus der Vorlage wurde ein Entbindungsrohr zum Auffangen des etwa sich entwickelnden Gases luftdicht befestigt, und zum Sperren destillirtes Wasser, mit welchem auch einige Kälbchen zum Auffangen des Gases gefüllt wurden, gebraucht. Schon als sich die Retorte dem Glühen näherte, zeigten sich durch das salzsaure Wasser aufsteigende, mit Nebel vermischte Gasbläschen. Die zuerst übergehenden Gasportionen verhielten sich wie ziemlich reines Atmosphärgas; auch zeigte sich das mit demselben geschüttelte Wasser frei von Kohlensäure; war mithin größtentheils der Inhalt der Geräthschaft an atmosphärischer Luft. Als die Retorte zu glühen begann, kamen auch eine geraume Zeitlang neblichte Gasblasen zum Vorschein, welche mit dem Sperrwasser geschüttelt ebenfalls keine Kohlensäure verriethen. Aber der Inhalt einiger Kälbchen auf Entzündlichkeit geprüft wurde, entzündete sich das Gas mit schwach rüthlicher Flamme, kaum merklich explodirend und über dem Was-

ser des Kälbehens niederbrennend. Wurde nun das Kälbehens nach der Verbrennung des Gases gleich verschlossen und das rückständige Gas mit dem Inhalt des Kälbehens an Wasser geschüttelt, so fand sich in dem letztern durch Barytwasser Kohlensäure angezeigt. Genauere analytische Versuche konnten mit diesem Gase, Zeitmangels wegen, nicht angestellt werden. Es war indessen aus dessen angeführtem Verhalten zu schliessen, dass es Einfach-Kohlenwasserstoffgas enthalte, und da es ohne Zulassen von Atmosphärgas, obgleich schwach, verbrannte, musste noch die zum Verbrennen desselben nöthige Menge aus der Retorte und Vorlage mit ausgetrieben worden sein. Es konnte indessen auch Stickgas und Kohlenoxydgas enthalten. Es wurde übrigens das Glühen des Lehmens in der Retorte zwei volle Stunden unterhalten, wobei sich die Gasentbindung immer verminderte und in der letzten halben Stunde ganz aufhörte. Weil das entwickelte Gas fortdauernd gepreßt wurde, konnte dasselbe nicht gemessen werden. Ich schätzte indessen die Quantität etwa auf 50 C. Zoll in Vergleichung mit der Vermehrung des Gasquantums, welches die Gerätschaft zurückbehält. Der in der Retorte zurückgebliebene gebrannte Lehm war theils von ziegelrother, theils von schwärzlichgrauer Farbe. Als nun das noch säuerliche Sperrwasser behutsam eingedampft wurde, gab dasselbe 8,7 Gran sehr deutlich zu erkennenden Salniak.

Verz. 2 u. 3. Zwei ganz ähnliche Versuche wurden mit frisch bereitetem Halsbrücker Ziegelmehl von 1833, und mit solchem, welches ich bereits seit 1832 in einer bedeckten Kiste aufbewahrt hatte, angestellt. Die Erscheinung der Gasentbindung war zum Theil ähnlich, zum Theil abweichend. Es entband sich weniger Gas und am wenigsten aus den frisch bereiteten Mehlen, welche ich beide zuvor ofentrocken gemacht hatte. Ich schätzte das Gas, aus dem frischen Ziegelmehl entwickelt, auf ohngefähr 30, und das aus dem ältern ausgetriebene auf ohngefähr 22 C. Z. Auch dieses Gas, nämlich das später folgende, war, obgleich sehr schwach, brennbar, und was mich besonders anfänglich befremdete, es rochen sowohl die letzten Portionen Gas als auch das säuerliche Sperrwasser deutlich nach *schweiflignaturem Gase*. Als das Sperrwasser der Vorlage abgedampft wurde, blieb keine Spur von Ammoniak zurück.

Verz. 4 u. 5. Ich rieb nun sowohl trocknen Lehm als Ziegelmehl beider Sorten in einer gläsernen Reibschale auf, vermengte dieselben mit frisch gebranntem gepulverten Kalk, und untersuchte sowohl durch den Geruch als auch durch ein über das Gemenge gehaltenes, mit Essigsäure angefeuchtetes Stübchen, ob sich eine Spur von Ammoniak wahrnehmen lasse? Ich konnte indessen keine Spur desselben entdecken.

Ich zog daher die Resultate aus vorgehenden Versuchen: *a)* dass frischer Lehm, vermöge seines, obgleich geringen Gehältes an Humus oder anderer organischen Substanz, bei dem Glühen *Ammoniak* bilde; *b)* dass aber der gebrannte Lehm oder das Ziegelmehl *kein Ammoniak* enthalten; *c)* dass die Spuren von einem brennbaren Gase, welche doch auch die Ziegelmehle gaben, wohl ihren Ursprung den durch das Brennen in ihren Kernen zurückbleibenden kohligten Theilen verdankten, und dass *d)* die bemerkte Entfindung des schwefeligen Gases von dem zufälligen Umstande abhängig sein könne, dass ein grosser Theil der Ziegel, welche auf der Halsbrücke zu Mehl verpocht werden, Jahre lang auf den Hüttenlächern lagen, auf welchen sie täglich durch schwefeligen Gas des Hüttenrauches und der Steinkohlendämpfe durchröchert wurden.

II. Versuche mit angefeuchtem Lehm und Ziegelmehl.

Verz. 6 u. 7. In zwei grosse Glasschalen wurde in die erste ein Gemenge aus 1 Pfd. frischem Lehm und $\frac{1}{2}$ Pfd. durch Löschen bereiteten Kalkmehl mit 24 Loth Wasser eingerührt. Die zweite Schale erhielt ein gleiches Gemenge aus dieselbigen Ziegelmehl, Kalk und Wasser. Diese Schalen wurden mit ihrem Inhalte, jede für sich, in eine flache, auf dem Boden mit destillirtem Wasser gefüllte Porzellanschale gestellt und eine grosse Glasglocke, welche eine Vorrichtung, um ihr schwachen Luftwechsel zu verschaffen, erhielt, darüber gesetzt. Die Glocken wurden nämlich mit tubulirten Stöpseln versehen. Durch zwei Oeffnungen in den Stöpseln wurde ein niedergehendes enges Glasrohr und ein dergleichen senkrecht eingesteckt. An dem Stöpsel der Glocken befestigte ich innen eine seilne Schnur, an welcher ein handgrosses Stück durch schwache Substanz geröthetes Lakmuspapier befestigt und feucht

über dem Gemenge, ohne dasselbe im Geringsten zu berühren, aufgehängt wurde.

In der Glocke, welche das Ziegelmehl enthielt, fing schon nach 3 Stunden stellenweise eine Bläuhung des Papiers an, und am andern Morgen fand ich dasselbe *durchaus geläutet*, während das über dem rohen Lehm hängende Papier unverändert roth blieb.

Vers. 8. Ich stellte nun noch eine ähnliche Vorrichtung, nur mit dem Unterschiede, dass ich statt des Lakmuspapiers, einen gebleichten Schwamm mit ganz schwach hydrochlorischem Wasser mittelmässig angefeuchtet, über dem Gemenge aufhäng, in meinem Wohnzimmer bei 13—15° R. + 0 Temperatur auf. Nachdem dieser Apparat vom 12ten bis zum 23ten Febr. d. J. gestanden hatte, drückte ich aus dem Schwamme ein Wasser aus, welches zwar noch säuerlich reagirte, indessen auf Kalkmehl gegossen sogleich einen *deutlichen Geruch nach Ammoniak* entwickelte, und ebenso zeigte ein über das Gemenge mit Kalk gehaltenes, mit Essigsäure angefeuchtetes Stäbchen sogleich Nebel von *essigsäurem Ammoniak*.

Und so halte ich es denn für hinreichend erwiesen:

- a) dass *frischer Lehm, vermöge seines Gehaltes an organischem Stoff, Ammoniak entwickelt*, welches natürlich der Vegetation nicht zu Gute gehen kann;
- b) dass *frischer Lehm in Berührung mit Wasser und Luft bei niedrer Temperatur kein Ammoniak entwickelt* und dass auch Aetzkali kein anderes Ammoniak Salz in ihm anzeigt;
- c) dass *gebrauter Lehm in Verbindung mit Wasser und atmosphärischer Luft Ammoniak bildet*, aber kein dergleichen gebildet enthält, und endlich
- d) dass *dieses durch Liegen des Ziegelmehls in einer Ackerverde sich allmählig fortbildende Ammoniak allerdings eine der Ursachen der Wirkung der durch das Ziegelmehl vermehrten Vegetation sein muss.*

Möge nun auch an andern Orten ausser der Umgegend von Freiberg immer mehr Gebrauch von dem Ziegelmehle als Düngungsmittel gemacht werden.

III.

Versuche, um die Ursache der verschiedenartigen Wirkung des rohen und gebrannten Thons in der Landwirthschaft zu ermitteln,

VON

CARL KERSTEN.

Von England aus ist bekanntlich durch Beaton der gebrannte Thon als ein kräftiges Düngungsmittel, besonders auf nassem Thonboden, empfohlen worden, das selbst alle organischen Düngungsmittel ersetzen und entbehrlich machen soll. — Herr Bergcommissionsrath Lampadius hat diese Angaben durch mannichfache Versuche geprüft und zum Theil bestätigt gefunden. —

Wenn schon das sehr verschiedene Verhalten des rohen ungebrannten und des geglähten Thons in agronomischer Beziehung von der ganz verschiedenen Consistenz und dem ungleichen Aggregatzustande dieser Substanzen abgeleitet werden könnte, wäre es doch auch nicht ganz unwahrscheinlich, dass durch das Glühen des Thons sich in denselben Verbindungen erzeugten, welche in dem grünen ungebrannten Thon nicht präexistirten und von Einfluss auf die Vegetation wären.

Um nun hierüber Gewissheit zu erhalten, bin ich mit vielem Vergnügen dem Wunsche meines früheren verehrten Lehrers nachgegeben und habe einen gelegenen Lehm von den Hübnersdorfer Fluren, wie derselbe zur Ziegelfabrication auf der Thurmhafer Ziegelhütte bei Freiberg gebraucht wird, und daraus gefertigte, schon gebrachte, Ziegel einer ausführlichen chemischen Analyse unterworfen.

A. Untersuchung des gelegenen Lehms von Hübnersdorf.

Dieser Lehm hat eine gelblich graue Farbe, ist ziemlich feil und enthält fast gar keinen mechanisch eingemengten Sand. Nachdem derselbe mehrere Tage bei einer Temperatur von 40° R., bis kein Gewichtsverlust mehr stattfand, getrocknet worden war, wurden folgende Versuche mit ihm angestellt.

In einer unten zugeschmolzenen Glasröhre gefüllt, gab er eine höchst geringe Menge Wasser aus, welches alkalisch reagirte, aber kein Empyreuma zu enthalten schien. Eine Parthe Lehm wurde einige Tage mit destillirtem Wasser digerirt und das Wasser hierauf abfiltrirt. Dasselbe war ungefärbt, klar und wurde nun ziemlich bis zur Trocknis verrauchet. Hierbei schied sich nichts ab, und die Flüssigkeit nahm nun eine leichte Weisfarbe an, woraus sich die Gegenwart von Spuren organischer Substanzen oder Humussäure ergab. Sie wurde nun bis zur Trocknis abgedampft und lieferte eine sehr unbedeutende Menge eines gelblichen salzigen Rückstandes, welcher sich leicht und vollständig in Wasser auflöste.

Diese Auflösung gab mit Chlorbaryum eine Trübung, die auf Zusatz von Chlorwasserstoffsäure nicht wieder verschwand; eben so wurde sie durch salpetersaures Silber weiss gefärbt. Der geringe Niederschlag war unauflöslich in Säuren und nahm am Lichte eine violette Farbe an. Ein wenig des Salzrückstandes wurde mit Schwefelsäure besetzt und vor dem Löthrohre in der äusseren Flamme erhitzt. Hierbei erlitt diese keine Färbung, desgleichen als die Substanz für sich allein vor dem Löthrohre am Platindrath erhitzt wurde. Platinchlorid bewirkte in der Auflösung des Salzrückstandes auch nach dem Concentriren derselben keine Fällung. — Aus diesen Versuchen ergibt sich die Abwesenheit der Phosphorsäure, des Kalis und Natrons in dem Wasser, womit der Lehm digerirt worden war, dagegen enthält dass Spuren von Schwefelsäure, Salzsäure, Kalk und Talkerde. — Ein Theil des mit Wasser digerirten Lehms wurde mit Chlorwasserstoffsäure behandelt, wobei keine Entwicklung von Kohlensäure stattfand. In der Auflösung wurden Eisenoxylul, Eisenoxyl und Thonerde, welche mit der Kieselerde nicht chemisch verbunden war, aufgefunden. — Ein anderer Theil des mit Wasser digerirten Lehms wurde, um zu erfahren, ob er vielleicht in Wasser und Säuren unauflösliche phosphorsaure Salze enthalte, mit der dreifachen Menge kohleensauren Natrons eine Stunde in einem Platinlegel gefüllt. Die Masse erschien hierauf zusammengesutert und grünlichbraun. Sie wurde mit Wasser ausgelaugt und dieses sodann mit Salpetersäure in der Wärme neutralisirt. In dieser Flüssigkeit bildete salpetersaures Silber ei-

zen weissen, in Salpetersäure und Aetzammoniak leicht auflö-
 lichen Niederschlag; desgleichen essigsäures Blei; Chlorbaryum
 war ohne Reaction. Hieraus ergiebt es sich, dass der Lehm
 kleine Mengen Phosphorsäure, wahrscheinlich mit Thonerde ver-
 bunden, enthält. Um den Lehm auf einen Gehalt an fixen
 Alkalien zu prüfen, wurden 5 Grm. desselben mit 25 Grm.
 salpetersauren Baryts gemengt, und das Gemenge in einem
 Platintiegel $1\frac{1}{2}$ Stunde heftig geglüht. Nach dem Erkalten des
 Tiegels wurde die zusammengesinterte Masse mit etwas ver-
 dünnter Chlorwasserstoffsäure digerirt; hierin löste sie sich bis
 auf einige Quarzkörner völlig auf. Nachdem die Kieselerde
 auf die gewöhnliche Weise und der Baryt durch Schwefel-
 säure abgeschieden worden war, wurde die Flüssigkeit zur
 Trockniss verdampft und die erhaltene Salzmasse in einem Pla-
 tintiegel unter den bekanntesten Vorsichtsmaassregeln geglüht. Hier-
 bei blieb ein höchst geringer Rückstand. Ein geringer Theil
 desselben wurde am Platindrath vor dem Löthrobre erhitzt,
 wodurch jedoch die Flamme weder violett, noch gelb gefärbt
 wurde. Den andern Theil nahm ich in einigen Tropfen Wasser auf
 und versetzte die Auflösung mit Platinschlorid; auch hierdurch
 entstand keine Trübung, dagegen sehr bald ein weisser kry-
 stallinischer Niederschlag, als ich derselben einige Tropfen phos-
 phorsauren Natrons und kohleensauren Ammoniaks zufügte.
 Dieser Lehm enthält daher keine Spur von Kali und Natron.
 Aus diesen Präliminarversuchen ergiebt sich also, dass aus dem
 untersuchten Lehm durch Wasser ausgezogen werden: Schwefel-
 säure, Salzsäure, Kalk und Talkerde, Spuren organischer Sub-
 stanz (Humussäure); durch Säuren, Eisenoxydul, Eisenoxyd und
 Thonerde. Der in Wasser und Säuren unauflösliehe Rückstand
 besteht aus Kieselerde, Thonerde, Eisenoxydul und Oxyd, Spu-
 ren von Phosphorsäure, Kalk, Talkerde und Manganoxyd.

Bei der quantitativen Bestimmung der einzelnen Bestand-
 theile des Lehms wurde wie bei der qualitativen Analyse ver-
 fahren, der Lehm zuerst mit Wasser, dann mit Säuren behan-
 delt und der Rückstand nun mittelst Aetzkalis aufgeschlossen. —
 Zuvor wurde die Menge des dem Lehm mechanisch beigemeng-
 ten Quarzsandes aus einer besonderen Parthie dadurch bestimmt,
 dass man diese mit Wasser auftrieb und so lange schäumte,
 bis das letzte Wasser ungetrübt erschien.

100 Theile des Lehms enthielten 11 p. C. eingemengten Quarzsand.

100 Theile des hiltersdorfer Lehms wurden auf diese Weise zerlegt in:

76,40 Kieselerde, inclis. 11 p. C. eingemengten Quarzsand,	
3,40 Thonerde (als Hydrat in dem Lehm enthalten),	
0,20 Thonerde,	
7,99 Eisenoxyd und Eisenoxydul,	} mit Kieselerde chemisch verbunden,
0,30 Kalkerde,	
0,42 Talkerde,	
0,70 Manganoxyd,	
0,22 in Wasser unlösliche Substanzen als Schwefelsäure, Salzsäure, Kalkerde und Talkerde,	
Spur Phosphorsäure und organische Substanz (Humussäure),	
1,50 Wasser.	
<hr/> 100,63 S.	

B. Untersuchung schon gebrauchter Ziegel, welche aus dem beschriebenen Lehm gefertigt waren.

Die fein zerriebenen Ziegel bildeten ein lebhaft rothes Pulver, welches völlig trocken war und an der Luft keine Feuchtigkeit anzog.

Durch mehrtägige Digestion mit Wasser wurde aus demselben Schwefelsäure, Salzsäure, Kalkerde und Talkerde ausgezogen. Chlorwasserstoffsäure zog aus diesem Pulver nur Eisenoxyd, dagegen keine Thonerde aus, woraus hervorgeht, dass die freie Thonerde, welche der ungebrannte Lehm enthält, während des Brennens mit der Kieselerde zusammenschmilzt. Durch Schmelzen des Ziegelmehls mit kohlensaurem Natron, Aufweichen der geschmolzenen Masse etc. wurden auch in demselben Phosphorsäure, wenn schon nur spurweise, doch mit Bestimmtheit nachgewiesen; Kali und Natron konnten jedoch durch das obenmütheliche Verfahren nicht aufgefunden werden.

100 Theile Ziegelmehl aus gebrauchten Ziegeln von der Thurmhofer Ziegelhütte bei Freiberg wurden zerlegt in

78,00 Kieselerde,	
10,80 Thonerde	
0,40 Eisenoxyd,	} mit Kieselerde chemisch verbunden,
0,30 Manganoxyd,	
0,30 Kalkerde,	
0,30 in Wasser unlösliche Substanzen, als Schwefelsäure, Salzsäure, Kalkerde und Talkerde,	
Spur Phosphorsäure.	
<hr/> 99,00 S.	

Vergleicht man die Resultate der Analysen des Lehms und der daraus gefertigten Ziegel, so zeigen sie sich nur wenig von einander verschieden und der Haupt-Unterschied beider scheint nur darin zu liegen, dass der gebrannte Lehm keine hydraulische Thonerde enthält, hingegen eine grössere Menge in Wasser auflöslicher Salze, als jaocer, welche sowohl durch das Glühen, als die darauf folgende gleichzeitige Kiewirkung der Luft und des Wassers auf die Ziegel gebildet worden sind.

Hierin kann wohl nur die auffallend düngende Wirkung des gebrannten Lehms nicht gänzlich begründet sein. Indem ich daher über die Substanzen nachdachte, welche dem gebrannten Lehm jene Eigenschaft ertheilen könnten, fiel mir ein, ob der gebrannte Thon nicht vielleicht Ammoniak enthalte, da derselbe eine nicht unbeträchtliche Menge Eisenoxyd in seiner Mischung führt und bekanntlich Chevallier und Boussingault in verschiedenen natürlichen Eisenoxyden und Eisensteinen Ammoniak aufgefunden haben.

Um hierüber Gewissheit zu erhalten, wurden kleine Mengen des untersuchten Ziegelmehls in, an einer Seite zugeschmolzene, Glasröhren gebracht, und in das offene Ende Streifen angefeuchteten gerötheten Lakmuspapiers gehalten und sodann erhitzt. Bei einigen Versuchen verlor die rothe Farbe des Reactionspapiers an Intensität und verwandelte sich in Blau.

Dies deutete nun zwar auf die Gegenwart von Ammoniak, allein dieses konnte auch das Product der Zerlegung der in dem gebrannten Thon enthaltenen geringen Mengen organischer Substanz sein. Deshalb wurden mehrere Grammen der gedachten Substanz in kleinen Kolben mit schwacher Aetzlauge übergossen und letztere sogleich durch Stüpsel, durch welche Platindräthe gingen, an denen Streifen angefeuchteten gerötheten Lakmuspapiers angebracht waren, verschlossen. Nach Verlauf mehrerer Stunden waren die Papiere in 3 Flaschen von 5 Versuchen deutlich gebläut. Diese Versuche wurden auch mit mehreren Sorten ungebranntem Lehm angestellt, allein ohne Erfolg.

Da bei den besprochenen Versuchen möglichste Vorsicht angewendet worden war, dass die Aetzlauge nicht etwa in Berührung mit den Reactionspapieren komme, so lässt sich wohl annehmen, dass manche gebrannte Thone oder Ziegel wirk-

lich Ammoniak enthalten. Ob dieses jedoch bei der höheren Oxydation des Eisens beim Brennen der Ziegel durch Wasserzerlegung gebildet wird, oder ob es vielleicht von organischen Substanzen herrührt, welche in den Thonarten enthalten sind und sich während des Brennens zersetzen, wobei vielleicht kohlensaures und saures Ammoniak gebildet wird, welches in die feinen Poren der Ziegel dringt, — darüber müssen weitere Versuche entscheiden.

Jedenfalls möchte die Auffindung von Ammoniak in manchen gebrannten Ziegeln nicht ganz ohne Interesse für den Agronomen sein, indem sich dadurch die vorteilhafte Wirkung, welche gebrannter Thon in der Feldwirthschaft äussert, erklären dürfte, da das Ammoniak, namentlich das kohlensaure, nach Davy äusserst kräftig die Vegetation unterstützt und allgemein die wohlthätigen Wirkungen ammoniakhaltiger Substanzen z. B. des Russes, des Lehms vom Auskūmen der Stubenöfen, auf das Pflanzenleben bekannt sind. Ob überhaupt alle gebrannte eisenoxydhaltige Thonarten Ammoniak enthalten, oder ob dies nur zuweilen der Fall ist, bleibt noch zu untersuchen. Nachdem Obiges niedergeschrieben und von mir bereits Herrn B. C. E. Lampadius übergeben worden war, theilte mir derselbe mit, dass bereits Herr Professor Dr. Sprengel eine Ackererde untersucht habe, auf welcher mehrere Versuche mit gebranntem Thon angestellt worden wären und derselbe ebenfalls Ammoniak in gebrannten Thonarten gefunden habe! — Hiervon habe ich mich auch durch das 2te Heft des 8ten Bandes von Erdm. Journal überzeugt. Da ich nun ganz ähnliche Resultate als Herr Prof. Dr. Sprengel erhalten habe, so können vorstehende Untersuchungen als Bestätigungen der Beobachtungen des Herrn Dr. Sprengel angesehen werden, und es möchte daher mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen werden können, dass die gebrannten Thonarten im Allgemeinen Ammoniak enthalten.

1) Fortgesetzte Bemerkungen über Platinmohr (Platin-Oxyrrhophon),

von

J. W. DOMMAYRICH.

(d. d. Jena d. 21. März 1834.)

Da der Platinmohr jetzt zur Erzeugung der Essigsäure aus Alkohol im Grossen angewendet wird, so ist es für die Fabrikanten dieser Säure von Wichtigkeit, dass sie mit allen Eigenschaften jenes merkwürdigen Präparats bekannt werden und man wird mich daher entschuldigen, wenn ich von Zeit zu Zeit jede kleine neue Erfahrung, die sich hierauf bezieht, zur öffentlichen Kunde bringe.

Zuvörderst wiederhole ich die früher gemachte Beobachtung, dass der durch Behandlung des natronhaltigen Platinoxids mit Ameisensäure gewonnene Platinmohr auf den Dampf des, selbst sehr wässerigen, Alkohols mit solcher Energie wirkt, dass fast die kleinsten Staubtheilchen desselben augenblicklich entglühen, wenn sie mit diesem Dampfe in Berührung kommen, und dass man daher nicht wagen darf, solchen Platinmohr zur Essigsäurebildung anzuwenden. Selbst im feuchten Zustande wirkt er zu energisch, denn er säuert den Alkohol rasch und beladet sich dabei wieder so schnell mit Sauerstoff aus der Luft, dass die Wärme, welche dadurch entwickelt wird, in kurzer Zeit alle ad- und inhärirende Feuchtigkeit in Dampf verwandelt, worauf das trockene Präparat glühend wird.

Der nach meiner in Liebig's Analen beschriebenen Methode (durch Behandlung des Platinchlorids mit einer Auflösung von Lohsäuerlichem Natron und Zucker in der Wärme) gewonnene Platinmohr ist minder zündend und eignet sich, nach mehreren sehr im Grossen gemachten Erfahrungen, am besten zur Essigsäure-Erzeugung.

Eine andere Beobachtung, die ich erst vor Kurzem zu machen Gelegenheit hatte, ist, dass der Platinmohr, er sei nach Davy's, Liebig's, Zaise's oder einer meiner Methoden dargestellt, durch Befuchten mit Salzsäure so verändert wird, dass er fast aufhört, ein Oxyrrhophon zu sein und den Alkohol zu oxydiren; dass er aber sein Vermögen, Sauerstoffgas zu absorbiren und den Alkohol in Essigsäure zu verwandeln, wieder erhält, wenn er mit einer Auflösung von kohlensaurem Natron befeuchtet und hierauf getrocknet wird. Diess ist ein sehr sonderbares Phänomenon und um so auffallender, da weder Essigsäure, noch verdünnte Salpetersäure oder Schwefelsäure eine solche nachtheilige Wirkung hervorbringen. Ich habe nach der Ursache dieser Erscheinung geforscht und glaube sie in dem Umstände gefunden zu haben, dass der Platinmohr die Eigenschaft hat, die Salzsäure zu zersetzen, d. h. seinen Sauerstoff, den er mechanisch verdichtet enthält, an den Wasserstoff dieser Säure zu entlassen, wodurch Chlor ausgeschieden und in demselben Momente Platinchlorid gebildet wird, welches dann die Poren der Platintheilchen so stark oкупirt, dass ein Eindringen von Sauerstoffgas nicht wohl möglich ist. Von dieser Wirkung des Platinchlorids auf den Platinmohr kann man sich überzeugen, wenn man letztern mit einer Auflösung des erstern und damit der in den Poren verdichtet enthaltene Sauerstoff entfernt werde, gleichzeitig mit Alkohol befeuchtet und dann die Masse trocknet. Man hat jetzt ein Präparat, welches auf den Alkohol nicht eher wieder oxydirend wirkt, als bis es durch anhaltende Behandlung mit Wasser oder durch Befuchten mit einer Auflösung von kohlensaurem Natron von dem Occupationschlorid befreit ist.

Eben so nachtheilig wie die Salzsäure wirkt das Ammoniak auf den Platinmohr ⁹⁾ und es scheint mir, dass hier dieselbe mechanische Ursache, welche dort stattfindet, nämlich eine Occupation der Poren der Platintheilchen durch Ammoniak, obwalte, denn wenn solcher mit Ammoniak behandelter Platinmohr

⁹⁾ Dieser Beobachtung entsprechend fand bekanntlich auch Büttger, dass Ammoniak auf die Zündkraft des Platinschwammes sehr nachtheilig einwirkt.

mit aufgelöstem Kali, oder Natroncarbonat erhitzt wird, so entwickelt sich Ammoniak und das rückständige Platinpulver besitzt wieder die Eigenschaft, Sauerstoffgas einzuschöpfen u. s. w.

2) *Noch ein Mittel zur Scheidung des Eisenoxyds von dem Eisenoxydul und andern Basen,*

vorgeschlagen

von

J. W. DOERRENER.

Wenn man Eisenchlorid oder ein Eisenoxydsalz mit einer Auflösung von Ameisensäure-Natron vermischt und die Flüssigkeit bis zum Sieden erhitzt, so entsteht ein ochergelber Niederschlag von basischem ameisen-sauren Eisenoxyd und die überstehende Flüssigkeit enthält viel freie Ameisensäure, worin sich nur noch sehr wenig Eisenoxyd aufgelöst befindet und welches sich vollends als basisches Salz ausscheidet, wenn man ein wenig Ammoniak zusetzt, d. h. so viel, dass die freie Säure nicht ganz gesättigt wird, dann mit Wasser verdünnt und nochmals bis zum Sieden erhitzt.

8 Gewichtstheile jenes bei $+ 100^{\circ}$ Cels. getrockneten Niederschlags verlieren beim Glühen in einer offenen Platinschale 1,91 Gew. Th. und hinterlassen 6,09 Gew. Th. Eisenoxyd. Wenn der Glühverlust bloß in Ameisensäure besteht, so ist der Niederschlag eine Verbindung von 3 Fe und 2 F und der Sauerstoff der Säure verhält sich darin zum Sauerstoffe der Base wie 6 : 9.

Erhitzt man das genannte basische Salz in einer Retorte, so wird ein wenig Kohlensäure gebildet und Ameisensäure von höchster Concentration und von einem dem Chlor ähnlichen stechenden Geruche entwickelt.

Eisenchlorür und Eisenoxydsalze geben mit einer Auflösung von ameisen-saurem Natron vermischt beim Erhitzen keinen Niederschlag; alles Eisen bleibt als Oxydulformiat aufgelöst. Dieses verschiedene Verhalten zeigt an, dass man sich des ameisen-sauren Natrons bedienen könne, um Eisenoxyd von

Eisenoxydul und allen andern basischen Oxyden, welche mit der Ameisensäure neutrale und leicht auflösliche Salze bilden, zu scheiden. Möge es einem Meister der analytischen Chemie gefällig sein, den Gegenstand vergleichend mit den andern Scheidungsmethoden näher zu prüfen und dabei zu berücksichtigen, dass die Säure des von mir angewendeten Ameisensalzes aus Zucker (durch Behandlung derselben mit Manganhyperoxyd und verdünnter Schwefelsäure) dargestellt ist.

Jena, den 22. März 1834.

3) *Chemische Analyse zweier Sorten von Rosettenkupfer,*

von

Prof. Dr. Fr. von KOBELL.

a) *Mansfeldisches Rosettenkupfer.*

100 Gran wurden in Salpetersäure aufgelöst. Die Auflösung geschah vollkommen. Die Flüssigkeit wurde mit Wasser gehörig verdünnt und so lange ein Strom von Schwefelwasserstoffgas durchgeleitet, als noch ein Präcipitat entstand.

Dieser Präcipitat a) wurde mit reiner Kalilauge gekocht, filtrirt und die Lauge mit Salzsäure gesättigt. Es fiel Schwefel nieder, welcher fast rein gelb war. Er wurde mit Salpetersalzsäure vollkommen oxydirt, die Auflösung mit Ammoniak neutralisirt und Schwefelwasserstoff durchgeleitet. Es zeigte sich ein äusserst geringer Präcipitat von röthlichbrauner Farbe, welcher in Schwefelkupfer ohne Schwefelantimon oder Arsenik bestand.

Das Schwefelkupfer a) enthält Schwefelsilber und Schwefelblei, die davon abfiltrirte Flüssigkeit verräth einen Gehalt an Eisenoxyd, Nickeloxyd, Thonerde, Kalk- und Talkerde. Ein besonderer Versuch zeigte die Abwesenheit von Schwefel.

Der Gang der quantitativen Analyse war folgender:

100 Gran wurden in Salpetersäure, welcher etwas Salzsäure zugesetzt wurde, aufgelöst und die Auflösung bis fast zur Trockne abgedampft. Beim Wiederauflösen blieb Chlorsilber zurück, welches 0,18 Gr. wog und sich vor dem Löthrobre vollkommen zu Silber reducirte. Diese 0,18 Chlorsilber entsprechen 0,135 Silber.

Die Kupferauflösung wurde nun mit Schwefelsäure versetzt und abgedampft. Es schied sich ein weisser Präcipitat aus, welcher 1,36 Gr. wog und in schwefelsaurem Bleioxyd a) bestand.

Die Auflösung wurde gehörig verdünnt, mit Schwefelwasserstoffgas gesättigt und das gefällte Schwefelkupfer aufs Filtrum gebracht. Die durchgelaufene Flüssigkeit wurde zu einem schädlichen Volumen abgedampft und dann mit Aetzammoniak in Ueberschuss versetzt. Es entstand ein Präcipitat b), die Flüssigkeit nahm eine sapphirblaue Farbe an.

Das Schwefelkupfer wurde mit Salpetersalzsäure oxydirt, die Auflösung von dem ausgeschiedenen Schwefel abfiltrirt, durch Abdampfen die überschüssige Säure verjagt, die Masse wieder aufgelöst und nun kohlensaures Ammoniak in Ueberschuss zugesetzt, so dass der Präcipitat des Kupferoxydes wieder aufgelöst wurde. Bei dieser Operation hatte sich ein weisses Pulver von 0,24 Gr. ausgeschieden, welches nach der Untersuchung vor dem Löffelrohr in schwefelsaurem Bleioxyd bestand. Mit dem in a) erhaltenen beträgt dieses also 1,6 Gr., welche einem Gehalt von 1,099 Blei entsprechen.

Der Präcipitat b) wurde in Salzsäure aufgelöst, und die Lösung mit Kallauge in Ueberschuss versetzt. Der entstandene Präcipitat wurde wieder in Salzsäure aufgelöst und mit Aetzammoniak gefüllt. Das so erhaltene Eisenoxyd wog 0,19 = 0,131 Eisen. In der durchgelaufenen Flüssigkeit gaben kohlensaures Ammoniak und phosphorsaures Natron keine Trübung. Die kalinische Lösung wurde mit Salpetersäure gesättigt und dann mit kohlensaurem Ammoniak die Thonerde gefällt. Sie wog 0,09 = 0,0479 Aluminium.

Die ammoniakalische Flüssigkeit von b) wurde mit Schwefelwasserstoffgas gesättigt, der Präcipitat c) aufs Filtrum gebracht, die Flüssigkeit zur Trockne abgedampft und die Salzmasse ausgeglüht. Der bleibende Rückstand löste sich bis auf wenige Flocken in Wasser auf. Die Auflösung wurde langsam zur Krystallisation abgedampft. Es bildeten sich kleine Aggregate nadelförmiger Krystalle. Diese wogen scharf getrocknet 0,45 Gr. In Wasser lösten sie sich wieder vollkommen, doch langsam auf. Die Auflösung wurde in zwei gleiche Theile getheilt und die eine Portion mit Platinauflösung versetzt. Es entstand

kein Präcipitat und erst nach längerer Zeit zeigte sich eine Spur davon. Die andere Portion wurde mit kleeurem Ammoniak versetzt, wodurch ein Präcipitat entstand; hierauf gab noch phosphorsaures Natron einen geringen Gehalt von Bittererde an. Dafür wurden 0,1069 Calcium mit Magnesium in Rechnung gebracht. Der Präcipitat c) wurde in Salpetersäure aufgelöst, durch Abzunchen ein Theil der überschüssigen Säure verjagt und dann Schwefelwasserstoffgas durchgeleitet. Dadurch wurde etwas Schwefelkupfer gefällt, welches sich beim Filtriren von a) oxydirt hatte und so wieder in die Auflösung gekommen war. Die durchgelaufene Flüssigkeit wurde einige Zeit gekocht und eingedampft und dann kautschisches Kali in Ueberschuss zugesetzt. Es entstand ein apfelgrüner Präcipitat d), welcher aufs Filtrum gebracht, gut ausgewaschen und gegläht wurde. Er nahm dabei eine schwarze Farbe an und wog 0,3 Gr. Die kaltnische Flüssigkeit wurde abermals mit Schwefelwasserstoffgas gesättigt. Es entstand aber kein Präcipitat mehr.

Der Präcipitat d) wurde vor dem Lüthrohre mit Soda reducirt und gab beim Schmelzen der Kohle silberweisse, stark magnetische Blättchen von Nickel. Es kommen daher für 0,3 des Oxyds 0,236 metallisches Nickel in Rechnung.

Das Resultat der Analyse ist demnach:

Kupfer	98,251
Blei	1,092
Nickel	0,236
Silber	0,135
Eisen	0,131
Aluminium	0,048
Calcium und	
Magnesium	0,107
	<hr/>
	100,000

b) *Schwedisches Rosettenkupfer.*

Auf ähnliche Weise, wie das vorige, zerlegt gaben 100 Theile:

Kupfer	98,655	
Blei	0,731	
Silber	0,226	
Eisen	0,055	
Nickel	0,048	
Aluminium	0,021	
Calcium	0,005	
Kalium	0,110	} annähernd
Magnesium	0,033	
	<hr/>	
	100,000	

Wenn blaue Streifen dieser Kupfersorten in luftdicht verschlossenen Gefässen einige Tage mit kautischem Ammoniak in Berührung bleiben, so nimmt das abgegossene Ammoniak an der Luft nur eine sehr geringe blaue Färbung an, daher der Gehalt an Kupferoxydul wohl unbedeutend sein dürfte.

4) Bewährte Heilkraft des Kreosots.

In der Sitzung der Pariser Akademie am 24. Februar d. J. meldete Herr Colombat aus Isère, dass er so eben das Kreosot mit Erfolg in einem Fall veralteter Geschwüre am Gebärmutterhals angewandt habe. „Im Zustande der Auflösung aus 1 Th. Kreosot auf 80 Th. destillirten Wassers habe ich diese neue Substanz angewandt,“ schreibt Herr Colombat; „hiermit habe ich Bourdonnets von feiner Charpie getränkt und diese mit Hilfe des *speculum uteri*, auf die Verschwürungen aufgelegt. Die ersten Verhände bewirkten eine lobhafte, einige Minuten anhaltende Wärme; ich begnügte mich damit, täglich eine kleine Einspritzung zu verordnen. Nach dreiwöchentlicher Behandlung befindet sich die Verschwürung, welche mehreren Cauterisationen und allen übrigen Mitteln widerstanden hatte, jetzt in einem Zustande, welcher binnen Kurzem vollständige Vernarbung hoffen lässt.“ (L'Institut No. 42. S. 69.) Andere Nachweisungen glücklicher Heilungen mit dem Kreosot werden wir bei einer andern Gelegenheit geben. Indess wird das Zeugniß des Auslandes wohl nicht zu entbehren sein, um dem Kreosot Eingang in den Heilschatz zu sichern und allgemeinere Anwendung zu verschaffen.

5) Verhalten des Platinchlorids zu einigen weinsauren Salzen.

Beim Erhitzen einer Lösung von Platinchlorid mit weinsaurem Natron entsteht bekanntlich ein schwarzer Niederschlag von metallischem Platin. Denselben Niederschlag erhält man nach Phillips mit weinsaurem Kalk, Kali oder Ammoniak, wovon die Auflösungen beider zusammen erhitzt werden, während Wein-

säure oder saures weinsaures Kali selbst in der Hitze keinen Niederschlag geben. Zum Goldchlorid verhält sich das weinsaure Natron eben so wie zum Platinchlorid. *Phil. Magaz.* 3. Liv. Vol. II. 94.

6) *Alkalische Reaction des Glases.*

Die bekannte alkalische Reaction des feinertheilten Glases, wenn dasselbe mit Wasser behandelt wird, zeigte sich recht entschieden in einem von KASTNER angestellten Versuche. Derselbe wollte Stickstoffoxydul aus einem Gemenge von Quarzpulver und krystallisirtem salpetersauren Ammoniak erbinden, nahm aber, da ihm das Quarzpulver ausgegangen war, versuchsweise gepulvertes Glas. Kaum war die Probe erhitzt worden, als sie statt des Stickstoffoxyduls viel Ammoniak entwickelte. Als hierauf etwas von demselben Glaspulver mit Salmiak zusammengerieben wurde, entband sich ebenfalls Ammoniak in reichlicher Menge. (*KASTN. ARCHIV Bd. VII. 2 u. 3.*)

I.

Ueber das Eupion.

Zwanzigste Fortsetzung der Beiträge zur nähern Kenntnis
der trockenen Destillation organischer Körper,

von

Dr. REICHENBACH.

Schon vor längerer Zeit habe ich angezeigt ^{*)}, dass es mir gelungen sei, das Eupion auf einem neuen Wege darzustellen, auf welchem man es nicht bloß leichter und vortheilhafter, sondern auch reiner zu gewinnen vermöge, als auf dem ursprünglichen, den ich in der vierten Fortsetzung dieser Abhandlungen angegeben. Zu nähern Mittheilungen hierüber und zu einer Revision meiner ältern ^{**)} machte ich mich neulich und wünsche nun hier diese Schuld abzutragen.

In der Absicht, die Producte der trockenen Destillation organischer Fette, für sich allein, mit Holztheer und Thiertheer zu vergleichen, gab ich 10 Kilogramm Repsol, wie man es gewöhnlich zur Lampenbeleuchtung nimmt, in eine Glasretorte, legte einen Woulfschen Apparat vor, und destillirte mit möglichst schwacher Wärme so langsam als nur immerhin thunlich. Es entwickelte sich die ganze Arbeit über fast gar kein Gas; im Anfange ein wenig, bald hörte aber diess auf, und das Oel sott langsam fort, ging über ohne alle Blasen, und erst am Ende, als ein kleiner

*) Schweigger-Seidel's Jahrbuch, 1832, Bd. 66, S. 318.

**) Ebendasselbst 1831, Bd. 62, S. 120.

Rest braunen Rückstandes in Verkohlung trat, kam wieder etwas wenig Gas zum Vorschein. Das Destillat behrath ich in etwa 10 Abtheilungen; nur weniges blieb flüssig, etwa ein Fünfteltheil vom ersten Vorlaufe, *alles Uebrige wurde in der winterlichen Kälte stockend, blieb auch in der Wärme fettig krystallinisch* und weiss, ein kleiner Rest vom Rade, etwa ein Zehntel, blieb wieder flüssig. Auf solche Weise stimmen meine Resultate nicht überein mit denen, welche Bussy und Lecanu über den gleichen Gegenstand in den *Annol. de Chim. et de Phys.* T. XXX. p. 5., ferner im *Journ. de Pharm.* XI. 353. niedergelegt haben, und wovon wir die Auszüge in Fechner's Repertorium der Org. Chemie, S. 1187, finden.

Nach ihnen sollte ich im Ganzen ein Destillat erhalten, wovon das erste Dritteltheil bei $+ 20^{\circ}$ C. sämmtlich stockend, das zweite Dritteltheil und darüber bleibend öligflüssig, der Rest orangegelb und wachsartig aussehen sollte. Während dessen sollte, besonders in der Periode des ersten Dritteltheils, eine bedeutende Menge gemengter Gasarten übergehen, die mir jedoch fast ganz ausblieben.

Der Grund dieser Verschiedenheit konnte in mehreren Ursachen liegen: In einer verschieden angewandten Temperatur und Zeldauer, in einem von dem Meinigen verschiedenen Pflanzen-Oele, u. a. m. Um hierüber Aufschluss zu erlangen, und in Erwägung, welch ein ganz anderes Resultat der trocknen Destillation des Oeles bei den Oelgasanstalten sich ergibt, nahm ich eine neue Arbeit vor, und änderte diese in der Art ab, dass ich 10 Kilogramm Repsöl in eine eiserne Retorte gab, und diese nun umgekehrt mit der *stärksten Hitze schnellmöglichst* abdestillirte. Das Resultat fiel nun ganz anders aus. Ich erhielt im Anfange etwas Oel mit einer kleinen Menge stockender Substanz, die allen Kennzeichen nach wie Margarinsäure sich verhielt, und in der mitübergehenden öligen blätterig auskrystallisirte. Diese Abtheilung, etwa ein Zehntel, sonderte ich ab; *alles Uebrige ging ölig über, blieb flüssig*, und sonderte nur eine sehr kleine Menge stockender griesiger Substanz ab; zuletzt folgte die orangegelbe feste Substanz, die nichts anderes ist, als ein Gemenge von derselben Art, wie es Vogel unter dem Namen Bernsteinkampher 1805 zuerst bekannt machte. Während alles dessen ging eine reichliche Menge Gasarten

über, wovon die ersten höchst beissend, die Augen heftig zu Thränen reizend, und mit derselben Substanz beladen waren, welche bei einer verlöschenden Talgkerze den unerträglichen Geruch ausmacht (sie verdient isolirt und untersucht zu werden).

Aus allem dem geht hervor, dass die trockene Destillation des Oeles, deren tropfbarflüssiges Gesammtergebniss ich *Oeltheer* nennen möchte, je nachdem sie auf verschiedene Weise dirigirt wird, ganz abgeänderte Destillationsproducte *in quanto* und wahrscheinlich theilweise auch *in quali* hervorbringt, und daraus die Abweichungen in den Angaben verschiedener Chemiker über ihre Resultate erklärlich werden.

In gegenwärtiger Abhandlung, die nicht die Bestimmung hat, den ganzen Gegenstand in seinem Umfange zu behandeln, kehre ich zu dem Ziele zurück, das ihr gesteckt ist, zu dem Eupion. Bussy und Lecanu betrachten das Oel, das während der Destillation übergegangen, nachdem es von Essigsäure und fettigen Säuren befreit worden, als aus zwei eigenthümlichen flüchtigen Oelen bestehend, das Eine geruchlos, farblos, indifferent, unfähig zur Verbindung mit Kali; das Andere grünbraun, empyreumatisch riechend, schwerer als Ecsteres, in Alkohol kaum mit einer Spur löslich. Sie beschränken sich auf diese wenigen allgemeinen Angaben.

In der Absicht, es näher zu prüfen, habe ich den kleinen ersten Antheil, der die Margarinsäure enthält, und den letzten Antheil, der aus der orangegelben Substanz bestand, abgesondert und entfernt, das übrige sämtliche Oel in Glasretorten genommen, rectificirt und behrochen aufgefangen. Da hatte ich denn Gelegenheit, bald zu erkennen, dass diese Producte wesentlich nicht viel abweichen von allen andern Theeren aus organischen Stoffen, und dass sie im Allgemeinen *aus denselben nähern Bestandtheilen der Hauptsache nach bestehen*, wenn sie auch in der Nebensache quantitativ anders gemengt sind, und einige eigene Stoffe ihnen noch beigelegt sein mögen, die sich zwar im Thiertheer aus Fleisch etc., nicht aber im Pflanzentheer aus Holz und nicht im Steinkohlentheer vorfinden. Denn ich gewahrte von vorn her die Merkzeichen des Eupions, und gegen das Ende hin das Dasein des Paraffins, das in der Kälte freiwillig auskrystallisirte, und sich ganz besonders rein und

schön auseinander liess. Proben von solchem Bepöthparaffin habe ich bei der Wiener Naturforscher-Versammlung im Jahre 1832 vorgelegt. Mit concentrirter Kalilauge zog ich Kreosot aus; Mesit giebt sich bei Behandlung der ersten Vorläufe mit Kali und Schwefelsäure zu erkennen, und sowohl Pikamar als Kapnomor werden wohl auch nicht fehlen, wenn man sie sucht; letzteres nimmt man während der Arbeiten schon durch seinen Geruch wahr.

Das spezifische Gewicht des rohen Oeltheers erschien gleich von Anfang mit 0,86. Bei der Rectification stellte es sich auf 0,83, es war nicht dickflüssig wie Oel, sondern dünnflüssig wie Wasser, blassgelb und klar, und noch ehe irgend ein Reagens in Anwendung gebracht war, erhielt ich schon Vorläufe von 0,79 bis 0,77 sp. G. Bei der sorgfältigsten und mühsamsten Behandlung, mit der ich früher Eupion aus Thiertheer dargestellt hatte, war es mir doch nur gelungen, es allmählig auf 0,74 zu bringen. Als ich nun den Oeltheer mit Schwefelsäure mischte und schüttelte, und darüber abdestillirte, mit Kalilauge auswusch, die Destillation mit Schwefelsäure und Salpetersäure, Kaliwäsungen etc. wiederholte, wie ich dass in meiner ütern Abhandlung angegeben habe, so gelangte ich sehr bald zu einem Eupion, das sich über jene Leichtigkeit merklich erhob, und zu dem Gewichte von 0,70 herankam. Liess ich endlich die Säure weg, als sie keine bedeutende Färbung mehr annahm, wusch mit Kalilauge gut aus, und rectificirte das Eupion äusserst vorsichtig für sich mehrmal hinter einander, indem ich die Temperatur in der Retorte erst nicht über 50° C., in der Folge aber nicht über 36° C. steigen liess, die Vorlage dagegen mit Schnee und Kochsalz umgab, und die Destillation so langsam gehen liess, dass in der Minute nur 1, höchstens 2 Tropfen übergingen, so erreichte ich bald ein Präparat, das auf ein spezifisches Gewicht von 0,685 und endlich mit Erschöpfung aller angegebenen Hilfsmittel, äusserster Vorsicht und Sorgfalt, und schliesslicher Anwendung von Chlorcalcium auf 0,655 sich erhob.

Somit hatte ich das Vergnügen, den *leichtesten flüssigen Körper* zu Stande gebracht zu haben, der bei gewöhnlichem Luftdrucke bis jetzt bekannt ist, und unter mittlerer Temperatur auf gewöhnliche Art in Flaschen mit Glasstöpseln sich ohne

Anstand aufbewahren lässt. Ich besitze davon noch eine kleine Menge, die schon seit 1½ Jahren in meinem Arbeitszimmer auf einem offenen Schranke steht, unverändert und unvermindert.

In der Darstellung des Eupions aus Oeltheer bin ich in nichts Wesentlichem abgewichen von dem Verfahren, wie ich es zur Bereitung aus Thiertheer angegeben habe; es hat sich aber dabei der Unterschied ergeben, dass gleich die erste Vermischung des rectificirten Oeltheers mit Schwefelsäure weder schwarz, noch sehr böss wurde, wie diess bei Thiertheer, Pflanzentheer und Steinkohlentheer der Fall ist, welche sich, besonders die ersten leichtesten Vorläufe der Destillationen, so stark erhitzen, dass sie in heftiges Sieden und Aufbrausen gerathen und sehr schwarzbraun werden. Dieses rührt im Thiertheeröl sowohl, als im Holztheer von einem bedeutenden Antheil Mesit her, der sich in den leichtesten Vorläufen dem Eupion zunächst beigesellt. Er zersetzt sich bekanntlich unter heftigem Aufkochen mit Schwefelsäure, und verschuldet daher das stürmische Aufbrausen bei den ersten Berührungen mit der Säure, das bei den nachfolgenden erneuten Behandlungen damit sich nicht wieder zeigt. Da nun diese Erscheinungen beim Oeltheere ohne Vergleich schwächer sind; so ergibt sich, dass bei der trocknen Destillation des Oels der bemerkenswerthe Unterschied von andern organischen Stoffen stattfindet, dass dabei sich verhältnissmässig weit weniger und nur ein geringer Antheil Mesit bildet, der dagegen bei Fleisch- und Holzverkohlungen in nicht unbedeutender Menge sich erzeugt, während umgekehrt die Menge des Eupions, die hier nicht gross ist, sich bei der Oeldestillation sehr leicht und in ungleich vergrösserten Verhältnisse auftritt.

Will man sich auf andere Weise von der Gegenwart des Eupions im Oeltheer überzeugen, so kann man auch einen davon ganz verschiedenen Weg einschlagen. Man mischt rectificirten Oeltheer mit einer gleichen Menge Kalllange von höchster Concentration, und schüttelt gut durcheinander. Letztere muss so stark sein, dass trockenes Kalihydrat am Boden ungelöst liegen bleibt. Alles wird schnell stockend. Man erwärmt bis fast ins Sieden; es schmilzt der grössere Theil, und lagert sich unten; darüber lagert sich eine Gelatine, die nicht schmilzt;

zu oberst schwimmt ein dünnflüssiges, klares, ätherisches Liquidum. Bei der Erkältung stockt auch der untere Theil mit krystallinischen Bildungen, der obere aber bleibt flüssig. Man giesst ihn ab, und wäscht ihn nochmals gut mit höchst concentrirter Kallilauge durch. Nun zeigt sich an ihm unverkennbar schon Eupiongeruch, grosse Leichtflüchtigkeit, und destillirt man ihn einigemal bei erkälteter Vorlage und möglichst schwacher Destillationshitze sehr vorsichtig, so bekommt man Vorläufe, die aus einem schon ziemlich der Reinheit entgegen gehenden Eupion bestehen. Es ist möglich, dass dieser Weg, gehörig ausgebildet, noch auf eine vortheilhaftere Weise zu Darstellung eines hochgereinigten Eupions benützt werden kann, als der, den ich bis jetzt gegangen bin. Die Ausmittlung dessen muss ich Andern überlassen. — Ja ich glaube gewiss, dass, wenn man nur eine genugsam grosse Menge rohen Oeltheers in Arbeit nähme, und eine potenzierte Destillation in der Art vornähme, dass man immer nur das erste Viertel des Destillats wieder abdestillirte und dabei auf die möglichst niedere Destillationshitze sowohl, als auch auf künstlich tief erkaltete Vorlagen aufmerkamen Bedacht nähme, man ohne alle Reagentien zu einer Flüssigkeit gelangen würde, die man für wohl charakterisirtes Eupion erkennen müssen würde. Diese Arbeit, die man mit nicht weniger als 60 bis 80 Kilogramm Oel beginnen dürfte, habe ich zwar nicht selbst gemacht; im ganzen Verhalten des Oeltheers erkenne ich aber mehr als genügende Gewähr für ihr unzweifelhaftes Gelingen. Sie würde den Beweis, dass das Eupion ein Product der trockenen Destillation an und für sich, und nicht ein Gebilde nochmaliger chemischer Operation damit sei, auf eine solche Weise herstellen, dass er gegen jede Anfechtung gesichert wäre, wenn es dessen irgend noch bedürfen könnte.

Das Eupion in seinem nun sehr erhöhten Reinheitszustande, zeigt zwar seinen chemischen Verwandtschaften nach keine sehr bedeutende Verschiedenheit von dem frühern, das ich in unvollkommenerem Zustande bekannt machte; desto mehr aber weicht es davon ab in seinem
physischen Verhalten.

Es ist farblos, wasserklar, und hat ein auffallend geringes Lichtbrechungsvermögen. Sein Lichtstreuungsvermögen ist weit unter dem des Wassers, und fürs Auge nicht mehr wahrnehmbar. Selbst im Sonnenlichte konnte ich nur eine Spur einer zweifelhaften Iris damit zu Stande bringen. In seinen optischen Verhältnissen ist es daher durch sein überaus indifferentes Verhalten besonders ausgezeichnet, und im vollen Gegensatze mit Kreosot, Pikamar und Kapnomor.

Es hat einen äusserst angenehmen, erfrischenden und starken Blumenyeruch angenommen, der nicht einer bestimmten Blume verglichen werden kann, sondern den vereinten Wohlgerüchen eines ganzen Blumenstrausses gleichkommt.

Auf den Geschmack bleibt es vollkommen wirkungslos; es bewirkt auf der Zunge nichts, als ganz reine rasche Kühlung.

Fürs Gefühl ist es fast unmerklich; wenn man die Finger damit benetzt, und die Augen abwendet, so kann man nicht den Zeitpunkt erkennen, wenn das Eupion noch dazwischen vorhanden oder schon verflüchtigt ist; es netzt weder die Finger wie Wasser, noch macht es sie schlüpfrig wie Oele, noch rauh wie Alkohol, sondern lässt sie ganz unverändert, und macht sich dadurch so unfühler, wie keine andere mir bekannte Substanz.

Seine Dünflüssigkeit scheint mir alles zu übertreffen, was ich jemals sah.

Das ausserordentliche spezifische Gewicht von 0,655 bei $+ 20^{\circ}$ C. und 0,716^m Barometerstand, habe ich schon angegeben.

Die Siedhitze tritt bei 47° C. ein, wenn das Barometer auf 0,716^m steht.

Auf Wasser getropft, breitet es sich nicht sehr aus und zieht keine Oelfaut über die Fläche.

Seine Capillarität, auf eben die Weise wie früher in einer Glasröhre von 1,5^m lichten Durchmesser und bei $+ 20^{\circ}$ C. Thermometerstand gemessen, verhielt sich zu der des Wassers nur noch wie 37,83 zu 100.

Ein Tropfen auf ein Blatt Papier gefallen, erzeugt einen nassen Fleck, der in weniger als einer Minute vollkommen verschwunden ist. Auf meine Hand gefallen, verschwand er

so schnell, dass ich nicht einmal Zeit gewann, den Intervall mit der Uhr zu messen. Bei der Destillation geht es ohne Rückstand in die Vorlage über und ohne dabei sich im geringsten zu verändern.

Bei dieser schnellen *Verdampfung* wird viel Wärme latent und die benachbarten Körper erkaltet. Diess fühlt man auf der Hand, der Zunge etc. sehr lebhaft. Ich wickelte ein Baumwollknäulehen um eine Thermometerkugel, tränkte sie mit Eupion und schwenkte sie durch die Luft. Das Quecksilber, das zuvor auf $+ 13^{\circ}$ C. gestanden war, sank auf $- 5^{\circ}$, also um 18° herab.

Die *Ausdehnung bei der Erwärmung* von $+ 20^{\circ}$ C. bis zur Siedhitze, also zu $+ 47^{\circ}$ C., in einer cylindrischen Röhre gemessen, erhebt sich von 100 auf 104,45.

Es ist ein Isolator der *Elektricität*.

Durch allg diese ausgezeichneten und extremen Eigenschaften dieser neuen Substanz erscheint der Name Eupion (Edelfett) aufs neue gerechtfertigt.

Das chemische Verhalten

habe ich theils wiederholt und revidirt, theils weiter und genauer ausgeführt in Beziehung auf verwandte Substanzen, um seinen Standpunct unter ihnen möglichst genau auszumitteln.

Das Eupion ist *indifferent*, und wirkt weder für sich noch in Lösungen auf Lakmus und Curcuma.

Für sich aufbewahrt in einer Flasche, die zum grösseren Theile mit Luft erfüllt ist, *ändert es sich nicht*. Ich habe eine solche, welche nur den zehnten Theil ihres Raumes mit Eupion erfüllt und mit Glasstöpsel verschlossen war, fast 3 Jahre in Licht und Sonnenstrahlen stehen, ohne dass die geringste Veränderung oder Verfärbung eingetreten wäre.

Der Flamme genähert, *flingt* es schon *aus der Ferne Feuer* wie Aether, und brennt augenblicklich auf der ganzen Oberfläche mit einem ganz rasilosen und so weissen Lichte, wie eine Wachskerze, mit sehr wenig Blau am untern Rande. Giebt man einige Tropfen auf eine Wasseroberfläche, so bleiben sie in der Mitte stehen, und nähert man ein brennendes Papier, so flingt das Eupion von ferne schon Feuer, und brennt auf der Wasseroberfläche lebhaft fort, indem aus ihrer Mitte eine gerade aufsteigende, mehrere Zolle hohe, gedrungene und schöne Feuer-

säule sich bildet. Die letzte Spur vom Eupion brennt vom Wasser hinweg, das nachher weder Geschmack angenommen, noch saure Reaction zeigt.

Roths Bleioxyd, Manganoxyd, Kupferoxyd und rothes Quecksilberoxyd können damit bis zum Sieden erhitzt werden, ohne die mindeste Reaction zu erleiden.

Ebenso sind *Schwefelsäure* von 1,850 und *Salpetersäure* von 1,450 wirkungslos darauf. Wenn letztere salpeterige Säure enthält und damit gesotten wird, so nimmt es von letzterer etwas auf und färbt sich davon gelb, während die Salpetersäure sich entfärbt. Selbst *Mangansäure*, darin zerrührt, verliert seine violette Farbe auch siedend nicht.

Alle diese Verhältnisse, besonders aber die Unempfindlichkeit für Mangansäure, unterscheiden das Eupion sehr bezeichnend von den andern empyreumatischen Oelen, und stellen seine Verwandtschaft zum Sauerstoff bei gewöhnlicher Temperatur auffallend tief.

Chlor, in einem kalten Gasstrame durchgelaßt, wird etwas absorbirt, jedoch ohne merkliche Erwärmung und ohne Vergleich weniger, als von andern empyreumatischen Oelen. Es färbt sich etwas grünlichgelb. Erhitzt man es dann, so entweicht ein Antheil Chlor, und Farblosigkeit kehrt zurück. Es scheint ein Antheil Chlor zurückbehalten zu werden, aber keine Oelzersetzung stattfinden.

Brom mischt sich reichlich und klar damit, aber ruhig und ohne bemerkbare Erwärmung, wenigstens bei kleinen Mengen. *Bromwasser* wird vollkommen entfärbt, und das ausgezogene Brom färbt das Eupion roth.

Jod löst sich kalt nur in beschränkter Menge auf, erhitzt etwas reichlicher, der Ueberschuss krystallisirt aber beim Erkalten sogleich wieder aus. Die Lösung ist nicht braunroth, sondern schön violet. *Jodwasser* wird ebenfalls ausgezogen und die Farbe geht in das Eupion violet über.

Schwefel wird kalt etwas aufgelöst; heiss mehr und krystallisirt kalt aus.

Phosphor wird kalt ein wenig aufgelöst, reichlicher bei etwas andauerndem Sieden, welche Vermehrung beim Erkalten sich wieder ausscheidet. Die Flüssigkeit wird dabei im Dunkeln in einer Glasröhre nicht leuchtend, wohl aber gelblich

es, den aufsteigenden Dampf je und je ins Leuchten zu bringen.

Kalium verhält sich gänzlich unthätig im reinen Eupion; beim Einbringen bildet es nicht einmal einige Bläschen. In unreinem Eupion läuft es auf dem Schmelze gelb an.

Jodkohlenstoff wird kalt nicht aufgelöst, langsam jedoch etwas zerlegt, wobei sich das Eupion violett färbt. Erwärmt wird einige Menge aufgelöst, die beim Erkalten in ihrer gelben Farbe wieder auskrystallisirt, während die Mischung gelb bleibt.

Chlorgoldnatrium wird nicht angegriffen. Ebensovienig *Quecksilberchlorid*, flüssiges *salzsaures Gold*, *Silberbromid*, *Goldjodid*, welche sämmtlich Siedhitze aushalten.

Wasser löst nichts davon auf.

Die *stärkeren Mineralsäuren* fand ich alle ohne Einfluss. Auch *Königswasser* reagirt nicht.

Jodsäure, die ich als ein sonst so wirksames Hilfsmittel bei Emphysematen kennen gelernt hatte, griff das Eupion nicht an.

Krystallisirte *Bernsteinsäure*,

Eisensäure, und

krystallisirte *Kohlenstoffsäure* sogar wurde, selbst im Sieden, nicht aufgelöst. Dagegen trat endlich

krystallisirte *Benzoesäure* als eine Substanz auf, welche dem Eupion nachgab, und kalt zwar wenig, erhitzt aber in einiger Menge gelöst wurde, und beim Erkalten schön auskrystallisirte.

Margarinsäure löste sich rasch und reichlich auf;

Oelsäure ebenfalls, doch träger und minder reichlich.

Stearinsäure löste sich kalt nicht, und erwärmt nur wenig und ungerne.

Alkalische Stoffe und *Laugen* sind ganz wirkungslos.

Salze konnte ich nicht zur Lösung bringen, wie in andern emphysematischen Oelen; krystallisirtes *salpetersaures Silber* und *salpetersaures Uran* blieben unangefochten.

Alkoholische Lösungen von Eupion gaben keine Fällungen weder mit weingeistiger *Weiszuckerlösung*, noch mit wässriger Lösung von *basisch-essigsäurem Blei*, noch mit weingeistiger Lösung von *essigsäurem Kupferoxyd*. Auch *Jodsäure* in jene Lösung getropft, wirkte nicht sichtbar ein.

Trotz dieser auffallenden Abgeschlossenheit, in welcher sich das Eupion von allen energischen Agentien hält, sind mir dennoch einige Fälle vorgekommen, bei welchen es sich sowohl in schwefelsauren, als auch in kaltschen concentrirten Lösungen vorfand. DIess geschah aber jedesmal nur unter Vermittlung eines andern empyreumatischen Oels, dem es anklebend in eine Lösung in kleiner Menge mithingezogen wurde. Ueberschüssige Mengen von höchstconcentrirten Aetkalllösungen oder rauchender Schwefelsäure auf Theeröle angewandt, ziehen mit den übrigen Oelen, namentlich mit Pikamar, Kresosot und Kapnomor, meist auch etwas Eupion ein, das dann bei Verdünnung mit Wasser in unreinem Zustande sich wieder frei macht. Sogar Mesit, durch Wasser geführt, verräth, so lange er noch nicht ganz gereinigt ist, einen geringen Eupiongehalt, der sich zu erkennen gibt, wenn man einige Tropfen auf der Hand verdunsten läßt; der Mesitgeruch ändert sich dann mit dem Blumengeruch des Eupions, den man deutlich zuletzt auf der Hand wahrnehmen kann. Ein kleiner Antheil Eupion ist also dem Mesit selbst durch eine einmalige Lösung in Wasser nachgefolgt.

Alkohol mischt sich in jedem Verhältnisse mit Eupion. Weingeist von 0,83 löste nur eine geringe Menge auf, und ein unbedeutender Wasserzusatz schlägt auch aus Alkohol sogleich den grössten Theil seines Eupiongehalts nieder.

Aether,

Kohlensulphurid,

Mesit, (Essiggeist) mischen sich ohne Anstand in jedem Verhältnisse. Auch mischt es sich willig mit

Essigäther,

Petrol, natürliches und künstliches,

Terpenthinöl,

Kresosot,

Mandelöl,

Eieröl,

Fuselöl,

Kapnomor,

Pikamar. Wenn letzteres jedoch den Stoff enthält, welcher das Pittakall erzeugt, so löst es sich schlechterdings darin nicht auf, wohin meine hierher bezügliche Angabe in meiner

Abhandlung *) über das Pikamir zu berichtigen ist, und wodurch es ein Reagens auf denselben wird.

Leichtlöslich in der Kälte zeigen sich:

Kampher, ganz ruhig,

Paraffin, reichlich,

Naphthalin, weniger,

Kohlensäure, trübig,

Cetin, sehr willig,

Cholesterin, langsam,

Rindenschicht, in Menge,

Satzeäure Dodyl, behenle sehr viel.

Nicht löslich in der Kälte, aber löslich in der Wärme, mit Wiederauscheidung beim Abkühlen, hehmen sich:

Cerin,

Myricin.

Unter den Harzen sah ich den

Myrtic in der Kälte sich zerlegen, und zum Einen Antheile auflösen.

Colophon wird schnell zerstreut und zerlegt, der grössere Antheil aber auch im Sieden nicht gelöst. Der gelöste Antheil bleibt nach Verflüchtigung des Eopions als ein farbloscr Firnis zurück.

Sandarak dagegen wird weder kalt noch siedend angegriffen. Ebenso wenig

Benzolharz und

Gummiak.

Capitabatum mischt sich klar.

Kaotschuk zeigt ein auffallendes Verhalten. Es wird augenblicklich geschwellt und milchig-trübe, wie von keinem andern empyreumatischen Oele. Diese Wirkung ist in wenigen Minuten bei dünnen Stücken beendigt. Bringt man es ins Sieden, so ändert sich sichtbar nichts, und das Kaotschuk wird nicht gelöst. Giesst man aber das Eopion ab, und lässt es verdunsten, so hinterlässt es einen schönen, ganz farblosen, klaren, trockenen Firnis von sehr elastischem Federharz, wie weisses Glas so schön. Bringt man auf das behandelte Kaotschuk nacheinander neue Portionen Eopion, und siedet es damit, so

*) Schweigger-Seidel's *Jahrb. d. Chem.* 1833. Bd. 29. p. 351.

liefert die erste oder zweite noch einen kleinen Rest von dem schönen Auszuge, allein in der Folge weiter nicht, und die Einwirkung des Lösungsmittels ist vollbracht. Das ausgezogene übrig gebliebene Kaoutschuk klebt nun wie Leim, so lange es noch Eupion enthält; an die Luft gebracht, trocknet es schnell auf, nimmt einen kleinern Raum ein, als zuvor, wird wieder klar und braungelbfärbig wie zuvor, und hat seine Elastizität noch nicht eingebüßt. Das Eupion scheint ein Mittel abzugeben, eine Zerlegung des Kaoutschuks in mehrere, vielleicht sich ähnliche Bestandtheile zu bewirken.

Copal erlitt weder kalt noch warm einen Angriff.

Curcuma überliess etwas wenigere gelbe Tinct dem Eupion.
Dagegen

Indigoblau und

Pittakall lüthen unangegriffen.

Die alkalischen Pflanzenbasen lassen sich nicht in siedendem Eupion lösen, wenigstens nicht

Strychnin,

Morphin,

Atropin.

Auch fand ich unlöslich im Sieden:

Salicin,

Pikrotarin.

Eine auffallende Ausnahme davon machten die stickstoffreichern Substanzen, die sich schon etwas in kaltem, in ziemlicher Menge aber in siedendem Eupion lösen, wie

Coffein und

Piperin; beide schossen nach der Verdunstung des Eupions regelmässig wieder in Krystallen an.

Fasst man das ganze Gemälde unter Einem Blicke zusammen, so stellt sich das Eupion mit dem Charakter einer schroffen Unzugänglichkeit dar. Es mischt sich nur willig mit einigen Fetten und Wacharten, Harze schliesst es schon fast aus, Säuren und Alkalien stösst es ab, und kaum einigen einfachen negativen Körpern gestattet es kargliche Aufnahme.

Als das hauptsächlichste und bequemste *Reagens auf Eupion* kann ich nur die concentrirte Schwefelsäure empfehlen, wenn es sich nämlich darum handelt, von seinem Dasein in irgend einem empyreumatischen Gemenge und der verhältnis-

mässigen Quantität desselben sich Kenntniss zu verschaffen. Mischt man sie in der Stärke von 1,850 mit einer geeigneten Menge der Säure, so wird alles zersetzt und aufgelöst, es erhitzt sich die Mischung, und nach kurzer Ruhe erhebt sich eine klare leichte Flüssigkeit darüber, die man meist gleich an ihrem Wohlgeruch erkennt. Ist die Mischung von den Vorläufen einer Theerdestillation, so erscheint das Eupion meist frei von Paraffin; ist sie vom Ende einer solchen, so lässt man die leichte klare Abscheidung kalt werden, es krystallisirt sogleich sein Gehalt an Paraffin aus, und das halbreine Eupion kann davon abgegossen werden.

Die Menge, in welcher das Eupion im Holztheer vorhanden ist, ist geringer, als ich zur Zeit glaubte, da ich meine frühern Abhandlungen schrieb. Schon merklich reichlicher ist es im Steinkohlentheer, noch mehr aber im Thiertheer vorhanden. Alles dieses kommt aber in keinen Vergleich mit der Menge und relativen Reinheit, mit der es sich im Oeltheer vorfindet. Ich muss daher jedem, der es zu bereiten wünscht, vorzugsweise diesen dazu empfehlen. Da die öligen Flüssigkeiten, welche bei der Verkohlung des Bepsois überdestilliren, immer einen Theil desselben unzerstet, oder in gewissem Sinne mangelhaft zersetzt mit sich in die Vorlage hinüberreissen, so thut man wohl, das Oel mehrmal in starker Hitze aus eisernen Retorten trocken überzudestilliren. Dabei fand ich vortheilhaft, von dem Oeltheere die ersten leichteren Antheile abzudestilliren, und den von Eupion grösstentheils entleerten Rückstand aufs Neue in die eiserne Retorte zu geben und wiederum unter starker Erhitzung überzudestilliren. Die Zersetzung schritt dabei immer noch fort, oder vielmehr vervollständigte sich, und ich gewann daraus bei der Rectification neue Antheile Eupion in den Vorläufen.

Man sieht aus dem Vorstehenden, dass, wenn ich in meinen Schriften über das Kreuzot, Pikamar und Kapnomor öfters *unreines* Eupions Erwähnung that, das sich während der Prozeduren ausscheidet, hierunter doch nur ein kleiner Theil wirklichen Eupions verstanden sein konnte, der grössere Antheil vielmehr aus von Eupion beherrschten andern empyreumatischen Oelen bestand, worüber ich mich derzeit noch nicht näher aussprechen kann, da sie ihrem Wesen nach noch nicht alle zu

öffentlicher Kenntniss gekommen sind. Ich bemerke aber diess hier, um Missverständnissen vorzubeugen.

Vergleicht man nun alle diese Eigenschaften mit denen des Eupions von meiner ersten Bekanntmachung, so wird man finden, dass es in dem, was eigentlich seine Wesenheit ausmacht, unverändert stehen geblieben, nämlich in seiner ausserordentlichen Leichtigkeit, grossen Indifferenz, starken Konsultion, Verhalten gegen Alkalien und Säuren, gegen Kalium, Kaoutschuk u. s. w., und dass es durch Vervollkommenung seiner Reinheit nur zu einer Steigerung jener Eigenthümlichkeiten gebracht worden ist, die in höherem Grade sich jetzt ausgeprägt zeigen. Man wird dabei nicht verkennen, wie viel das Eupion an Merkwürdigkeit gewonnen hat, und wie sehr es sich nun als eine Substanz von hohem Interesse für die theoretische Chemie hervorthut.

Die nächste Wahrheit, die nun daraus hervorgeht, ist wohl die, dass die Destillation des Oels, so wie aller andern Fette, von dem isolirten Gesichtspuncte, von welchem aus Bussy und Lecanu sie betrachteten, aufgegeben und unter den *allgemeinen der trockenen Destillation aller organischen Körper überhaupt gestellt werden muss*. Sie ist in der That davon nur eine Unterabtheilung, folgt, wie jeder andere organische Körper, ihren allgemeinen Gesetzen, und liefert ganz dieselben Hauptproducte.

Eine zweite Consequenz ist sofort die, dass die beiden flüchtigen Oele, welche Bussy und Lecanu als eigenthümliche Producte der Oeldestillation aufgestellt haben, und die auch schon in unsere Lehrbücher*) übergegangen sind, ihren Halt verlieren. Sie sind in der That nichts als vielfach gemengte empyreumatische Flüssigkeiten, in deren Einer die grössere Menge Eupion, in deren Anderer die grössere Menge Paraffin concentrirt ist, nebst Kressot, Kapnomor, etwas Mesit und allen übrigen noch unbekanntem empyreumatischen Materien, die zusammen den Theer konstituiren. Sie können nur betrachtet werden als Modifikationen von Theeren, und sind daher beide aus dem chemischen Systeme zu streichen.

*) Fockner's Repert. d. org. Chem. Bd. I. S. 1078.

Nächst diesen führen uns die Verhältnisse und Eigenschaften, die das Eupion entwickelt, auf eine kritische Vergleichung desselben mit Faraday's bekanntem *leichtem Oelgasöl* *). Auffallen muss nothwendig die Näherung, in welche beide zu einander durch eine alles überragende Leichtigkeit treten; dazu gesellt sich gemeinschaftliches Herkommen nicht blos von der trockenen Destillation überhaupt, sondern auch von Oel insbesondere, und endlich das chemische Verhalten zu manchen starken Reagentien, wie Aetzalkalien etc. Legt man uns noch die grosse Leichtflüchtigkeit sowohl des Eupions, als des Faraday'schen *leichten Oelgasöls* in die Waagschale, so sieht man sich sehr zu der Vermuthung hingeführt, dass beide möglicher Weise im Princip einerlei sein könnten. Stellt man jedoch das beiderseitige Verhalten zu den stärkern Mineralsäuren einander gegenüber, so ergiebt sich bei der Schwefelsäure ein Unterschied, der sich jeder Vereinigung beider Stoffe entschieden widersetzt. Während nämlich Schwefelsäure von Faraday's *leichtem Oelgasöl* in Dampfform ihr mehr als hundertfaches Volum einsaugt, und zwar ohne Rückstand, sich damit sehr stark erhitzt und schwärzt, und nachher nicht mehr daraus hergestellt werden kann, sondern zu sehrartigen Verbindungen mit Basen sich hergiebt; sehen wir umgekehrt das Eupion ohne Reaction mit Schwefelsäure von 1,850 sich begegnen, über welche es sogar bei seiner Bereitung abdestillirt wird. Faraday spricht sich über den Concentrationsgrad, in welchem er die Säure anwandte, nicht aus; aber eben darum ist es wahrscheinlich, dass er sie in demjenigen verstand, in welchem man sich gewöhnlich ihrer zu bedienen pflegt, und der auch der von mir gebrauchte ist. Gerade in entgegengesetztem Sinne zeigt sich die Schwefelsäure auf das Eupion um so wirkungsloser, je höher dessen Reinheit gesteigert ist, während sie die unreinen Gemenge färbt, zerlegt und das Eupion daraus freimachen hilft. — Betrachte ich ferner die Fortschritte, die das Eupion von seinem Zustande bei 0,74 bis zu 0,655 gemacht hat, welches die Differenz zwischen meiner frühern und meiner jetzigen Darstellung ausmacht, so finde ich darin keines Grund, der mich zu der Vermuthung berechtigen könnte, dass

*) Schweigger-Seidel's *Jahrb.* Bd. 47. p. 340 u. 411.

das Eupion, angenommen es wäre auch jetzt noch nicht einfach, durch eine Reinigung, die es auf 0,627 erhöhe, seine Eigenschaften so sehr ändern könnte, dass es dem Faraday'schen Oele sich gleichstellte. In seiner progressiven Reinigung liegt bis hieher nichts, was es dem Verhalten des Letzteren zu den Säuren, namentlich der Schwefelsäure, näher gerückt hätte, und da eine solche Näherung bei einer Differenz von fast 9 Percent in nichts wahrzunehmen ist, so wird es unwahrscheinlich, dass eine denkbar noch übriggebliebene Differenz von nur 3 Percent spezifischen Gewichts eine so gewaltige Verschiedenheit gleichsam plötzlich mit sich führen sollte. Ebenso verhält es sich mit dem Umstande, dass Faraday's Oel bei 0,627 eine Spannung von 4 Atmosphären Druck zur Liquefaction bedarf, während Eupion von 0,655 bei gewöhnlichem Atmosphärendruck sogar + 47° C. Hitze erfordert, um sich zu gasifiziren. — Faraday's noch unreines Oel wurde bei einem spezifischen Gewichte von 0,821 mit der bloßen warmen Hand in der Retorte im Sieden erhalten; es zeigte also selbst in zu seinem Nachtheile umgekehrtem Verhältnisse eine ohne allen Vergleich höhere Tension als Eupion, und folglich heide nicht nur in ihren chemischen, sondern auch physischen Eigenschaften sich weit von einander abhebend. — Es bleibt demnach zwischen beiden Substanzen eine Kluft offen, die ihre Vereinigung durchaus unmöglich macht, und die auch nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse über die empyreumatischen Substanzen, eine Elementaranalyse meines Erachtens nicht ausfüllen kann.

Es ist zu bedauern, dass uns Faraday über Geschmack, Geruch und so manches andere in Unwissenheit lässt. Der Blumengeruch des Eupions, wenn es einmal die Leichtigkeit von 0,70 zu überschreiten beginnt, ist übrigens so lebhaft und so überaus angenehm, dass, wenn er beim Oelgasöl sich vorgefunden hätte, Faraday fast unmöglich seiner zu erwähnen hätte unterlassen können, was es mir sehr wahrscheinlich macht, dass ihm diese Eigenschaft mangelte. Er erwähnt dessen ferner als eines vortrefflichen Mittels zu unbedingter Auflösung des Kautschuks, was, wie ich gezeigt habe, beim Eupion nicht der Fall ist, welches das Kautschuk zerlegt, indem es seine Form zwar vergrösert, aber nicht verändert. Weiterhin sagt Faraday, dass das Oelgasöl Harze löse und damit Firnisse bilde, was das

Eupion nicht that, das einige schwache Harze nur kaum angreift und kaum zu *theilweiser* Auflösung des Mastixes und Colophons, aber schon nicht zu der des Sandarak's hinreicht; endlich vermochte er es in Steinkohlentheer nicht wieder aufzufinden, wo doch das Eupion in nicht unbeträchtlicher Menge leicht zu finden ist. — Da man aber denn doch vermöge der Leichtflüchtigkeit und Tension des Eupions berechtigt ist, auf seine Gegenwart im Oelgas zu schliessen, und es folglich im Oelgasöl sich vorfinden sollte: so glaube ich, dass dieses auch in der That der Fall ist, jedoch nicht in dem sogenannten *leichten* Oelgasöl, welches bekanntlich nur ein Edukt aus dem *allgemeinen* Oelgasöl Faraday's ist; sondern in jenem öligen Antheile desselben, aus welchem dieser Naturforscher seinem krystallinischen Kohlenwasserstoff anschied, und von welchem er sagt *), dass Schwefelsäure ihn stark erhitzte, schwärzte, dickflüssige Masse bilde, darüber aber ein gelbes *leichtes Liquidum abschiede*, welches jeder weiteren Einwirkung der Säure widerstanden habe. Dieses trägt allen Umständen nach das Gepräge eines aus Mesit durch Schwefelsäure ausgeschiedenen unreinen Eupions an sich, für welche beide ich letztere gemischte Flüssigkeit anzusehen alle Ursache zu haben glaube; denn auch der Mesit kann bei seiner bedeutenden Tension im allgemeinen Oelgasöl schwerlich fehlen. Faraday bedauert, dass er von dieser gemischten Flüssigkeit so wenig besass, dass er weder sie, noch jenes Liquidum näher untersuchen konnte. In diesem aber wird, nach meiner Ansicht, sich derjenige Antheil Eupion auffinden lassen, den das allgemeine Oelgasöl in sich schliessen muss.

Da ich Gelegenheit hatte, aus der Gaslichtanstalt zu Wien Compressionsgasöl von ebenfalls 30 Atmosphären Druck zu erlangen, so hätte ich, die Sachen vielleicht vergleichen zu können. Es gelang aber nicht, Faraday's leichtes Oelgasöl daraus darzustellen. Indess muss ich bemerken, dass das Wiener Gas nicht aus Oel, sondern aus Colophonium erzeugt wird, und dieser Unterschied vielleicht die Schuld trägt, dass ich nicht nur kein leichtes Oelgasöl, sondern auch kein Eupion daraus abzuschleiden vermochte, wovon wahrscheinlich das eine wie das

*) Schweigger-Seidel's *Jahrb.* 1826, Bd. 47, p. 354.

andere noch durch einen Antheil Terpenthinöl verunreinigt ist, den das Colophon darein mengte. Wünschenswerth wäre noch gewesen, dass Faraday noch Versuche mit Steinkohlengasöl angestellt und mit dem Oelgasöl verglichen hätte.

Das Eupion wird einst eine höchst nutzbare Substanz werden, wenn einmal der Weg zu seiner Darstellung vervollkommen sein und man es wohlfeil bereiten können wird. Am Gelingen dieser Aufgabe zweifle ich gar nicht, wenn sich nur ein Sachkundiger einmal derselben mit einiger Ausschließlichkeit wird widmen wollen. Dabei genügt es aber nicht blos, die Abscheidung zu vereinfachen, sondern es muss vorzüglich Rücksicht auf die Erzeugung selbst genommen und solche Vortheile gesucht und gefunden werden, welche in der Verkohlung reichliche Bildung von Eupion hervorbringen. An dieses muss sich dann weiter die Aufsuchung von Bürgschaften für die absolute Reinheit anreihen, die dermal noch nicht völlig gegen jede Anfechtung gewaffnet steht. Dann wird sich das Eupion zu einem vorzüglichem Hilfsmittel für organische Analyse eignen, wie dieses schon Berzelius herausgehoben hat. Aber auch ohne solche Höhe der Reinheit, bei einem spezifischen Gewichte, das selbst schwerer wäre als 0,74, würde sich diese Flüssigkeit zu einem ganz vortreflichen Leuchtmaterial eignen, das an Reinheit, Russlosigkeit, Geruchlosigkeit, Lichtintensität und Fülle der Flamme alles überträfe, was wir bis jetzt ähnliches besitzen. Und schwerlich möchte dieses nur ein frommer Wunsch bleiben; denn da der rectificirte Oelbeer, den ich vordersamst noch ohne alle Berücksichtigung ökonomischer Vortheile bereitete, schon auf 0,83 sp. Gewichts sich erhob und die Dünflüssigkeit des Wassers annahm, so ist sehr wahrscheinlich, dass es nur weniger Vervollkommnungen meiner Operationen bedarf, um dem spezifischen Gewichte und der Reinheit so weit nahe zu kommen, als erforderlich ist, um dem Oele die Vorzüge des Eupions als Leuchtmaterial zu verschaffen.

Für die *Theorie der Flamme brennender kohlenwasserstoffhaltiger Substanzen* werden sich einige Folgerungen aus der nähern Kenntniss des Eupions ziehen lassen. Unter den nicht luftförmigen Producten der trockenen Destillation finden sich nur wenige, welche russlos brennen; wir kennen bis jetzt

nur das Paraffin, den Mesit und das Kupion als solche, alle übrigen russen überaus stark. Andreerseits aber sehen wir, dass dieses Russen in dem Maasse ab-, und die Lichtintensität zunimmt, als bei der trockenen Destillation die Production von Kupion sich vermehrt. So brennt z. B. Holztheer viel trüber und russiger, als Thiertheer, und dieser wieder trüber und roher als Oeltheer, und dieser endlich wird an Klarheit der Flamme ungleich übertraffen von mehrmals überdestillirtem Oeltheere, u. s. f. Hierbei nimmt der Russ in derselben Reihenfolge ab, in welcher die Quantität des vorhandenen Kupions zunimmt. Es brennt also überhaupt eine Flamme um so klarer und heller leuchtend, je mehr bei dem am Dochte stattfindenden Acte der trockenen Destillation des Brennmaterials Kupion sich bildet.

Blansko, im März 1834.

II.

Das Mercaptan, nebst Bemerkungen über einige andere neue Erzeugnisse der Wirkung schwefelweinsaurer Salze, wie auch des schweren Weinöls, auf Sulphurete,

von

WILHELM CHRISTOPH ZEISE,
Professor der Chemie zu Kopenhagen.

(Fortsetzung von S. 355.)

Quecksilber-Mercaptid.

§. 15.

Obwohl dieses auch bei Wirkung des Mercaptans auf Quecksilberchlorid sich bildet, so habe ich doch zur eigentlichen Bereitung dieser Verbindung stets das Oxyd vorgezogen.

Es ist, versteht sich, ganz gleichgültig, ob man gereinigtes, oder reines Mercaptan dazu anwendet, wenn man im erstern Falle nur sorgfältig mit Spiritus auswäscht. Bei Anwendung reinen Mercaptans ist man vollkommen eben so sehr dem oben berührten Zusammenklumpen des Oxyds ausgesetzt.

Dies wird zwar einigermaßen verhütet, wenn man die Darstellung so bewerkstelligt, dass man das Oxyd in kleinen Portionen und unter stetiger Bewegung zum Mercaptan setzt, anstatt umgekehrt; aber selbst bei Anwendung eines sehr langhalsigen Kolbens geht unumgänglich etwas Mercaptan verloren, der Unbequemlichkeit nicht zu gedenken, welche der lange Hals bei dem nachher erforderlichen Austrocknen und beim Herausnehmen der Masse gewährt. Obwohl ein Theil des gebildeten Wassers nämlich mit dem Mercaptan entweicht, so nimmt man doch stets, bei Anwendung eines langhalsigen Kolbens, mehr oder weniger Wassertropfen in demselben wahr. Ueberdies ist es stets rathsam, das gebildete Mercaptid eine Zeitlang, unter Luftwechsel, im Schmelzen zu erhalten, sei es auch nur, um eine etwa noch anhängende Spur von Mercaptan zu entfernen. War das angewandte Oxyd mit Quecksilber verunreinigt, so gelingt es sehr leicht, dasselbe zu unterst in der Masse abgeschieden zu erhalten, wenn sie langsam und ruhig abgekühlt wird. Ich habe oft Oxyd angewandt von dieser Beschaffenheit, in Folge zu starker Erhitzung, um nämlich desto sicherer vor eingemengtem Niträt zu sein; selbst noch so wenig von diesem letztern giebt sich dadurch zu erkennen, dass das erzeugte Wasser schwach auf Lackmuspapier wirkt.

Eine weingeistige, ja selbst eine wässrige Mercaptan-Lösung verwandelt das Oxyd ebenfalls in Mercaptid; erstere wirkt auch noch so kräftig, dass sie vielleicht mit Vortheil könnte zur Darstellung desselben benützt werden.

Wendet man Mercaptan an, welches reich ist an Thialäther (z. B. das Destillat, welches man erhält beim Abtreiben von ungefähr $\frac{1}{6}$ des mit Einfach-Sulphuret dargestellten [§. 3.] Aethers), so löst sich stets ein wenig Oxyd unter merklicher Wärme-Entwicklung auf, und die zum Abkühlen bei Seite gestellte Auflösung setzt dann gern kleine, aber deutliche, ungefärbte, stark glänzende Krystalle ab. Weingeist oder Aether zu der

abgegossenen Flüssigkeit gesetzt, fällt alsdann bloß krystallisiertes Mercaptid. Eine grössere Menge Thialäther hindert nicht bloß geradezu die Krystallisation, sondern bewirkt auch, dass die Auflösungen mit schwachem Spiritus gefällt werden können. Die durch Niederschlagen erhaltenen Krystalle fallen aber auf Papier alsbald zu einer filzigen Masse von starkem Seiden- oder Perlmutterglatze zusammen, wahrscheinlich durch Verlust schwach gebundenen Alkohols.

§. 16.

Das zuvor geschmolzene, langsam erstarrte, reine Quecksilber-Mercaptid hat eine sehr deutlich krystallinische Textur, ungefähr wie geschmolzenes chlorsaures Kali. Es ist beinahe ganz farblos. Es zeigt keine Veränderung an der Luft oder im Lichte. Es hat keinen oder mindestens einen unbedeutenden Geruch, selbst in geschmolzenem Zustande; es ist fettartig und mild, ungefähr wie Walrath, und etwas zäh beim Schneiden und Zermahlen. Während des Reibens nimmt man leicht einen schwachen Geruch am Pulver wahr, der indess verschwinden ist von dem des Mercaptans.

Es schmilzt und erstarrt langsam, gleich Stearin, und fliesst eben so wie ein fettes Oel. Das Schmelzen beginnt zwischen 85° und 87° C.). Es entzündet sich leicht an der Lichtflamme. Es wird vom Alkohol gelöst, aber nur in sehr geringer Menge, wenn nicht zugleich eine gewisse Menge von Thialäther darin vorhanden ist. Die reine Auflösung giebt mit Wasser die oben §. 13. berührte, ich möchte sagen, krystallinische Trübung.

Bei steigender Wärme wird die schmelzende Masse bald etwas gelblich, hierauf (bei ungefähr 125° C.) graulich und undurchsichtig, unter Ausstossung eines Dampfes, welcher die Augen etwas angreift und einen erstickenden Geruch besitzt. Wenn Letzteres eingetreten ist, so findet man stets mehr oder minder Quecksilber in den untersten Schichten der nachher langsam und ruhig erstarrten Masse; bei fortgesetzt erhöhter Wärme zeigt es sich auch bald deutlich auf dem Grunde der

*) Bei Gegenwart von indifferentem Aether oder von überschüssigem Mercaptan tritt der Schmelzpunkt viel zeitiger ein.

fließenden Masse. Als die Erhitzung, bei einem Versuch, in einem zur Luftentwicklung schicklichen Destillir-Apparat vorgenommen wurde, nahm man wahr, dass die schwarzgraue Masse bei ungefähr 130° ein fast ungefärbtes ölarziges Destillat lieferte, welches fortwährend klar blieb, bis die Wärme ungefähr auf 175° gestiegen war. Bei hierauf noch etwas mehr erhöhter Hitze zeigte sich eine, mindestens dem Aussehen nach, schweflige Masse mit einer Spur von Oel. Der Rest in der Retorte, der nun aus Quecksilber und aus einer schwarzen, dem Aussehen nach, kohligten Masse bestand, gab bei vermehrter Hitze, nachdem das Quecksilber übergetrieben war, einen Sublimat, der eine dunklere Farbe besass als Zinnober, und gar nicht recht deutlich dessen rufhe Farbe beim Reiben annahm. Bei langanhaltendem starken Glühen wird beinahe Alles emporgetrieben. Luftentwicklung fand nicht Statt, mindestens bis zu dem Punkte nicht, wo das Quecksilber überging. Das hierbei erhaltene ölige Destillat roch wie Thialöl (§. 1.), ist schwerer als Wasser, lässt sich nur schwierig entzünden, aber die Flamme verzüth, sowohl durch Farbe, als Geruch, die Gegenwart von Schwefel. Eine weingeistige Auflösung desselben ist ohne Wirkung auf Lackmuspapier, selbst nach Zusatz von Wasser, und wird von einer alkoholischen Bleizuckerlösung weder gefärbt, noch gefällt; eben so wenig wirkt sie auf Quecksilberoxyd. Dieser, dem Thialöl mindestens im hohen Grad ähnliche, Körper ist unbezweifelt verhältnissmäßig reicher an Schwefel, als das Mercaptan; und wahrscheinlich ist jener Sublimat kohlenstoffhaltig.

Beim Schmelzen unter Wasser zeigt das Quecksilbermercaptid keine Veränderung, sogar nicht beim Kochen mit Kalilauge, so lange es nicht eine Hitze annimmt, worin das Mercaptid an und für sich zersetzt wird; dann aber scheidet sich Quecksilber aus.

Concentrirte Schwefel- und Phosphorsäure, so wie verdünnte Salzsäure, wirken nur schwach darauf; doch giebt letztere, bei fortgesetzter Destillation, eine Flüssigkeit, woraus sich beim Abkühlen, oder beim Zusatze von Kalk, äusserst kleine glänzende Krystalle abscheiden. Concentrirte Salzsäure bewirkt, damit digerirt, vollständige Auflösung; Kalk macht

dieselbe stark weissfahl, ohne eine Spur von Oxyd auszuscheiden. Starke Salpetersäure liefert, unter heftiger Einwirkung, zuerst eine rothbraune, späterhin, durch Digestion, eine farblose Flüssigkeit; aber selbst nach längerer Erhitzung setzt diese beim Verdünnen einen öligen Körper ab. Ungefähr dasselbe findet Statt bei Anwendung von Königswasser, nur dass dabei ein Geruch nach Chlorschwefel auftritt und, wie es scheint, ausserdem noch ein eigenthümlicher, absonderlich steckender Dampf.

Wird Blei in schmelzendes Quecksilber-Mercaptid gebracht, so verwandelt ein Theil sich in einen gelben Körper (Bleimercaptid), während ein anderer Theil sich mit dem Quecksilber verbindet. Das Verhalten des Quecksilber-Mercaptids zu trockenem Schwefelwasserstoffgas anlangend, kann ich zu dem §. 13, schon Vorgetragenen noch hinzufügen, dass der Rückstand in der Röhre meist schwarz ist; aber doch an unterschiedlichen Stellen (wahrscheinlich weil die Zersetzung nicht ganz vollständig) theils etwas ins Grünliche, theils ins Röthliche spielt; und dass, wenigstens der schwarze Theil, bei gehöriger Erhitzung in einer Retorte, ohne etwas zu hinterlassen, einen Sublimat liefert, der in Masse wie Zinnober aussieht und beim Reiben dessen rothe Farbe annimmt. Wird Schwefelwasserstoff zu in Wasser aufgeführtem Mercaptid geleitet, so wird alles ziemlich rasch schwarz, aber die Flüssigkeit will sich nicht klären, (desgleichen bei Anwendung von Weingeist) — wahrscheinlich Weise durch Einwirkung auf das in dem Wasser nur wenig auflösliche Mercaptan.

In einem Versuche, wo ich es darauf anlegte, das Quecksilbermercaptid mittelst Einfach-Schwefelkalium in Kaliummercaptid zu verwandeln, zeigten sich Erscheinungen, welche für eine Verbindung beider Körper mit einander zu sprechen scheinen, oder wenigstens für die Auflösung des erstern in dem andern. Ich erhielt nämlich, bei Behandlung des feingeriebenen Mercaptids mit einer Auflösung von jenem (aus Einfach-Schwefel-Baryum mittelst kohlensauren Kalis dargestellten) Sulphuret, zuerst eine schwarze und, bei einiger Erwärmung, eine rothe Masse (Schwefelquecksilber), nebst einer klaren Flüssigkeit, bei einem gewissen Verhältnisse, welche sich gegen Bleisalze, Quecksilberchlorid und gegen andere Reagentien auf Mer-

captan-Kalium ganz wie dieser Körper verhielt, aber eben so auch mit Schwefelkalium einen graulichen, und mit Säuren einen weissen Niederschlag gab, der, mit Schwefelkalium übergossen, schwarz wurde. Ein Verhältniss, bei welchem die Auflösung weder Quecksilber, noch Sulphuret verrieth, liess sich nicht treffen; und unter allen Umständen reagierte die Auflösung alkalisch. — Letzteres, so wie die Zersetzung beim Eindampfen findet ebenfalls auch bei dem reinen Kaliummercaptid Statt.

Ich habe Versuche angestellt, das Quecksilber-Mercaptid theils mit Schwefel, theils mit Quecksilberchlorid zu erhätzen, in der Idee, dabei möglicherweise die, von dem Metalle, unserer Hypothese gemäss als Einheit aufgenommene, Schwefelverbindung ausscheiden zu können; ich erhielt dabei aber keine recht deutlichen Resultate. Bemerkenswert verdient dabei indessen, dass das Chlorid sich mit Mercaptid zusammenschmelzen liess und, bei ein wenig stärkerer Erwärmung, eine dünnflüssige ätherische Flüssigkeit liefert, deren Geruch verschieden ist von beiden, sowohl von dem des Mercaptans, als von dem des Thialols. Die Masse wurde dunkelbraun, und etwas davon herausgenommen, während die Hitze nur noch schwach gewesen, bildete einen gewissermassen zusammengeknöteten Körper, aus dem sich Quecksilber in äusserst feinzerteiltem Zustand auspressen liess, und der so zähe war, dass er sich in lange dünne Fäden ausziehen liess.

Goldmercaptid.

§. 47.

In Betreff dieses Mercaptids ist vorläufig zu bemerken, dass es, obschon aus Goldchlorid ($\text{Au}_2 \text{Cl}_3$) erzeugt, nur 1 MG. Mercaptum auf 2 MG. Gold enthält.

Ich habe das reine Mercaptid stets in folgender Weise erhalten: zu einer Auflösung von reinem oder *gereinigtem* Mercaptan in 50 bis 70 Th. Weingeist von ungefähr 95° Tr. (0,816) wird eine Auflösung von krystallisirtem, und hierauf

über Kalihydrat im Vacuo vollständig getrocknetem Goldchlorid 10.15 bis 20 Th. Weingeist von ungefähr 83° Tr., mit der Vorsicht gegossen, dass man mit dem wiederholten Zugiessen jedesmal ziemlich lange einhält, bis die Fällung vollendet ist; dann wird, nach Verlauf von ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde, zu der dadurch erhaltenen, reinen, dünnen, breiähnlichen, Mischung mehr Spiritus hinzugefügt und dieser nach Klärung derselben wieder abgegossen. Nun erst wird der Niederschlag vollständig, zum Theile mit warmem Spiritus, ausgewaschen, und endlich über Kalihydrat, zuletzt noch in verdünnter Luft, getrocknet.

§. 18.

Dermaßen bereitet ist das Goldmercaptid vollkommen ungeführt ^{*)}. Noch feucht bildet es eine schlammige, voluminöse Masse; beim Trocknen zieht es sich bedeutend zusammen zu einem ziemlich harten Körper, gleich getrocknetem Thonerdehydrat. Unter allen Umständen erscheint es glanzlos und ohne das geringste Zeichen von Krystallisation. Nicht einmal beim Feinreiben giebt es eine Spur von Geruch zu erkennen. Es ist nicht fettartig, wie das Quecksilbermercaptid. Beim Feinreiben in Porzellan oder Glas verhält es sich ungefähr wie das Pulver von Harz, oder von anderen stark elektrischen Körpern. Licht und Luft bringen keine Veränderung zum Vorschein. Wasser nimmt davon nichts auf, sogar Alkohol nicht, oder mindestens nur sehr unbedeutende Mengen. Es erträgt fortgesetztes Kochen mit sehr starker Kalilauge ohne Veränderung. Salzsäure und concentrirte Schwefelsäure wirken in gewöhnlicher Temperatur nicht, Salpetersäure aber wirkt sehr lebhaft darauf ein. Ein Stück Goldmercaptid erhält sich in starkem Schwefelwasserstoffwasser einige Zeit hindurch ungeführt; nach längerer Einwirkung aber wird es gelb. Mit Schwefelwasserstoff-Schwefelkalium und Schwefelammonium wird es ebenfalls gelb — aber nicht schwarzbraun.

^{*)} Bei Anwendung von bloß gereinigtem Mercaptan und beim Trocknen in freier Luft, habe ich es ein paar Mal schwach geführt erhalten.

§. 19.

Das Goldmercaptid erträgt, in einem Destillirapparat erhitzt, 190° ohne Veränderung, und erst bei 225° C. fängt es an deutliche Zersetzung zu zeigen. Es wird dann bräunlich gelb und giebt nun, ohne zu schmelzen, ein fast ungefärbtes, gewöhnlich indess schwach gelbliches, vollkommen klares Destillat. Noch vor dem Glühen ist die Zersetzung so vollständig, dass der Rückstand so gut als reines Gold ist. Luftentwicklung habe ich nicht dabei in Obacht nehmen können, und im Allgemeinen überhaupt gar kein anderes Erzeugniß, als jene Flüssigkeit. Nur in ein paar Fällen habe ich eine äusserst geringe Spur von Schwefel wahrgenommen, welche zuletzt übergetrieben wurde, und eine Spur von Kohle im Rückstande; beide aber in so geringer Menge, dass sie durchaus nicht als wesentlich konstant angesehen werden. In dem Falle z. B., wo das Gold am meisten verunreinigt erschien, verlor es doch noch nicht einmal 300 seines Gewichtes beim nachfolgenden Glühen in freier Luft.

§. 20.

Diese Umstände lassen natürlich vermuthen, das erhaltene Destillat sei *Mercaptum*, und folglich höchst wahrscheinlich ein Stoff, der mit Kalium, ohne Luftentwicklung, dieselbe Verbindung liefern werde, wie das Mercaptan mit Luftentwicklung. Versuche belehrten uns aber eines Andern. Wird nämlich ein Stück reines Kaliums in jenes Destillat eingebracht, so zeigt sich wohl auf der Stelle ein wenig Wirkung, aber unter *Aufbrausen*; auch geht diese Wirkung sehr schnell vorüber, selbst wenn das Kalium in der Flüssigkeit zertheilt, oder neues eingebracht wird, und sogar wenn die Flüssigkeit etwas erwärmt wird; überdies geht sie ohne Wärme-Entwicklung vor sich, und es entsteht dabei nur sehr wenig einer weissen salzartigen Masse, während das Kalium hingegen (wie oben angeführt) vollständig und sehr rasch in eine solche sich verwandelt bei Anwendung von Mercaptan. Ebenso wird die hierbei in geringer Menge erzeugte Salz-Masse schnell bräunlich beim Erwärmen der Flüssigkeit, und auch diese nimmt bei stärkerer Erhitzung die nämliche Farbe an. Die mit Kalium behan-

delle Flüssigkeit gab vor dem Erwärmen geprüft, nach Abscheidung vom Kalium und von jener Spur salziger Masse, eine weingeistige Lösung von äusserst schwacher alkalischer Reaction, welche fast gar keine Wirkung auf Bleizucker und Quecksilberchlorid äusserte. Die beinahe weisse Salzmasse gab in Spiritus aufgelöst, äusserst schwache Spuren von Kaliummercaptid zu erkennen, und das herausgenommene Kalium gab von Spiritus verzehrt, wie sich von selbst versteht, eine Flüssigkeit, welche nur Kali verrieth. Sowohl die Flüssigkeit, als auch (und ganz besonders) die Salzmasse verriethen Schwefelkalium, nachdem sie durch Erwärmung bräunlich geworden waren. Der Erfolg blieb, wie vorauszusuchen, derselbe bei Anstellung des Versuches mit Natrium. Ueberdies habe ich ihn mit zu verschiedenen Zeiten bereitetem Goldmercaptid-Destillate wiederholt; und mit Hinsicht auf die Möglichkeit, dass die kurzwährende, von Luftentwicklung begleitete, Einwirkung herühren könne von ein wenig Weingeist oder wässriger Feuchtigkeit im Mercaptid, habe ich dieses mit aller möglichen Sorgfalt in der Retorte getrocknet, bevor die Temperatur den Punkt der Zersetzung erreichte; stets aber kehrte jene kurzdauernde, mit Aufbrausen begleitete Einwirkung des Kaliums wieder.

Uebrigens ist jenes Destillat ölförmig, ungefähr vom spec. Gewicht des Wassers (insfern die Öltröpfchen nämlich beim Zusammenschütteln mit Wasser oft lange darin schweben bleiben). Es hat einen Geruch, welcher demjenigen ähnlicher zu sein scheint, den man beim Auswaschen von mit blös gereinigtem Mercaptan dargestelltem Quecksilbermercaptid wahrnimmt, als dem des Thialäls. Eine weingeistige Auflösung desselben verhält sich unter allen Umständen indifferent auf Probefarben; mit Auflösungen von Bleizucker, Quecksilberchlorid oder Goldchlorid scheidet es schwache Spuren von Mercaptan, aber nicht von Schwefelwasserstoff, zu verrathen.

Fassen wir dieses Verhalten zusammen, so ist es wahrscheinlich, dass jenes Destillat mehrere Stoffe enthält, welche durch eine Umsetzung der Elemente des Mercaptans während des Erhitzens entstanden sind, und unter diesen, wie es scheint, auch eine Spur (neugebildeten) Mercaptans: so dass das Mercaptan, wie ich die Sache auffasse, in höherer Temperatur für sich nicht bestehen zu können scheint. Doch davon in der

Folge ein Mehreres. — Dass das Destillat Stoffe von verschiedener Flüssigkeit enthalte, wird man schon versucht daraus zu vermuthen, dass es während der Zersetzung des Mercaptids nicht durchaus bei derselben Temperatur übergeht. Ich habe indess noch nicht eine zur nähern Untersuchung auslangende Menge dieses Destillates beisammen gehabt.

§. 21.

Der Umstand, dass das in angeführter Weise dargestellte Goldmercaptid nur 1 MG. Mercaptum auf 2 MG. Gold enthält, obwohl diese letzteren 6 MG. Chlor abgegeben haben, und von diesem (der Zusammensetzung des Mercaptans zufolge) nur 2 MG. verwandt wurden, um 1 MG. Mercaptum auf das Gold überzuführen, liess vermuthen, dass bei der Bildung jenes Mercaptids *Mercaptum frei werde*, gleichwie bei der Einwirkung von Salzsäure auf Braunstein Chlor frei wird, während der Bildung des Mangenchlorides. Da nun das Kaliummercaptid scheinbar eben so zusammengesetzt ist, wie das Quecksilbermercaptid, d. h. eine Verbindung ist von gleichen Mischungsgewichten Metall und Mercaptum: so hoffte ich durch einen Versuch mit diesem Körper nähere Aufklärung über jenen Punkt zu erhalten, insofern das Kalium dabei im Stande sein dürfte, die weitere Einwirkung des Chlors zu verhindern, indem auf 1 MG. Goldchlorid 3 MG. Kaliumchlorid sich bilden und 2 MG. Mercaptum mithin, vielleicht in freiem Zustande, zurückbleiben möchten. Ich setzte daher eine Auflösung von Goldchlorid zu einer Auflösung von Kaliummercaptid, beide Auflösungen in einem Versuche mit Weingeist, in einem andern mit Wasser bereitet, und trug dabei Sorge, nicht so viel Chlorid hinzukommen zu lassen, dass die Flüssigkeit, nach gehöriger Vermischung, aufgehört hätte, deutlich alkalisch zu reagieren. In beiden Fällen erhielt ich dabei (ebenso wie bei Anwendung des Mercaptans) einen, mindestens an einzelnen Stellen in der Flüssigkeit, anfangs bräunlichgelben, bald nachher aber schneeweißen Niederschlag; auch war bei der wässrigen Auflösung das Auftreten eines neuen, sehr eigenähnlichen Geruches unverkennbar, und die über dem Niederschlage stehende Flüssigkeit blieb lange milchig. Die klare, von dem Niederschlag abge-

gossene, weingelstige Flüssigkeit wurde gleichfalls stark milchig beim Zusatze von Wasser, gab nunmehr ebenfalls ziemlich deutlich jenen eigenthümlichen Geruch zu erkennen, und schied sich beim Hinstellen in eine überstehende, beinahe klare, und in eine untere dicke, milchige Schicht, ungefähr wie wenn man eine Auflösung der schwereren ätherischen Oele in Spiritus, mit Wasser gemischt, hinstellt.

Diese Erscheinungen, und vornehmlich der auffallende Geruch, (denn die Unklarheit rührte bei der weingelstigen Flüssigkeit wahrscheinlich *theilweise* von ein wenig Goldmercaptid her, welches nämlich in weingelstiger Kaliummercaptid-Lösung ebenfalls löslich zu sein scheint) scheinen folglich mit der angegebenen Vermuthung zusammenzustimmen. Ich arbeitete indess bis jetzt mit zu kleinen Mengen, als dass ich der Sache näher hätte auf die Spur kommen können, und vermag daher im Ganzen noch nicht, genügende Auskunft zu ertheilen über das *Mercaptum im freien Zustande*.

Als ich eine sehr verdünnte weingelstige Auflösung von reinem Mercaptan mit einer weingelstigen Auflösung von Goldchlorid vollkommen gefällt hatte, so dass noch ein Ueberschuss vom letztern vorhanden war, hierauf die abgegossene Flüssigkeit mit trockenem gelöschten Kalk neutralisirte und nun die wiederum abgegossene Flüssigkeit bis zu einem sehr kleinen Rückstand abdestillirte: so erhielt ich durchaus ein Destillat, welches, beim Zusatze von Wasser und beim Verbrennen mehrerer Proben, wie reiner Weingeist sich verhielt, und ein Residuum, welches nicht viel Anderes, als Chlorcalkium zu enthalten schien. Dieser Rückstand wurde unmittelbar etwas rothfahl mit Wasser; und obwohl die Flüssigkeit vor der Destillation so gut als gar keine Wirkung auf Lackmuspapier geübet hatte, so reagirte dieser Rückstand dennoch stark sauer; überdies besass er etwas Geruch nach dem sogenannten schweren Salzfäther.

In Folge dessen scheint (bei Anwendung weingelstiger Auflösungen) ein Theil des Chlors, welcher nicht dazu dient, das Mercaptum auf das Gold überzuführen, an den Alkohol zu treten. Bei einer nähern Untersuchung über das Verhalten des Mercaptans zum Jodin (§. 14), oder auch hies über das Verhalten des Mercaptans zu einer wässrigen Lösung von Gold-

cheid, unter passenden Umständen, hoffe ich Kunde zu erlangen von dem Mercaptum im freien Zustande.

§. 22.

Zur etwas nähern Aufklärung über das Verhalten weingeistiger Lösungen von Goldchlorid und Mercaptan gegeneinander will ich doch noch folgendes anführen: Gleich nach dem Zugossen der Chloridauflösung ist der Niederschlag von bräunlicher Farbe, und bei einem gewissen Verhältniss behält auch die Flüssigkeit eine Zeitlang eine gelbliche Färbung; nachdem aber beide gut zusammengeschüttelt worden, und bei Anwendung von nicht zu starken Auflösungen, verschwindet die Farbe ziemlich rasch, so lange noch ein Ueberschuss von Mercaptan vorhanden ist. Das Gold wird so vollständig ausgefällt, selbst in ausserordentlich verdünnten Auflösungen, dass der Schwefelwasserstoff durchaus gar nichts und das Abdampfen nur höchst unbedeutende Mengen davon zu erkennen geben. Hatte man den Niederschlag abgeschieden, der so lange erhalten worden, bis die Mercaptanlösung beinahe ausgefällt war, und fuhr man nun fort mit dem Zusetzen der Chlorid-Auflösung, bis die Flüssigkeit eine 6 bis 8 Stunden lang andauernde schwache gelbliche Färbung angenommen hatte und sogar auch dann, wenn jene Farbe bereits verschwunden war, noch Gold verriet durch Schwefelwasserstoff: so erscheint der erhaltene Niederschlag in der Flüssigkeit von schwachgraulicher Farbe, ist von milder voluminösem, mehr pulverigem Ansehen, als der zuvor erhaltene, und nimmt, selbst nach sorgfältigem Auswaschen mit Spiritus, eine grünlichgraue Färbung an. Setzt man hierauf eine grosse Quantität von Wasser zu der abgussenen sauren Flüssigkeit hinzu: so wird ein weisser, voluminöser Niederschlag in reichlicher Menge erhalten, der, nach sorgfältigem Auswaschen mit Wasser, beim Trocknen an der Luft, eine schwache gelbliche Färbung annimmt.

Dieser Körper nimmt eine bräunlichgelbe Färbung in weit niedrigerer Wärme an, als zur Veränderung des reinen Goldmercaptids erforderlich ist. Selbst beim Kochen mit Wasser wird er gelblich, und beim Kochen mit einer starken Kalilauge ziemlich schnell schwarz. Der trockenen Destillation in stei-

gender Hitze unterworfen, geht die Farbe vom Bräunlich-Gelben ins Schwarzbraune über, und man erhält eine rothbraune Flüssigkeit, die einen starken Geruch nach Chlorschwefel besitzt, auf Wasser ein Oel absetzt, und dieses Wasser zugleich stark säuert. Erst beim Glühen in freier Luft erhält der Rückstand das Ansehen des Goldes. — Auch weingeistige Kallösung fällt aus jener Flüssigkeit einen Körper, der mindestens ebenso atossicht, wie der mit Wasser erhaltene. —

Die Frage, welche ich bis jetzt noch nicht zu lösen vermocht habe, ist nun die: ob dieser an Chlor reiche Niederschlag bloß eine Verbindung von Goldmercaptid und Goldchlorid sei, oder eine Verbindung von Gold mit einem chlorhaltigen Stoffe, der durch die Wirkung des erwähnten Chlorüberschusses auf einen Theil des Mercaptans erzeugt worden. Dass hier etwas von einer solchen Verbindung entstehe, wird man beinahe zu glauben versucht beim Auswaschen des Mercaptids, insofern dieses nämlich bedeutend länger fortgesetzt werden muss, als gewöhnlich, wo es bloß darauf ankommt, anhängende Salzsäure fortzuschaffen, und nachmals auch die saure Reaction unterzeiten aufs Neue zum Vorschein kommt bei Anwendung von warmem Weingeist, nachdem sie mit kaltem Spiritus bereits schon aufgehört hatte. — Führt man von Anfang an fort, ein mässig starke weingeistige Auflösung von Goldchlorid zu einer Mercaptan-Lösung hinzuzusetzen, so verschwindet der zuerst erscheinende Niederschlag wieder; und giesst man die Mercaptan-Lösung in kleinen Portionen zur Lösung des Chlorides, so erhält man einen dunkelbraunen Niederschlag, der nach wieder verschwindet, wenn man ihn umrührt in der Flüssigkeit.

Eine weingeistige Lösung von Kaliummercaptid, zu einer weingeistigen Auflösung von Goldchlorid gesetzt, giebt dieselbe Erscheinung. Bei Anwendung von wässrigen Auflösungen in gleicher Weise verhalten sich die Dinge ebenso, nur scheidet sich dabei noch ein wenig schwarzbrauner, klebriger Masse auf der Oberfläche aus, auch scheint ein schwacher Geruch nach Chlorschwefel dabei aufzutreten.

§. 23.

Da diese vorangeführten Verhältnisse befürchten liessen, das Goldmercaptid könne in jedem Zeitraume der Fällung eine Spur von Chlor enthalten, und da es natürlich für die Analysen von Wichtigkeit war, sichere Kunde davon zu erlangen: so stellte ich einige Prüfungen mit zu verschiedenen Zeiten erhaltenen Niederschlägen an, indem ich theils die Färbung ihrer Flammen beim Anzünden beobachtete, theils die Producte der trockenen Destillation untersuchte, und endlich (bei ein paar Portionen, in welchen ganz besonders Chlor befürchtet werden konnte) das genau mit kohlensaurem Natron gemengte Pulver unter einer Lage dieses Salzes durchglühte, auslaugte, mit schwacher Salpetersäure übersättigte, und salpetersaures Silberoxyd zusetzte. Nur bei gegen das Ende erhaltenen Niederschlägen konnte ich deutliche, jedoch nur sehr schwache Spuren von Chlor wahrnehmen, wenn vollständig ausgewaschen worden war. Sobald die abgegossene Flüssigkeit aber anfängt deutliche Spuren von Gold durch Schwefelwasserstoff zu verrathen, so fängt auch der Chlorgehalt an im Niederschlage von Bedeutung zu werden. — Bei Niederschlägen, welche nicht vollständig ausgewaschen worden waren, habe ich mehrmals beim Entzünden derselben durch eine starke Einmischung von Grün in der Flammenfarbe des Chlors gespüret, ungeachtet diese Niederschläge besonders stark getrocknet worden waren.

Platinmercaptid.

§. 24.

Dargestellt durch Hinzufügung von weingeistiger, frisch bereiteter Auflösung des Platinchlorids zu einer ebenfalls weingeistigen Mercaptan-Lösung, mit der Vorsicht, dass man die Mischung so lange stehen lässt, bis die Fällung vollendet ist, erhält man es als lichtgelben, schlammartigen Körper; auch nach dem Auswaschen mit Spiritus und nach dem Trocknen besitzt es dieselbe Farbe, und ist eine lose, nicht, wie das Goldmercaptid, erhärtete Masse. Es verträgt eine der Glühhitze ziemlich nahekommende Temperatur; dann erst beginnt es seine

Farbe zu ändern, indem sie in Schwarz übergeht. Bei der trockenen Destillation giebt es nun eine Flüssigkeit, welche einen andern Geruch besitzt, als das Destillat vom Goldmercaptid, und dünnflüssiger und flüchtiger ist, als dieses. Die schwärzliche Masse zeigt, bei ein wenig verstärkter Hitze, deutliche Feuerentwicklung, und behält auch nachher eine schwarze Farbe, bis sie anhaltend in freier Luft durchgeglühet worden. Sie stösst dabei einen Geruch nach schwefeliger Säure aus, verliert bedeutend an Gewicht und besteht zuletzt aus reinem Platin. — Es war also hier zuerst Schwefelplatin erzeugt worden. — Es besteht aus gleichen Atomen Platin und Mercaptan.

Kaliummercaptid.

§. 25.

Dieses bildet sich, wie schon berührt (§. 4), wenn das Metall mit Mercaptan zusammenkommt, und wenn dieses rein ist, so scheidet sich dabei nur Wasserstoffgas aus (vgl. §. 11). Man kann in kurzer Zeit eine bedeutende Menge von Kalium in diesen Körper umwandeln. Es ist bei dieser Darstellungsweise natürlich am besten, das Mercaptan im Ueberschuss anzuwenden, und nach vollendeter Wirkung das übrige durch Erwärmung abzutreiben.

Man erhält das Mercaptid in dieser Weise als eine farblose, körnige Masse, ohne sonderlichen Glanz. Es kann in diesem Zustand, in einer Glasröhre, ohne Veränderung, weit über 100° erhitzt werden. Es löst sich schnell und reichlich im Wasser auf, minder schnell und minder reichlich in starkem Weingeist. Die Auflösungen wirken stark alkalisch, selbst auf Curcumapapier *). Eine mässig starke weingeistige Auflösung kann beinahe bis zum Kochen erhitzt werden, ohne aufzuhören, den reinen citrongelben Niederschlag mit Bleizucker zu geben. Die wässrige Flüssigkeit verträgt wohl ebenfalls etwas Erwärmung, ohne aufzuhören, den gelben Niederschlag mit salpetersaurem Bleioxyde zu geben; bald aber wird sie indess dergestalt verändert, dass die Bleilösungen weiss gefällt werden.

*) Die alkalische Reaction ist hier sicher ebenso wesentlich, wie bei den auflöslichen Sulphureten und beim Cynkalium.

Eine weingeistige Auflösung gab, in einem Uhrglase der Luft ausgesetzt, einige kleine Krystalle; aber eine wässrige Auflösung derselben fällte die Bleisalze ebenfalls weiss und gab mit Quecksilberchlorid einen ziegel farbigen Niederschlag. Salzsäure und Schwefelsäure (letztere selbst in verdünntem Zustande) wirken heftig und unter Brausen auf das feste Mercaptid, und wenigstens die mit Salzsäure erhaltene Auflösung bleibt klar nach dem Erhitzen. Wird das trockene Kaliummercaptid steigender Hitze in einer Glasröhre ausgesetzt, so nimmt es, unter Schmelzung und Ausstossung von Dämpfen, eine schwarze Farbe an, und nach dem Glühen giebt es mit Wasser eine Auflösung von Schwefelkalium, während eine kohlige Masse in grosser Menge zurückbleibt.

§. 26.

Von anderen Mercaptiden habe ich nur noch wenig berichtet.

Das *Natriummercaptid* bildet sich unter denselben Umständen, wie das Kaliummercaptid. Es hat dasselbe Ansehen, löst sich leicht in Wasser, reagirt stark alkalisch, und verhält sich gewiss im Uebrigen wie das Kaliummercaptid. Das Natrium wirkt nur wenig schwächer auf das Mercaptan, als das Kalium.

Das *Bleimercaptid* ist der oft erwähnte gelbe Körper, welcher sich ausscheidet, wenn weingeistige Bleizucker-Lösung zu einer Auflösung von Mercaptan gesetzt wird; in einem Ueberschusse des Fällungsmittels ist es löslich. Bei Anwendung sehr verdünnter Auflösungen kommt es nur in sehr geringer Menge und mit beinahe weisser Farbe zum Vorschein. Nur das aus einer weingeistigen Auflösung erhaltene ist wirklich krystallinisch; stets aber ist es minder deutlich krystallisirt, wenn das Mercaptan rein war, als wenn es eine gewisse Menge Thialäther enthielt, so dass letzterer folglich ebenso auflösend zu wirken scheint auf dieses Mercaptid, wie auf das des Quecksilbers. Deutlich krystallisirt erhält man es, wenn bei Anwendung von Thialäther-haltigem Mercaptan nur ein so starker Ueberschuss von Bleizucker zugesetzt wird, dass die Wiederauflösung etwas vorschreitet, ohne jedoch vollständig zu werden.

Dann tritt bald wieder Ausscheidung in ziemlich grossen, stark glänzenden Nadeln und Blättchen ein. Auf Papier fallen diese Krystalle aber innerhalb kurzer Zeit ebenso wie das krystallisirte Quecksilber-Mercaptid, zu einer füzigen, seideglänzenden Masse zusammen. Ob diese Krystalle aber, und das auf angeführte Weise erhaltene Bleimercaptid überhaupt, frei sei von eingemengtem essigsäuren Bleioxyde, darüber kann ich nicht entscheiden. — Ich habe noch keine hinreichende Menge dieser mit Kaliummercaptid dargestellten Verbindung in Händen gehabt, um eine nähere Untersuchung damit anstellen zu können.

Das durch Mercaptan erhaltene Bleimercaptid schmilzt leicht beim Erwärmen und wird dabei schwarz. Kalilauge scheint nicht darauf zu wirken.

Salpetersaures Bleioxyd wird von Mercaptan-Lösung nicht gefällt.

Kohlensaures Bleioxyd weicht, aber langsamer als reines Bleioxyd, auch in blos einigermassen gereinigtem Mercaptan, zu einer gelben Masse auf, welche (selbst nach dem Auswaschen mit Spiritus) schwarz wird beim Erhitzen und zuletzt in Brand wie Schachtelspan geräth (*trübselig Brand*).

Kupfermercaptid erhält man am besten durch Hinstellen von feingeriebenem schwarzen Kupferoxyd mit reinem Mercaptan in einem wohlverschlossenen Glase. Nach Verlauf von ungefähr 24 Stunden ist es ganz in eine aufgequollene, schlammartige, beinahe ungeführte Masse verwandelt. Im trockenen Zustand ist es gleichfalls weiss, und zeigt nur eine schwache Beimischung von Gelb. Es löst sich in einer geringen Menge Weingeist auf. Mit starker Kalilauge kann es ohne Veränderung gekocht werden. Mit mässig starker Salzsäure giebt es eine ungeführte Lösung. Es verträgt ziemlich starke Hitze, ohne zersetzt zu werden. In der Lichtflamme verbrennt es mit einem blaugrünen Scheine. Man erhält es auch durch Hinzufügung einer Kupferoxydsalzlösung zu wässriger Mercaptan- oder Kaliummercaptid-Lösung; wird Kupfersalz im Ueberschusse hinzugefügt, so nimmt der Niederschlag eine gelbliche Farbe an. Weingeistige Mercaptan-Lösung giebt mit einer Auflösung von essigsäurem Kupferoxyd in Weingeist einen weissen gallertartigen Niederschlag.

Das *Silbermercaptid* ist farblos; es bildet sich nur sehr

langsam, wenn man Mercaptan allein über Chlorsilber stehen lässt, ein wenig rascher hingegen beim Zusatze von etwas Weingeist. Der schneeweiße Niederschlag, den eine wässrige Mercaptan-Lösung mit salpetersaurem Silber giebt, ist wahrscheinlicher Weise stets verunreinigt mit Salpetersäure.

Weingeistige Mercaptan-Lösungen bringen keine Niederschläge hervor mit Lösungen von Eisenchlorid, von Chlorcalcium oder von essigsaurem Kalk; und nachheriges Zufügen von Wasser bewirkt ebenfalls durchaus keine Ausscheidung. Wässrige Auflösung von Kaliummercaptid giebt einen reichlichen schneeweissen Niederschlag mit schwefelsaurem Zinkoxyd; aber von wässriger Mercaptan-Lösung wird das Zinksalz nicht gefällt. Wird schwefelsaures Eisenoxyd zu Kaliummercaptid gesetzt, so erhält man anfangs eine rüthliche Flüssigkeit und nachher einen blaugrünen Niederschlag. Chlorbaryum und Chlorcalcium zu jener Mercaptid-Lösung hinzugefügt, lieferten wohl ein wenig Niederschlag von etwas flockigem Ansehen; die geringe Menge aber, welche davon zum Vorschein kam, schien anzudeuten, dass dieser von fremden Ursachen herrühre, vielleicht von etwas beigemischttem kohlensaurem Kalk, das sich möglicherweise durch Einwirkung der Luft auf das Kaliummercaptid gebildet haben könnte; auch sogar, nachdem jene Chloride in grosser Menge hinzugesetzt worden, gab die Flüssigkeit übrigens reichliche Fällungen des gelben Bleiniederschlags mit salpetersaurem Bleioxyd. — Wässrige Mercaptan-Lösung giebt keine Trübung, weder mit Chlorbaryum, noch mit Chlorcalcium.

(Schluss im nächsten Hefte.)

III.

Neue vegetabilische Grundstoffe,

zusammengestellt

VON

F. W. SCHWEIGER-SIEDEL.

(Fortsetzung von S. 170.)

II) Aesculinsäure, neue Säure im Saponin.

In der Sitzung der Pariser Akademie vom 17. Febr. wurde folgende von Herr Edmund Frémy übersandte Note vorgelesen:

„Das Saponin ist nicht, wie man geglaubt, ein unmittelbares Princip; man kann jederzeit daraus eine Säure ausziehen, die ich *Aesculinsäure* (*acide esculique*) genannt habe, und deren Verbindungen mit Basen alle Eigenschaften des Saponins wieder hervorrufen. Diese Säure besitzt im reinen Zustande folgende Eigenschaften:

„Sie ist fast ganz geschmacklos; kaum löslich im Wasser; leicht löslich im Alkohol; unlöslich im Aether; schmilzt erst im Moment ihrer Zersetzung; erzeugt bei der trockenen Destillation kein bestimmtes Product; wird von Salpetersäure unter Entwicklung salpeteriger Säure in ein gelbes Harz umgewandelt; erleidet keinen Verlust von Wasser bei ihrer Vereinigung mit Basen. Ihre Zusammensetzung ist in 100 Theilen:

H = 8,332

C = 57,260

O = 34,398

und die Atomverbindung = $C_{54}H_{92}O_{24}$. Ihre Verbindungen mit Basen sind zersetzbar durch Kohlensäure.“

„Die einzigen löslichen Aesculate sind die des Kali, des Natrons und des Ammoniaks. Diese Salze krystallisiren nicht aus wässrigen Lösungen; sie gelatiniren nur. Aus Lösungen in einem Gemenge von 1 Th. Wasser mit 2 Th. Alkohol von

40° krystallisiren sie aber in schönen muschelglänzenden Blättchen. — Die Aesculate von Baryt, Strontian, Kalk, Blei, Kupfer u. s. w. sind unlöslich im Wasser; alle aber lösen sich im wässrigen Alkohol, und einige krystallisiren sogar aus diesen Lösungen; im Alkohol von 40° sind sie aber sämmtlich unlöslich.“

„Alle diese Salze bestehen aus 1 At. Base und 2 At. Säure. Es ist ungemein schwierig, durch Wechselzerlegung centrale Aesculate zu bilden; fast jederzeit enthalten sie einen Ueberschuss von Säure.“

„Das gelbe Harz, in welches die Aesculinsäure durch erhitzte Salpetersäure umgewandelt wird, enthält dieselbe Quantität von Kohle und Wasserstoff, wie die Säure, nur Sauerstoff findet sich in grösseren Verhältnismengen darin.“ (*L'Institut* II. ann. No. 41. d. 22. Febr. 1834 S. 61 — 62.)

III) *Viscin, neuer Grundstoff im Vogelleim und in einigen Pflanzen-Excreten.*

In den *Mémoires de la Soc. de Phys. et d'Histoire nat. de Genève* T. VI. P. 1 und daraus in der *Biblioth. univ.* Septbr. 1833. T. III. S. 19 — 25 (vgl. auch *L'Institut* II. ann. No. 38. S. 11 — 12) hat Herr Macaire folgende Nachrichten über diesen interessanten neuen Grundstoff mitgetheilt:

„Herr Professor De Candolle übergab mir zum Analysiren eine gewisse Menge einer eigenthümlichen Substanz, welche aus dem Fruchtboden und aus der Blumenhülle der *Atractylla gummifera*, einer in Sicilien wachsenden Pflanze aus der Familie der *Composita Cynaroccephala*, ausschwitzt.“

„Diese Substanz erscheint in Form kleiner abgerundeter Massen, welche eine Art von Weichheit und halber Elasticität besitzt, wie diejenige, welche man fossiles Caoutchouc genannt hat, von gelblichbrauner Farbe, schwachem, dem der Feigen ziemlich ähnlichem, Geruch und ohne Geschmack ist. Beim Zerschneiden giebt sie etwas nach, in der Weise elastischer Körper. Von fremden Körpern befreiet, ist sie halb durchsichtig und besitzt eine schwach röthlichgelbe Farbe. Sie ist leichter als Wasser, auf welchem sie schwimmt; im Alkohol von 36° sinkt sie aber zu Boden.“

In der Wärme wird es weich, schmilzt dann und blüht sich ein wenig auf, bräunt sich schwach und bleibt dann, auch nach dem Erkalten, flüssig und haftet stark an den Fingern, wie starker Leim. Steigert man die Hitze, so brennt es mit schöner weisser Flamme, viel Rauch entwickelnd und mit ähnlichem Geruche wie verbranntes Oel. Bringt man diese Substanz in eine an einem Ende geschlossene kleine Glasröhre und erhitzt man, so zersetzt sie sich unter Sieden der Flüssigkeit und liefert ein flüssiges Product von dem Geruche verbrannter vegetabilischer Substanzen, welches blaues Lackmus-Papier röthet und, mit kautischem Kalk oder Kali gemischt, keinen Ammoniak-Geruch entwickelt.“

„Lange Zeit in destillirtem Wasser gelassen, bei einer Temperatur von 10 bis 15°, bleicht es und wird undurchsichtig, indem es ein wenig Wasser absorhirt, aber weder darin sich löst, noch selbst erweicht. Wird die Temperatur des Wassers bis zum Sieden erhöht, so erweicht sich die Substanz beträchtlich, bleibt durchscheinend, wird fulenzichend und sehr pechartig kleberig, löst sich aber auf keine Weise im Wasser.“

„Alkohol von 40° löst kalt gar nichts, aber bis zum Sieden erhitzt ein wenig davon, welches indess beim Erkalten in weissen Wolken wieder niederfällt. Der kochende Aether ist das eigentliche Lösungsmittel derselben und die Substanz verschwindet darin gänzlich, jedoch setzt sich beim Abkühlen ein Theil davon wieder ab. Der Aether bleibt dann leicht gefärbt und lässt beim Verdunsten eine durchsichtige, etwas grünlichgelbe, ungemein kleberigzähe und von den Fingern kaum wieder loszumachende Substanz zurück.“

„Vom Terpenthinöl wird sie, mit Hilfe von Wärme, gänzlich aufgelöst und dabei sehr kleberigzähe (*viscide*). Beim Verdampfen bleibt eine gelbliche, durchscheinende, sehr klebende (*très-glutineuse*), in der Wärme flüssige, beim Abkühlen sich verdickende, und dann einen durchscheinenden, an den Fingern klebenden (*gluant*) Firniss bildende Substanz zurück. Siedender Alkohol löst allen Terpenthin aus dieser Verbindung auf, und die leimige Substanz kommt in zusammengeklebten, halb durchsichtigen, sehr zähen Massen, mit allen seinen früheren Eigenschaften wieder zum Vorschein. Selbst sehr lange Zeit

der freien Luft überlassen, bleibt es unverändert, und trocknet auf keine Weise aus.“

„Fettes Oel löst nichts davon auf, selbst nicht durch Wärme unterstützt.“

„Eben so unlöslich ist diese Substanz in siedender Essigsäure.“

„Vom kaustischen Kali wird sie, unter schwacher Färbung, aufgelöst.“

„Schwefelsäure färbt sich, kalt damit digerirt, langsam braun; unter Mitwirkung von Wärme geht die Auflösung rasch vor Statten und die Lösung wird ganz schwarz. Künstlicher Gerbestoff bildet sich nicht dabei; eine reichliche Menge von Kohle setzt sich daraus ab.“

„Salpetersäure färbt sich beim Erhitzen mit dieser Substanz gelb, indem sie sich auflöst. Nach Verdampfung zur Trockene bleibt eine gelblichweisse, nicht lötlere, keine Oxalsäure enthaltende, in kaustischem Kali lösliche und dasselbe stark rothfärbende, leicht entzündliche und lebhaft, nach Art des Zunderschwammes, brennende Substanz zurück.“

„Mittelt braunen Kupferoxydes analysirt, hat diese Substanz keinen Stickstoff in ihrer Zusammensetzung dargeboten und überhaupt folgende Resultate geliefert.

Kohlenstoff	75,0	} Kohlenstoff	75,0	
Wasserstoff	0,9		} Wasserbestandtheile	17,2
Sauerstoff	15,2			Ueberschüssigen Wasserstoff
	<u>100,0</u>		<u>100,0</u>	

„Diese Zusammensetzung nähert diese von der *Atractylis gummifera* ausgesonderte Substanz sehr den Harzen und dem Wachse, mit denen sie ohne Zweifel grosse Analogien darbietet, vorzüglich was die Verbrennungs-Erscheinungen anlangt. Andersseits unterscheidet sie sich aber merklich von den Harzen durch ihr zähkleberiges Wesen (*viscidité*), und ihre Unauflöslichkeit im Alkohol, und noch mehr weicht sie ab vom Wachse durch eine grosse Anzahl charakteristischer Eigenschaften, besonders durch ihre Unauflöslichkeit im Oele: sie scheint demnach einen neuen unmittelbaren Gerbstoff des Pflanzenreiches zu bilden.“

„Die merkwürdige Zähkleberigkeit dieser Substanz und

die Bekanntschaft mit dem Gebrauche, den man in Sicilien zur Bereitung einer Art von Vogelclem, bekannt unter dem Namen *Vischio di Masticogna*, davon macht, brachten mich auf den Gedanken, zu untersuchen, ob der gewöhnliche, einheimische Vogelclem nicht vielleicht von ähnlicher chemischer Natur sei. Ich wollte vorläufig mich überzeugen, ob die Frucht der weissen Mistel, welche eine der von mir untersuchten Substanzen sehr ähnliche Materie zu enthalten schien, dieselben Eigenschaften besitze. Aber die in dieser Frucht enthaltene Materie trocknet, obwohl sie ebenfalls sehr zähkleberig ist, an der Luft vollständig aus, wird fest und brüchig, ist unlöslich im Alkohol, Aether, Terpenthinöl, bildet beim Sieden mit Salpetersäure eine weisse, im Wasser lösliche und reichlich durch Kalkwasser fällbare Substanz, d. h. Oxalsäure, wird endlich weiss in kaltem Wasser und erweicht sich, löst bei nachheriger Erwärmung sich reichlich darin auf und macht es sehr zähkleberig, und diese Flüssigkeit fällt dann salpetersaures Quecksilberoxyd und Kieselkali-Flüssigkeit. Man musste demnach schliessen, dass die Mistelfrucht nur Gummi oder Schleim enthalte.⁴

„Es blieb mir daher noch übrig, den künstlichen Vogelclem des Handels zu prüfen. Diese Substanz, welche bereits Gegenstand einiger Untersuchungen des Herrn Bouillon-Lagrange gewesen, erscheint in Form eines grünlichen oder bräunlich grünen Teiges von herbem (*aigre*) Geschmack, ist sehr fadenziehend und zäh (*tenace*), sehr schwer auszutrocknen an der Luft, schmelzbar am Feuer und sich dabei aufblähend, hierauf mit weisser Flamme verbrennlich. Indess ist sie keine einfache Substanz; leicht lassen sich mehrere Bestandtheile daraus abcheiden. In kochendem Wasser erweicht sie und ein kleiner Theil davon löst sich auf, das Wasser wird sauer (Essigsäure) und giebt Niederschläge mit salpetersaurem Quecksilber und Kieselkali-Flüssigkeit, was die Gegenwart von Schleim anzeigt. Fetttes Oel trennt eine gewisse Quantität von Blattgrün ⁵) (*chromule verte*), das ihm seine Farbe mittheilt. Der Einwirkung kochenden Aethers

⁵) Nicht das sogenannte Chlorophyll, sondern der Farbestoff in demselben, über welchen Herr Macaire früher einige Versuche angestellt hat (vgl. *Jahrb. d. Ch. u. Ph.* XIV.).

unterworfen, löst sich ein grosser Theil davon auf; zurückbleibt eine weisse Materie, welche löslich im Wasser, Gummi oder Schleim, und sonach leicht trennbar ist vom Sande und von andern fremdartigen Beimengungen. Der Aether hinterlässt beim Verdunsten eine schwach grünlich gefärbte, pechartig klebende (*poisseuse*), ihren charakteristischen Eigenschaften nach, der oben geprüften, von der *Atractylis gummosa* herrührenden Substanz durchaus ähnliche Materie. Das Terpentinöl wirkt wie der Aether, löst die pechartige Materie, unter Ausscheidung der fremden Körper, sämmtlich auf, und die Verbindung von Terpentin mit dieser Substanz, welche nach der Verdampfung zurückbleibt, ist derjenigen, welche man von der Substanz aus der *Atractylis* erhält, durchaus ähnlich. Alkohol entzieht in gleicher Weise den Terpentin und das grüne Chromol (Blattgrün) und hinterlässt die pechartig klebende Materie im reinen Zustande, so dass man sie mit der, in gleicher Weise aus der *Atractylis* erhaltenen, verwechselt könnte.⁶

„Diese pechartige Materie, welche dem Vogelleim seine besonderen Eigenschaften verleiht, und die man im reinen Zustande aus der Blumenhülle der *Atractylis gummosa* ausgeschwitzt findet, ist es, welche mir, vermöge ihrer charakteristischen Eigenschaften, einen neuen unmittelbaren vegetabilischen Grundstoff anzumachen scheint, für den ich den Namen *Viscia* vorschlage. Seine chemischen Charaktere würden demnach sein: Unlöslichkeit im Wasser und fetten Oelen, sehr geringe Löslichkeit im Alkohol, reichliche Löslichkeit im Aether und im Terpentinöl, und eine elementare Zusammensetzung, welche der der Harze ziemlich nahe steht. Sein unterscheidendes physisches Kennzeichen besteht in seiner pechartigen und zähleberigen Eigenschaft, die es im höchsten Grade besitzt.“

„Der künstliche Vogelleim ist demnach eine Verbindung von *Viscia*, Schleim, Essigsäure in geringer Menge, von grünem Chromol und einigen fremden Körpern, als Sand u. s. w.“

„Da die Bereitung des Vogelleims sehr eigenbümlich ist, so glaubte ich auch das Verfahren, welches man dabei beobachtet, wiederholen und prüfen zu müssen. Ich nahm zu dem Ende Zweige der Stochpalme (*Ilex aquifolium*), entfernte sorgfältig die äussere Rinde und trennte dann die innere Schale, schnitt

diese in kleine Stückerchen und liess sie sechs Stunden hindurch mit einer hinlänglichen Wassermenge kochen; die Schaale hatte sich ein wenig erweicht, und das Wasser hatte nur eine kleine Menge Schleim aufgelöst. Nach hinlänglichem Abtropfen grub ich sie ein und liess sie drei Wochen lang in einem verschlossenen Gefäss unter der Erde. Nach Verlauf dieser Zeit hatte die Schaale zwar ihre Form behalten, durch Fingerdruck liess sie jetzt aber sehr leicht in eine Pulpe sich verwandeln. Sie wurde nun in einem Marmor-Mörser stark zerstoßen und so in eine Art grünen und durchsichtigen Teiges verwandelt, der, zwischen den Fingern geknetet, theilweis an dieselben sich anhängte, wie der Vogelleim, und schon viel Viscin zu enthalten schien. Er besass den eigenthümlichen Geruch des Vogelleims, war aber nicht ganz so pechartig klebend (*poisseuse*). Wasser zog viel Schleim aus, Alkohol viel grünes Chromul und etwas Viscin, Aether und Terpenthinöl eine ansehnliche Menge von Viscin; letztere liessen indess noch viel Schleim und Faserstoff zurück. Nachdem die Masse gehörig zerstampft und angefeuchtet worden, wurde sie neuerdings der Gährung unterworfen und so nach und nach in eine dem künstlichen ganz ähnliche Art von Vogelleim verwandelt; und war dieselbe, mit mehr Sorgfalt bereitet, auch reiner, und enthielt weder Saad, noch andere fremde Körper.“

„Die Schaale der Mistel (*viscum album*) gab, in gleicher Weise bereitet, ganz übereinstimmende Resultate.“

„Um mich zu überzeugen, ob das Viscin bereits fertig gebildet vorhanden sei in der Rinde dieser Vegetabilien, habe ich sie nach einander mit Aether, Alkohol und Terpenthinöl behandelt, und dadurch wirklich eine kleine Menge dieser Substanz, mit vielem grünen Chromul gemengt, erhalten. Es ist demnach in geringer Menge schon vor der Gährung vorhanden; diese scheint aber den ganzen Schleim und selbst einen Theil der Holzfaser in diese eigenthümliche Substanz zu verwandeln, und das grüne Chromul ist der einzige Bestandtheil der Rinde, welcher seine Eigenschaften bewahrt und seine Natur nicht ändert.“

II) *Apyrin, vermeintlich neuer Grundstoff in Cocosnüssen.*

Dieser durch sein Verhalten (wenn nicht vielleicht ein oft schon vorgekommener Irrthum, mit organischen Stoffen verbundene erdige Salze für eigenthümliche organische Prinzipie zu nehmen, auch hier wieder obwaltet) sehr merkwürdige und von allen verwandten organischen Substanzen auffallend verschiedene, vermeintlich neue unmittelbare Grundstoff des Pflanzenreichs ist neuerdings von dem bekannten italienischen Chemiker, Herrn B. Bizio, in den Mandeln von *Cocos lapidea* Gärt. entdeckt worden, nachdem er von demselben Chemiker bereits früherhin auch in den Nüssen von *Cocos nucifera* angetroffen worden, aber in zu geringer Menge, um ihn genauer untersuchen zu können. Aus den Nüssen von *Cocos lapidea* lässt er sich hingegen unmittelbar, schon mit kaltem Wasser, ausziehen; besser sei indessen folgendes Verfahren.

Darstellung. — 500 Gramme von der innern Substanz dieser Nüsse lässt man 10 bis 12 Stunden in 2 Litres destillirten Wassers, denen 47 Grm. concentrirter Salzsäure oder Essigsäure von 1,07 zugesetzt worden, unter öfterem Umrühren, maceriren; nach dieser Zeit wird noch eben so viel Wasser hinzugesetzt, nach wiederholter 12stündiger Maceration endlich durchgeseiht und ausgepresst, und nun von Neuem so oft destillirtes Wasser zum Rückstande gefügt, bis es nach mehrstündiger Maceration beim Auspressen säurefrei erscheint. Aus dem ersten, gesondert filtrirten Auszuge fällt man das *Apyrin* sodann durch Ammoniak, wäscht es auf dem Filter mit vielem Wasser aus und trocknet es in gelinder Wärme.

Eigenschaften. — Es ist weiss, dem Stärkmehl ziemlich ähnlich, aber viel leichter, geruchlos, anfangs ohne, in der Folge von etwas stechendem Geschmack, schwerer als Wasser, weder sauer, noch alkalisch, reagirt weder auf Lackmus, noch auf Veilchentinctur und löst sich in ungefähr 600 Theilen kalten Wassers. — Die merkwürdigste Eigenschaft indess, die, so viel wir wissen, bei organischen Substanzen noch nie vorgekommen ist, sondern nur bei einigen Erden und mehreren Salzverbindungen derselben eine bekannte Erscheinung ist, besteht darin, dass dieser neue Stoff löslicher ist im kalten als im heissen Wasser. Die in der Kälte bereitete klare wässrige

Lösung wird nämlich beim Erhitzen milchtrübe und das Apyrin fällt dann wieder daraus nieder. Von dieser charakteristischen Eigenschaft, die sich auch beim Hydrat und bei den meisten Salzen, mit Ausnahme des weinsteinsäuren, wiederfindet, hat Herr Bizio, wie es scheint, wohl auch den Namen hergeleitet.

Der Wirkung des Feuers ausgesetzt, erweicht das Apyrin übrigens weder, noch schwillt es auf, noch schmilzt es; es entwickelt meist wie verbrennender Haaf riechende Dämpfe und hinterlässt eine der seinigigen ähnliche Kohle. Herr Bizio hat die Ueberzeugung sich nicht verschafft, ob auch stickstoffhaltige Producte dabei erzeugt werden.

Aus seinen Lösungen in Säuren wird das Apyrin als Hydrat gefällt, welches im kalten Wasser, wie oben angeführt, ungleich löslicher ist als das wasserleere. Die wässrige Lösung giebt mit basisch essigsäurem Bleioxyd einen leichten weissen klebrigen Niederschlag; salpetersaures Quecksilberoxydul wird schmutzig weiss und das Oxyd citrongelb gefärbt. In der Quecksilberchloridlösung entsteht binnen 24 Stunden keine Fällung, sondern erst nach 5 bis 6 Tagen ein flockiger Niederschlag, wenn man nämlich die Mischung auf 5 bis 6° R. über 0 erwärmt. Jodtinctur erzeugt einen dunkeln klebrigen Niederschlag, der sich in der Flüssigkeit wieder auflöst. Das feste Hydrat wird vom Joddampf innerhalb 10 Stunden nur ockergelb gefärbt, und wird dabei zugleich etwas sauer und löslicher im Wasser. Galläpfelaufguss trübt die Apyrinlösung anfangs nicht; erst nach Verlauf einiger Tage bildet sich ein weisser Niederschlag.

Salze. — Das Apyrin besitzt, gleich den Alkaloiden, viel Verwandtschaft gegen die Säuren; aber die in der Kälte klaren Lösungen trüben sich, wie bereits hervorgehoben, fast sämmtlich beim Erwärmen. So ist die kalte Lösung dieser Substanz in *Essigsäure* von 1,03 z. B. klar und ungefärbt; sobald aber die Temperatur kaum um einige Grade erhöht wird, so trübt sich die Flüssigkeit und dieser Zustand steigt mit der Hitze bis zum Sieden. Der reichliche Niederschlag ist weiss von Farbe; er besteht aus mit *Essigsäure gesättigtem Apyrin*. Beim Erkühlen der Flüssigkeit löst sich der Niederschlag wieder auf, so dass man, um das *essigsäure Apyrin* zu erhalten, nur nöthig hat, die essigsäure Apyrinlösung bis zum Sieden zu erhitzen,

und den Niederschlag auf dem Filter mit siedendem destillirten Wasser zu waschen. In dieser Weise erhält man dieses Salz in sehr kleinen Krystallen, deren Lösung im kalten Wasser sich genau so verhält, wie eben angeführt. — Die *Weinsteinsäure* löst eine viel grössere Menge von Apyrin auf; die erhitzte Lösung trübt sich zwar nicht, setzt aber nichts desto weniger alsbald kleine krystallinische Theilchen ab, welche sich zu kleinen durchsichtigen tetraëdrischen Prismen vereinigen, welche meist in ähnliche Spitzen auslaufen. Je mehr die Temperatur stufenweise steigt, desto regelmässiger ist die Krystallisation des Salzes. Das *weinsaure Apyrin* löst sich aber nicht wieder auf in der erkaltenden Flüssigkeit, wie das *essigsäure Salz*; der Geschmack ist dem des sauren weinsteinsäuren Kalks analog, obwohl die Krystalle dem Anscheine nach neutral sind und das Lackmuspapier nicht röthen. Um ein in Wasser *lösliches weinsaures Apyrinsalz* zu erhalten, muss man es durch Alkohol von 0,83 daraus niederschlagen. Dieses Salz löst sich wieder im Wasser auf. Ammoniak schlägt das Apyrin in eigenthümlichem Zustande daraus nieder, in kleinen Theilchen von grosser Tenacität und von grösserer Schwere als die aus den Lösungen in Essigsäure und in Salzsäure gefällten; diese beweist, dass sie viel weniger Hydratwasser erhalten. Noch eine merkwürdige Thatsache müssen wir hinzufügen: das in jener Weise gefällte Apyrin giebt mit Essigsäure von der bezeichneten Stärke eine Flüssigkeit, welche viel grösserer Temperatur-Erhöhung zur Trübung und Fällung erfordert, als die gewöhnliche essigsäure Lösung, und der Niederschlag fängt bereits an sich in der Flüssigkeit wieder aufzulösen, wenn gleich dieselbe noch sehr heiss ist. — Die *Mineralsäuren* lösen ebenfalls das Apyrin auf. Bei Behandlung mit *Salpetersäure* vereinigt es sich damit auf der Stelle; nur muss man für Umschütteln sorgen, weil es viel leichter ist, als die Säure; hierbei erzeugt sich keine Gasentwicklung, und man kann das Apyrin in derselben Weise daraus niederschlagen, wie das weinsaure Salz, indem die Lösung die nämlichen Erscheinungen dabei darbietet, d. h. ohne sich zu trüben. — Mit concentrirter *Schwefelsäure* verbindet sich das Apyrin nur schwierig, leicht aber mit verdünnter.

Das Studium der Verbindungen des Apyrins mit den ande-

ren Säuren soll Gegenstand einer besonderen Arbeit werden. Noch wünschenswerther wäre indess eine Elementar-Analyse, welche auf ein Mal alle Zweifel beseitigen würde. Denn in der That, wir können nicht umhin, nachfolgende Schlussnote der Redactoren des *Journ. de Chim. méd.* (IX. ann. Octbr. 1833 S. 595—599), worin diese Untersuchungen, auszugsweise aus dem Italienischen übersetzt, mitgetheilt wurden, von ganzer Seele zu unterschreiben: „Wir publiciren diese Resultate, ohne sie zu verbürgen; es würde interessant sein, dieselben bestätigt zu sehen. Vielleicht ist einer unserer Correspondenten im Stande, dass zu untersuchen.“

Schlüsslich wollen wir noch die Resultate von Bizio's Analyse der bezeichneten Cocosnüsse hier anfügen:

Fettes Oel	73,250
Zymon	4,500
Schleim	4,150
Krystallisirtes Gycyrhin	1,275
Gelbfärbendes Princip	0,750
Apyrin	0,095
In Säuren, Alkalien und Wasser unlösliche Materie	0,200
Holzfasern	14,750
Verlust	0,130
	<u>100,000</u>

(Fortsetzung folgt.)

I.

Ueber die Verbindungen des Bleies mit Jod,

von

Daxot, Eleven der Pharmacie.

(Journ. de pharm. Janv. 1831.)

Die Salzhilder nehmen bekanntlich eine hohe Stelle auf der electro-negativen Seite der electrochemischen Reihenfolge der Körper ein. Unter den Salzen, welche durch ihre Verbindungen mit den Metallen entstehen, besitzen einige noch eine beträchtliche electro-negative Kraft; sie lassen sich selbst mit den Basen verbinden. Man bemerkt jedoch, dass sie sich stets mit dem Oxyd verbinden, dessen Metall schon das electro-positive Element des Haloidsalzes ist. Von dieser Classe von Körpern sind die basischen Chlor- und Fluorverbindungen die bekanntesten; in ihrer Zusammensetzung verhält sich das Metall des Oxydes zu demjenigen des Haloidsalzes wie 1, 2, 3, 7 zu 1. Das Resultat meiner Untersuchungen beweist, dass es ähnliche Verbindungen zwischen Jodblei und Bleioxyd giebt, und zwar verhält sich darin das Bleioxyd zum Jodblei wie 1, 2, 5 : 1.

Ehe ich meine Untersuchungen auseinandersetze, sei es mir vergönnt, noch folgendes über den Stand der Frage zu sagen:

Als Courtois das Jod entdeckt hatte, fanden die Chemiker, die dessen Eigenschaften studirt, eine Verbindung desselben mit Blei. Sie bereiteten diese sowohl auf directem Wege, als auch

durch Behandlung einer Auflösung eines Bleisalzes mit einem alkalischen Jodür. Dieses Bleijodür fand bald eine Anwendung in der Medicin, und seine Bereitung gab Veranlassung zur Entdeckung verschiedener merkwürdiger Eigenschaften. Berthelot fand, dass es in siedendem Wasser löslich ist, und zwar bestimmte er die Auflöslichkeit desselben zu $\frac{1}{100}$ ^{*)}. Vier Jahre später machte Caventou dieselbe Entdeckung, und zeigte ferner, dass, wenn man das Bleijodür, welches aus einem basisch-essigsäuren Salze niedergeschlagen worden, noch weiter mit siedendem Wasser behandelt, dasselbe sich endlich in ein weisses unlösliches Pulver umwandelt, welches er für ein Unterbleijodür (*sous-iodure de plomb*) hielt.

Henry machte die Beobachtung, dass, wenn man Bleijodür mittelst essigsäuren Bleies bereitet, durch allmähliges Gieszen der verdünnten Auflösung in eine ebenfalls sehr verdünnte Auflösung von Kaliumjodür, gegen das Ende der Operation, ein Augenblick eintritt, bei welchem sich der Niederschlag in glänzenden krystallinischen Wellen ausscheidet. Er fand, dass dieses von dem Freiwerden der Säure abhängig sei, und zeigte dass man, durch Zusatz einiger Tropfen Essigsäure zu den sehr verdünnten Auflösungen, ganz im Anfang, krystallisiertes Bleijodür darstellen kann. Derselbe machte auch die Bemerkung, dass der gelblichweisse, pulverförmige Niederschlag ein Unterjodür enthalten müsste, was sich noch wirklich bestätigte, da er in demselben etwas mehr Blei als im neutralen Jodür fand.

Frémy machte ebenfalls die wichtige Bemerkung, dass das, durch salpetersaures Blei erhaltene, Jodür vollständig in siedendem Wasser löslich ist, wo hingegen das durch essigsäures Blei gefällte, eine beträchtliche Quantität eines unlöslichen gelblichweissen Pulvers zurücklässt.

Nachdem ich mich nun in genaue Kenntniss genannter Thatsachen gesetzt hatte, untersuchte ich die Erscheinungen

^{*)} Polydore Boullay, in seiner Abhandlung über die Iodüre, welche noch früher als die Arbeiten von Berthelot und Caventou erschien, spricht schon von der Löslichkeit in siedendem Wasser des durch Nitrat erhaltenen Bleijodürs, so wie von dessen Krystallisation, beim Erkalten der Flüssigkeit, in schönen, breiten, rechteckig hexagonalen, goldgelben Schüppchen.

beim Fällen von Bleisalzen mit Kaliumjodür, und gelangte zu folgenden Resultaten:

1) Alle auflöslichen neutralen Bleisalze geben, wenn sie mit Kaliumjodür versetzt werden, einen schönen, orangefarbenen Niederschlag: das so erhaltene Bleijodür ist vollkommen in siedendem Wasser auflöslich. Sind die Flüssigkeiten stark verdünnt, und gießt man allmählig die Lösung des Bleisalzes in die des Kaliumjodürs, so erscheint nicht sogleich ein Niederschlag, bald aber entwickelt sich der Niederschlag in beinahe seidenartig glänzenden Wellen, welche sich oft in sehr voluminösen Schuppen absetzen.

2) Wird statt eines neutralen essigsauren Bleies ein etwas basisches Salz, das noch auf Lakmus reagirt*) angewendet, und setzt man dazu nach und nach die Kaliumjodürlösung, und fractionirt die Niederschläge, so wird man finden, dass die ersten schwach citronfarbig und in siedendem Wasser unlöslich sind; bald vermehrt sich aber die saure Reaction, die Farbe des Niederschlags wird immer dunkler und er gleicht am Ende ganz demjenigen, den man durch die neutralen Salze erhält; er löst sich vollständig in siedendem Wasser. Ist dann alles Bleisalz zersetzt, so zeigt sich keine saure Reaction mehr.

3) Wenn man drütel-essigsaures Bleioxyd durch einen Ueberschuss von Kaliumjodür fällt, so erhält man einen schwach zeisiggelben Niederschlag, welcher in siedendem Wasser vollständig unlöslich ist.

Alle diese Producte lassen sich also, nach ihrer Auflöslichkeit in siedendem Wasser, in zwei Klassen abtheilen: die einen sind löslich und krystallisirbar, die andern unlöslich und pulverförmig.

Ich untersuchte zuvörderst das krystallisirte Jodür auf folgende Weise. Das Bleijodür wurde in 40 Theile Wasser, welches bis gegen den Siedepunkt erhitzt war, eingerührt; dann setzte ich salpetersaures Silber dazu, bis kein Niederschlag mehr erfolgte. Das Silberjodür wurde auf ein Filter gesammelt, gewaschen und getrocknet, und aus ihm die Menge des Jods berechnet. Das Waschwasser wurde zur durchgelaufenen Flüssigkeit gegossen, mit Kochsalzlösung behandelt, um den Ue-

*) Setzt man das neutrale essigsaure Blei einige Zeit der Luft aus, so geht es in die en Zustand über, was ich später zeigen werde.

berechnen des salpetersauren Silbers zu entfalten, und dann Schwefelwasserstoffgas durchgeleitet. Das gefällte Schwefelblei wurde gewaschen und getrocknet und das metallische Blei aus ihm berechnet.

Auf diese Art machte ich 3 Analysen. Die erste geschah mit krystallisirtem Jodür, das durch Behandlung des Niederschlags aus neutralem salpetersauren Salz mit siedendem Wasser erhalten wurde. Die zweite geschah mit demselben Jodür, aber aus neutralem essigsäuren Salze dargestellt. Die dritte endlich geschah mit krystallisirtem Jodür, aus einem schwach basisch-essigsäuren Salze erhalten.

Der Niederschlag liess eine ziemlich beträchtliche Quantität des weisslichen Pulvers zurück.

Folgendes sind die Resultate der Analyse, auf 2 Grammen des Körpers.

	No. 1.	No. 2.	No. 3.	Mittlere Zahl der 3 Analysen
Silberjodür	2,00	2,03	2,00	
Schwefelblei	1,02	1,01	1,03	
Jod . .	1,094	1,104	1,094	1,097
Blei . .	0,882	0,874	0,891	0,882
Zusammen	1,976	1,978	1,985	1,979

Die Formel (Pb J) giebt:

Jod	1,000
Blei	0,901
	<u>2,000</u>

Der Unterschied zwischen diesen Zahlen ist zu gering, als das ich mir denken könnte, dass er nicht von meinen Untersuchungen herrühre. Das krystallisirte Bleijodür ist also immer von derselben Beschaffenheit, und man sieht, dass es ein neutrales Jodür ist.

Wird es aus neutralen Salzen dargestellt, so bildet es ein dunkelorangefarbenes Pulver. Es löst sich dann in 1235 Thl. Wasser von gewöhnlicher Temperatur. Die Essigsäure vermehrt diese Löslichkeit nicht (was gegen die Behauptung von Henry ist); daher lässt sich auch erklären, warum man, bei Zusatz von Essigsäure in verdünnte Auflösungen von neutralen Salzen, einen krystallinischen Niederschlag erhält. Es löst sich ferner in 125 Thl. siedendem Wasser.

Um diese Löslichkeit zu bestimmen, verfuhr ich folgendermassen. Ich kochte destillirtes Wasser mit einem Ueberschuss

von Bleijodür. Die Flüssigkeit wurde heiss in einen Glaskolben filtrirt und durch Abdampfen concentrirt, bis einige Kryställchen sich absetzten, welche durch Unterbrechen des Abdampfens augenblicklich sich vermehrten. Der Kolben wurde alsdann zugestopft, bis er vollständig erkaltet; dann wurde er wieder geöffnet, gewogen, und nach 24stündigem Stillstehen die Flüssigkeit filtrirt, um das krystallisirte Jodür abzuschneiden. Letzteres wurde alsdann getrocknet und gewogen. Die abfiltrirte Flüssigkeit, deren Gewicht und Temperatur bestimmt wurden, wurde durch salpetersaures Silber gefüllt; der Niederschlag wurde gesammelt, getrocknet und gewogen, aus ihm das Jod, und daraus die Quantität Bleijodür berechnet. Nach diesen Angaben lässt sich die Löslichkeit wohl berechnen, sowohl bei der Temperatur, bei welcher der Versuch vorgenommen wird, als auch beim Siedepunkt. In der That findet man, dass das Bleijodür, welches man aus der Berechnung des Silbersalzes erhalten hat, die Löslichkeit bei der Temperatur, wo der Versuch vorgenommen worden, anzeigt; dasselbe Jodür, wenn man es zur Quantität des zuerst erhaltenen krystallisirten hinzurechnet, giebt die Löslichkeit beim Siedepunkte an. Dieses anscheinend verwickelte Verfahren ist doch sehr einfach und leicht ausführbar. Ich halte es für genau, denn die Resultate dreier Versuche stimmten beinahe vollkommen überein.

Die Lösung des Bleijodürs ist vollkommen farblos, was der Behauptung von Berzelius widerspricht, der sie als gelb beschreibt. Durch das Erkalten krystallisirt das Jodür in glänzenden, sehr schönen goldgelben Schüppchen. Wird dieses Krystallisiren bloß in einem Cylinderglase vorgenommen, so wird man, durch aufmerksames Beobachten, finden, dass diese Schüppchen, welche sich nach allen Richtungen hin bewegen, vollkommen regelmässige Sechsecke sind; sie sind aber so dünn und hiegsam, dass, wenn sie sich berühren, sie sich aneinander anheften oder missgestaltet werden; haben sie sich abgesetzt, und rührt man die Flüssigkeit um, so bemerkt man nur noch Parzellen oder zusammengeklumpte Schüppchen, welche keine bestimmte Form zeigen. Legt man sie auf ein, auf Leinwand ausgebreitetes, Filterpapier, so setzt sich das Bleijodür sogleich fest. Nach dem Trocknen aber lässt es sich leicht in einem einzigen goldglänzenden Stücke abheben. Das so gesammelte

Jodür ist viel schöner, als wenn man es auf dem Filter austrocknen lässt, worauf es sich anhäufen kann.

Es wären also nur noch die pulverigen, mehr oder weniger gelblichen Producte zu untersuchen, die sich in siedendem Wasser nicht lösen. Zuerst werde ich mich mit dem beschäftigen, das man als Rückstand erhält, wenn man den Niederschlag aus schwach basisch-essigsurem Salz mit siedendem Wasser behandelt. Da derselbe in Gegenwart eines basischen Bleisalzes sich bildet, und beim Behandeln mit angesäuertem Wasser neutrales krystallisirbares Jodür giebt, so ist er ohne Zweifel ein basisches Jodür.

Die Analyse geschah mit 20 Grammen dieses Körpers, nach dem oben angegebenen Gange, doch setzte ich, der Vorsicht wegen, vorläufig etwas sehr verdünnte Salpetersäure zu. Die Resultate waren folgende:

	No. 1.	No. 2.	Mittlere Zahl.
Silberjodür	1,38	1,36	
Schwefelblei	1,39	1,40	
Jod	0,743	0,733	0,738
Blei	1,203	1,212	1,208
Berechneter Sauerstoff	0,047	0,047	0,047
	<u>1,993</u>	<u>1,992</u>	<u>1,993</u>

Diese Zahlen stimmen beinahe vollkommen mit denen überein, welche die Formel $J_2 Pb_2 O$ giebt:

Jod	0,741
Blei	1,212
Sauerstoff	0,047
	<u>2,000</u>

Dieser Körper kann also als ein basisches Jodür angesehen werden, d. h. das Jodür ist in dem Verhältniss mit dem Bleioxyd verbunden, dass der Anteil Blei des Oxyds gleich dem des Jodürs ist.

Um die Bildung dieses Productes richtig zu verstehen, kann man das Bleisalz, das ich mit *schwach basisch (légerement basique)* bezeichne, als anderthalb basisch-essigsures ansehen; lässt man ferner $(\bar{A}_2 Pb_2)$ auf $(J_4 K_2)$ einwirken,

so entsteht $(\bar{A}_2 K_2) + (J_2 Pb) + (J_2 Pb + Pb)$. Das essigsaure Kali bleibt aufgelöst und das neutrale, so wie das basische Bleijodür schlägt sich nieder. Wird dieser Niederschlag mit siedendem Wasser behandelt, so löst sich darin das neutrale Jodür, und es bleibt basisches Jodür zurück.

Setzt man das neutrale essigsaure Blei der Luft aus, so verliert es Essigsäure und wird basisch. Die Grenze, bis zu welcher die Zersetzung gehen kann, kenne ich nicht; nur so viel fand ich, dass neutrales Salz, welches 3 Wochen lang an der Luft bei einer Temperatur von 15 bis 30° C. gelegen hatte, beinahe gänzlich in anderthalb-basisches Salz verwandelt war. Dabei hatte sich keine merkliche Quantität von kohlen-säurem Blei gebildet. In einem andern Versuche setzte ich dieses Salz in einen Trockenofen und erhitzte denselben während 5 Tagen nach und nach von 30° bis 60° C. Bei der Behandlung mit destillirtem Wasser blieb eine beträchtliche Menge kohlen-säures Blei zurück, und das aufgelöste Salz war anderthalb basisch essigsaures Blei. Diese Thatsachen scheinen zu beweisen, dass, wenn das essigsaure Blei der Luft ausgesetzt wird, die Kohlensäure nur dann auf dasselbe zersetzend einwirkt, wenn es schon in anderthalb-basisches Salz umgewandelt worden ist. Der im Handel vorkommende Bleizucker, den man gewöhnlich als neutral betrachtet, hat auch eine ähnliche Zersetzung erlitten. Diese Beobachtungen erklären die scheinbare Abweichung der oben auseinandergesetzten Thatsachen, von den Beobachtungen anderer Chemiker, welche das, ohne Zweifel schon seit längerer Zeit bereitete Salz, für ein neutrales ansahen, und daher die Behauptung aufstellten, dass dasselbe einen Niederschlag gebe, der nicht vollkommen in siedendem Wasser löslich ist.

Die electronegative Kraft des Bleijodüres ist so stark, dass, wenn man neutrales Jodür mit kohlen-säurem Blei in Wasser kocht, Kohlensäure sich entwickelt und basisches Jodür gebildet wird.

Ich gehe nun zur Untersuchung desjenigen Niederschlags, der durch vollständige Zersetzung des dreiteil-essig-säuren Bleies durch Kaliumjodür erhalten wird, über. 3 Größes Körpers, gehörig gewaschen und bei 100° C. getrocknet, gaben folgende Resultate:

Jod	0,339
Blei	1,346
Sauerstoff	0,070
	<hr/>
	1,915

Die Formel $J_2 Pb_2 O_3$ giebt:

Jod	0,558
Blei	0,373
Sauerstoff	0,070
	<hr/>
	2,000

Dieser Körper ist also ein doppelbasisches Jodür, d. h. die Quantität des Metalls im Oxyd verhält sich darin zu der des Metalls im Jodür wie 2: 1; denn wird wirklich $(\bar{A} Pb_2)$ durch $(J_2 K)$ gefällt, so erhält man $(\bar{A} K) + (J_2 Pb + Pb_2)$.

Behandelt man auf gleiche Weise das essigsäure Blei mit einem Ueberschuss von Kaliumjodür, so entsteht ein fünffach basisches Jodür, d. h. die Quantität des Metalls im Oxyd verhält sich darin zu der des Metalls im Jodür wie 5: 1, denn durch Einwirkung von $(J_2 K)$ und $(\bar{A} Pb_5)$ entsteht $(AK) + (J_2 Pb + Pb_2)$.

Werden diese 3 Jodüre im luftleeren Raume getrocknet oder der Siedehitze ausgesetzt, so behalten sie dennoch ihr chemisch gebundnes Wasser, welches sie überhaupt nur gegen $200^\circ C$. verlieren. Die Quantität Wasser ist darin so gross, dass dessen Bestandtheile gerade das Jod in Hydrojodsäure und das Blei in Bleioxyd verwandeln könnten. In diesem Zustande können sie also ebensowohl als basisch hydrojodsaure Salze als auch als Jodüre angesehen werden.

Alle diese Jodüre schmelzen, wenn man sie in einem Tiegel einer Hitze von 300 bis $350^\circ C$. aussetzt; sie fangen dann sogleich an sich zu zersetzen und entwickeln einen weissen, mit Joddämpfen untermengten, Rauch. Führt man fort sie zu erhitzen, bis sie ruhig fließen und keine Dämpfe mehr entwickeln, so erhält man ein gelbliches (*ambre*), vollkommen durchscheinendes, sehr elastisches und stark lichtbrechendes Glas. Ich habe dasselbe nicht quantitativ untersucht, doch glaube ich gewiss, dass es noch Jod enthält, das ihm die Farbe und einen Theil der Lichtbrechenden Kraft ertheilt; es enthält auch etwas Kieselerde, die von dem Tiegel herrührt.

Folgendes sind noch, kurzwiederholt, die Resultate meiner Versuche.

1) Das Bleijodür löst sich in 1235 Thl. Wasser von gewöhnlicher Temperatur (15° C.), und in 194 Thl. siedendem Wasser auf.

2) Es krystallisirt in regelmäßigen sechseckigen Schüppchen.

3) Es kann sich mit dem Bleioxyd in drei Verhältnissen verbinden, in welchen sich das Metall des Oxyds zu dem des Jodürs wie 1, 2, 5: 1 verhält.

4) Diese basischen Jodüre halten eine so grosse Menge Wasser zurück, dass man sie eben so gut für hydrojodsaure Salze als für Jodüre halten kann.

5) Zur Darstellung des Bleijodürs wähle man eher das salpetersaure als das essigsäure Blei.

6) Sollte, bei Anwendung von basisch-essigsäurem Blei, Etwas sich in siedendem Wasser nicht lösen wollen, so säuere man letzteres durch ein wenig Essig an.

7) Wenn das essigsäure Blei der Luft ausgesetzt wird, so verliert es Essigsäure, und verwandelt sich, unabhängig von der Einwirkung der Kohlensäure, in anderthalb basisch-essigsäures Salz. Zur Darstellung der neutralen, mehr oder weniger löslichen Bleisalze, durch doppelte Zersetzung, ist es also nicht rathsam, ein solches zersetztes Salz anzuwenden.

Im Laufe meiner Versuche mit den Verbindungen des Jods mit Blei gelang es mir, ein blaues Jodür zu erhalten; wahrscheinlich correspondirt es mit dem Bleisuboxyd (*oxide plombé*) von Berzelius. Bis jetzt konnte ich die Bedingungen, unter denen es entsteht, noch nicht untersuchen, weil das Verfahren, durch welches ich dasselbe erhielt, sehr verwickelt war.

Ich werde meine Untersuchungen über diesen Gegenstand fortsetzen, und sollte ich zu einem befriedigenden Resultate gelangen, so werde ich dasselbe später mittheilen.

II.

*Ueber die färbenden Verbindungen des Goldes,
ihre Darstellung und technische Anwendung,*

von

GOLFIER BÈSSÈYRE.

(Journ. de pharm. Février 1841.)

Es gelang mir, nach einer langen Reihe von Versuchen über die Auffindung der günstigsten Momente bei der Bereitung von schönen Goldpurpuren, einige neue Thatsachen zu sammeln, und ich will dieselben, da sie mir nicht ohne Interesse zu sein scheinen, hier mittheilen.

*Darstellung des wasserhaltigen oder Cassius'schen
Goldpurpura.*

Drei Grammen Gold wurden aufgelöst, der Säure-Ueberschuss so viel wie möglich abgedampft, und die Flüssigkeit mit so viel Wasser verdünnt, bis sie einen Litre betrug. Jeder Cubikcentimeter repräsentirte demnach 3 Milligrammen Metall. Eben so wurden drei Grammen Zinn in reiner Chlorwasserstoffsäure aufgelöst, und die grösste Sorgfalt darauf verwendet, um möglichst säurefreies Protochlorür zu erhalten. In eine Flasche von einem halben Litre Inhalt goss ich ungefähr 400 Grammen destillirtes Wasser, und setzte dazu, vermittelst einer graduirten Röhre, 25 Cubikcentimeter Goldlösung. Ich setzte nämlich die untere Mündung der Röhre auf den Boden der Flasche und blies das Goldchlorid langsam heraus, so dass sich dasselbe, unter dem Wasser, in einer dünnen Schicht sammeln musste. Dann wurden zehn Cubikcentimeter Zinnlösung ebenfalls in einer graduirten Röhre gemessen, und schnell ausgeleert. Ich blies stark in die Röhre und leitete den Strahl schief gegen den inneren Hals der Flasche, um die Schnelligkeit desselben etwas zu hemmen und zu bewirken, dass das Zinnchlorür sich nicht sogleich mit dem Goldchlorid vermische. Die

Flasche wurde dann verkörkt und einigemal rasch umgestürzt. So erhielt ich einen schönen, gleichartigen Purpur, der fast augenblicklich sich absetzte. Dieselbe Operation wiederholte ich wohl 20mal nacheinander und erhielt immer dieselben Resultate.

Bei nachheriger Anwendung der doppelten Quantität Wasser blieben die Resultate dieselben, nur stach die Farbe etwas mehr ins Rosenrothe, weil der Niederschlag feiner zertheilt war.

Da ich bemerkte, dass meine abfiltrirte Flüssigkeit immer einen beträchtlichen Ueberschuss von Gold enthielt, änderte ich das Verhältniss des Zinns zum Gold auf 2:3, und nahm

400	Cub. cont.	Wasser,
10	—	Goldlösung,
7	—	Zinnlösung.

Indem ich dieselben Vorsichtsmaassregeln anwandte, erhielt ich diesmal eine prächtige, sehr intensivrothe Purpurfarbe, welche sich sogleich in grossen Flecken ausschied. In der abfiltrirten Flüssigkeit fand ich nur noch wenig Gold.

Mit Beibehaltung derselben Quantität Wasser versuchte ich das Gold und das Zinn in gleichen Portionen anzuwenden. Der Niederschlag war schön orangefarbig, doch zeigte er weniger Bestreben als die vorigen, sich abzusetzen. Ich wiederholte einigemal diesen Versuch und die Farbe blieb dieselbe.

Das Verhältniss der beider Metalllösungen wurde nun folgendermassen geändert:

C. C. Wasser mit C. C. Goldlös.	mit	C. C. Zinnlös.	mit
400 — — 10 —	= 30	+ 20 —	= 00
400 — — 10 —	30	47 —	141
400 — — 10 —	30	50 —	150
400 — — 10 —	30	100 —	300
400 — — 10 —	30	150 —	450

Alle diese fünf Versuche lieferten jedesmal einen sehr schönen, corinthfarbigen Niederschlag, der sich aber erst nach 2 bis 3 Tagen ganz absetzte und dann schön weinroth war; durch Waschen wurde er kermesinroth.

Aus den gemachten Thatachen schloss ich nun, dass das Zinn-

chlorür die Eigenschaft habe, den Cassius'schen Purpur in Suspension zu erhalten, und das Zinnchlorid ohne Einfluss sei.

Ich begann von Neuem meine letzten Versuche, und goss etwas Salpetersäure zu, um die Zersetzung des im Uebermass zugesetzten Chlorürs zu bewirken. Die Zersetzung wurde durch Erwärmen befördert, und bald verschwand die gelbe Farbe und ein schöner, violetter Purpur schied sich in dichten Flocken aus. Dieses schien meine Annahme zu bestätigen; doch konnte ich mir nicht deutlich genug erklären, warum dieselbe Quantität Wasser und Metalllösung (in demselben Verhältniss) zweierlei Purpurfarben gegeben hatten. Indessen glaubte ich, dass, in dem Falle wo ich die Fällung durch Wärme beschleunigt hatte, das Gold sich ungleich ausgeschieden habe, und daher Purpur und eine gewisse Quantität Blau, welche sich damit zu Violet vermischt, entstanden wäre.

Als ich vor einigen Jahren grosse Quantitäten von Goldpurpur, welche zur Färbung von Krystallglas dienen sollten, zu bereiten hatte, so erhielt ich immer sicher violette Färbungen, wenn ich Kochsalz zusetzte und übrigens nach der alten Methode verfuhr, indem ich nämlich, bei gelinder Wärme, die eine Flüssigkeit in die andere goss. Wenn man aber so verfährt, wie ich es für die 3 ersten Formeln vorgeschrieben habe, so verlangsamt das Kochsalz bloss die Bildung des Purpurs; das Product ist gleichförmig und wird nicht länger in Suspension gehalten, ausser etwa im Verhältniss der grössern Dichtigkeit des flüssigen Mittels. So erhält man z. B. mit

400	C. C. Wasser,
10	— Goldlösung,
50	— concentrirter Kochsalzlösung,
7	— Zinnlösung,

anfanglich eine bierähnliche Färbung, wie es scheint, Gold im Zustande der feinsten Vertheilung, welches in 10 Minuten corinthenroth und, nach einigen Stunden, sehr schön purpurroth wird, ganz gleich der Farbe des Purpurs, welchen man mit einem grossen Ueberschusse von Zinn, bei freiwilliger Fällung, erhält.

Durch allmähligo Verminderung des Kochsalzes, doch mit

Beibehaltung der übrigen Verhältnisse, gelangt man schneller zu denselben Resultaten.

Nach langem Suchen bestätigte sich endlich meine Annahme, dass das Violet ein Gemenge von Roth und Blau sei; ich habe das letztere abgesondert dargestellt. In eine fingersdicke Glasröhre wurden 10 Cubikcentimeter Zinnlösung gegossen und dazu 3 C. C. Salpetersäure. Das Ganze wurde bis zu 50° oder 60° erhitzt, d. h. bis die Entwicklung von Chlorwasserstoffsäure deutlich durch den Geruch wahrgenommen werden konnte. Sogleich wurde 1 C. C. Goldlösung eingetröpfelt, das Ganze mit destillirtem Wasser verdünnt, und die Röhre mehrmals umgestürzt. Man erhält so ein mehr oder minder lichtes, indigblaues Product, dessen Farbe von dem Wassergehalte abhängt.

Glöst man das Ganze in eine Schale und setzt es der Luft aus, so wird, nach einiger Zeit, der Niederschlag violet, dann purpurroth, und wenn die Flüssigkeit beinahe ganz verdunstet ist, so bleibt als Rückstand bloß ein Oxychlorür von Zinn und Goldchlorid. Will man hingegen den erhaltenen Niederschlag ganz rein aufbewahren, so giesst man das Product in ein sehr langhalsiges Gefäß, oder besser in eine grosse röhrenförmige Röhre, welche an ihrem grössten Durchmesser verschlossen ist, und wäscht es so schnell als möglich durch Decantiren aus, bis durch Silbersolution keine Trübung mehr entsteht.

Die drei folgenden Verhältnisse gaben ein sicheres Resultat.

Zinn.	Salpetersäure.	Gold.	Wasser.	Gefärbtes Product.
10	3	1	—	schön blau.
30	10	3	—	schön blau.
30	10	3	60	violet.

Nach dem Rathe des Hrn. Gay-Lussac untersuchte ich, ob durch kalte Behandlung einer gewissen Quantität von Zinnchlorür und Chlorid kein Blau dargestellt werden könnte. Es gelang mir auch solches zu erhalten, der Niederschlag ist aber, in seiner Zusammensetzung, von den übrigen verschieden, denn 100 Thl. des letztern, bei 100° getrocknet, enthielten:

chemisch gebundnes Wasser	10,0
Gold	52,8
Zinnperoxyd	37,2
	<hr/> 100,0

Man wird bald erschen, dass die andern blauen Niederschläge mehr als die doppelte Quantität Gold enthalten.

Will man die verschiedenen Farben-Nüancen hervorbringen, so ist es ganz gleich, ob man die Flüssigkeit mehr oder weniger ansäuert. Ich arbeitete mit möglichst wenig sauren Flüssigkeiten, indem ich bald nur eine von beiden, bald beide zugleich ansäuerte. Ferner gebrauchte ich selbst reine Salzsäure statt des Wassers, und bemerkte nie eine Farbenveränderung. Nur wurde durch den Säure-Ueberschuss, mehr noch als durch das Zinnchlorür und das Kochsalz, die vollständige Bildung und Fällung des Purpurs verzögert, so sehr, dass selbst derselbe oft mehrere Monate lang suspendirt blieb, wenn die Flüssigkeit nicht gekocht wurde. Da aber der in einer Säure oder einem Chlorür suspendirte Purpur nie vollständig sich ausscheidet, so kann man nach Belieben Nüancen erzeugen, wenn man die Flüssigkeit gleich oder erst nach längerer Zeit kocht. Auf diese Art lässt sich weinrother, violetter, lichter, dunkler Purpur darstellen. Ebenso verhält sich auch die Salpetersäure, wenn man kein Wasser zusetzt, die Fällung durch Hitze beschleunigt und das Gold eingriesst, wie es bei der Bereitung des blauen Purpurs gesagt worden ist.

Das Goldchlorid hält sich nicht lange, und scheint bloss durch etwas Säureüberschuss in klarer Auflösung zu bleiben. Ich besitze eine möglichst säurefreie Auflösung, wovon ein Cubikcentimeter nur zwei Milligrammen Metall enthält. Die Flasche stand im Dunkeln schon seit dem Monat März 1830, und es hatte sich eine unzählige Menge kleiner glänzender Schüppchen von metallischem Gold abgesetzt, die man nur im reflectirten Lichte bemerken konnte. Aehnliche Schüppchen mit Zinnperoxyd vermengt erhielt ich auf folgende Weise: Eine möglichst säurefreie Zinnchlorürlösung wurde für sich hingestellt, bis sie anfing sich zu zersetzen. Es setzt sich kein Oxychlorür ab, wie in den gewöhnlichen Auflösungen, die Flüssigkeit wurde aber gelb, und wenn dann Goldchlorid zugesetzt wurde,

so erschien nicht sogleich ein Niederschlag. Einige Tage nachher hatte sich aber metallisches Gold mit Zinnoxid vermengt abgesetzt; was mir ganz sonderbar vorkam; denn Zinnchlorid bewirkt keinen Niederschlag, und durch den geringsten Zusatz von Chlorür entsteht sogleich ein Purpur-Niederschlag. Hier folgen nun die Analysen von sieben verschiedenen Niederschlägen:

	No.	Gold. Zinn.		Quant. d. ausgef. Purp.		Quant. Gold.
				bei 100° bei d. Glühhitze.		
Rosenroth	1	100	50	141,5	130,2	75,46
Purpurroth	2	100	75	201,8	184,7	81,13
Kermesinroth	3	100	100	270,2	254,7	88,07
Weinrother						
Purpur	4	100	100 + 250 Chlorid	503,7	421,0	99,55
Violetter						
Purpur	5	100	250	438,2	433,5	100,00
Dunkler						
Purpur	6	100	250 + Salpetersäure	522,6	460,3	100,00
Indigblauer						
Purpur	7	100	1000	150,0	140,0	100,00

Jede dieser Purpursorten, bei 100° getrocknet, enthält also in 100 Thl.

No.	chemisch geb. Wasser	Gold	Zinnoxid
1.	7,08	53,22	38,70
2.	8,47	40,20	51,33
3.	8,77	31,75	59,48
4.	16,41	19,76	63,83
5.	10,97	20,07	68,96
6.	11,32	19,13	68,95
7.	6,66	60,96	28,68

Reiht man diese Purpüre zuvörderst mit einer gleichen Quantität eines leichtschmelzbaren Flusses zusammen, und gebracht sie zum Glas- oder Porzellannalen, so geben No. 1, 2 u. 3, in dicker Schichte aufgetragen, blau und violet, in dünner Schichte roth. No. 4, 5 u. 6 geben in dicker oder dünner Schichte rosenfarbig, roth und violetroth. No. 7 giebt immer blau.

Diese Darstellungsart des Cassius'schen Purpurs ist sehr praktisch, denn das destillirte Wasser lässt sich durch filtrirtes Flusswasser ersetzen, und die Quantitäten, in jedem Verhältnisse, lassen sich verzehnfachen. So z. B. nahm ich zur Darstellung der No. 3

Lit.	
4,0	Wasser,
0,1	Goldlösung,
0,1	Zinnlösung.

Es entsteht selbst dadurch noch der Vortheil, dass die Producte sich leichter behandeln lassen.

Von der Anwendung der Purpurfarben.

Die Anwendung der Purpurfarben hängt von dem Zusammenwirken mehrerer besonderer Umstände ab, die ich hier auführen will, da sie mit meiner Ansicht vollkommen übereinstimmen.

In der Porcellan- und Glasmalerei mengt man die Purpuro zuvörderst mit einem leicht schmelzbaren Flusse. Da nun das Brennen in einem Muffelofen geschieht, dessen Temperatur den Schmelzpunkt des Goldes nicht erreicht, oder, wenn er auch darüber erhitzt würde, die Erhaltung der gemalten Gegenstände es erheischt, dass die Erhitzung langsam vor sich gehe, so kann unterdessen der Fluss die chemische Verbindung leicht bewirken, welche später den hohen Temperaturen sich widersetzt.

Bei dieser Art Operationen hat man folgende Cautelen zu beobachten. Man vermeide allen Staub, wenn man die Producte mit Wasser oder ätherischen Oelen anreibt; letztere lasse man langsam sich verflüchtigen, damit nicht eine Spur von Kohle auf der Malerei zurückbleibe, denn sonst wird das Oxyd des Flusses reducirt und es entsteht eine Legirung von Gold und Blei. Das Blei oxydirt sich aufs Neue und der Fluss wird wieder durchsichtig, aber die Farbe bleicht weg. Das Gold bleibt alsdann nur in kleinen mikroskopischen Flitterchen zurück, welche man zuweilen mit bloßem Auge sehen kann.

Sind die Purple, welche man zum Malen zerreiben will, erst lange nach ihrer Bereitung gewaschen worden, oder war diess unvollständig geschehen, so halten sie zu viel Zinn zurück und, nach dem Brennen, ist die Farbe milchig und zuweilen opalartig. Es ist dann ein wirkliches Email und ich glaube selbst, dass dieses schillernde Ansehen, das die kermesrothen Purpurfarben anzeichneth, nur von einer geringern Veränderung des Zinns herrührt.

Dasselbe, was bei den gebrannten Malereien als Uebelstand sich zeigt, ist ein Vortheil für dieselben Farben beim Aquarellmalen, u. a.; denn je mehr Zinn die Purpurfarben, die *gemärrt* werden sollen, zurückhalten, einen desto wärmeren Ton geben sie, und desto grösser ist ihre färbende Kraft.

Reibt man irgend einen Purpur oder Blattgold, oder sonst zerkleinertes Gold mit Borax oder Bleiglas, oder mit gewöhnlichem Glas zusammen, und schmilzt dann das Ganze schnell, so schmilzt jede Substanz für sich, wie wenn sie getrennt wären. Zuerst schmilzt der Borax, und ist er purpurhaltig, so hält er diesen bis zum Schmelzpunkt des Goldes in Suspension; dann aber ist kein Purpur mehr vorhanden, sondern nur kleine Goldkugeln, die sich am Boden des Tiegels sammeln. Dasselbe geschieht in den andern Tiegeln. Vermehrt man die Hitze, so nimmt der Borax, und besonders das Bleiglas und das gewöhnliche Glas, zuerst eine gelbe Farbe an; erhitzt man noch mehr, und zwar nach und nach, so viel es sich durch einen Windofen thun lässt, so werden einerseits die Gläser fahlg, grün, blaugrün; oder sie werden orangefarbig, orangeroth, geädert purpurfarbig, purpurroth. Diese Verschiedenheiten hängen von der Stärke und Dauer der Hitze ab. So, zum Beispiel, erhält man sogleich, und bei nicht sehr hoher Temperatur, die gelben, grünen und blauen Farben; durch bedeutendes Anhalten der Operation und grösstmögliches Steigern der Temperatur entstehen die purpurrothen Farben. Werden also diese Operationen in einem gutziehenden Kupellirofen vorgenommen, so erhält man bloss gelbe, grüne und blaue Farben. Geschieht diess endlich in einem Ofen mit mächtigem Luftzuge, in einem kräftigen, während wenigstens 8 Stunden unterhaltenen Feuer (ungefähr auf 200 Grammen) und lässt man die rückständige Masse langsam erkalten, so findet man sie farblos oder nur schwach gelblich,

und man braucht sie nur wieder bis zum Erweichen zu erhitzen, um ihnen eine schöne purpurrothe oder violette Farbe zu geben.

Diese Resultate erklären sehr gut den Vorgang beim Glasmelzen. Will man eine Krystallmasse purpurroth färben, so mengt man das Glaspulver mit dem Purpur, und macht mit der Fritte einige Probeschmelzungen. Ist das geschmolzene Glas gelblich opalisirend, so hält es der Glasmacher für gut und bringt es in die Hufen. Nach dem ersten Schmelzen wird der ganze Hufen ausgekelt, die Masse in Wasser abgeschreckt, und man bemerkt alsdann, dass sie topasgelb ist und lauter kleine Goldflitterchen enthält. Diese Operation wird viermal wiederholt, selbst in gewissen Fällen fünf oder sechs Mal. Die Masse ist dann gewöhnlich schön dunkel purpurroth und enthält keine Goldflitterchen mehr.

Es scheint klar bewiesen zu sein, dass der Purpur, den man zuerst zur Masse geben, für sich in kleinen Kugeln schmolz, und da bei der Temperatur der Glasöfen das Gold flüchtig ist, so wurde beim ersten Schmelzen die Masse durch eine gewisse Quantität verflüchtigten Goldes gelb gefärbt, und da, bei der spätern Operation, das Verflüchtigte sich vermehrt, so färbt das Gold die Masse purpurroth, gerade wie wenn man auf nassem Wege die Purpurfarben in einem dichten Liquidum bereitet.

Daher glaube ich, dass ein Glasfabrikant besser thun würde, Gold statt des Purpurs anzuwenden da er reinere Farben und durchsichtigere Massen erhalten würde. Diese kann er dann, durch Zusatz von Silberchlorür oder phosphorsaurem Kalk, ins Hochrothe oder Kermesrothe verwandeln ^{*)}.

Es lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, dass man, um eine Krystallmasse violett zu färben, Cassius'sches Violet anzuwenden müsse. Denn da die Bestandtheile des wasserhaltigen Violetpurpurs eine grössere Quantität Zinnoxid enthalten, welches eine geringere Quantität von Gold zwischen sich vertheilt enthält, so bleiben diese beiden Körper getrennt, bis die Masse, in welche man sie gebracht hat, geschmolzen ist. Alsdann trennt sich das Gold, zertheilt sich noch mehr in der Masse,

^{*)} Donault-Wieland färbt sein Bohnglas nur mit Goldchlorid.

und löst sich darin auf. Das Zinnoxid reducirt sich dabei größtentheils bei dieser Temperatur, und da, wie es scheint, das Zinn feuerbeständiger als das Gold ist, so schlägt sich dasselbe nieder und setzt sich auf den Boden des Tiegels. Der nicht reducirte Antheil verbindet sich mit einem kleinen Theil der Masse und bildet ein Email, das sich schaumartig ansammelt oder an die Wände des Tiegels anhängt. Ich glaube auch bemerkt zu haben, dass das Gewicht des Bodensatzes immer kleiner ist, und die Quantität Email um so größer, je höher die Temperatur gewesen, bei welcher die Operation vorgenommen wurde.

Diejenigen, welche sich mit der Färbung von Krystallmassen, mittelst Gold, beschäftigen, verwundern sich über die Leichtigkeit, mit welcher diese Massen Farben annehmen und verlieren, und über die Unbestimmtheit der bis jetzt erhaltenen Resultate.

Da ich diese Operation genauer untersucht habe, so kann ich folgende generelle Thatsachen darüber angeben. Wenn eine Masse mit Golddampf gesättigt ist, so ist sie undurchsichtig und häufig gelb. Dann kann sie für sich allein keine andere Farbenerscheinung geben und man muss sie wieder mit einer frischen Quantität farbloser Krystallmasse verschmelzen. Ist sie weniger gesättigt, so ist sie durchscheinend und zeigt, sowohl in starken als in schwachen Lagen, stets intensiv blau oder violet gefärbte Gläser. Bei noch geringerem Grade der Sättigung erhält sie eine topasgelbe Farbe, oder sie wird ganz farblos, wenn sie lange Zeit in einem heftigen Feuer gestanden hat, und langsam erkaltet ist. Wird sie wieder erweicht, so nimmt sie, wenn sie vorher farblos gewesen, eine sehr intensive weinrothe Farbe an; war sie gelb, so wird sie schön carminroth. Nimmt man z. B. ein Stück von dieser farblosen Masse, und erhitzt es nur, um es zu erweichen, so färbt es sich roth; lässt man es einige Zeit ruhig fließen, und dann langsam erkalten, so entfärbt es sich aufs Neue. Lässt man es wieder erweichen, so wird es rothviolet; werden dieselben Operationen wieder vorgenommen, so färbt es sich violet, dann blau und endlich entfärbt es sich wieder und nimmt gar keine Farbe mehr an, wenn man es nicht, wie das erstemal, erhitzt, damit das Gold sich verflüchtigt und in der Masse sich auflöst.

Uebrigens könnte ich den Massen alle prismatischen Farben

geben, sowohl durch Anwendung der Purpüre, des Goldchlorids, Kaligoldes oder metallischen Goldes; die Glasmassen mochten an das Gold Sauerstoff abtreten können oder nicht, sowohl bei Zutritt der Luft, als ohne denselben; es kam nur darauf an, den Grad und die Dauer der Hitze abzuändern, denn hierbei scheint alles von der Temperatur abzuhängen. Man erhält oft Purpur durch Schmelzen und starkes Erhitzen des Goldes. Ich habe selbst grosse, feine Goldbarren gesehen, welche nur wenig Silber enthielten, wie diess bei dem feinen Golde, das im Handel vorkömmt, der Fall ist, und welche, bloss durch Zusammenschmelzen mit Borax, ganz mit einer rubinrothen Purpurgläte sich überzogen hatten. Seither habe ich dasselbe beim Schmelzen des $\frac{130}{1000}$ haltigen Goldes bemerkt; aber ich fürchtete, dass wohl das darin enthaltene Kupfer einen Einfluss auf die Färbung ausgeübt haben mochte.

Eudlich bleibt mir noch zu sagen, dass die durch Gold erhaltenen Glasfarben die Eigenschaft haben, trüb zu werden (*se graissent*). Dieses haben noch viele andere färbende Oxyde, und es zeigt sich jedesmal, wenn die Gläser mehreremale ins Feuer müssen. Ich glaube nicht, dass dabei der Sauerstoff der Luft einen Einfluss ausüben kann, denn die farblose Krystallmasse verändert sich nicht leicht auf diese Art; ich vermüthe vielmehr, dass die Molecüle der Glasoberfläche eine Umlegung erleiden, welche, nach mehrmaliger Wiederholung, sehr sonderbare jaspisartige Gebilde hervorbringen. So giebt das Kupfer sehr klare grüne und rothe Gläser, und durch langes Aussetzen an die Luft und Einwirken des Feuers werden dieselben malachit- oder achatartig. Das Silber färbt die Krystallmassen sehr rein topasgelb und diese nehmen dann eine gelbe, jaspisartige, undurchsichtige und oft selbst weisse undurchsichtige Farbe an. Ich glaube, dass die Masse hierbei eine theilweise Entglasung erleidet. Reines Kobalt und Chrom zeigen diese Eigenschaft nicht oder nur sehr wenig; aber die mit Gold gefärbten Krystallmassen besitzen diese Eigenschaft fast eben so sehr als die mit Silber gefärbten. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, muss man so schnell als möglich, unter Anwendung der höchst möglichen Temperatur arbeiten.

Es folgt nun noch kurz die Wiederholung der Hauptresultate meiner Versuche:

1) Will man, bei der Bereitung der wasserhaltigen Purpure mittelst Zinnchlorür, gleichartige Producte erhalten, so mische man die Chlorüre sehr schnell; diess lässt sich leicht nach dem von mir beschriebenen Verfahren bewerkstelligen.

2) Der Grad der Verdünnung der Flüssigkeiten kommt bloss bis auf einen gewissen Punkt in Betracht; darüber hinaus ist er von keinem Einflusse mehr.

3) Das Zinn-Protochlorür allein vermag das Gold zu reduciren und es in Purpur zu verwandeln; das Zinnchlorid zeigt diese Reaction nicht.

Eine gewisse Quantität Zinnchlorür reducirt immer eine entsprechende Quantität Goldchlorid; wird ersteres im Uebermaass zugesetzt, so wird die Purpurbildung so sehr verzögert, dass man mit dem Aufsammeln des Purpurs warten muss, bis sich das überschüssige Zinnsalz, aus freien Stücken, zersetzt hat. Freilich kann man diese Zersetzung sehr beschleunigen, dann klumpt sich aber das noch nicht gefällte Gold auf eine sonderbare Art zusammen; und es bildet sich Blau, das, mit dem schon gebildeten Purpur, Violet erzeugt.

4) Die Säuren, das Kochsalz, das schwefelsaure Kalk, u. s. w., verzögern ebenfalls die vollständige Fällung des Purpurs.

5) Ferner, nachdem ich die genauen Bedingungen, unter welchen sich Blau bildet, angegeben hatte, wurden zahlreiche Beobachtungen angeführt, aus denen sich folgern liess, dass alle unter dem Namen *Purpure* bekannten Goldniederschläge bloss fein zertheiltes metallisches Gold sind; dass die Färbungen von dem Grade der Zertheilung abhängen, und um so heller erscheinen, je vollständiger die Vertheilung ist und umgekehrt.

6) Endlich machte ich einige Bemerkungen über die Anwendung der Purpure, und glaube dadurch einige Aufklärungen über diesen interessanten Industriezweig gegeben zu haben.

1) Ueber die Entwicklung von kohlensaurem Gas und Chlorgas aus dem Manganhyperoxyd, und über die organischen Ueberreste in einigen Mineralien,

von

A. VOGEL in München.

Schon oft hatte ich bei Bereitung des Sauerstoffgases aus schwarzem Manganhyperoxyd, Gelegenheit gehabt wahrzunehmen, dass die aus demselben entbundenen elastischen Flüssigkeiten, ausser dem Sauerstoffgas, immer etwas kohlensaures Gas enthalten, obgleich das dazu angewendete Mangan mit keiner Spur von kohlensauren Salzen vermengt war; bei einer näheren Untersuchung fand sich, dass in dem Mangan eine geringe Quantität Kohle enthalten war, und hieraus liess sich nun die Bildung des kohlensauren Gases insofern leicht erklären, dass sich der Sauerstoff des Manganhyperoxyds mit dem Kohlenstoff zu Kohlensäure vereinigt.

Es soll sich nach den Beobachtungen mehrerer Chemiker aus dem in der Natur vorkommenden Manganhyperoxyd durch Glühen stets etwas Stickstoffgas entwickeln, eine Erscheinung, welche ich, bei Vermeidung von irdenen Retorten, mit den von mir untersuchten Manganstufen, wenn ich sie in einem Plattenlauf, oder in einer eisernen Retorte glühte, nicht bestätigen konnte, obgleich an dieser Entwicklung von Stickstoffgas doch in einzelnen Fällen wohl nicht zu zweifeln sein dürfte, weil in verschiedenen Stufen Ammoniak angetroffen wird.

Bei Bereitung des Sauerstoffgases bemerkte ich ferner, dass, wenn das Manganpulver mit der Hälfte seines Gewichts concentrirter englischer Schwefelsäure vermengt, in einem Glas-

loben erhitzt wurde, sich im Anfang der Operation, ausser etwas kohlensaurem Gas und Sauerstoffgas, stets etwas Chlorgas entwickelte, welches letztere Gas durch den eigenthümlichen Geruch und durch das Entfärben einer schwachen Lackmuspinctur leicht zu erkennen war^{*)}.

Da das zu verschiedenen jener Versuche angewendete Mangaspulver aus einer Stampfmühle, in welcher es für Bleiche-reien im Grossen gemahlen wird, genommen war, so glaubte ich, dass man in der Mühle das Mangan mit Wasser benetzt habe, um das Stäuben zu verhindern, und dass diese zur Aufweichung dienende Wasser ein salzsaures Salz enthalten möchte, welches also hier durch den angegebenen Zufall in das Pulver gerathen sein dürfte.

Diese mir genügend scheinende Erklärung von jenem Phänomen gab ich auch in meinen Vorlesungen bei der hiesigen Universität als Ursache davon an, denn ich konnte mir kaum vorstellen, dass die aus den Bleikammern hervorgehende concentrirte Schwefelsäure noch merkliche Spuren von Salzsäure zurückhalte, obgleich der zum Verbrennen des Schwefels angewendete Salpeter von salzsauren Salzen niemals vollkommen frei ist, und obwohl man bei der Rectification der Schwefelsäure, in der zuerst übergehenden Flüssigkeit schwache Spuren von Salzsäure findet.

Die beiden genannten Gasarten, das kohlensaure und das Chlorgas, namentlich das letztere, entwickeln sich indessen nur am Anfange der Operation, und zwar in geringer Quantität. Durch Schütteln mit Wasser, oder noch leichter mit Kalkwasser, kann man sie von dem Oxygen gas leicht und gänzlich entfernen. Die Versuche von Mac Mullen und die von Richard Philipps und Johnston waren mir daher sehr willkommen, indem sie mich bestimmten, meine über diesen Gegenstand gefasste Meinung wieder anzugeben.

Mac Mullen, welcher die Entwicklung von Chlorgas ebenfalls bemerkte, nahm an, dass in dem natürlichen schwarzen Braunstein eine Chlor-Verbindung vorhanden sein müsse^{**)} § 14

^{*)} Obige Bemerkung des Entweichens von Chlorgas ist auch von Herrn Dr. Emil Dington und unstreitig von andern Chemikern gemacht worden.

^{**)} S. *Annals of Philos.* Febr. 1827. S. 142.

diese Meinung wurde von Richard Philipps dahin berichtigt, dass einige sehr reine Braunersteinarten aus England und Deutschland etwas Chlorcalcium nebst schwefelsaurem Kalk enthalten *). Kane hingegen schreibt die Bildung des Chlors einer geringen Menge Salzsäure, welche sich stets in der englischen Schwefelsäure befinden soll, zu.

Da nun hinsichtlich der Resultate von Philipps und anderer Chemiker der Gegenstand unentschieden blieb, so wiederholte ich die Versuche, indem ich krystallisirtes Mangan fein pulverte, und mit Wasser anskochte. Die filtrirte Flüssigkeit ganz bis zur Trockne abgeraucht, liess eine schmutzige gelbe Masse zurück, welche an der Luft nur wenig Feuchtigkeit anzog. In heissem Wasser wieder aufgelöst, wurde die Flüssigkeit durch salpetersaures Silber stark getrübt; ebenso durch salzsauren Baryt und durch kohlensaures Ammoniak. Durch Ammoniak erfolgte keine Trübung, wodurch erwiesen wird, dass kein Manganzinn, und auch keines, welches Bittererde oder Thonerde zur Basis hat, anwesend war.

Es geht ferner hieraus hervor, dass das kochende Wasser aus einem krystallisirten und fein gepulverten Manganhyperoxyd, salzsauren Kalk mit Gyps aufgelöst hat, wie diess schon von Richard Philipps angezeigt war.

Das Manganhyperoxyd, was nun zu wiederholten Malen mit Wasser ausgekocht und dann scharf angetrocknet war, wurde zu Versuchen verwendet.

Es ergab sich, dass, wenn es mit englischer Schwefelsäure erhitzt wurde, sich stets Chlorgas entwickelte, eine Erscheinung, welche mit deutscher Schwefelsäure aus Vitriol, auf gewaschenes Manganhyperoxyd, nicht stattfand, woraus hervorgeht, dass die Entwicklung des Chlorgases nur der geringen Menge Hydrochlorsäure, welche in der englischen Schwefelsäure enthalten ist, zugeschrieben werden kann.

Ich hatte anfangs an die Möglichkeit geglaubt, dass, wenn man Manganhyperoxyd mit concentrirter Schwefelsäure erhitzt, sich etwas oxydirtes Wasser bilden könnte, welches in den übergehenden Dämpfen enthalten wäre, obgleich man wohl weiss, dass das oxydirte Wasser keine so hohe Temperatur ertragen

*) S. *Annals of Philos.* April 1827. S. 341.

kann. Da nun die von Globert dargestellte oxydirte Schwefelsäure von Herrn Hofrath Kastner für oxydirtes Wasser erkannt ist^{*)}, und da Herr Dr. Emil Dingler der Meinung ist, dass sich oxydirtes Wasser bilden müsse, wenn man Manganoxyperoxyd mit einem grossen Ueberschuss von stark verdünnter Schwefelsäure bei gelinder Wärme digerire^{**)}, so habe ich über diesen Gegenstand noch einige Versuche angestellt.

Eine Unze des ausgekochten Mangankpulvers wurde mit 6 Unzen Wasser, welches mit 6 Quentchen concentrirter Schwefelsäure aus dem Vitriole vermengt war, in einer gut verstopften Flasche oft geschüttelt. Nach Verlauf von einigen Stunden nahm das säuerliche Wasser einen dem Chlor nicht unähnlichen Geruch an. Als ich eine Unze braunes Bleihyperoxyd auf ähnliche Weise mit 6 Unzen Wasser und 6 Quentchen deutscher Schwefelsäure, in einem verschlossenen Glase schüttelte, hatte das Wasser in der nämlichen Zeit einen viel stärkeren Geruch nach Chlor angenommen, als das mit Mangan geschüttelte. Das Wasser, welches vom braunen Bleihyperoxyd abgossen war, hatte auch die Eigenschaft, die Lakmstinctur viel stärker zu bleichen, als wie diess mit dem Mangankwasser der Fall war. Nach einigen Tagen goss ich die Flüssigkeit vom Bioxyd klar ab, und ersetzte sie wieder durch ein Gemeng von 6 Unzen Wasser und 6 Quentchen Schwefelsäure. Als diess wieder einen Tag bei 15° R. gestanden hatte, entwickelten sich aus dem Bodensatz keine Gasbläschen mehr, und das Wasser nahm wieder den eigenthümlichen Geruch an, so wie die Eigenschaft Lakmstinctur zu bleichen. Als es an Stärke nicht mehr zuzunehmen schien, goss ich es abermals von dem noch braunen Bodensatz ab, vermengte es mit dem ersteren, und brachte einen Theil davon unter den Recipienten der Luftpumpe, neben eine offene Schale mit concentrirter Schwefelsäure; allein die Quantität der darin enthaltenen Schwefelsäure war zu gross, um von der geringen Menge des sich auf diese Weise gebildeten oxydirten Wassers irgend einen Nutzen zu erwarten. —

Bei dieser Gelegenheit füge ich noch die Bemerkung hinzu,

*) S. dessen Archiv Band 12. S. 497.

**) S. Dinglers Journal. Band 26. S. 253.

dass ich Spuren von organischen Stoffen in vielen Mineralien, in welchen man sie eben nicht erwarten konnte, angetroffen habe. Dahn gehören das *Manganhyperoxyd* selbst, die *Hornblende*, der *Nepelin*, der *Asbest*, der *Kiebachiefer*, der *Adularfeldspath*, der *Zeolit*, der *elastische Sandstein* etc. Um sich von der Gegenwart dieser organischen Stoffe in einem Mineral zu überzeugen, bedarf es weiter nichts als dasselbe einige Minuten mit destillirtem Wasser aufzukochen, das Wasser nach dem Erkalten klar abzugliessen, ohne zu filtriren (um den organischen Stoff im Papier zu vermeiden) und alsdann das Wasser, nachdem es mit einigen Tropfen salpetersaurem Silber versetzt ist, an die Sonne zu stellen; war im Mineral eine organische Substanz enthalten, so wird das mit Silbersalz versetzte Wasser in kurzer Zeit an der Sonne *weiß* werden. Nun könnte man zwar glauben, dass es Staub von organischen Stoffen sei, welcher mechanisch den Mineralien anhängt; allein die mit Wasser sorgfältig abgewaschenen Mineralien bringen noch die nämlichen Erscheinungen hervor, wenn man sie, selbst zu wiederholten Malen, mit Wasser kocht, was freilich mit den Thonarten, welche eine grössere Menge organischer Ueberreste enthalten, in einem noch höheren Grade der Fall ist.

2) *Alle Notizen aus meinem Tagebuch,*

von

J. W. DOERREBRINK.

L. Rigeon (s. *Berzelius Jahresbericht*, 12. Jahrg. S. 36) hat beobachtet — und die Beobachtung ist mir vom Hrn. Dr. Neef mündlich bestätigt worden — dass ein Gemische von 80 Th. Wasser mit 1 Th. Salpetersäure und 1 Th. Schwefelsäure das Zink in weit geringerer Menge auflöst, als dasselbe von einem Gemische aus 80 Th. Wasser und 1 Th. Schwefelsäure *ohne* Salpetersäure aufgelöst wird. Diese Erscheinung kam mir anfangs sonderbar vor, doch erinnerte ich mich bald des Umstandes, dass bei Einwirkung der Salpetersäure auf solche Metalle, welche das Wasser zersetzen, immer Ammoniak

gebildet wird und ich sprach gegen Hrn. Dr. Naef sogleich die Vermuthung aus, dass nur das Auftreten dieser Basis jenen Erfolg bestimmen könne, weil dieselbe einen Theil der Schwefelsäure neutralisirt und unwirksam macht. Besonders deshalb angestellte Versuche haben meine Vermuthung gerechtfertigt, nämlich dargethan, dass durch die Reaction jenes Säuregemisches auf Zink nicht bloss Zinksalz, sondern auch Ammoniaksalz gebildet wird, welches letztere sich sogleich offenbart, wenn man die Flüssigkeit mit Kalkhydrat oder Kali vermischt und bis zum Sieden erhitzt.

Der Theorie nach sollte ein mit Wasser verdünntes Gemisch von 9 bis 10 Atomen Schwefelsäure und 1 Atom Salpetersäure das Zink ohne Entwicklung von Wasserstoffgas auflösen, weil in ihm die Bedingung enthalten ist, im Contacte mit Zink 1 Atom einfach- oder zweifachschwefelsaures Ammoniak und 8 Atome schwefelsaures Zinkoxyd zu bilden, wenn nämlich durch den Sauerstoff der Salpetersäure 5 und durch den des Wassers der Schwefelsäure 3 Atome Zink oxydirt und 3 Atome Wasserstoff zur Basirung von 1 Atom Stickstoff — dem Reducte der Salpetersäure — verwendet werden; aber das Experiment oder vielmehr das Resultat desselben entspricht nicht ganz der Theorie, denn es entwickelt sich aus jenem Gemische Hydrogenegas und bei einem grössern Verhältnisse von Salpetersäure Stickstoffoxydgas. Es giebt aber gewiss eine Mischung von Schwefelsäure und Salpetersäure, aus welcher sich bei Berührung mit Zink weder das eine noch das andere der genannten Gase entwickelt; nur ist mir die Ausmittlung desselben nicht gelungen.

Dass auch bei Einwirkung der unvermischten wässerigen Salpetersäure auf Zink, Eisen u. s. Ammoniak gebildet werde, ist gewiss längst bekannt und ich sage daher heute nichts Neues.

II. Man hat behauptet, dass mehrere als Nebenprodukte gewonnene Mangansalze in den Färbereien zum Auflösen des Indigs gebraucht würden. Ein sehr geachteter und glaubwürdiger Mann in Elberfeld schreibt mir aber, dass jene Behauptung falsch sei und dass das Manganoxydul nicht die Eigenschaft des Eisenoxyduls, den Indig zu deoxydiren und auflöslich zu machen, besitze, wovon auch ich mich durch Prüfung dieser

fremdlichen Belehrung auf dem Wege des Experiments vollkommen überzeugt habe.

Bald nach dieser Prüfung bot sich mir die Gelegenheit dar, die wahre Anwendung jener Salze in den Färbereien (oder vielmehr Zeugdruckerereien) kennen zu lernen. Ein preussischer Kattunfabrikant sandte mir nämlich eine Probe sogenannten englischen Kattuns von eigenthümlich unbraunartiger Grundfarbe mit der Bitte, dass ich versuchen möchte, die chemische Natur des aufgedruckten Pigmentes zu ermitteln. Ich unterzog mich gern dieser Untersuchung, weil der Gegenstand mich in ästhetischer Hinsicht interessirte, und fand nach wenigen Reactionsversuchen, dass das die Grundfarbe bildende Pigment nicht von organischer, sondern metallischer Natur sei und ganz in demjenigen Manganoxyde bestehe, welches durch ein schwaches Glühen des kohlensauren Mangan-Oxyduls unter Zutritt der Luft gebildet wird. Der Kattun entwickelte nämlich beim Befechten mit Salzsäure Chlor, verlor dabei ganz seine Farbe und entliess darauf an destillirtes Wasser eine salzsaure Verbindung, welche von kohlensaurem Natron *weiss*, von Chlorcalcium *gelbbraun* und von Schwefelammonium *fleischröthlich* gefüllt wurde und beim Erhitzen einer bis zur Trockne abgedampften Probe mit überschüssigem Kalihydrat mineralisches Chamaeleon von ausgezeichnet schöner Farbe bildete.

Jenes als Grundfarbe dienende Manganoxyd wird wahrscheinlich aus dem Manganvitriol und Manganchlorür dargestellt, kann aber schnell und ohne viele Umstände auf die Art bereitet werden, dass man gepulverten Braunstein in einem flachen Gefässe erhitzt und dann, unter fleiszigem Umrühren Alkohol eintröpfelt, so lange, bis das Hyperoxyd in das unbraunartige Oxyd verwandelt ist. Dieser Process geht schnell unter glühendem Verbrennen des Alkohols und mit Entwicklung von Lampensäure von statten, wobei jeder Krystall des Hyperoxyds in die kleinsten Staubtheilchen zerfällt.

3) *Bleichung der Wolle und der Federn.*

Vauquelin's Versuchen zufolge entzieht zwar schon lauwarmes Wasser der rohen Wolle den sogenannten Wollen-

schweiss, leichter aber geschieht diess durch faulen Harn, in welchem indessen bloss das kohlensaure Ammoniak wirkt. Kastner überzeugte sich durch einige Versuche, dass man die rohe Wolle nicht nur vom Schweisse säubern, sondern auch unbeschadet ihrer Elasticität von ihrer natürlichen gelblichen Färbung auf diesem Wege befreien kann. Harngeist, d. h. mit Thierkohle unter Zusatz von etwas Fett (Talg, Butter) destillirter, vollkommen gefaulter Harn vertritt das kohlensaure Ammoniak vollkommen und hinterlässt die rohe Wolle, wenn er mit derselben hinreichende Zeit in gelinder Wärme in Berührung gewesen ist, rein von allem Schweiss und sehr weiss. Der Verf. wurde zu dieser Erfahrung durch einige Versuche über Bleichung der Schmuckfedern geleitet, worüber er folgende Bemerkungen macht:

Da die durch Verbrennen des Schwefels erzeugte schwefeliche Säure, wenn sie zu heiss einwirkt, nebst der Bleichung auch leicht nachtheilige Krümelung der Federfahnentheile hervorbringt, so zog ich es mit günstigerem Erfolge vor, für diesen Zweck statt der gasförmigen schwefeligen Säure die in Wasser gelöste tropfbare anzuwenden, fand aber späterhin, dass tropfbares kohlensaures Ammoniak (Harnspiritus) gleichen Dienst in kurzer Zeit leiste. Bleichung der Federn nach Art der Entschälung der rohen Seide mittelst Soda oder mit Baumölseifenlösung gelingt nur unvollkommen, geht aber zweckmässig der Behandlung mit schwefeliger Säure oder kohlensaurem Ammoniak voran. Auch die Darmsalzen gewinnen durch Behandlung mit Ammoncarbonat an Weisse.

Kastn. *Archiv Bd. VII. 2 u. 3. 409.*

4) *Balsammaleri.*

Copivahalsam statt des Oels und genau wie dieses zum Malen angewandt, gibt nach Lucanus Farben, welche weit klarer und leuchtender als Oelfarben sind und so schnell austrocknen, dass man das heute Untermalte schon morgen übermalen und am dritten Tage vollenden kann, was einen wesentlichen Vortheil gewährt, besonders zu Studien nach der Natur und für Porträtmaler; dagegen diese Farben insofern den Oelfarben nachstehen, als sie durch Terpentinöl und Weingeist

wieder aufgelöst werden (während sie dem Wasser vollkommen widerstehen). Der Verfasser überzieht daher jeden Auftrag, sobald er trocken ist, zuerst mit einer Auflösung von Hausenblase, dann mit einer Auflösung von Schellack in Weingeist, wodurch die eingeschlagenen Farben zugleich Glanz und Südlit erhalten; worauf man sehr dreist übermalen kann, selbst mit Oelfarben und eben so wie bei der Oelmalerei. Die ganz vollendeten Gemälde, sie mögen mit Balsamfarben allein oder zuletzt mit Oelfarben vollendet sein, werden, mit Dammarfirnis überzogen, in auffallender Farbenpracht erscheinen und sind von Oelgemälden sehr wenig zu unterscheiden. Mehrere Künstler werden auf Veranlassung des Verfassers die Balsamfarben theils für sich, theils zum Untermalen von Portraits, schon seit längerer Zeit mit gutem Erfolge an.

(*Allg. Anz. 1833. No. 298. S. 3744—3745.*)

5) *Claralinkerzen.*

Als die beste Vorschrift zur Bereitung der sogenannten Claralinkerzen (*chandelles claralines*) theilt das Journ. des connoiss. nouvelles 1833 août, p. 112.) folgende mit:

2 Unzen Salmiak, 2 Unzen einfach kohlensaures Kali und eben so viel Hausenblase, werden jedes für sich in einer hinreichenden Menge Wasser aufgelöst, dann unter 15 Pfund schönen geschmolzenen Talg gemengt und aus dieser Masse nach gewöhnlicher Art Kerzen gegossen.

6) *Mittel, dem Weine den Fass- und Schimmelgeschmack zu nehmen.*

Der Wein nimmt, wenn er in riechende Fässer gebracht wird, bekanntlich sehr leicht den Fass- oder Schimmelgeschmack an. Diesen Geschmack wieder zu entfernen, ist es am besten, den Wein in eine Blüte zu bringen, in welcher Wein gährt, indem die Gährung diesen Geschmack und Geruch gänzlich zerstört. Ist diess nicht möglich, so soll man den Wein, so wie man den erwähnten Geschmack an ihm bemerkt, sogleich in ein anderes Fass geben, ihn stark schäumen und ihn auf 2

Hektollitres zugleich 1 Pfund ungeleimtes, in 1 Litre Wasser zu einem Tolge angemachtes, Papier zusetzen. Dieses Verfahren reicht, wenn der üble Geschmack nicht zu stark ist, auf das erste Mal hin; muss indess mehrmal noch einmal wiederholt werden. — Um Fässer, ohne sie zu schwefeln, vor diesem üheln Geruche zu bewahren, werfe man eine Hand voll Pflanzblätter und 2 oder 3 Hufen voll siedendes Wasser in dieselben und schüttele sie, nachdem sie einige Augenblicke zugespundet gestanden, nach allen Richtungen, worauf man sie dann 1- bis 2mal ausspült und zuletzt mit Weingeist ausschwenkt. — Hat ein Fass bereits den Schimmelgeschmack angenommen, so nimmt man dessen Boden heraus, wäscht es mit heissem Wasser aus und überstreicht die innere Oberfläche leicht mit concentrirter Schwefelsäure, damit dieselbe verkohlt werde. Dann wird das Fass, um ihm die Säure zu benehmen, mit Kalkwasser und hierauf mit reinem Wasser gut ausgewaschen und zuletzt nach dem Trocknen mit Weingeist behandelt. Eben so behandelt man auch schimmelig gewordene Bütten, denn das Auswaschen mit Kalkwasser reicht nicht hin. Das Auswaschen mit Chlorwasser theilt dem Fasse oder der Bütte einen Geruch mit, der sich auch an dem Weine nur nach langer Zeit verliert. (*J. des conn. us. 1833. sept. p. 141.*)

7) Tissot's Verfahren, um dem Gypse und Alabaster grössere Härte zu geben.

Hr. Tissot der jüngere macht im *Journal des connaissances utiles*, December 1833, S. 321 folgendes Verfahren bekannt, nach welchem man dem Gypse und Alabaster eine grössere Härte und ein marmorähnliches Aussehen geben, und ihn auch zu Bildhauerarbeiten und zur Lithographie tauglicher machen kann. — Man nimmt die Gypslücke, so wie sie aus dem Steinbruche kommen, giebt ihnen mit der Säge, auf der Drehbank oder auf irgend eine andere Weise die gehörige Form, und lässt sie dann 24 Stunden lang auf dem Ofen, in welchem sie gebrannt werden sollen, trocknen. Haben die Stücke nur 18 Linien Dicke, so giebt man sie drei Stunden lang in einen Ofen, der so stark erhitzt ist, als es zum Brod-

backen nöthig ist; ist ihre Dicke hingegen bedeutender, so lässt man sie verhältnismässig länger im Ofen, um sie hierauf sorgfältig herausnehmen und abkühlen zu lassen. Nach dem Abkühlen werden die Stücke 30 Sekunden lang in Flusswasser getaucht, hierauf einige Sekunden der Luft ausgesetzt, und dann, je nach ihrer Dicke, neuerdings wieder 2—3 Minuten in Wasser eingetaucht. Die auf diese Weise behandelten Stücke werden dann der Luft ausgesetzt, an der sie nach 3—4 Tagen die Härte des Marmors erlangen, so dass sie polirt werden können. Will man ihnen eine Färbung geben, so muss diess eine Stunde nach dem zweiten Eintauchen des Gypses in Wasser geschehen. Vegetabilische Stoffe eignen sich am besten zur Färbung, weil sie am leichtesten eindringen. Das Poliren, welches immer die letzte Operation sein muss, geschieht auf dieselbe Weise, auf welche man den Marmor zu poliren pflegt. — Der Alabaster wird nach ebendenselben Verfahren gehärtet; um dem Bildhauer jedoch die Arbeit zu erleichtern, bringt man die Stücke erst dann in den Brennofen, wenn sie bereits aus dem Groben gearbeitet worden. Man kann auf diese Weise dem Gypse oder Alabaster die Härte und Farbe des schönsten Marmors geben, wenigstens versichert diess Hr. Tissot.

Dingl. polyt. Journ. Bd. LI. S. 75.

I.

Das Mercaptan, nebst Bemerkungen über einige andere neue Erzeugnisse der Wirkung schwefelweinsaurer Salze, wie auch des schweren Weinöls, auf Sulphurete,

VON

WILHELM CHRISTOPH ZEDER,
Professor der Chemie zu Kopenhagen.

(Beschluss von S. 413.)

Analytische Untersuchungen.

§. 27.

Das *Quecksilbermercaptid*, welches ich hierzu verwandte, habe ich stets so lange bei ungefähr 100° im schmelzenden Zustand erhalten, bis es nicht weiter an Gewicht verlor; wobei es (wenn reines Mercaptan dazu angewandt worden) unbezweifelt nichts Anderes abgibt, als lediglich *anhängendes Wasser* ^{*)}.

Die *Quecksilbermenge* suchte ich zuerst durch deren Ausscheidung zu bestimmen. Das Mercaptid wurde zu dem Ende vollständig zersetzt durch fortgesetzte Digestion mit Königscheidewasser, und hierauf wurden die Lösungen so lange mit

^{*)} Höchst wahrscheinlich enthält sogar das krystallisirte nicht einmal Wasser; das zuvor geschmolzene ist selbst in fingerriehem Zustande so wenig hygroskopisch, dass längere Zeit hindurch aufbewahrtes Pulver im Vacuo über Schwefelsäure gewöhnlich nur unbedeutenden Verlust erleidet.

neuen Antheilen von Salzsäure behandelt, als Geruch, und darübergelaltes Indigopapier (mit einer schwachen Indigolösung gefärbtes Papier) Spuren von Chlor und folglich nicht minder auch von unzersetzter Salpetersäure verriethen; nun erst fällte ich mit einer Auflösung von Zinnchlorür.

1,477 Grm. *Quecksilber-Mercaptid* lieferten bei diesem Versuch

0,903 Grm. oder 61,1374 p. C. Quecksilber.

Da diese Methode aber beinahe unumgänglich mit einem Verluste verknüpft ist, so suchte ich die Quecksilbermenge ausserdem noch synthetisch zu bestimmen.

0,409 Grm. wohl getrockneten Quecksilberoxyds wurden mit reinem Mercaptan in bedeutendem Ueberschusse behandelt und das gebildete Mercaptid hierauf einer Wärme von 100° ausgesetzt, bis es aufhörte, an Gewicht zu verlieren. Dieses belief sich alsdann auf 0,6075 Grm. Da nun 100 Th. rothen Quecksilberoxydes 92,678 Th. Quecksilber enthalten, und die verbrauchte Menge folglich 0,37906: so erhält man für 100 Th. Mercaptid:

62,303 Quecksilber.

Da die Zersetzung durch Königswasserdampf, wie bereits angeführt (§. 16.), nicht ohne Verlust von *Schwefel* zu bewerkstelligen ist, so bestimmte ich dessen Menge durch Verbrennen des Mercaptids mit Kupferoxyd in einem gewöhnlichen Verbrennungsröhre. Dem Gemenge mit Kupferoxyd war etwas zuvor geblühetes kohlensaures Natron beigemischt, und eine Lage von Kupferoxyd mit grösseren Mengen kohlensauren Natrons oben aufgeschüttet worden. Die herausgenommene Masse wurde hierauf neuerdings mit einem Gemenge von chloresaurem Kali und kohlensaurem Natron gemischt, in einem Porcellantiegel geglüht, hernach feingerieben, wiederholt mit einer hinreichenden Menge Wasser ausgekocht, endlich die filtrirte Flüssigkeit mit Salzsäure übersättigt, und, nachdem mittlerweile das Wenige, was an den Wänden der Verbrennungsröhre sitzen geblieben, mit Königswasser ausgezogen und jener Flüssigkeit zugefügt worden, zuletzt sämmtlich mit Chlorbaryum gefällt und das Gewicht des erhaltenen Sulphats nach Verbrennung des Filters bestimmt.

Es könnte vortheilhafter scheinen, die vollständige Ver-

brennung des Schwefels oder Kupfersulphurets in demselben Rohre, mit Hülfelegung von chloresaurem Kali vorzuziehen; die Ausführung der Arbeit in dieser Weise hatte mich aber bald belehrt, dass sie keinen wahren Vortheil mit sich führt, weil solche Verbrennungen (wenn man ganz sicher sein will, dass kein Sulphuret zurückbleibt) vollkommen so lange Zeit erfordern, als das Herausnehmen der Masse u. s. w. nach der andern Weise. Die Verbrennung unmittelbar im Tiegel bewerkstelligt, führt hier, wie bei vielen andern Stoffen, welche schwefelhaltige Dämpfe vor der Glühhitze abgeben, stets einen bedeutenden Verlust mit sich; weshalb auch ein Theil der vorgelagerten Schicht in der Röhre mindestens schwach rothglühend sein muss, bevor man das Gemenge selbst erhitzt. Dass neues Brennen und Auskochen mit kohlensaurem Natron weit vorzuziehen sei der Auflösung der Masse in Salpetersäure oder Königswasserdewasser, nach der Behandlung in der Röhre, ist leicht einzusehen; nur ist es räthlich, das Oxyd zu prüfen, wenn man die Abziehung für vollendet hält, indem man einen Theil in Königswasser auflöst und Chlorbaryum hinzusetzt, oder indem man das Brennen mit etwas chloresaurem Kali und kohlensaurem Natron u. s. w. von Neuem wiederholt *).

Auf diese Weise erhielt ich von 0,985 Grm. *Quecksilber-mercaptid* 1,404 Grm. schwefelsauren Baryt, folglich für 100 Th. des Mercaptids:

10,608 Schwefel.

Die Verbrennungen zur Bestimmung des *Kohlenstoffs* und des *Wasserstoffs* vollzog ich jede für sich **).

*) Das Oxyd behandelte ich gerne zuvor durch Brennen mit einem Gemenge von chloresaurem Kali und von kohlensaurem Natron, so wie durch Auskochen, um es von jeder etwaigen Spur von Schwefel zu befreien. — Das kohlensaure Natron verschaffe ich mir am leichtesten vollkommen rein durch Auslaugen des künstlichen Bicarbonats in frischerischem Zustand auf einem Filter mit kleinen Porzellan Wassern, bis die nach einiger Zeit austropfende Flüssigkeit, nicht einmal bei langem Stehen, nach Uebersättigung mit Salzsäure und Zusatz von Chlorbaryum, auch nicht die geringste Spur von schwefelsaurem Baryt verräth; hierauf presse ich die noch feuchte Salzmasse zwischen Papier aus. Um starkem Aufheissen beim Verbrennen mit dem Oxyde zu entgegen, wende ich das Salz in zuvorgeglühetem Zustand an.

**) Alle diese und die folgenden ähnlichen Verbrennungen habe ich

Bei der Verbrennung zur Bestimmung des *Kohlenstoffs* wandte ich eine Hinterlage von Oxyd mit chloresaurem Kali an, um mit deren Hilfe zuletzt die Kohlensäure aus der Röhre austreiben zu können, und gegen eine 8 Zoll lange Vorderlage von hohem Kupferoxyd und vor dieser letztern überdies noch ein Gemenge von Kupferoxyd und von braunem Bleioxyd, um nämlich desto gewisser die schwefelige Säure zurückzuhalten. Bei der Verbrennung zur Bestimmung des *Wasserstoffs* wandte ich kein chloresaures Kali an; vor der Vorderlage von Kupferoxyd und von braunem Bleioxyd brachte ich, in eine kleine Ausweitung der Röhre einige zusammengewickelte Zionspäne ein, um das Quecksilber desto sicherer zurückhalten zu können. Die Vorderlage wurde warm eingebracht; dennoch wurde das Ganze aber noch ausgetrocknet durch wiederholtes Auspumpen und Einlassen von Luft über Chlorcalcium, während die Röhre von heissem Wasser umgeben war. Das Gewicht der Kohlensäure wurde aus deren Raummfange berechnet und die Elnsaugung durch kautisches Kali bewerkstelligt.

Dergestalt erhielt ich von 0,806 Grm. *Quecksilbermercaptid* 0,429473 Grm. Kohlensäure, was für 100 Th. Mercaptid:
14,733 Kohlenstoff

giebt; und von 1,409 Grm. Mercaptid 0,382 Grm. Wasser, also für 100 Th.

3,008 Wasserstoff.

Wird nun das bei der *einfachsten* Verfahrensweise erhaltene Resultat für die Quecksilbermenge als das richtigere angenommen, so haben wir für 100 Th. *Quecksilbermercaptid*:

62,305 Quecksilber,
13,000 Schwefel,
14,733 Kohlenstoff,
3,008 Wasserstoff,

zusammen 93,046;

woraus klar hervorgeht, dass für Sauerstoff in der Verbindung nichts übrig bleibt. Dieses findet selbst statt, wenn wir die

mit der in meiner Abhandlung: *de chlorido platinum et alcoholis vini etc.* (vgl. n. Jahrb. d. Ch. u. Ph. Bd. II. 1831. Hr. 8. S. 440.) beschriebenen Lampe, wodurch ich hinfür mich sehr befriedigt finde, insbesondere nach einigen kleinen Abänderungen hinsichtlich der Größe und einigen andern am Behälter, um die Erhitzung des Weingeistes während der Arbeit zu verhüten.

kleinere Zahl für die Quecksilbermenge annehmen, und überdies stimmen alle Umstände damit zusammen.

Werden diese Zahlen nun mit den respectiven Atomzahlen dividirt, und die hierbei erhaltene Zahl von Quecksilber-Atomen als Einheit angenommen: so erhält man

$$\frac{62,193}{1283,822} ; \frac{19,658}{201,165} ; \frac{14,733}{79,437} ; \frac{3,098}{6,2399}$$

nähm wie

$$1 : 1,9833 : 3,91033 : 9,78;$$

weiches Verhältniß so nahe kommt

- 1 MG. Quecksilber,
- 2 - Schwefel,
- 4 - Kohlenstoff,
- 10 - Wasserstoff,

dass sicherlich, mindestens aus jenem Versuche, geschlossen werden kann, dieses sei die Zusammensetzung des Quecksilber-mercaptids.

Die Berechnung giebt hiernach für 100 Th. Quecksilber-mercaptid:

Quecksilber	62,163
Schwefel	19,758
Kohlenstoff	15,0148
Wasserstoff	3,0942
	100,0000

Und wenn dieses richtig ist, so haben wir für 1 MG. Mercaptum:

2 MG. Schwefel	= 492,330
4 - Kohlenstoff	= 305,748
10 - Wasserstoff	= 62,308
	zusammen 770,476

§. 28.

Um dieses nun noch näher zu prüfen, habe ich auch das *Goldmercaptid* analysirt. Ueber die Menge des Goldes habe ich mehr Versuche angestellt, als vielleicht von nöthen; die Veranlassung dazu war besonders die, dass ich das unter verschiedenen Umständen erhaltene Mercaptid dabei zum Theile zu vergleichen suchte.

Da das Verfahren hierbei bloß darin bestand, dass ich das gut getrocknete Mercaptid abwogte, durch Erhitzung (zuletzt bei vollem, eine Zeitlang fortgesetztem, Glühen in freier Luft)

verstärkte und hierauf das Gold wieder wogte, alles in demselben Gefässe: so gehört es natürlicher Weise zu der Gattung Bestimmungen, die sich mit beinahe all der Genauigkeit ausführen lassen, welche die Wage nur zulässt; und obwohl die, welche ich dormalen im Gebrauche habe, gerade keine von den *ausgezeichnetesten* neuerer Zeit ist; so gehört sie doch zu den sehr guten.

a)	0,110	Grn.	Goldmercaptid	gaben	0,084	Grn.	Gold
b)	1,342	-	-	-	0,948	-	-
c)	1,133	-	-	-	0,880	-	-
d)	0,414	-	-	-	0,316	-	-
e)	0,448	-	-	-	0,342	-	-

Dieses ist für 100 Th. Goldmercaptid

a)	76,363	Th.	Gold
b)	76,3285	-	-
c)	76,3290	-	-
d)	76,3280	-	-
e)	76,3302	-	-

c) war mit reinem Mercaptan bereitet worden; übrigens waren diese verschiedenen Portionen in mehreren Abtheilungen beim Fällen gesammelt worden, alle aber, während noch ein grosser Ueberschuss von Mercaptan vorhanden war.

Kine, auch blos flüchtige Berechnung lehrt alsbald, dass dieses Resultat bei weitem nicht zusammenstimmt mit einer dem angewandten Chlorid entsprechenden Zusammensetzung, d. h. mit einer Zusammensetzung von 2 MG. Gold auf 3 MG. Mercaptan. Wird das Goldmercaptid aber als eine Verbindung von 2 MG. Gold = 2486,026 und 1 MG. Mercaptan = 770,476 berechnet, so erhält man für 100 Th. Goldmercaptid:

76,34 Th. Gold.

Die Uebereinstimmung ist folglich hier so gut als vollkommen.

Chemisch gebundenes Wasser habe ich im Goldmercaptide nicht wahrnehmen können; auch ist es beinahe eben so wenig hygroskopisch als das Quecksilbermercaptid.

Um auch in den übrigen Hinsichten die Zusammensetzung des Mercaptans zu prüfen, habe ich wiederum die Mengen jedes seiner Elemente zu bestimmen gesucht; und da eine, übrigens unbedeutende, Abweichung beim Schwefel und beim Kohlenstoff leicht einige Unsicherheit in Hinsicht auf den *Wasserstoff* mit sich führt, wenn nicht die Menge dieses letz-

tern, so zu sagen, für sich selbst fest steht; so stellte ich darüber zwei Versuche an. Das Verfahren war hier wie bei dem Quecksilbermercaptide, mit Ausnahme der Vorlegung von Zinnspänen, welche hier, wie sich von selbst versteht, wegfel, und der Besützung eines Zusatzes von etwas geglähetem kohlensauren Natron, anstatt des braunen Bleioxydes, um die schwefelige Säure zurückzuhalten. Grund hierzu gab, dass ich bei mehreren Gelegenheiten beobachtet hatte, dass das Bleioxyd im Allgemeinen, und das lockere braune Bleioxyd insonderheit, in dem Grade wasseranziehend ist, dass man nicht bloß eine längere Zeit als sonst anwenden muss zum Austrocknen der Röhren-Ladung durch die Luftpumpe, und zugleich dafür zu sorgen hat, dass die Stelle, wo das Gemenge mit dem Bleioxyde sich befindet, dabei recht gut erhitzt wird; sondern man muss auch sehr viel Vorsicht beobachten, dass kein Wasser wiederum eingesaugt werde von jener Verdrilage nach dem Verbrennen, was alles, obschon jederzeit in gewissem Grade vorzūthun, doch minder schwierig ist bei Anwendung des geglähetes kohlensauren Natrons. Aber ein Uebelstand ist dabei, dass man dann, wie sich von selbst versteht, genöthigt ist, die gleichzeitige Bestimmung des Kohlenstoffs aufzugeben. Die Stelle, wo das Gemenge des Oxydes mit dem kohlensauren Natron sich befand, hielt ich übrigens fern vom eigentlichen Glähen.

A) 0,791 Grm. gut getrocknetes Goldmercaptid gab dergestalt 0,136 Wasser, was für 100 Th. Mercaptid beträgt:

1,908 Wasserstoff.

B) 0,571 Grm. getrocknetes Mercaptid gab 0,10 Grm. Wasser; diess giebt für 100 Th. Mercaptid:

1,944 Wasserstoff.

Die Mittelzahl davon ist:

1,922.

Die Berechnung nach der für das Mercaptum angenommenen Zusammensetzung giebt für 100 Th. Goldmercaptid:

1,916101 Wasserstoff.

Die Menge des Schwefels bestimmte ich ganz in derselben Weise, wie bei dem Quecksilbermercaptide.

1,055 Grm. Mercaptid gaben 0,973 gegläuhten schwefelsauren Baryt, was für 100 Th. Mercaptid beträgt:

12,724 Schwefel.

Die Berechnung giebt:

12,5547.

Das hierzu angewandte Mercaptid war mit bloß gereinigtem Mercaptan bereitet worden und hatte eine etwas gelbliche Farbe; vielleicht rührt deshalb jener, übrigens hier nicht bedeutende, Ueberschuss von einer Spur Schwefelgoldes im Mercaptid her.

Der Kohlenstoff wurde ebenfalls in der beim Quecksilbermercaptid angeführten Weise bestimmt.

0,518 Grm. gänzlich farblosen mit reinem Mercaptan dargestellten, Goldmercaptides gaben 0,1769 Grm. Kohlensäure; und da hierin 0,048914 Grm. Kohlenstoff belladlich, so haben wir durch diesen Versuch für 100 Th. Goldmercaptid:

9,4429 Kohlenstoff.

Die Berechnung giebt:

9,38894.

§. 29.

Als Mittelzahl aus den Resultaten der Versuche mit dem Quecksilbermercaptid und dem Goldmercaptid haben wir also für 100 Th. Mercaptum:

Kohlenstoff = 39,200

Wasserstoff = 8,078

Schwefel = 32,876

100,154

Die Formel für dasselbe ist folglich $C_4 H_{10} S_2$, und seine stöchiometrische Zahl, wie bereits schon angeführt: 770,476; diese giebt für 100 Th. Mercaptum:

Kohlenstoff = 39,0829

Wasserstoff = 8,0089

Schwefel = 32,2185

Für das Quecksilbermercaptid = $Hg + C_4 H_{10} S_2$, dessen Zahl 2036,298 ist, giebt die Berechnung:

Quecksilber = 72,163

Mercaptum = 37,837

und der Versuch gab:

Quecksilber = 62,395

Mercaptum = 37,605

Für das Goldmercaptid = $\text{Au}_2 + \text{C}_4 \text{H}_{10} \text{S}_2$, dessen Zahl folglich 3256,502 ist, giebt die Berechnung:

Gold	= 76,34
Mercaptum	= 23,66

und die Versuche gaben:

Gold	= 76,337
Mercaptum	= 23,663

§. 30.

Als Beweis für die §. 24 angegebene Zusammensetzung des Platimmercaptids kann ich nur Einen Versuch mit einem solchen anführen, welches mit bloß gereinigtem Mercaptan dargestellt worden war; auch konnte ich es nur in sehr geringer Menge dazu anwenden. Das Resultat war indess entscheidend, indem nämlich 0,139 Grm. des gut getrockneten Mercaptids 0,086 Grm. Platin lieferten, was für 100 Th. Mercaptid

61,57 Th. Platin

beträgt. Berechnet als eine Verbindung von

1 MG. Platin	= 1233,26
1 - Mercaptum	= 770,476
zusammen	<hr/> 2003,736

enthalten 100 Th. Platimmercaptid

61,548 Platin.

Hier gilt daher in sofern dasselbe, wie bei dem Goldmercaptid, als das entstandene Mercaptid nicht gleich gebildet ist dem angewandten Chloride.

§. 31.

Dass das Mercaptan, was die Grundbestandtheile anlangt, nur durch 2 MG. Wasserstoff von dem Mercaptum sich unterscheidet, folgt auch schon bloß daraus, daß es durch trocknen Schwefelwasserstoff ($\text{H}_2 \text{S}$) aus dem Quecksilbermercaptide frei, indem dieses Hg S wird; und hiermit übereinstimmend entstehen bloß Wasser oder Salzsäure bei Einwirkung des Mercaptans auf Quecksilberoxyd oder Quecksilberchlorid.

Bevor ich jene für die Beschaffenheit des Mercaptans entscheidende Thatsache erhalten hatte, stellte ich einen eigentlichen Versuch an, die Wirkung auf das Oxyd betreffend, vornehmlich jedoch, um zu sehen, ob, bei Anwendung von dem

blos durch Destillation gereinigtes Mercaptan, nicht andere Stoffe aufräten; denn es kam mir damals wahrscheinlich vor, dass der auf das Metalloxyd wirkende Stoff nicht frei in dem Aether sich befände, sondern in wahrer chemischer Verbindung mit einem andern Körper. Ich leitete in dieser Hinsicht den Dampf von gereinigtem Mercaptan so lange auf zuvor sorgfältig getrocknetes Quecksilberoxyd in einer mit Vorlage und Gasleitungsröhre verbundenen Röhre, bis der grösste Theil des Oxyds in Mercaptid verwandelt war; allein ich erhielt dabei, ausser Wasser, nur, und zwar in sehr geringer Menge, einen ätherartigen Körper von derselben Beschaffenheit, wie der, welcher bei den Rectificationen zurückbleibt.

Ich habe ausserdem, zum Ueberfluss, auch noch die Luft untersucht, welche sich bei Einwirkung des reinen Mercaptans auf Kalium entwickelt. Sie wurde über einer Auflösung von Bleizucker gesammelt und gebötig damit zusammengeschüttelt, bis sie dergestalt vom eingemengten Mercaptandampfe befreit war. Nun wurde sie durch einen elektrischen Funken mit $\frac{1}{2}$ Masse Sauerstoffgas verbrannt, wobei sie vollständig verschwand.

In Folge dieses und des ganzen übrigen hierhergehörigen Verhaltens zusammengenommen ist das Mercaptan also, was die Elemente anlangt = $C_4 H_{12} S_2$; und dafern das Metall in den Metallverbindungen, welche es liefert, wirklich ein selbstständiges Glied ist, so sind unzweifelhaft auch die 2 MG. Wasserstoff des Mercaptans das eine Glied dieser Zusammensetzung. Der systematische Name desselben würde dann *Wasserstoffmercaptid* (*Bismmercaptid*) oder *Hydromercaptum* sein, seine Formel $H_2 + C_4 H_{10} S_2$, seine stöchiometrische Zahl 782,9556 und 100 Th. würden enthalten:

Kohlenstoff 39,05040

Wasserstoff 9,50345

Schwefel 51,28396

Betrachtungen über die Zusammensetzungsweise der hierhergehörigen Verbindungen.

§. 32.

Ich habe hier in Betreff der Zusammensetzungsweise des Mercaptans die Hypothese gewählt, dass es $H_2 + C_4 H_{10} S_2$,

und dass folglich die Verbindungen, welche ich Metallmercaptide genannt habe, $M + C_4 H_{10} S_2$ seien, weil wir damit das merkwürdige Verhalten des Mercaptans, namentlich mit Kalium, mit gewissen Oxyden und Chloriden, so wie das Verhalten der Mercaptide mit Schwefelwasserstoff, und, wenn man will, mit Kalk und mit Säuren, alles in Uebereinstimmung mit dem ganz ähnlichen Verhalten der Schwefelblausäure oder der Blausäure, so wie der Cyanide oder der Sulphocyanide, erklären können.

Deswegenachtet aber, und obschon es unter allen Umständen eben so zulässig ist, das Mercaptan als besonderes Glied in Verbindungen anzunehmen, wie das Benzoyl, gewisse wasserfreie Säuren u. s. w., wiewohl es noch nicht isolirt dargestellt worden, so veranlasst dieser Umstand doch, wie sich von selbst versteht, überall, dass die Vorstellung mehr eigentlich hypothetisch bleibt, als bei den meisten anderen Verbindungen. Es ist folglich in solchen Fällen, so zu sagen, mehr Spielraum für andere Hypothesen; ja es ist auch grösserer Grund, andere zu prüfen, vorhanden.

Und was nun in diesem Betracht das Mercaptan anlangt, so scheint hier, wie die Sachen jetzt noch stehen, Veranlassung oder mindestens der Ort zu sein, folgende Fragen einer, wo möglich, nähern Prüfung zu empfehlen:

Ist es, wie angenommen:



und sind die Metallverbindungen folglich



Oder ist es:



und sind die Metallverbindungen folglich:



Oder ist es:



und folglich die Metallverbindungen:



Bei der Formel b) würde das Mercaptan nämlich in seiner Zusammensetzungsweise dem Stoffs analog, welchen ich vor einer Reihe von Jahren unter dem Namen *Schwefelwas-*

erstoff-Schwefelblausäure ($H_2 + C_2 N_2 S_2$) + $H_2 S$ beschrieben habe *), dessen Metallverbindungen, z. B. die Kupferverbindung, sich deutlich verhält wie $(H_2 + C_2 N_2 S_2) + Cu S$; und bei der Formel c) träte das Mercaptan in eine Reihe mit dem Chlorwasserstoffäther und demselben verwandten Verbindungen, jedoch mit dem Unterschiede, dass es 2 MG. von der Säure enthält, anstatt dass jene indifferenten Aetherarten nur 1 MG. enthalten; und das Mercaptan erhält hierdurch zugleich eine Geschlechts-Analogie mit der Schwefelweinsäure.

Doch giebt es sicher von mehreren Seiten her überwiegende Gründe für die erste Vorstellungsweise; namentlich scheint die Vorstellung, das Metall sei im geschwefelten Zustand in den Mercaptiden vorhanden, nicht zu stimmen mit der Wirkung des Schwefelwasserstoffs auf dieselben, und die Feuerentwicklung, welche sich bei Zersetzung des Platinnercaptids zeigt, scheint anzudeuten, dass das Metall erst während derselben in Verbindung trete mit dem Schwefel.

§. 33.

Unter allen Umständen verdient gewiss der in Betracht gezogen zu werden, dass die elementare und dergestalt thätliche Zusammensetzung des Mercaptans ganz der des Alkohols: $C_4 H_{12} O_2$ entspricht, so dass folglich hier der Schwefel höchst wahrscheinlich die Stelle des Sauerstoffs vertritt, wie bei so vielen Schwefel-Metalverbindungen.

Ja wir können jetzt eine solche Zusammenstellung mindestens noch einen Schritt weiter verfolgen, da nämlich das, was das Metall vom Mercaptan aufnimmt, nämlich $C_4 H_{10} S_2$, was für eine Vorstellung man sich auch davon machen möge, in derselben Weise dem Holzgeist entspricht, welcher, wenigstens nach Liebig's Analyse, $C_4 H_{10} O_2$ ist. — Endlich ist es wahrscheinlich, dass von den übrigen hierhergehörigen Producten eins 2 MG. Wasserstoff und 1 MG. Schwefel weniger, als das Mercaptan enthalten und folglich die elementare Zusammensetzung $C_2 H_{10} S$ besitzen, sich also dergestalt mit dem Aether $C_4 H_{10} O$ in Parallele stellen werde.

*) Vgl. Dansk Videnskaberne Selskabs naturvidensk. og mathem. Aft. 2den D. S. 105 (auch Jahrb. d. Chem. u. Phys. Bd. XI. (1821) S. 202.).

Bei solchen Analogien in Hinsicht auf die elementare Zusammensetzung scheint aber auch Grund vorhanden zu sein, Uebereinstimmung in Hinsicht auf die Zusammensetzungsweise zu vermuthen, so dass, wenn z. B. der Alkohol (was bis zur jüngsten Zeit allgemein angenommen wurde) = $C_4 H_9 + 2 H_2 O$, wahrscheinlich das Mercaptan ebenfalls = $C_4 H_9 + 2 H_2 S$ ist, und umgekehrt, wenn das Mercaptan = $H_2 + C_4 H_{10} S_2$, möglicherweise auch der Alkohol = $H_2 + C_4 H_{10} O_2$ ist. — Schon die gegenwärtigen Thatsachen scheinen eine solche Vermuthung nicht in dem Grad abzuweisen, dass nicht Grund vorhanden sein sollte, dieselbe durch neue Versuche zu prüfen. *)

Bemerkungen über die Weise, in welcher schwefelweinsäure Salze und Sulphurets auf einander wirken.

§. 34.

Obgleich dieser Theil der Untersuchung, nach meinem Plan, eigentlich nicht zum Gegenstande der vorliegenden Abhandlung gehört, vornehmlich weil ich ihn noch nicht mit der Gründlichkeit vortragen kann, als ich hoffe, dass fortgesetzte Versuche mir gestatten werden, so halte ich es doch schon hier für angemessen, einiges darauf Bezügliche näherer Betrachtung anheim zu stellen.

Bei Anwendung von Einfach-Schwefelhydrum und von schwefelweinsäurem Baryt habe ich mich (wie bereits angedeutet im §. 2) davon überzeugt, dass diese einander Mischungs-gewicht gegen Mischungs-gewicht zersetzen; auch habe ich überdiess bei den Versuchen in verschiedenen Richtungen zu entscheiden gesucht, ob dabei noch etwas *Anderes* als schwefelsaurer Baryt und das ätherartige Product gebildet werde.

Das erste bewerkstelligte ich durch Bestimmung der Menge des schwefelsauren Baryts, welche abgewogene Mengen der zur Anwendung bestimmten Sulphuretauflösung und des gewählten Salzes gaben, und untersuchte dabei, wie viel von einer

*) Ich habe bereits einige hierhergehörige Versuche begonnen, z. B. absoluten Alkohol theils mit Kalium, theils mit Goldoxyd zu behandeln und etwas näher, als bisher geschehen, mindestens bei den mir bekannten Untersuchungen, (z. B. den von Gay-Lussac und Thénard) zu prüfen, was dabei gebildet wird.

sehr verdünnten Auflösung reinen schwefelsauren Kupferoxyds von bekannter Stärke erfordert wurde, um mit einer gegebenen Menge der Sulphuretauflösung, die sich in einem zugestopften Glase befand ^{*)}, beim Zutropfen nicht länger einen gefärbten Niederschlag mehr zu liefern. Nun brachte ich die Sulphuretauflösung und das Salz in einem solchen Verhältniss zusammen, dass ein bekannter Ueberschuss über 1 MG. des erstern gegen 1 MG. vom letztern vorhanden war. Ich bewerkstelligte hierauf die Destillation mit aller Sorgfalt, um so weit als möglich den Zutritt der Luft abzuhalten, und, nach einige Mal wiederholtem Zusatze von kochendem Wasser, trieb ich endlich alles bis beinahe zur Trockenheit über, um nämlich einer vollständigen Zersetzung des Salzes versichert zu sein. Nun wurde der Rückstand, durch Ausspülen mit kochendem Wasser, auf ein Filter gebracht und so lange ausgewaschen, bis das Durchgelaufene kein Sulphuret mehr verrieth. Von dieser Flüssigkeit, die folglich nun alles unzersetzte Sulphuret enthalten musste, und deren Mass ich bestimmte, untersuchte ich wiederum eine bestimmte Menge in angeführter Weise durch die Auflösung des schwefelsauren Kupferoxyds.

Ich hatte 50 Grm. lufttrocknen reinen schwefelweinsauren Baryts angewandt und eine gesättigte Sulphuret-Auflösung, welche 13,95 Grm. wasserfreien Einfach-Schwefelbaryums enthielt, was 1,984 Grm. mehr war als 1 MG. desselben gegen 1 MG. des Salzes. Zu Folge mehrerer gut stimmender Versuche mit der Kupferauflösung zur Bestimmung der Menge des übriggebliebenen Sulphurets, belief dieses sich auf 1,612 Grm., so dass folglich nur $\frac{0,372}{11,368}$ oder sehr nahe $\frac{1}{32}$ mehr als 1 MG. von Sulphuret gegen 1 MG. schwefelweinsauren Baryts verschwunden war, welcher Ueberschuss offenbar der Unerreichbarkeit eines absoluten Ausschusses der Luft während des ganzen Versuchs zugeschrieben werden muss.

Dass nicht ein höheres Sulphuret als das angewandte dabei erzeugt worden war, mindestens nicht in einigermaßen bedeutender Menge, zeigte theils die Farbe der Niederschläge,

^{*)} Ich erhielt dabei, wiederholten Proben zufolge, Resultate, welche mit dem sehr nahe übereinstimmen, welches durch Wägung des von der Lösung gelieferten Sulphats erhalten worden war.

welche die filtrirte Flüssigkeit mit verschiedenen Metallsalzen lieferte, theils der Umstand, dass jene Flüssigkeit, sogar im unverdünnten Zustande nicht bedeutend milchig wurde mit Salzsäure. Und dass das schwefelweinsäure Salz vollständig zerstört worden war, folgte daraus, dass der gerade Weges eingetrocknete Rückstand nichts Köhliges gab, als er durchgeglüht wurde.

Eine Portion der filtrirten Flüssigkeit, welche ich zuerst mittelst frisch gefällten kohlensauren Kupferoxydes, dem etwas Kupferoxydhydrat beigemengt war, vom Sulphurete befreiet hatte, verhielt sich, bei verschiedenen damit angestellten Prüfungen, bloß wie eine sehr verdünnte Auflösung von unterschwefeligsäurem Baryt (nicht Kupferoxyd) mit einem geringen Ueberschusse von Baryt.

Die bis zu dem oben angeführten Punkt auf dem Filter ausgegangte Masse wurde hierauf mit kochendem Wasser ausgezogen, so lange dieses noch im geringsten mit Schwefelsäure sich trübte. Das hierbei Aufgelöste, welches nur sehr wenig war, verhielt sich wie unterschwefeligsaurer Baryt. Der Rückstand gab nunmehr im feuchten Zustande mit concentrirter Schwefelsäure, wie auch mit concentrirter Salzsäure, nur einen unbedeutenden Geruch nach schwefeliger Säure. Das dabei von der Salzsäure Ausgezogene, welches nur sehr wenig war, wurde durch Schwefelsäure getrübt, aber nicht durch Ammoniak; und die hier noch zurückgebliebene und getrocknete Masse gab beim Glühen in einem Glasrohre bloß eine Spur von Wasser. — Wurde jener Rückstand zuerst in freier Luft geglüht, so gab er nichts an die Salzsäure ab.

Da nun jene unbedeutende Spur von unterschwefeligsäurem Baryt unbezweifelbar der Einwirkung der Luft zugeschrieben werden muss, und da die Wechselwirkung zwischen dem Salz und dem Sulphurete nicht von Gasentwicklung begleitet wird (§. 2): so ist es klar, dass, sofern etwas anderes entstünde, als schwefeligsaurer Baryt und das ätherartige Product, dieses sich in dem Wasser befinden müsste.

§. 35.

Schon der Umstand, dass stets etwas Mercaptan bei dieser Wirkung gebildet wird, deutet darauf hin; aber ich habe noch einen Grund diess zu vermuthen.

Ehe ich nämlich noch deutliche Kenntniss von dem Mercaptan erlangt hätte, und von der Weise, den Thialäther vollständig davon zu befreien, analysirte ich eine Portion Aether, welcher mit Einfach-Schwefelbaryum und schwefelweinsauerm Baryt erhalten worden war. Er wurde zuerst durch Zusammenschütteln mit Wasser, dem etwas geschlämmte Bleiglatte zugesetzt worden, behandelt, hierauf mit Chlorcalcium vom Wasser befreiet, nun destillirt, bis nur wenig zurückgeblieben war. (Das spezifische Gewicht des Destillats war 0,8449 bei 18° C.)

Ich suchte bei der Analyse dieses Destillats die Menge des Kohlenstoffs und des Schwefels bei Anwendung von 0,287 Grm. Aether und die des Wasserstoffs besonders bei Anwendung von 0,697 Grm. Aether zu bestimmen.

Das Resultat war für 100 Th. Aether:

Kohlenstoff	=	22,2600
Schwefel	=	27,984
Wasserstoff	=	10,8243

was zusammen nur 61,0683 giebt; es bleiben mithin für den Sauerstoff 38,9317 übrig. Diess giebt auf

4	MG. Kohlenstoff
1,91	- Schwefel
23,84	- Wasserstoff
5,3472	- Sauerstoff;

und dieses Verhältniss scheint auf eine Verbindung von $C_4S_2H_{24}O_6$ hinzuweisen, und folglich die Elemente zu enthalten von

1 MG. Mercaptan
und 6 - Wasser.

Obwohl nun die unbestimmte Beschaffenheit des Stoffes (denn unbezweifelt enthält der Aether noch eine Spur von Mercaptan, und überdiess ist das, was ich vorläufig Thialäther genannt habe, eine Verbindung von zwei ungleich verdampfenden Stoffen) und der Umstand, dass jenes Resultat sich nur auf einen Versuch gründet, einige Ungewissheit hinterlässt, so kann ich doch hiernach nicht in Zweifel ziehen, dass mindestens das Verhältniss zwischen Kohlenstoff und Schwefel in jenem ätherischen Producte weit von dem entfernt ist, welches zu erwarten, wenn der Aether und das Sulphat die einzigen Producte wären; denn man sieht leicht, dass dann 1 MG. Schwefel gegen 4 MG. Kohlenstoff vorhanden sein sollte (nämlich

Einfach-Schwefelbaryum = $\text{Ba} + \text{S}$ und schwefelwässriger Baryt = $\text{Ba} \bar{\text{S}} + (\bar{\text{S}} \text{C}_4 \text{H}_6 + \text{Wasser})$.

§. 36.

Ich habe deshalb mit der wässrigen Flüssigkeit, welche mit dem Aether übergeführt wird, einige Versuche angestellt; doch hier beinahe nur in Hinsicht auf die mögliche Gegenwart von Alkohol in derselben. Nachdem sie, mittelst Bleiglätte, vollständig vom Schwefelwasserstoff befreit worden war (wobei sie zugleich den Mercaptangeruch zum grössten Theil verloren hatte), wurde sie einer Destillation unterworfen, und dabei wurde erst ungefähr $\frac{1}{20}$ aufgefangen, hierauf ungefähr $\frac{1}{10}$ des Rests, beide Portionen bei sehr schwacher Wärme übergezogen, und nachher ungefähr $\frac{1}{4}$ des Rückstandes bei stärkerer Wärme; aber weder Geruch, noch Geschmack, noch Entzündlichkeit oder Verschiedenheit des specifischen Gewichtes deutete bei einer dieser Portionen auf einen Unterschied, welcher zur nähern Untersuchung eingeladen hätte.

Späterhin, als ich das Mercaptan in diesem ätherischen Producte gefunden hatte, fand ich auch, wie leicht begreiflich, dass jenes wässrige Destillat im rohen Zustande dieses enthält, und da die Menge des Schwefelwasserstoffs hier nur geringer sein kann, so verschwindet der Geruch deshalb selbst bei Anwendung von nur ganz wenig Silberglätte.

Die wässrige Flüssigkeit, welche bei Anwendung von Schwefelwasserstoff und Schwefelbaryum übergeht, ist stets reich an Schwefelwasserstoff und an Mercaptan. Diese Flüssigkeit giebt, vom Schwefelwasserstoffe durch Bleiglätte befreit, einen reichlichen citronengelben Niederschlag mit Bleizucker, und schneeweisse Niederschläge in grosser Menge mit Quecksilberchlorid, Goldchlorid und salpetersaurem Silberoxyd; so dass ich dabei sogar die Hoffnung fasste, etwas Mercaptan aus dieser Flüssigkeit gewinnen zu können. Der Silberniederschlag ist aber stets sehr reich an Salpetersäure und der Quecksilberniederschlag an Chlor; auch der Goldniederschlag wird ebenfalls bald chlorhaltig. Bei einigen Versuchen mit diesen Niederschlägen schien es, als ob sie verhältnissmässig reicher an Kohlenstoff wären, als die Mercaptide; aber trotzts bin ich noch sehr ungewiss, ob sich dieses wirklich so verhält,

theils scheinen die Mengen, in welchen man jene Niederschläge erhält, bei Anwendung des wässerigen Destillates vom Aether aus Einfach-Schwefelbaryum, zu geringe zu sein, um, selbst wenn die Kohlenstoffmengen wirklich grösser wären, zur Erklärung jenes Missverhältnisses zwischen diesem Stoff und dem Schwefel dienen zu können; — dieses Missverhältniss ist mir solchergestalt also noch unerklärlich.

§. 37.

Was nun endlich die Bildung des Mercaptans anlangt, so sieht man leicht, dass das Verhältniss zwischen den Elementen darin hingegen ein solches ist, wie es sein müsste, wenn nichts anderes gebildet würde, als dieses und schwefelsaurer Baryt bei der Wirkung zwischen $Ba S + H_2 S$ und $Ba \bar{S} + (\bar{S} + C_4 H_8 + \text{Wasser})$. Denn bei der Umwandlung von $Ba S + H_2 S$ in $Ba \bar{S}$, wird $H_4 S_2$ frei und diese zu $C_4 H_8$ hinzugefügt, giebt $C_4 H_{12} S_2$, was gerade die Elemente von 1 MG. Mercaptan sind.

Allein dass die Wirkung doch nicht ganz von dieser Art ist, scheint theils daraus geschlossen werden zu können, dass eine gerade nicht unbedeutende Entwicklung von Schwefelwasserstoff dabei stattfindet, theils und vornehmlich aber daraus, dass mindestens $\frac{1}{9}$ des ätherischen Products bei Anwendung des Hydrosulphurets kein Mercaptan ist. — Ebenso enthält, wie bereits (§. 5) angemerkt worden, das bei Anwendung von $Ba S_2$ erhaltene ätherische Product verschiedene Stoffe.

Es ist sonach merkwürdig, dass die Wirkung hier überall minder einfach zu sein scheint, als diess, nach der gewöhnlichen Vorstellung von einem schwefelweinsäurem Salz, als einem Doppelsalze von schwefelsaurem Alkohol und einem schwefelsauren Salze mit Sauerstoffbase zu vermuthen stand. Möglich indess, dass die Wirkung *ursprünglich* nur besteht in Ausscheidung des einen als vorhanden angenommenen Sulphats, Bildung eines neuen mit der mit dem Alkohol verbundenen Säure u. s. w.; dass hierauf aber eine neue Umsetzung zwischen Kohlenstoff, Wasserstoff und Schwefel und vielleicht auch Sauerstoff erfolgt, bestimmt durch eine überwiegende Neigung dieser Stoffe, unter den Umständen, welche eben stattfinden, stets zu einer gewis-

sen Verbindung zusammenzutreten; und möglicherweise ist es gerade eine solche herrschende Neigung, welche veranlasst, dass das Mercaptan nicht unverändert vom Gold abgegeben wird. — Wahrscheinlicher Weise wird eine nähere vergleichende Untersuchung des Destillates vom Goldmercaptan, und des oder vielleicht der indifferenten Theile vom Aether aus dem Hydrosulphuret und aus dem Einfach-Sulphuret hierüber Aufschluss geben. —

Indem ich aber dergestalt erkenne (und so stark, wie irgend Einer), wie viel noch für die hier begonnene Untersuchung übrig bleibt, so glaube ich doch, dass sie, was das Mercaptan anlangt, die wichtigeren Punkte aufgeklärt hat; und da es nun höchst wahrscheinlich ist, dass verschiedene andere Verbindungen als Sulphurete (namentlich gewisse Fluoride, gewisse eigentliche Salze, gewisse Oxyde) in eine ähnliche Wechselwirkung mit den schwefelweinsäuren Salzen treten können, und dass auf der andern Seite verschiedene andere mit den schwefelweinsäuren Salzen verwandte Zusammensetzungen (namentlich naphthalschwefelsäure Salze, Indigschwefelsäure Salze) sich in ähnlicher Weise verhalten werden, so kann vielleicht das hiermit Begonnene den Grund gelegt haben zu einer Reihe nicht unwichtiger Untersuchungen.

II.

Ueber die Bildung organischer Materie in der wässrigen Rhabarbertinctur,

VON

FRIEDRICH KÜTZING.

Wenn wässrige Rhabarbertinctur mit noch so viel Sorgfalt, bei genauester Befolgung der Vorschrift, welche die Preussische Pharmacopoe angiebt, bereitet wird, so sieht man sie dennoch immer, nach längerer oder kürzerer Zeit, trübe werden. Diese Trübung verstärkt sich nach und nach immer mehr und bald darauf ist die Tinctur verdorben.

Untersucht man den Niederschlag, der sich am Boden der Gefässe, in welchen sich diese Tinctur befindet, absetzt, unter dem Mikroskope, so findet man, dass er aus einer unendlichen Menge kleiner mikroskopischer Kugeln besteht, welche den Sporen einiger Pilze (z. B. *Achitonium*) und Algen gleichen. Diese Kugeln sind Schleimkugeln, welche sich aus dem Schleime der Rhabarber erzeugen und als eine besondere organische Bildung zu betrachten sind, ähnlich derjenigen, welche sich auch in einigen destillirten Wässern, z. B. im Baldrianwasser, und in andern Gegenständen erzeugt, und wovon ich eine ähnliche schon in der „*Linnæa*“ 1833 Hft. 3 als *Cryptococcus mollis* beschrieben habe. Die Entstehung dieser Schleimkugeln wird in der wässrigen Rhabarberinfusion durch den Zusatz von einfach kohlensaurem Kali sehr unterstützt, und dauert so lange fort, als sich noch etwas von dem die Krzeugung derselben bedingenden Schleim in der Flüssigkeit vorfindet. Diese Kugeln vermögen jedoch nicht lange ihr Dasein zu behaupten; nach kurzer Zeit schon hören sie auf zu vegetiren und verwesen, wobei dann aber zugleich auch die ganze überstehende Flüssigkeit, die bisher noch unverdorben war, eine Veränderung erleidet, indem sie ihre dunkelbraune Farbe verliert und immer heller wird. Beobachtet man den Zeitpunkt genau, wo sich keine Schleimkugeln mehr bilden, so kann man das Verderben der Tinctur verbüten, wenn man sie jetzt recht vorsichtig durch doppeltes Papier filtrirt; die Schleimkugeln bleiben auf dem Filter zurück und die Flüssigkeit geht klar hindurch. Da sie auf diese Weise von der Ursache des leichten Verderbens befreit ist, so hält sie sich nunmehr lange Zeit unverändert und bleibt vollkommen klar.

Hierauf gründet sich eine von mir etwas abgeänderte Methode der Bereitung der *Tinctura rhei aquosa*, die ich seit mehreren Jahren mit gutem Erfolge benutze.

Wenn man gleich beim Infundiren der Rhabarber mit kochendem Wasser, das Kali hinzufügt (wie es die Pharmacopoen vorschreiben), so kommt man zwar ebenfalls zum Ziele, wenn man nach dem Coliren der Infusion und nach dem Zusatze des Zimmtwassers zur Colatur, dieselbe einige Zeit hindestellt, die Bildung der Schleimkugeln abwartet und nun filtrirt; es gelingt diess jedoch unter diesen Umständen nur in

sehr unvollständiger Weise, da der Zeitpunkt, wo die Schleimkügelchen sich zu bilden aufhören, schwer zu treffen ist. Hat man aber nicht lange genug gewartet, so geht der, noch in der Infusion aufgelöste, Schleim mit durch das Filter, und eine geringe Menge desselben kann von Neuem die Bildung einer grossen Menge Schleimkügelchen veranlassen. Lässt man die Tinctur hingegen nur einige Tage länger stehen, ehe man filtrirt, so ist sie dem baldigen sichern Verderben unterworfen.

Sicherer gelangt man zum Ziele, wenn man die Rhabarberinfusion mit blossen reinen Wasser, ohne Zusatz von kohlensaurem Kali, bewerkstelligt, und dieses erst nach dem Colliren der Infusion, nebst dem Zimmtwasser, hinzusetzt *). In dieser Weise geht die Bildung der Schleimkügelchen schneller von Statten, und es genügt schon, dieselbe in einem nur ganz locker mit Papier bedeckten Gefässe vier bis fünf Tage lang hinzustellen. Während dieser Zeit wird fast aller Schleim in diese Kügelchen umgewandelt. Zwar geschieht diess in der warmen Jahreszeit vollständiger und rascher als in der kalten; im Winter aber kann man die Bildung der Schleimkügelchen, durch die Ofenwärme beschleunigen. Nach vorsichtigem Filtriren wird man eine vollkommen klare, dunkelrothbraun gefärbte Tinctur erhalten, die sich lange Zeit unverändert aufbewahren lässt.

Da der Schleim auf diese Weise, ohne grosse Künstelei, sämmtlich daraus entfernt wird, so ist es ganz gleich, ob der Rhabarberauszug viel oder wenig Schleim aufgenommen hatte.

*) Es ist den meisten praktischen Pharmaceuten wohl nicht unbekannt, dass geringe Quantitäten Borax diese Bildung von Schleimkügelchen vollständig verhindern; kaum 1 Quentchen und vielleicht auch weniger ist auf 1 Pf. Tinctur erforderlich, um sie vollkommen gegen jenen Schleimabsatz zu verwahren und die Tinctur ganz klar zu erhitzen. Nur etwas oxalsaurer Kalk scheidet sich dann allmählig aus. Warum wird diese bekannte Erfahrung nicht von den Verfassern der Pharmacopöen benutzt? Sollen medizinische Gründe dagegen geltend gemacht werden? Uns dünkt, als wirke der Borax ähnlich, nur ungleich milder als das kohlensaure Kali, und der Zusatz dieses letzteren, besonders in so geringer Quantität, sei ganz gefahrlos. Dieser Gegenstand erinnert übrigens an Dutrochet's neuere Versuche über die Schimmelbildung, wurauf wir gelegentlich einmal zurückkommen werden.

Deshalb ist es auch erklärlich, warum es mir gelang, eine ebenfalls gute Rhabarberinctur herzustellen, wenn ich die Rhabarber, anstatt zu infundiren, stark auskochte, und den Rückstand des Decocts noch dazu stark ausdrückte, während man das Ausdrücken des Rückstandes sonst zu vermeiden sucht.

Eine auf diese Weise bereitete Rhabarberinctur habe ich sechs Wochen hindurch aufbewahrt, und selbst der letzte Tropfen derselben war noch vollkommen klar. Ein Haupterforderniß dabei ist jedoch, dass die Standgefäße vor jedesmaligem Wiederauffüllen aufs Genaueste gereinigt werden.

Ihrer Natur nach gehören die Schleimkügelchen der Rhabarberinctur zu den Algen; sie gehören zu meiner Gattung *Cryptococcus*, und ich nenne sie *Cryptococcus infusionum* *); es reiht sich diese Gattung an die Algengattungen *Palaeella* und *Protococcus* an. (Vgl. *Linnæa* 1833. Hft. 3.)

*) Der Herr Verfasser, ein tüchtiger praktischer Pharmaceut, den das pharmaceutische Institut zu Halle eine Zeitlang zu seinen fleißigsten und ausgezeichnetsten Mitgliedern zählte, beschäftigt sich in seinen Mußestunden mit vielem Glücke vorzugsweise mit Erforschung niederer Gebilde der Pflanzenwelt. Einen Theil der Früchte seiner Studien bietet er fortanfind den Freunden dieses interessanten Zweiges der Naturwissenschaft dar in seinen *Algarum aquae dulcis germanicarum* Dec. I—VI. (Halis Saxonium, in comissis C. A. Schwetschki et fil. 1832 u. 1833. 5.) welche sich des Beifalls ausgezeichneter Sachkänner erfreuen.

D. Red.

I.

Beschreibung des Gold-, Silber-, Blei- und Kupferausbringens auf den königl. ungarischen Hütten zu Fernezely (Nagybánya), Kapnik, Felsobánya, Laposbánya, Olahlaposbánya und Borsa,

VON

CARL KRANTZ,

Assessor beim königl. ungar. Ober-Höfengericht.

(Fortsetzung von S. 215.)

Armverbleiungsschlacken schmelzen mit Bleivorsatz.

Dieser Arbeit unterwirft man diejenigen Leche, welche von Armverbleiungsbeschickungen fallen, wenn diese nur Iquentlich im güldischen Silber gemacht werden konnten. — Auch werden derselben solche Leche zugeheilt, welche von einer fehlerhaften Armverbleiung kommen, bei welcher die Kiese zuvor unvollständig verrüstet worden waren, und wobei sehr arme Leche in grosser Menge erhalten werden.

Diesen geringhaltigen Armverbleiungsschlacken schlägt man das Ausbrenngekrätz zu und verrüstet beide Producte mit 2 Feuern mit Holz. — In dem 1ten Feuer betragen die Röstkosten p. Cutr. Loch $1\frac{1}{2}$ — $1\frac{3}{4}$ Krzr., in dem 2ten 1 Krzr. Zu diesen zugebrannten Producten schlägt man, zur Minderung des hitzigen Flusses, nach Beschaffenheit der Umstände, 20 bis 40 p. C. Armverbleiungsschlacken und verschmelzt sie über Halbhohöfen. — Die Form erhält bei diesem Schmelzen 12 Zoll Höhe und 4 Grad Fall. — Der Ofensumpf ist 17 Zoll tief, auf der Sohle 16 Zoll lang, aber nur 8 Zoll breit; beim Auge dagegen 30 Zoll lang und 16 Zoll breit.

Das Zumachen geschieht mit schwerem Gestübe aus 3 Theilen Lehm und 1 Theil Kohle.

Zur Entlöthung wendet man bei diesem Schmelzen 6 bis 7 p. C. solcher Armverbleiungswerke an, welche nicht treibewürdig ausgefallen sind. — Man trägt sie in Parthien nach zuvorigem Abwärmen, nach jedem Absich, in den Ofensumpf, wobei vor die Düse ein Formlöffel auf einige Augenblicke gelegt wird.

In einem Wachenwerke von 13 Schichten werden durchschnittlich 360 bis 400 Ctr. der gedachten verrüsteten Leche mit einem Kohlenverbrauch von 20 bis 25 Säumen = 250 bis 310 Wiener Cubikfuss pro 100 Ctr. durchgestochen.

A u s b r i n g e n .

Es wurden hiervon erhalten:

- 1) 80 p. C. von dem in der Beschickung incl. des Vorschlagsbleis enthaltenen Blei; dasselbe ist summehr bis auf 12 bis 16 Loth in güldischem Silber angereichert und wird vertrieben.
- 2) Stein, — Armverbleiungsrepetitionslech genannt. — Man erhält 15 bis 20 p. C. von der in die Beschickung genommenen Quantität Leche. Der Metallgehalt ist von jenen früheren abhängig, beträgt aber gewöhnlich $2\frac{1}{4}$ Loth in güldischem Silber, 5 Pfd. in Blei und 23 Pfd. in Kupfer.

Diese Leche werden in Bezug auf ihren grösseren, oder geringern Gold- und Kupfergehalt entweder zur Kupferanlösung oder zur Reichverbleiung verwendet. —

- 3) Ausbroungekrätz. Die Quantität, welche von diesem Producte erhalten wird, beträgt 6 bis 8 p. C. — Es wird nach seinem Metallgehalt geschieden, indem die grossen festen Stücken gewöhnlich goldreicher sind.

Das reichere Gekrätz wird, wenn der Goldgehalt grösser als 2 Den. pro Mark güldischen Silbers ist, zur Reichverbleiung, das ärmerere dagegen zum nächsten Lechschmelzen zugeschlagen. —

Die von dieser Arbeit fallenden Schlacken betragen 50 bis 70 p. C., sie werden wegen ihrer Unhaltigkeit über die Balde gestürzt.

Die Metallabgänge betragen bei diesem Schmelzen sowohl beim Golde, als beim Silber 1 p. C., dagegen findet gewöhnlich ein geringer Blei- und Kupferzugang statt.

Dieses Lechschmelzen ist mit vielem Vortheil verbunden, denn es werden hierdurch nicht allein die grossen Quantitäten dieses Productes auf $\frac{1}{4}$ mit geringen Kosten reducirt, sondern auch noch die nicht treibwürdigen Armverbleiungswerke auf einen treibwürdigen Gehalt gebracht. —

Armverbleiungslechschmelzen mit Glättvorachlag.

Diese Arbeit wird vorzugsweise in Kapak betrieben, indem man daselbst Armverbleiungsleche mit einem zu hohen Goldgehalt erhält, als dass ihre Zuteilung zur Reichverbleiung zweckmässig erschiene. —

Diese Leche werden nach sorgfältiger Verrüstung mit 2 bis 3 Feuern mit 40 bis 50 Ctr. Reichverbleiungsschlacken über Halbhoheöfen verschmolzen. Zur Kotsilberung wendet man 15 bis 20 p. C. reiche Glätte an, welche 3 Qt. bis 1 Loth galdisches Silber enthält. —

Man beabsichtigt durch diese Arbeit 80 bis 90 p. C. Gold und 60 bis 70 p. C. Silber aus jenen reichen Armverbleiungslechen auszuschmelzen, und in die Verbleiung mit Blei zu bringen; ferner das Steinquantum auf $\frac{1}{16}$ zu reduciren und dieses Product in Kupfer dergestalt anzureichern, dass die von dieser Arbeit fallenden Leche nicht mehr dem Silberschmelzprocesse unterworfen zu werden brauchen, sondern sogleich der Kupferentsilberung, auch wohl dem Kupferauflösungslechschmelzen übergeben und zugeheilt werden können.

Auch wird durch diese Arbeit die Reduction der reichen Glätte besorgt. —

Bei dem Zumachen der Ofen giebt man der Form 16 Zoll Höhe und 3 Grad Fall, macht den 18 Zoll tiefen Ofensumpf auf der Sohle 16 Zoll lang und 10 Zoll breit, beim Auge dagegen 30 Zoll lang und 18 Zoll breit. Zum Ausschlagen desselben wird mittleres Gestübe aus 2 Theilen Lehm und 1 Theil Kohle verwendet.

In einem Weichenwerke werden 340 bis 360 Ctr. Beschickung durchgeschmolzen. Der Kohlenaufwand beträgt pro 100

Cir. derselben circa 300 Säume. Man erhält bei dieser Arbeit folgende Producte:

A u s b r i n g e n.

- 1) Werke, welche 80 bis 90 p. C. des in der Beschickung enthaltenen Bleies betragen, sie enthalten gewöhnlich 10 bis 17 Loth güldisches Silber und haben 65 bis 70 p. C. desselben aus den Lechen aufgenommen. Diese Werke werden vertrieben.
- 2) Stein — Armverbleibungsrepositionsleche genannt. Ihre Menge beträgt 20 p. C. von den in die Vormass genommenen Lechen. Je nachdem diese Letzteren ärmer, oder reicher an güldischem Silber waren, enthalten sie 3 bis 6 Loth güldisches Silber, 10—15 Pfd. Blei und 24 bis 40 Pfd. Kupfer.

Diese Leche werden nach Massgabe ihres Metallgehaltes auf verschiedene Weise weiter verarbeitet. — Wenn sie von einer goldarmen Beschickung gefallen sind, so werden sie zugebrannt und zur Kupferauflösung genommen. Kommen sie im Silbergehalt nicht höher, als auf 2 bis 3 Loth, aber im Kupfer auf 40 Pfd. und darüber, so setzt man sie dem Kupferauflösungslechschmelzen zu. — Im 3ten Falle, wenn diese Leche von goldreichen Beschickungen fielen, werden sie der Reichverbleibung übergeben. — Eine gleiche Bewandniß, wie mit den Lechen, hat es auch mit dem

- 3) Gekrätz, von welchem man jedoch nur circa 3 p. C. erhält. Es wird geschieden probirt nach seinem resp. Metallgehalt der einen oder der anderen der gedachten Schmelzoperationen zugetheilt. —
- 4) Schlacken. Der Schlackenfall von der gesammten Beschickung incl. der zugetheilten Reichverbleibungsschlacken, beträgt 60—70 p. C. — Halten diese Schlacken über 1 Doz. in güldischem Silber, so werden sie dem Schlackenschmelzen übergeben, im entgegengesetzten Falle aber über die Halde geworfen.

Auch bei dieser Manipulation lassen sich die Metallabgänge nicht genau ermitteln. Dieses ist, wie bei mehreren früheren Arbeiten in der Unsicherheit der kleinen Probe von Lech und

Glätte begründet. Der Ausfall zeigt, dass die kleine Probe den Gehalt an edlem Metalle zu gering angiebt, denn statt Abgängen finden gewöhnlich Zugänge statt; aber auch der Hieverbrennd beträgt oft nur 2—4 p. C., obgleich er jedenfalls in der Wirklichkeit höher ausfällt.

Reichverbleiungsteichschmelzen.

In der Beschreibung der Reichverbleiung wurde bei der Entwerfung der Beschickung erwähnt, dass hier zuweilen Umstände eintreten, welche verhindern, derselben einen solchen Metallgehalt zu geben, dass der davon fallende Stein sogleich der Kupferauflösung übergeben werden kann. — Es wurde ferner bemerkt, dass es in dem gedachten Falle notwendig erschiene, diese Leche für sich zu verschmelzen, um ihr Quantum auf die Hälfte zu reduciren. —

Dieses geschieht durch gegenwärtige Arbeit. — Die hierzu verwendeten Leche halten 6—8 Pfd. Kupfer, 10—16 Pfd. Blei und 4—6 Loth goldisches Silber. Sämmtliche Leche werden verröstet, mit dem Unterschied, dass die, welche weniger Kupfer enthalten, mehrere Feuer, als die höher haltigen bekommen. —

Man verröstet nämlich

die Leche von 14—18 Pfd. Kupfergehalt mit 1 Feuer,	
— — — 11—13 — — — — 2 —	
— — — 6—10 — — — — 2 —	

Die zugebrannten Leche werden mit

5 p. C. Eisengranalien und

30 p. C. Schlacken von der Kupferauflösung, dergl.

mit 30—40 p. C. armen Werken beschickt, welche, wie bei den früheren Manipulationen mehrfach erwähnt, nach jedem Abstiche bei dem Auge in den Sumpf gelassen worden.

Die Form wird bei diesem Schmelzen 14 Zoll hoch mit 3 Grad Fall gelegt.

In einem Wochenwerke verarbeitet man 350 Ctr. der verrösteten Leche und hat auf 100 Ctr. derselben 30—35 Säume Kohlenverbrauch. —

Ausbringen.

Es wurden durch diese Schmelzoperationen gewöhnlich erhalten:

- 1) 93 p. C. Werke. Zuweilen kommt es aber wohl auch vor, dass wenn der Bleigehalt der Leche durch die kleine Probe zu gering angegeben worden ist, 100 — 104 p. C. davon ausgebracht werden.

Der Gehalt der Werke variiert nach Maassgabe des Metallgehaltes der verschmolzenen Steine von 9 — 10 — 15 Loth in güldischem Silber. Interessant ist es, zu sehen, dass durch diese Operation fast alles in den Lechen enthaltene Gold in die Werke, die vertrieben werden, geht. —

- 2) Reichrepetitionsleche. Ihre Quantität differirt ebenfalls sehr und hängt von der ein- oder mehrfachen Verrüstung der Leche ab. — Durchschnittlich werden 40 — 60 p. C. erhalten. Sie kommen auf 25 — 35 Pfd. Kupfer, 8 — 10 Pfd. Blei und $3 \frac{1}{2}$ Loth Silber, welches letztere nur Spuren von Gold zeigt. Ihre weitere Zugutmachung geschieht durch die Kupferauflösung, dergleichen auch die des Gerüstes, welches wohl auch dem nächsten Lechschmelzen in einzelnen Fällen zugeheilt wird.

Die Schlacken schlägt man bei dem Auflösungslechschmelzen zu. Die Metallabgänge betragen bei dem Blei 1 — 4 p. C., bei dem Kupfer 2 p. C., sind aber ebenfalls aus den oben angeführten Gründen der Wahrheit nicht entsprechend, daher erfolgen auch nicht selten Zugänge an edlen Metallen. —

Schlackenschmelzen.

Bereits oben bei der Arnyverbleiung habe ich die Gründe auseinandergesetzt, welche Herrn von Svaixér bewogen, die Zugutmachung der reichen Schlacken, welche von Manipulationen fallen, die reiche Beschickungen verarbeiten, durch Zuschlagen zu andern Schmelzoperationen gänzlich zu verwerfen. Aus einer am angeführten Orte mitgetheilten Berechnung resultirte, dass durch jenes Zuschlagen grosse Verluste an Gold herbeigeführt werden. Da man jedoch die reichen Schlacken nicht absetzen kann, ohne empfindliche Metallverluste zu erleiden, so hat Herr von Svaixér ein eigenes Schlackenschmelzen eingeführt, welches hier nicht unbeträchtliche Vortheile mit sich bringt und in vieler Beziehung empfehlenswerth ist.

Sogar Schlacken, die nur $1\frac{1}{2}$ Den. güldisches Silber im Oer. enthalten, werden noch mit Vortheil, wenn sie von goldreichen Geschlecken gefallen sind, überschmolzen.

Die Verschmelzung geschieht über Hohöfen mit 2 Formen ⁶⁾. Die eine liegt 24 Zoll über dem Heerdstein mit 2

⁷⁾ Ueber die Zweckmässigkeit zwei oder mehrförmiger Öfen bei den Silber- und Bleihüttenwesen sind die Meinungen der Sachverständigen, so wie die Erfahrungen, welche hierüber auf verschiedenen Werken gemacht wurden, sehr verschieden.

In Freiberg hat man zu verschiedenen Zeiten hierüber Versuche angestellt, aber stets fand man das Schmelzen in einförmigen Öfen geräther.

Der letzte derartige Versuch wurde im Jahre 1830 auf den Muldenhütten unternommen, lieferte aber ebenfalls ein ungünstiges Resultat. Man stellte den Versuch (vgl. Jahrbuch für den Sächs. Berg- und Hüttenmann auf 1831) mit einem Ofen an, welcher durch ein kräftiges Cylindergebläse gespeist wurde. Die Formen wurden in der Brandmauer in gleicher Höhe, bald parallel, bald so, dass der Wind sich kreuzen musste, gelegt; aber in beiden Fällen mit ungünstigem Erfolg.

Man setzte zwar in diesem Ofen in einer bestimmten Zeit und so lange er noch in gutem Zustande war, mehr Erz durch, und erhielt eben so reipe Schlacken, wie bei den Öfen mit einer Form; allein der Kostenaufwand stieg zu bedeutend und um so mehr, je mehr man die Formen aus der parallelen Lage brachte, indem sich dann die Förderung wieder minderte.

Uebelriess wollte es auch nie gelingen, auf diese Weise lange Campaignen und einen gleichmässigen Schmelzgang zu erlangen. Die längste Campaigne dauerte 55 Tage, zwei andere waren noch kürzer. Es bildete sich nämlich zwischen beiden Formen, vorzüglich als solche gleichlaufend lagen, ein sogenannter Mann von halb geschmolzener Beschickungsmasse, welches, nebst der starken Naschbildung, den Ofen zusammen drückte.

⁸⁾ Bei dem Versuche, diesem Uebel durch ein verändertes Satzverhältniss vorzubeugen, oder ihm abzuwehren, hatte man sofort mit Ueberhandnahme des Feuers zu kämpfen; die Formen schmolzen rasch ab, das Futtergemäuer wurde zerstört, und der Schacht versetzt. Hierdurch wurde der Luftstrom verändert, erhielt falsche Richtungen und die Schmelzung musste eingestellt werden. — Ganz entgegenge setzte Resultate hat man auf der königl. Antonsblütte erhalten. Hier wendet man 2 Formen bei der Roharbeit mit grossem Vortheil an. Man giebt ihnen eine solche Lage und Richtung, dass die eine Form 3 Zoll höher als die andere zu liegen kommt und die tieferliegende die Höhe von 20 Zoll, von der Vorheerdkante weggerechnet, einbringt, während die erste 23 Zoll hoch liegt. Die Luftstrahlen stossen im Schmelzraum nicht zusammen, sondern verursachen ein wirkliches

Grad Fall, die andere 26 Zoll mit 3 Grad Fall. Dem Ofensumpf giebt man 16 Zoll Tiefe, beim Auge 28 Zoll Länge und 16 Zoll Breite und auf der Sohle 16 Zoll Länge und 10 Zoll Breite. —

Das Zumachen geschieht mit leichtem Gestübe, aus 1 Theil Lehm und 2 Theilen Kohlenstaub, ohne Stieholz. —

Zur Ansammlung und Aufnahme der in den Schlacken enthaltenen edlen Metalle wendet man silberarme, wo möglich ungüldische, aber schwefelfreie Kiese an, im Verhältniss von 8—10 Ctr. zu 100 Ctr. Schlacken.

In einem Wochenwerke werden 1600—2000 Ctr. dieser Beschickung durchgesetzt. — Auf 100 Ctr. derselben sind 10—12 Säume = 125—130 Wiener Cubikfuss Kohlen erforderlich. Bei diesem Schlackenschmelzen werden durchschnittlich 3 p. C. Werke erhalten, wenn Reichverbleisungsschlacken beschickt waren. Diese sind dann sehr reich, halten 12—24 Loth güldisches Silber und werden vertriehen; — ferner circa 3 p. C. Stein, Schlackenteich genannt. Der Gehalt dieses Productus ist, nach der Art und resp. Reichhaltigkeit der verschmolzenen Schlacken, sehr different. — Er beträgt von 1—8 Pfd. Kupfer, 2—10 Pfd. Blei und 1½—4 Loth güldisches Silber. —

Dieser Schlackenteich wird von anderen Manipulationen fallenden Steinen, mit welchen er im Metallgehalte gleichkommt, bei der weiteren Verarbeitung zugeschlagen; dasselbe geschieht auch mit dem Aushrengekrätz. — Die Schlacken zeigen gewöhnlich nur Spuren von edlen Metalle, und werden abgeworfen. Der durch gedachtes Schlackenschmelzen erlangte Gewinn an güldischem Silber wird hier als ein Zugang betrachtet, indem man annimmt, dass die Metallgehalte der Schlacken der Operation selbst nicht angerechnet, gleich wie sie jenen Schmelzarbeiten, von welchen die Schlacken herrühren, nicht zu Gute gerechnet werden können.

Dieses Schlackenschmelzen bringt hier noch Gewinn mit

Kreuzblasen. Im Jahre 1833 versuchte man bei der Roharbeit mit einer Form zu schmelzen, allein mit Nachtheil, denn es zeigte sich hierbei nicht nur eine geringere Förderung, sondern auch ein grösserer Aufwand an Koks. Gleichzeitig wurde der Ofen sehr bald zu viel unte in Kurzem ausgebrannt werden.

seht; ob diess der Fall aber auch auf anderen Hüttenwerken sein würde, ist sehr unbestimmt. Denn nicht allein von dem Gehalte der Schlacken ist es abhängig, ob ihre Verschmelzung gedeckt oder vielleicht hierdurch noch einiger Gewinn erzielt werde, sondern auch von vielen anderen Umständen, namentlich von dem Preise des Brennmaterials, den resp. Arbeiter- und Schmiedelöhnen, und der Leicht- oder Strengflüssigkeit selbst etc. —

Es ist daher stets Erforderniss, da, wo man ein ähnliches Schlackenschmelzen einführen will, eine sorgfältige Berechnung der Kosten zuvor anzustellen; hierbei dürfen jedoch nur das Brennmaterial, die Arbeiterlöhne und Schmiedekosten in Anschlag gebracht werden, wohl aber nicht Directions-Regie und allgemeine Kosten, da diese auch ohne das Schlackenschmelzen statt finden. —

Die hiesigen niedrigen Preise des Brennmaterials und der Löhne begünstigen diese Schlackenschmelzung hier sehr, denn im ganzen hiesigen Distrikte kostet der Saum = 12,4 W. Cubikfuss ganz vorzüglicher hirkener Kohlen nur 16 — 23 — 25 Krzr. C. M., also im Durchschnitt 5 Gr. 6 Pf. sächs. Man bezahlt eine 12-stündige Schmelzerschicht mit 27 Krzr., eine Vorlauferschicht mit 16 — 20 Krzr., und an Schmiedearbeiter auf 1 Wochenwerk pro Ofen 4 Fl. 80 Krzr.

T r e i b e a r b e i t.

Die von den beschriebenen Manipulationen fallenden Werke werden zur endlichen Darstellung des güldischen Silbers auf Treibeheerden, die in ihrer Einrichtung ganz den Niederrungarischen gleichen, vertrieben. —

Man setzt 100—120 Ctr. Werke, welche 9—24 Loth güldisches Silber und darinnen pro Mark 8—13 Den. Feingold halten, auf einmal auf. Der Heerd wird aus künstlichem Mergel, welcher, wie mir eine chemische Analyse zeigte, circa aus $\frac{4}{5}$ kohlensaurem Kalk und $\frac{1}{5}$ Thon besteht, geschlagen.

Zur Vertreibung von 100 Ctr. Werke loth. des Ausathmens des Heerdes, sind 4 Cubik-Klaftern Holz erforderlich.

Man treibt die Bleialther gewöhnlich bis auf 15 Loth, 15 Grän. — Sie wurden zur Zeit, als ich in Nagybaaya war,

über Pesti nach der Münze zu Kremnitz geschickt, wo sie geschieden und verprägt wurden. —

A u s b r i n g e n.

Von einem Treiben werden noch erhalten:

- 1) 30 p. C. reiche Glätte von 2 Quent bis 1 Loth göldischen Silber. — Diese Glätte nimmt man theils als Vorschlag zu dem Lechschmelzen, theils reducirt man sie zu Armblei.
- 2) 65 p. C. arme Glätte mit $\frac{1}{2}$ — 1 quentl. göldischem Silber. — Sie fällt in der ersten Hälfte des Treibens, hält am wenigsten göldisches Silber, und wird entweder als Kaufglätte in den Handel gebracht, oder zu Kaufblei reducirt. Auf den Hüttenwerken, wo nur wenig Bleigeschicke in die Einlösung kommen, verwendet man die Glätte zur Kupferauflösung.
- 3) 15 p. C. Heerd mit 45 — 55 p. C. Blei und 2 — 3 Loth göldischem Silber. — Dieser wird, da er in seinem Gehalt den reichen Bleischlickchen ähnlich ist, mit diesen gemeinschaftlich durch die Reichverbleiung zu Gute gemacht. —

Die Metalabgänge bei dem hiesigen Treiben betragen bei dem Blei 10 — 11 p. C. und $\frac{1}{2}$ — 1 p. C. bei dem göldischen Silber. — Der Verlust an letzterem wird jedoch durch den bei der Glättereduction stattfindenden Zugang, welcher in der fehlerhaften kleinen Probe begründet ist, größtentheils gedeckt. (In Freiberg beträgt der Bleiverlust, beim Abtreiben, ziemlich genau 8 p. C.)

G l ä t t f r i s c h e n.

Es wird hier ein Theil der erzeugten Glätte verfrischt, theils zur Darstellung von Kaufblei, theils um für das Auflösungsschmelzen ein an göldischem Silber sehr armes Blei zu erhalten. —

Diese Arbeit wird über Halbhoefen betrieben, die mit schwerem Gestübe zugestellt werden. — Die Form wird 14 Zoll hoch mit 3 Grad Fall gelegt. — Der Ofensumpf erhält 18 Zoll Tiefe, eben so viel Länge und 10 Zoll Breite auf der

Sohle, beim Auge dagegen 34 Zoll Länge und 20 Zoll Breite.

Der Glätte setzt man die von den Probirern an die Hütte abgelieferten Kapellen zu. — Die Arbeit geht lebhaft mit heller Form und Gicht. — Die abfallenden Schlacken werden wegen ihres Bleigehaltes in demselben Ofen nochmals durchgeschmolzen.

Das Aufbringen mit Inbegriff des Schlackenrepetirens beträgt in einem Wochenwerke 350 bis 400 Ctr. Glätte.

Der Kohlenverbrauch beläuft sich für 100 Ctr. Glätte auf 30 bis 35 Säume, was gegen andere Hüttenwerke, namentlich gegen Schlesien, sehr viel ist, wo man 100 Ctr. Glätte mit 40 Cubikfuss Koaks verfrachtet. Man bringt die Glätte zu 90—91 p. C. incl. des Schlackenrepetirens aus, welches eine gute Arbeit zeigt; das Frischblei ist 2—3 quentl. an güldischem Silber.

In gewissen Fällen, wo die reiche Glätte nicht unmittelbar angewendet werden kann, oder der Vorrath an Vorschlagsblei für die Armverbleiung nicht hinreichend ist, wird auch reiche Glätte, und zwar ganz in der Masse, als oben angegeben wurde, reducirt.

Bemerkungen über Personal und Arbeitslöhne.

Die Arbeiter bei den Hütten des Nagybányer Berginspectorats bestehen fast durchgängig aus Wallachen, welche sich zur vierten griechischen Kirche bekennen. —

Dieses bringt manche Inconvenienzen mit sich, indem jene Glaubensgenossen eine grosse Menge Feiertage haben, welche mit denen der römisch-katholischen Kirche nicht immer zusammenfallen. — Die Wallachen sind im Allgemeinen starke und kräftige Arbeiter, müssen jedoch stets unter Aufsicht stehen und lieben den Trunk sehr. — Eine spezielle strenge Aufsicht ist daher stets Erforderniss. — Die Rohheit der Arbeiter, denen jene allgemeine Bildung, welche in Deutschland auch der ärmste Tagelöhner besitzt, gänzlich abgeht, erschwert die Leitung des Hüttenbetriebes ungemein, und diese Menschen können daher nur als Maschinen benutzt werden, da ihnen auch die unbedeutendsten Arbeiten nicht ohne Aufsicht zur Ausführung überlassen werden können.

Wenn schon auf deutschen Hüttenwerken, wo man es glücklich ist, Arbeiter zu besitzen, auf deren Ehrlichkeit, — eine Tugend, die den Wallachen fremd zu sein scheint, — man sich verlassen kann, die Verdingung nach dem Aufbringen eine sehr precäre Sache ist, indem die arbeitenden Individuen ihren Verdienst durch ein hohes Aufbringen, welches Uebersetzung der Oefen, grösseren Bedarf an Brennmaterial und höhere Metallverluste zur Folge hat, zu erhöhen suchen, und die Verdingung nach dem Metallausbringen mit vielen Hindernissen verknüpft ist, da man hier gar keinen sichern Maassstab hat, und die tägliche Erfahrung die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit zeigt, ohne übergrosse Kosten völlig richtige Gehaltsangaben der Hüttenproducte zu erlangen, — so ist es deutlich, dass die Verdingung der Arbeiten hier mit dem grössten Nachtheil verknüpft sein würde. —

Aus diesen Ursachen lässt man das Personal nach Schichten arbeiten. —

Die Betriebsoffizianten des hiesigen Distriktes — grösstentheils auf der vorzüglich eingerichteten Bergakademie zu Schemnitz gebildet und mehrentheils Magyarern — zeichnen sich eben so sehr durch theoretische, als praktische Kenntnisse aus. — Ihre Geschäfte sind, so viel ich solche kennen zu lernen Gelegenheit hatte, viel- und mannigfach, denn gewöhnlich hat jedes Hüttenwerk nur 2 Offizianten, nämlich:

- einen Hüttenverwalter, und
- einen Gegenhändler (Controlleur).

Der Erste, Vorsteher des Werkes, hat die Geschäfte, welche auf deutschen Hüttenwerken den Hüttenmeistern obliegen. — Der zweite ist Controlleur des Ersteren, Rechnungsführer über Materialien, Erze und Producte, verrichtet daher die Geschäfte eines Sächs. Hüttschreibers. — Auf keinem der hiesigen Werke fand ich, dass die beiden Werksoffizianten sich des Beistandes von Eleven oder Praktikanten zu erfreuen gehabt hätten! —

* Nachstehend folgt das Offizianten- und Arbeiterpersonal, nebst ihren resp. Besoldungen und Löhnen auf einer Hauptütte des hiesigen Distrikts, der Hütte zu Fernezé oder Fernezely. Es befanden sich hier im Februar 1828 1 Hüttenmeister mit 900 Fl. CM. = 600 Thr., 1 Gegenhändler mit 600

Fl. CM. = 400 Thr., 1 Erzmesser, 1 Kohlenmesser, 1 Tag-
aufseher, 1 Nachtaufseher.

Beide letztgenannte führen nicht nur die Aufsicht über die
Gebäude, sondern namentlich auch über die Arbeiter und sind
stets in den Hütten. Jeder erhält für 12 Stunden 27 Krzr. CM.

10 Schmelzer. Diejenigen, welche vor den Hohöfen ar-
beiten, erhalten pro 12stündige Schicht 27 Krzr., bei den Halb-
hohöfen dagegen nur 24 Krzr.

20 Helfer oder Aufträger. Diese zerfallen in 2 Klassen:
die der ersten Klasse erhalten bei den Hohöfen 24 Krzr.,
bei den Halbhohöfen 18 Krzr.; in der 2ten Klasse im ersten
Falle 15 Krzr., im zweiten 16 Krzr.

16 Vorläufer; sie erhalten für 20 Cntr. Erze und Schlä-
che auf die Vormass zu karren, 30 Krzr.

1 Gestübmacher. Er erhält wöchentlich für jeden Ofen
30 Krzr.

6 Röster bei den Reverheriröfen.

6 Helfer und 3 dabei beschäftigte Vorläufer.

1 Röster bei den Röstern im Freien.

10 Helfer, welche täglich 10–12 Krzr. erhalten.

1 Balgenmacher, mit täglich 24 Krzr.

2 Hüttenzimmerleute, täglich 16 Krzr.

2 Helfer, täglich 10 Krzr.

1 Hüttenmaurer, täglich 24 Krzr.

1 Prohirgehilfe, täglich 13 Krzr.

3 Fuhrleute.

1 Schmidt, welcher

3 Schmiedegesellen hält und selbige selbst lohnt. Er er-
hält für das Gezähe vor jedem Ofen in Stand zu halten, wöchent-
lich 1 Fl. 30 Krzr. für 1 Treiben, für Besorgung des Hutes
und des Gezähes 1 Fl. 3 Krzr.

Kupferhütte zu Felsöhanya.

Aus der vorstehenden Beschreibung der Silberhüttenwerke
des Nagybányer Inspectorats ist zu ersehen, dass bei der Kupfer-
entsilberung entsilberte Kupfersteine erzeugt werden. — Die
Zugutemachung dieser zu Gaarkupfer und dessen weitere Ver-
arbeitung zu Kaufmannswaare ist das Geschäft der Kupferhütte
zu Felsöhanya, welcher der geschickte Hüttenverwalter Schnar-

schmidt, der vor 6 Jahren sich eine Zellaug in Freiberg aufhielt, vorsteht.

Diese Hütte verarbeitet jährlich 1600 Ctr. entsilberte Kupfersteine und zwar 1000 Ctr. von Fermezé und 600 Ctr. von Kapnik. — Diese Steine halten durchschnittlich 40 Pfd. Kupf. und $\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Loth Silber, so dass der Ctr. Gaarkupfer in diesen Steinen auf $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{4}$ Loth im Silber kommt. Eine systemmässige Uebernahme dieser Steine von den Silberhütten findet leider noch nicht statt; es existiren noch keine Prinzipien und feste Bestimmungen über die Schmelzkosten und Kupferabgänge bei der Zugutemachung derselben. —

Bei der Anlieferung der Steine von den Silberhütten auf die Kupferhütte ist von Seiten der ersten ein Deputirter zugegen, in dessen Gegenwart die abzuliefernden Leche nach dem Wiener Centner zu 100 Pfd. verwogen werden.

Sodann schlägt man 3 Proben aus, die 3 Probirer auf Kupfer und Silber probiren. Das Probiren auf Silber geschieht nur, um zu erfahren, in wie weit die Leche entsilbert worden sind. — Die Probirer schicken ihre gefundenen Gehalte versiegelt in die Buchhaltung zu Nagybánya, von welcher sie verglichen und die Metallgehalte und Bezahlungen ausgerechnet werden. —

Da die Kupferproben der Steine, welche wie gewöhnlich angestellt werden, nie vollkommen genaue Resultate liefern, so ereignet sich es nicht selten, dass zwischen dem durch die kleine Probe gefundenen Gehalt und dem im Grossen ausgebrachten Metalle, bedeutende Differenzen statt finden, und meistens fallen dann die Ergebnisse im Grossen zum Nachtheil für die Kupferhütte aus.

Die angelieferten Kupfersteine werden nach dem Zerschlagen nach Maassgabe des Vorraths in Quanten von 300—600 Ctr. auf Betten von Scheitholz mit überstreuter Kohlenlöche, Smal verrüstet. *) Auf 100 Ctr. Kupferstein kommen im 1sten

*) Gewöhnlich nimmt man an, dass, je reicher die Kupfersteine sind, sie um so weniger Feuer bedürften zur gehörigen Verrüstung zu der folgenden Schwarzkupferarbeit. Diese Annahme ist wohl bei gleicher Reinheit der Steine richtig und bestätigt sich in Fahlun (vergl. Winkler über die Kupferprozesse zu Fahlun in Erdmann's. Journal Bd. 3. 205.) und Feisbánya, denn im erstgenannten Orte werden

Feuer $\frac{1}{4}$, in den folgenden dagegen $\frac{1}{2}$ Cubikklafter hartes Holz. — Nach jedesmaligem Ausbrennen eines Rostes werden die zusammengesinterten und geschmolzenen Stücken sorgfältig zerkleint.

Die Röstkosten, incl. der Arbeiterlöhne und des Schmiedegedinges, betragen pro Ctr. Kupferstein in einem Feuer $1\frac{1}{2}$ Krzr. CM. — Die Preise des Brennmaterials und der Arbeitslöhne sind hier sehr gering, denn 1 Wiener Cubikklafter hartes Holz kostet nur 3 Fl. 12 Krzr. = 2 Thlr. 3 Gr. Das Arbeitslohn, pro Ctr. Lech ins Feuer zu bringen, beträgt $\frac{3}{4}$ Krzr., und diesen zu wenden $\frac{1}{2}$ Krzr. Die Schmiedegedinge für das bei dieser Manipulation nöthige Gezähe in brauchbarem Zustande zu erhalten, pro 3 Monate 5 Fl. 12 Krzr. Während der Verröstung dieser Kupfersteine findet ein starkes Katchen weisser Dämpfe statt, da diese Produkte in Folge des Antimon- und Zinkgehaltes der verschmolzenen Erze, stark mit gedachten Metallen verunreinigt sind. Der erwähnte Umstand hat auch zur Folge, dass diese Steine im ersten Feuer meistens 2 Wochen brennen. — Im 2ten und 3ten Feuer zeigen sich zuweilen geringe Mengen metallischen Kupfers, die jedoch, wahrscheinlich durch Oxydation, in den folgenden Feuern wiederum verschwinden. — Bei diesen bemerkt man ein starkes Zerfallen des Steins, es entsteht viel Rostklein oder Roststaub, welcher beim Wenden mit Sorgfalt getrennt werden muss. Man befeuchtet ihn, um das Verstäuben zu verhindern und bringt ihn bei den folgenden Röstern unter das Holzbette.

Schwarzkupferarbeit oder Rostdurchstechen.

Die zugebrannten Kupfersteine werden in gewöhnlichen Krummöfen zu Schwarzkupfer durchgestochen. Das Zuzumachen geschieht über dem Sumpf mit geschlossener Brust, ohne Schlacke die Kupfersteine bei einem Kupfergehalt von 8–13 Pfl. 3mal, im letztgedachten bei einem 40 procentigen Kupfergehalt 5mal verröstet; allmählich bei einem starken Zink- und Arsenikgehalt ändert sich das Verhalten der Kupfersteine im Feuer sehr. So müssen z. B. in Freiberg, wo dieser Fall eintritt, die Kupfersteine bei demselben Gehalt an Kupfer wie in Felsőhánya 12–14mal verröstet werden, wenn bei der folgenden Schwarzkupferarbeit sich nicht grosse Mengen Kupferstein bilden sollen. Ein Gleiches findet bei den zinkhaltigen Kupfersteinen auf der Frau Marien Saigerhütte bei Goslar statt.

kenspur; unten im Sumpf bis über die Mitte kommt schwere Gestübe, zu oberst dagegen eine starke Lage leichtes Gestübes. — Die Form liegt 7 Zoll über dem Vorbeerd, erhält 3 Grad Fall und ragt $3\frac{1}{2}$ Zoll in den Ofen hinein. Man schneidet mit einer mehr lichten, als dunklen Nase. Die Stärke des Gebläses bestimmt, ob die Nase länger oder kürzer geführt werden muss.

Das Gebläse besteht in einem Kasten-Gebläse mit Evoluten-Heblingen. Es liefert pro Minute 400 Wiener Cubikfuss Luft, von welcher Pressung, kann ich nicht bestimmen. —

Der zugebrannte Kupferstein wird ohne allen Schlacken-zuschlag nur mit einigen Procenten gepochten Quarzes, zur Absorption des Eisens, durchgeschmolzen. Nur zu Anfang der Arbeit setzt man einige Tröge Schlacken auf, um eine Nase zu bilden und im Verlaufe der Schmelzung nur dann, wenn man befürchtet, dass sich Bodenleche bilden^{*)}. —

Bei einem guten Gange der Arbeit gehen von dem Kupfer des Kupfersteins 85 — 90 p. C. in das Schwarzkupfer, die übrigen Antheile in den Stein. — Das Schwarzkupfer hält durchschnittlich 80 Pfd. Gaarkupfer, der gefällene Stein (Oberlech) 68 Pfd. Ersteres wird gaargemacht, der Stein aber wieder verröstet. —

*) Sehr empfehlungswerth ist es gewiss, die gerösteten Kupfersteine bei der Schwarzkupferarbeit ohne Schlackenzuschläge zu verschmelzen und statt der Schlacken einige Procente gepochten eisenfreien Quarzes zuzuschlagen, wie dies zu Felsőhányá und auch in Chessy und Feklen geschieht. Indessen scheint ein Quarzzuschlag bei sehr unreinen Kupfersteinen nicht ausreichend und in diesem Falle ein Schlackenzuschlag in Verbindung mit Quarz am vortheilhaftesten zu sein. Früher wurde die Schwarzkupferarbeit in Felsőberg (vergl. Jahrb. für den Sächs. Berg- und Hüttenmann auf 1830 p. 141.) mit starken Zuschlägen einer sehr saigern, an 50 p. C. Kieselerde enthaltenden Rohschlacke betrieben, allein obgleich dieses grossen Kieselerdegehaltes der Beschickung kamen die erzeugten Schwarzkupfer selten über und oft unter 60 Pfd. im Gaarkupfer und enthielten noch bedeutende Mengen Eisen, Blei, Nickel, auch wohl Zink und Arsenik. Um ein reineres Gaarkupfer darzustellen, setzte man den gerösteten Kupfersteinen ausser den gedachten Zugängen an Schlacken von der Roharbeit, noch Quarz in verschiedenen Verhältnissen zu, und erreichte hierdurch, dass die Schwarzkupfer zuweilen bis auf 70 — 74 Pfd. Gaarkupfer im Centr. kamen. Bei diesen Versuchen wurde aber auch die Bemerkung

In 12 Stunden werden gewöhnlich 40 Ctr. verrüsteter Kupfersteine mit einem Verbräuche von 16 Säumen — circa 200 Cubikfuss — Kohlen, incl. des zum Zumachen verwendeten Gestübes, durchgestochen, wonach sind zur Verschmelzung eines Centners gerösteten Kupfersteins 5 Cubikfuss Kohlen erforderlich. (Nach Herrn Wiacker sind in Fahlun nach einer im Jahr 1824 geschehenen Untersuchung, um einen 100pfündigen Centr. gerösteten Kupfersteins zu verschmelzen, nur circa 4,6 Cubikfuss Holzkohlen nöthig.) Man schmälzt mit 2 Zoll langer Nase; die Arbeit geht in 12stündigen Schichten. —

Vor einem Kupferofen arbeiten: 1 Schmelzer, 1 Helfer und 1 Kohlenträger.

Ersterer erhält pro Schicht 24 Krzr., der zweite 18 Krzr. und der letzte 15 Krzr.

Bei dem Vorlaufen des zugebrannten Steins werden pro 20 Ctr. 8 Krzr., und für das Schlackenweglaufen bei dem Verschmelzen des gedachten Steinquantums 7 Krzr. bezahlt. Für das Gestübe auf ein Wochenwerk von 13 Schichten zu machen, bezahlt man 36 Krzr., für das Ofengezähle auf gedachte Zeit in Stand zu halten, 1 Fl. 45 Krzr.

In Bezug auf die Höhe der zum Schwarzkupfermachen zu verwendenden Ofen hat Herr Hüttenverwalter Schaar- schmidt die Erfahrung gemacht, dass die Halbhöhfen bei

gemacht, dass in der Zuthellung des Quarzes mit Vorsicht verfahren werden müsse, denn ein zu grosser Zuschlag desselben verursachte nicht nur, dass die Schlacken bei dieser Arbeit zu sauer wurden, und ein grösserer Aufwand an Zeit und Kohlen stattfand, sondern auch diese im Kupfergehalt um 2—4 Pfd. erhöht wurden. Eine Beschickung von

100 Centr. geröstetem Kupferstein

24 — — — Kupferleck

43½ — — — halbrückler saurerer Flussschlacke und

3 Centr. gepochten Quarzes

lieferte die günstigsten Resultate. Bei einem Zuschlage von 7½ Ctr. Quarz und nur 25½ Ctr. gedachter Schlacken zu der genannten Menge Stein stellte sich ein zu starkes Navesen ein und die Schlacken wurden ungemäss sauer, dass sie kaum zum Laufen zu bringen waren. Hierbei wurde das rechte Schwarzkupfer erhalten und zugleich fand man auf der Sohle des Ofens eine neue 8 Ctr. schwere Metallmasse von grosser Reinheit, welche ich, ohne Rücksichtnahme auf den Silbergehalt, aus 98,01 Kupfer, 3,80 Blei und nur Spuren von Eisen zusammengesetzt fand.

K.

der Verschmelzung reiner, reicher z. B. aus Kupfererzen dargestellter Kupfersteine, vor den Krummöfen den Vorzug verdienen, indem bei ihnen ein grösseres Aufblühen in einem gewissen Zeitraum und zugleich eine weit geringere Consumption von Kohlen, als bei den Krummöfen stattfindet.

Ist man jedoch in dem Fall⁶, kupferarme, auf Silberhütten gefällene, unreine, eotsilberte Kupfersteine zu verschmelzen, so sollen die Krummöfen ohngeachtet eines grösseren Aufwandes an Brennmaterial und Zeit, dennoch vortheilhafter sein, da man hier auf Darstellung eines guten dehnbaren Kupfers bedacht sein muss. — Diese Absicht wird bei Halbhöfen weniger erreicht, wesshalb diese demnach nur zur Verschmelzung reiner und reicher Kupfersteine zu empfehlen sein möchten, in welchem Falle sie denn aber auch grosse Vortheile gewähren. —

Gaarmachen der Schwarzkupfer.

Das Gaarmachen der Schwarzkupfer geschieht auf grossen Gaarheerden, welche früher 8 Fuss Durchmesser hatten, jetzt dagegen nur 6 Fuss Durchmesser haben.

Die Formen liegen 2 Fuss von einander und ihre verlängerte Richtung kreuzt sich in $\frac{3}{4}$ des Heerdes nach vorn zu. — Die eine Form, — gegen die Schurgasse, — liegt $1\frac{1}{2}$ Zoll höher, als die andere, gegen den Absich, und hat 6 Grad Fall, die untere dagegen 8 Zoll.

Den Heerd stösst man aus einer grüblich zerstampften Masse aus 2 Theilen Thonschiefer, 1 Theil verwittertem Talkschiefer und 1 Theil Kohlenlüsche. Diese Substanzen werden gehörig zusammengearbeitet und mit Wasser angefeuchtet. Zum Ausschlagen der Tiegel wendet man gewöhnliches leichtes Gestübe an.

Wenn der Heerd geschlagen ist, wird er behutsam mit grosser Vorsicht 24 Stunden lang abgewärmt, während welcher Zeit das eingesetzte Kupfer jedoch nur in schwaches Rothglühen kommt. — Nach dieser Zeit verstärkt man das Feuer und hängt, wenn wahrgenommen wird, dass das Schwarzkupfer an einigen Stellen zu sinken anfängt, das Gebläse ein. — Nach diesem kommt das Kupfer bald zum Einschmelzen und es sammeln sich die Unreinigkeiten desselben auf der Oberfläche, welche

dann sofort abgezogen werden. Allmählig wird nun wieder das Feuer und das Gebläse verstärkt, bis das Kupfer die Gaare erreicht hat. Wenn die Probe die Gaare zeigt, ist der Process beendigt —

Die Probespähne müssen hier bei vollkommener Güte des Kupfers, auf der Oberfläche, eine ins Bläuliche spielende Farbe zeigen und in der Mitte, der Länge nach, mit einem rein-kupferfarbenen glänzenden Streifen versehen sein. Hier und da zeigen sich auch auf der Oberfläche Runzeln und kleine Wärrchen. An der innern Seite muss der Spahn eine reine Kupferfarbe, ohne Beimischung von Gelb, besitzen.

Die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit des Kupfers giebt hier nur ein unsicheres Kriterium seiner Güte, und oft finden bei diesen Versuchen Täuschungen, durch die grössere oder geringere Stärke des Probespahnes veranlasst, statt.

Auch bei dem Ausreissen des abgestochenen, vorsichtig mit Wasser abgekühlten Kupfers zeigen sich Merkmale, welche seine resp. Reinheit bezeichnen. Kommt nämlich das abgestochene Kupfer nicht geschwind genug zum Erstarren, und tropfen die ausgerissenen Scheiben noch eine zeitlang, so hat das Kupfer noch nicht die gehörige Gaare. Im entgegengesetzten Falle, wenn das Kupfer zu schnell stockt und die Tropfen nach dem Ausreissen nicht mehr fallen, sondern lange Zapfen und Faden bilden, so hat es eine zu hohe Gaare. Ein zu lang und allzu hoch getriebenes Kupfer zieht zwar auch Faden beim Ausreissen, allein in diesem Falle schlägt und explodirt es gemeinlich beim Besprengen mit Wasser.

In der Regel zieht man hier vor, das Kupfer eher höher, als zu niedrig zu treiben, weil dasselbe bei dem folgenden Einschmelzen zwischen Kohlen auf dem kleinen Gaarheerde zur Erzeugung von Platten, sich nach der theilweise stattgehabten Oxydation von selbst wieder zu Metall reducirt, während sich, wenn es zu niedrig getrieben oder zu jung gelassen wurde, Unreinigkeiten auf der Oberfläche ansammeln, welche die Arbeit erschweren. — Auf einem Heerd werden gewöhnlich 16—18 Ctr. Schwarzkupfer in Zeit von 8—10 Stunden gaar gemacht. — In einem Zumachen oder Aufstossen des Heerdes macht man 10—12 Treiben oder Einsätze hintereinander, da die abgeschiedenen Metalloxyde den Heerd, namentlich dessen

Peripherie stark angreifen. — Auf 100 Ctr. Schwarzkupfer sind 5 Cubikklaftern hartes Holz erforderlich. Von dem ganzen Kupfergehalte der Schwarzkupfer erhält man gewöhnlich 86—88 p. C. Gaarkupfer; 10—12 p. C. des Kupfers gehen in Speissabzüge.

Zugutmachung der Speissabzüge oder Gaarschlacken.

Die Zugutmachung dieses Productes geschieht durch Ueberschmelzen in Halbhöfen. — Die Localität zwingt zu diesem eben so fehlerhaften, als grosse Verluste nach sich ziehenden Verfahren. —

Könnte die Kupferhütte sich Kupfer- oder Schwefelkiese verschaffen, so wäre es besser, die Schlacken gemeinschaftlich damit zu verschmelzen, das Kupferoxyd derselben nach vorhergegangener Desoxydation in die Verbindung mit Schwefel zu bringen und Kupferstein zu erzeugen, der, auf die oben gedachte Weise behandelt, reines Kupfer liefern würde. — Leider ist man jedoch, wegen gänzlichen Kiesmangels, nicht im Stande, dieses rationelle Verfahren anwenden zu können.

Die Halbhöfen, über welche das Verschmelzen der Schlacken unternommen wird, stellt man über den Sumpf mit Schlackenspur zu. Die Form erhält 10 Zoll Höhe und $2\frac{1}{2}$ Grad Fall.

Die Arbeit geht sehr hitzig und lebhaft. — Man erhält Abzugskupfer, welche auf 60 Pfd. in Gaarkupfer kommen. — Da dieser Gehalt zu niedrig ist, um das Product sogleich auf dem Gaarbeerd weiter zu verarbeiten, so verbläset man es zuvor, welches, wie auf der Frau Marien Salgerhütte auf dem Oberharz und auf der Salgerhütte zu Grünthal im Erzgebirge geschieht, und bringt es dadurch auf einen Gehalt von 95—97 Pfd. Gaarkupfer.

Dieses verblasene Abzugskupfer wird bei dem Gaarmachen der ordinären Schwarzkupfer in Quantitäten von 2—3 Ctr. zu einem Gaarmachen zugesetzt und so nach und nach verarbeitet. — Obgleich durch das Verblasen die schädlichen Beimengungen entfernt worden sind, so äussert die Zuthellung dieses, selten guten, Schwarzkupfers beim Gaarmachen dennoch einen merkbaren unangenehmen Einfluss, denn die auf diese Weise dargestellten Gaarkupfer sind niemals so rein, als die

bei der obengenannten alleinigen Zugutmachung der guten Schwarzkupfer erhaltenen.

Man hat jetzt jedoch ein Verfahren ausgemittelt, aus diesen unreinen Abzugskupfern gutes, sehr brauchbares Gaarkupfer, wiewohl mit einem erhöhten Kostenaufwand, herzustellen. Dasselbe gründet sich auf die Eigenschaft des Bleies, die negativeren, leicht oxydirbaren Metalle mit Leichtigkeit aufzunehmen.

Das Abzugskupfer wird auf dem grossen Gaarherde eingeschmolzen, worauf die Unreinigkeiten abgezogen und auf 1 Schmelzen von 16 Ctr., 2 Ctr. silberarmes Glättblei zugesetzt werden. — Nach der Vereinigung beider Metalle wird die Masse im Heerde sehr dünnflüssig und treibt sehr stark, bis das Kupfer die Gaaro erlangt hat. Bei diesem Prozesse gehen jedoch gewöhnlich 16 p. C. Kupfer in den Abzug.

Wenn dieser Abzug für sich verschmolzen wird, bekommt man zwar eine geringe Menge Blei wieder, jedoch bleibt dieses Verfahren, so rationell und zweckmässig es auch erscheinen möchte, nur in solchen Fällen anwendbar und empfehlungswerth, wenn es darauf ankommt, aus sehr unreinen kupferhaltigen Produkten, ein reines Gaarkupfer herzustellen und die Kosten des Bleiauschlages durch den Verkaufspreis des erzeugten Gaarkupfers gedeckt werden. —

Kupferhammermanipulation.

Die erste und zugleich wichtigste Arbeit bei der weiteren Verarbeitung des auf dem grossen Gaarherd erzeugten Gaarkupfers ist das sogenannte Plattengliessen, denn von der Güte der Platten ist die resp. Güte der Hammerarbeit abhängig. Das Einschmelzen des gedachten Gaarkupfers geschieht auf kleinen Gaarherden. Der Schmelztiegel wird aus der nämlichen Masse geschlagen, aus welcher der Heerd auf dem grossen Gaarherde gebildet wurde. —

Er fasst 6 Ctr. noch nicht völlig reinen Gaarkupfers. Die Form legt man $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch über den höchsten Punkt des eingeschmolzenen Kupfers, mit 16 Grad Fall.

Die Beschickung besteht meist aus 3 — 4 Ctr. Gaarkupfer, der Rest zu 6 Ctr. aus Abfällen und aufgekauftem alten Kupfer. Zuweilen wird jedoch wohl auch Splaisskupfer allein eingesetzt.

— Das Einschmelzen unternimmt man mit starkem Gebläse und guten groben Kohlen; es dauert gewöhnlich 2 Stunden, worauf Probe genommen wird, bei deren Beurtheilung im Allgemeinen dasselbe gilt, was oben bei der Probe vom grossen Gaarheerde angegeben wurde; nur ist hier zugleich die Geschmeidigkeit des Probespahns unerlässliches Erforderniss, und diese Eigenschaft lässt sich auch genau bestimmen, da die Probe sehr dünn ausgezogen werden kann. —

Nach dem Einschmelzen der letzten Parthien des aufgesetzten Kupfers trägt man auf die ganze Quantität desselben $1\frac{1}{2}$ — 2 Pfd. armes Blei in den Tiegel, wodurch man einen doppelten Zweck beabsichtigt. Erstens will man zu verhindern suchen, dass das Kupfer in metallischem Zustande Sauerstoff absorbire, wodurch dasselbe, ohngeachtet es seinen metallischen Zustand nicht verliert, dennoch spröde wird; zweitens will man durch die sich aus dem Blei erzeugende Glätte die fremdartigen Beimengungen des eingeschmolzenen Kupfers, welche sich auf der Oberfläche ansammeln, entfernen. —

Man hat auch hier die Erfahrung gemacht, dass zuweilen die Gaarkupfer, welche von sehr reinem Schwarzkupfer und sogar von den Abfällen bei der Hammerarbeit erzeugt werden, ohngeachtet aller Sorgfalt bei dem Gaarmachen, auffallende Sprödigkeit zeigen. Diese Erscheinung rührt bekanntlich von der Bildung geringer Mengen von Kupferoxydul her, welches sich auf der Oberfläche des schmelzenden Kupfers erzeugt und sodann in der ganzen Metallmasse vertheilt. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, setzt man hier beim Gaarmachen nach dem Einschmelzen des Kupfers etwas Blei auf den Heerd, und zwar auf eine Post von 6 Ctr. $1\frac{1}{2}$ bis 2 Pfd. Wie mir versichert wurde, entspricht auch dieser Zusatz von Blei ganz dem beabsichtigten Zweck und man erhält sehr reines dehnbares Kupfer. —

Zweifelhaft erscheint es mir jedoch, ob alles bei diesem Verfahren zugesetzte Blei wieder völlig aus dem Gaarkupfer entfernt werde, und ich möchte glauben, dass dieses Metall nach dem Gaaren immer noch kleine Mengen von Blei enthalten werde. — Das Blei hat nämlich eine grosse Verwandtschaft zum Kupfer, wenn es mit diesem in sehr geringen Mengen legirt ist, und sehr kleine Mengen von diesem Metall können aus

dem Kupfer bei dem Gaarmachen nur höchst schwierig und mit grossem Kupfer- und Zeitverlust entfernt werden. — Nur in dem Falle möchte sich alles Blei vollständig oxydiren, wenn die zum Kupfer beim Gaaren zugesetzte Quantität genau dem von dem Kupfer absorbirten Sauerstoff äquivalent ist, also wenn dieses Metall nur in sehr kleinen Antheilen dem Kupfer zugesetzt wird. —

Unter Direction des Herrn Hofkammerraths von Szaloczér ist durch Herrn Hüttenverwalter Schaarschmidt der Kupferraffinationsprozess in neuerer Zeit hier sehr vervollkommenet worden, und man erzeugt Gaarkupfer, welche in ihrer Güte den im Temesvarer Banate producirten gleich kommen sollen, und aus denen die grössten Gespanne getrieben werden.

Anmerkung.

In der bedeutenden Kupferraffinerie zu Vienne im Isèredepartement ohnweit Lyon sah ich folgendes Verfahren zur Abscheidung des Sauerstoffs, welchen das Kupfer bei dem Raffiniren absorhirt, anwenden! — Man stellte aus Kanonen, welche von den Franzosen bei der Expedition nach Morea erobert, und von dem Besitzer des Werks, Herrn Frèrejean, aufgekauft worden waren, durch ein oxydirendes Schmelzen in Flammöfen metallisches Kupfer dar. Nachdem man sich durch die Spahprobe von der Gaute des Kupfers überzeugt hatte, wurden die Züge des Reverberirofens zugestellt, schnell stark ausgetrocknete lange Holzschelte auf den Raffinirherd gebracht und das flüssige Kupfer hiermit circa $\frac{1}{2}$ Minute von 2 Arbeitern ungerührt. Dieses geschah ohne eine Art von Explosion, und es war nur ein starker Rauch von der Verkohlung des Holzes zu bemerken. —

Nachdem diese Operation beendigt war, wurde das Kupfer sogleich aus dem Herde gelassen. — Herr Frèrejean versicherte mir, dass diese Manipulation sehr vortheilhaft sei und er seit ihrer Einführung ein sehr geschmeidiges, bei weitem weipiger sprödes Kupfer, als früher erhielt. Aus solchem aus Kanonen dargestellten Kupfer habe ich Bleche von 18 Fuss Länge, 6 Fuss Breite und circa 1 Linie Stärke auf sehr grossen Walzwerken auswalzen sehen, welche zum Beschlagen der Schiffe bestimmt waren. — Der bei diesem Raffiniren aufal-

lende Abzug, aus Zinn-, Kupfer- und etwas Eisenoxyd bestehend, wurde reducirt und lieferte eine rüthlich gelbe Legirung, aus welcher Nägel zum Befestigen der Kupferbleche an das Holzwerk der Schiffe, in Formen gegossen wurden.

Dass dieses Verfahren zur Absorption des Sauerstoffs aus dem raffinirten Kupfer hier vortheilbringend ist, dürfte nicht zu bezweifeln sein; allein ob es auch zu demselben Zwecke auf anderen Werken beim Gaarmachen ziemlich reinen Schwarzkupfers zweckmässig, namentlich ohne grosse Kupferverluste ausführbar ist, möchte zu bezweifeln sein. —

Bei dem Raffiniren des Kanonnenmetalles müssen bedeutende Mengen Zinn, auch wohl Blei, Zink und Eisen oxydirt werden, und um diess vollständig zu erreichen, ist es vortheilhafter, die gewöhnliche Gaare zu überschreiten, — und die Kupfer höher, als zu niedrig zu treiben.

Es wird daher hier, namentlich durch den starken Luftstrom in dem grossen Flammofen gewiss eine viel grössere Menge Kupferoxyduls gebildet werden, das Kupfer daher bei weitem viel sauerstoffhaltiger sein, als bei dem Gaarmachen des Kupfers auf kleinen Gaarherden.

Diese verhältnissmässig grossen Mengen Kupferoxyduls werden daher durch obiges Verfahren grösstentheils reducirt. Bei dem Gaarmachen nicht übermässig wilder Schwarzkupfer auf kleinen Gaarherden wird man die Gaare aber absichtlich nicht bedeutend überschreiten, da diess stets mit Kupferverlusten, grösserem Brennmaterial- und Zeitaufwand verbunden ist, also auch weniger Sauerstoff zu eifernen haben! — Bringt man aber die Kupfer genau zur Gaare oder übersteigt diese nur um ein Weniges, so werden sie bei dem Umrühren mit Holzscheiten leicht wieder zurückgehen! —

Bei Anwendung des in Vienne gebräuchlichen Verfahrens zur Absorption des Sauerstoffs des Kupfers nach der Gaare möchte daher in den gedachten Fällen in der Hauptsache der beabsichtigte Zweck erreicht werden; allein es dürfte in der Praxis nicht so leicht sein, den Punkt der Gaare zu treffen, wo gedachtes Umrühren am zweckmässigsten ist, und wie lange man zu rühren habe. — Dem Vernehmen nach hat man im Mannsfeldischen diess beschriebene Verfahren beim Gaarmachen der Kupfer auf kleinen Gaarherden versucht, allein ohne

günstigen Erfolg; — zwar konnte das Kupfer im Heerde, wenn es übergnar war, wieder auf die Gaare zurückgeführt werden, allein das Aschern und Steigen des Kupfers, was man dadurch vorzugsweise zu beseitigen glaubte, wurde dadurch nicht abgestellt.

Jährliche Gaarkupferproduktion.

Die jährliche Erzeugung von Plattenkupfer beträgt in Fejsbánya circa 1200 Ctr.; davon werden 500 Ctr. nach Wien, à Ctr. 43 Fl. = 28 Rthl. 16 Gr., versendet, und 700 Ctr. zu verlieferter Waare und Blech verarbeitet.

Von diesen 700 Ctr. fallen circa 300 Ctr. Abfälle zum abermaligen Umschmelzen, und 400 Ctr. Verkaufsware, die um den Preis von 54 Fl. = 36 Rthl. à Ctr. in den Handel gebracht wird. Die Arbeiter erhalten beim Plattengießen pro Ctr. Plattenkupfer 8 Krzr. und pro Ctr. getiefte Waare und Blech 2 Fl. 24 Krzr. —

Statistische Bemerkungen über das Metallausbringen des Nagybányer Bergbaues.

Im Jahre 1827 wurden zu Nagybánya von den Aerial Gruben eingeliefert:

82403 Ctr. 53 Pfd. Erze und Schlieche, welche enthielten:

6532 „ 25 „ Blei, 32 Pfd. Kupfer, 145 Mr. 5 Lth. —
Qt. 2 Den. Feingold und 5737 Mrk. 10 Lth. 2 Qt. 1 D. Feinsilber.

2) Von den Gewerken:

41514 Ctr. 25 Pfd. Erze und Schlieche, mit

945 „ 3 „ Blei, 83 Ctr. 82 Pfd. Kupfer, 239 Mr. 16 Lth. — Qt. 7 D. Feingold, und 4773 Mr. 2 Lth. 2 Qt. 2 D. Feinsilber.

Die ganze Einlieferung in gedachtem Jahre besteht demnach aus:

123917 Ctr. 78 Pfd. Erzen und Schliechen, mit

7477 „ 28 „ Blei, 84 Ctr. 14 Pfd. Kupfer, 385 Mr. 5 Lth. 3 Qt. 1 D. Feingold und 10510 Mr. 13 Lth. 1 Qt. Feinsilber.

Im Jahre 1826 wurden von den Aerial-Gruben eingeliefert:

98234 Ctr. 75 Pfd. Erze und Schlieche, mit

8141 „ 79 „ Blei, 52 Pfd. Kupfer, 182 Mrk. 10 Lth. 1 Qt. 1 D. Feingold und 6138 Mr. 13 Lth. — Qt. 3 D. Feinsilber.

Von den Gewerken:

46924 Ctr. 3 Pfd. Erze und Schlieche, mit

1118 „ 21 „ Blei, 34 Ctr. 11 Pfd. Kupfer, 296 Mrk. 14 Lth. 1 Qt. 2 D. Feingold und 5414 Mr. 3 Lth. 3 Qt. 2 D. Feinsilber.

Die ganze Einlieferung beträgt daher in gedachtem Jahre:

145158 Ctr. 78 Pfd. Erze und Schlieche, mit

9260 „ Blei, 34 Ctr. 63 Pfd. Kupfer, 479 Mr. 8 Lth. 2 Qt. 3 D. Feingold und 11553 Mr. 1 Lth. — Qt. 1 D. Feinsilber.

Bei der hiesigen Goldeinlösung, einer königlichen Anstalt, in welcher das durch die Poch- und Waschwerke im hiesigen Distrikte producirte *Mühlgold*, d. i. dasjenige, welches man aus den Schliechen, die sich auf den Planchen (leinene Decken, womit die Rinnen, welche an den Austragsöffnungen der Pochwerke angebracht sind, bedeckt werden) niederschlagen, so wie den aus den ersten Kanälen der Mehlführung erhaltenen auszieht, — eingeliefert und angekauft wird, betrug die Einlösung im Jahre 1826

1) Von den Aerial-Gruben:

Mr.	Lth.	Qt.	D.	Mr.	Lth.	Qt.	D.
59	6	2	1, darin	42	13	—	1 Feingold und
				15	4	—	1 Feinsilber.

2) Von den Gewerken:

Mr.	Lth.	Qt.	D.	Mr.	Lth.	Qt.	D.
115	1	3	3, darin	78	14	2	2 Feingold und
				33	7	3	— Feinsilber.

Summa	174	8	2	—	darin	121	11	2	3 Feingold und
						48	11	3	1 Feinsilber.

Tabelle über sämtliche bei der in Nagybánya eingeführten neuen Svaiczerschen Schmelz-
methode gebräuchlichen Ofenzustellung.

Anordnung der Ofen vom Herdstein bis zur Feuer- stelle	Höhe des Ofens vom Herdstein bis zur Feuer- stelle	Ausmaas der Ofen, Formlage, Einragung und Entfernung.												Ofensumpfverrichtung vom Herdstein.						Anordnung der Ofen vom Herd- stein bis zum Austrag.		Gestülpe.		Mit oder ohne Rückseite.
		Höhe des Ofens vom Herdstein bis zur Feuer- stelle			Obere		Untere		Einragung im Ofen.	Entfernung		Wo mit einer Form besteht.		Auf der Seite.		Beim Austrag.		Lohn.	Kohlensubstanz.					
		Höhe bei des Herdsteines	Höhe der Feuer- stelle	Länge des Ofens vom der Feuer- stelle bis zur Feuer- stelle.	Form vom Herdstein.		Form vom Herdstein.	Entfernung vom Herdstein.		Entfernung vom Herdstein.	Form.		Länge.	Höhe.	Länge.	Höhe.								
					Höhe	Breite			Höhe		Breite	Höhe					Breite							
		Seiten	Seiten	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit	Zeit			
Arbeitsleistung im Hobofen.	17	3	52	34	26	16	1	22	2	5	15	12	-	-	18	20	18	34	20	3	3	1	mit	
Arbeitsleistung im Halbhofofen.	12	2	43	30	34	-	-	-	-	5	-	-	20	2	18	18	10	32	18	3	3	1	-	
Arbeitsleistung im Halbhofofen.	12	2	43	30	34	-	-	-	-	5	-	-	16	3	18	18	10	34	20	3	3	1	-	
Kupferleistung im Halbhofofen.	12	2	42	29	34	-	-	-	-	5	-	-	12	4	19	18	12	32	20	2	2	2	-	
Arbeitsleistung im Halbhofofen mit Blasen- schlag.	12	2	43	30	34	-	-	-	-	5	-	-	12	4	17	16	9	30	18	3	3	1	-	
Arbeitsleistung im Halbhofofen mit Blasen- schlag.	12	2	43	30	34	-	-	-	-	5	-	-	16	3	18	16	10	30	18	3	3	1	-	
Arbeitsleistung im Halbhofofen.	12	2	43	30	34	-	-	-	-	5	-	-	14	3	17	16	10	29	17	3	3	0	-	
Kupferleistung im Halb- hofofen.	12	2	43	30	34	-	-	-	-	5	-	-	11	3	17	14	9	26	16	2	2	2	-	
Schmelzleistung im Hobofen.	17	3	52	34	26	16	2	20	3	5	15	12	-	-	18	16	10	26	18	3	1	2	ohne	
Blasenleistung im Halbhofofen.	12	2	42	29	34	-	-	-	-	5	-	-	14	3	18	18	10	34	20	3	3	1	mit	

Im Jahre 1827.

1) Von den Aerial-Gruben:

Mr.	Lth.	Qt.	D.	mit	Mr.	Lth.	Qt.	D.	
49	8	3	2		35	12	1	1	Feingold und
					13	12	2	1	Feinsilber.

2) Von den Gewerken:

Mr.	Lth.	Qt.	D.	mit	Mr.	Lth.	Qt.	D.	
98	3	2	2		66	4	1	—	Feingold und
					31	15	1	2	Feinsilber.

Summa	147	12	2	—	mit	102	—	2	1	Feingold und
						45	11	3	3	Feinsilber.

Die Kapniker und Felsöhüner Reviere und Olaldapobanya erzeugen unter den königlichen Gruben das meiste Mühlgold; der Kreuzberg zu Nagybánya liefert nur kleine Mengen.

Von den Gewerken löst man am meisten ein; und zwar von Rota (Sargabanya) auf dem höchsten Punkte des Kapniker Gebirges, und von

Werseswiz und Zsarrambo.

Das eingelöste Mühlgold wird von dem hiesigen Einlösungsamte für jetzt *ad interim* nach Krennitz geschickt; künftig soll es dagegen sofort nach Wien eingeliefert werden. —

Der Werth des Goldes und Silbers, welches in den in den Jahren 1826 und 1827 eingelieferten Erzen und Mühlgolde enthalten war, betrug in jedem der gedachten mehr, als

366,000 Fl. C. M. —

A u s w e i s e.

Armerbleiung mit goldarmen Gesteinen.

In 24 Zuzach- und 616 Schmelzerschichten oder $37\frac{5}{12}$ Wochenwerken wurden verschmolzen:

In Flammröstöfen verröstete Kiesschliche 26,459 Ctr. 36 Pfd. mit 810 Mrk. 3 Loth 3 Qt. güldischem Silber und 46 Mrk. 5 Loth 3 Qt. Gold.

Journ. f. prakt. Chem. 1. 8.

In Flammröstöfen verrüstete Silberschlicke 2038 Ctr. 49 Pfd. mit 235 Mrk. 3 Loth 1 Qt. — D. güldischem Silber und 5 Mark 7 Loth 1 Qt. 1 D. Gold.

In Flammröstöfen verrüstete Silbererze 4150 Ctr. 10 Pfd. mit 682 Mark. 3 Loth. 1 Qt. güldischem Silber und 5 Mark. 10 Lth. Gold.

Probirlaboratoriums-Silberschlicke 64 Ctr. 26 Pfd. mit 14 Mark 3 Lth. güldischem Silber und 4 Lth. 1 Qt. 3 D. Gold.

Münzamtsgeskrätz-Silberschlicke 107 Ctr. 64 Pfd. mit 25 Mrk. 3 Lth. 2 Qt. güldischem Silber und — Mrk. 5 Lth. 1 Qt. Gold.

Kupfererze Silberschlicke 325 Ct. 81 Pfd. mit 16 Ctr. 19 Pfd. Kupfer, 5 Mrk. 13 Lth. 3 Qt. güldischem Silber.

Verschlagsblei von der Kupferauflösung 60 Ctr. mit 18 Mrk. — Lth. 3 Qt. — D. güldischem Silber und — Mrk. 2 Lth. 1 Qt. Gold.

Glätteblei 1600 Ctr. mit 260 Mrk. — Lth. — Qt. — D. güldischem Silber und 4 Mrk. 11 Lth. Gold.

Summa der verschmolzenen Masse 34805 Ctr. 93 Pfd. mit 1660 Ctr. Blei, 16 Ctr. 19 Pfd. Kupfer, 1991 Mrk. 11 Loth 1 Qt. güldischem Silber und 62 Mrk. 13 Loth 3 Qt. Gold.

Ausgebracht wurden hiervon: Werkblei 1450 Ctr. — Pfd. à Ctr. 12 Loth — Qt. — D. güldisches Silber und 9 D. Gold mit 1450 Ctr. Blei, 1087 Mark 8 Loth güldischem Silber und 38 Mark 3 Loth 1 Qt. 3 D. Gold.

Armverbleiungsstein 35000 Ctr. à 5 Pfd. Blei, 4 Pfd. Kupfer, 3 Loth. 3 Qt. güldisches Silber, 6 D. Gold, mit 165 Ctr. Blei, 132 Ctr. Kupfer, 773 Mrk. 7 Loth — Qt. 1 D. güldischem Silber und 18 Mrk 2 Loth Gold.

Ausgeschiedenes geschmolzenes Ausbrennegerätz 466 Ctr. à 8 Pfd. Blei, 4 Pfd. Kupfer, 1 Loth güldisches Silber und 20 D. Gold, mit 38 Ctr. 80 Pfd. Blei, 18 Ctr. 4 Pfd. Kupfer, 78 Mark 12 Loth güldischem Silber und 1 Mark 1 Loth 3 Qt. 3 D. Gold.

Größtes Anstrengungsstück 340 Ctr. $\frac{1}{2}$ 4 Pfd. Blei, 1 Pfd. Kupfer, 3 Loth güldisches Silber und 8 D. Gold, mit 13 Ctr. 60 Pfd. Blei, 3 Ctr. 40 Pfd. Kupfer, 9 Mark 11 Loth güldischem Silber und 4 Loth 3 Qt. 1 D. Gold.

Summa des Ausbringens 5550 Ctr. Produkte, worin 1667 Ctr. 40 Pfd. Blei, 153 Ctr. 80 Pfd. Kupfer, 1899 Mark 6 Loth. güldisches Silber, 57 Mark 12 Loth — Qt. 3 D. Gold.

Hierbei war der Zugang an Blei 7 Ctr. 40 Pfd., an Kupfer 153 Ct. 60 Pfd.

Der Abgang an güldischem Silber 57 Mark 12 Loth — Qt. 3 D., an Gold 3 Mark 1 Loth 2 Qt. 1 D.

An Kohlen wurden verbraucht 15,910 Säume = 48 p. C. und 5300 Ctr. Kalksteine.

Arbeitsleistung mit goldreichen Geschieben.

In 24 Zuzach- und 384 Schmelzerarbeiten oder $29\frac{4}{13}$ Wochenwerken wurden verschmolzen:

In Flammröstöfen verrüstete Klässchliche: 18,192 Ctr. 55 Pfd. mit 776 Mrk. 3 Loth — Qt. — D. güldischem Silber und 172 Mrk. 11 Loth 2 Qt. 2 D. Gold.

In Flammröstöfen verrüstete Silberschliche 570 Ctr. 25 Pfd. mit 61 Mrk. 10 Loth 1 Qt. — D. güldischem Silber und 18 Mrk. 5 Loth 3 Qt. 1 D. Gold.

In Flammröstöfen verrüstete Silbererze 1783 Ctr. 59 Pfd. mit 152 Mrk. 14 Loth — Qt. — D. güldischem Silber und 18 Mrk. 5 Loth 3 Qt. 1 D. Gold.

Summa der Erze und Schliche 20,552 Ctr. 39 Pfd. mit 990 Mrk. 11 Loth 1 Qt. güldischem Silber und 198 Mrk. 15 Loth 1 Qt. Gold.

Vorschlagsblei von dem Aufhängsteinschmelzen 1050 Ctr. $\frac{1}{2}$ Ctr. 3 Loth güldisches Silber mit 1050 Ctr. Blei, 196 Mrk. 4 Loth güldischem Silber und 1 Mrk. 8 Loth 2 Qt. Gold.

Summa ins Verschmelzen: 21,602 Ctr. 39 Pfd. mit 1056 Ctr. Blei, 1186 Mrk. 15 Loth 1 Qt. güldischem Silber und 128 Mrk. 7 Loth 3 Qt. Gold.

Ausgebracht wurden hiervon: Werkblei 900 Ctr. à Ctr. 11 Loth güldisches Silber und 48 D. Gold mit 618 Mark 12 Loth güldischem Silber und 116 Mark 4 Loth — Qt. 2 D. Gold.

Armverbleiungalech 2460 Ctr. à Ctr. 5 Pfd. Blei, 4 Pfd. Kupfer, 3 Loth güldisches Silber und 34 D. Gold mit 123 Ctr. Blei, 98 Ctr. 40 Pfd. Kupfer und 461 Mrk. 4 Loth güldischem Silber und 61 Mrk. 4 Loth — Qt. 2 D. Gold.

Geschiedenes Ausbrenngekrätz 280 Ctr. à 7 Pfd. Blei, 3 Pfd. Kupfer, 1 Loth 3 Qt. güldisches Silber, 50 D. Gold, mit 19 Ctr. 60 Pfd. Blei, 8 Ctr. 40 Pfd. Kupfer, 30 Mrk. 10 Loth güldischem Silber und 4 Mrk. 11 Loth Gold.

Ordinäres Ausbrenngekrätz 200 Ctr. à Ctr. 3 Pfd. Blei, 1 Pfd. Kupfer, 3 Qt. güldisches Silber, 20 D. Gold mit 6 Ctr. Blei, 2 Ctr. Kupfer, 9 Mark 6 Loth güldischem Silber und — Mrk. 11 Loth 2 Qt. 3 D. Gold.

Summa des Ausbringens 3840 Ctr. Produkte, worin 1148 Ctr. 60 Pfd. Blei, 108 Ctr. 80 Pfd. Kupfer, 1120 Mrk. güldisches Silber und 182 Mark 11 Loth — Qt. 1 D. Gold, und 13,000 Ctr. Schlacken.

Der Zugang an Kupfer betrug bei dieser Arbeit 108 Ctr. 80 Pfd., der Abgang an Blei 1 Ctr. 40 Pfd., an güldischem Silber 66 Mark 15 Loth 1 Qt., an Gold 15 Mark 12 Loth 2 Qt. 3 D.

Der Kohlenverbrauch betrug 9964 Säume = 48 p. C.; an Kalkstein wurden verbraucht 3360 Centner.

Kupferauflösung in Halbhohöfen.

In 6 Zumach- und 169 Schmelzerschichten oder 13 Wochenwerken wurden verschmolzen:

Geröstetes Lech vom Reichverbleiungs-Lochschmelzen: 2010 Ctr. à Ctr. 9 Pfd. Blei, 24 Pfd. Kupfer, 3 Loth 2 Qt.

güldisches Silber mit 180 Ctr. 90 Pfd. Blei, 482 Ctr. 40 Pfd. Kupfer, 427 Mark 3 Lth. güldischem Silber.

Gerüstetes geschloenes Aushrengekrätz 112 Ctr. à Ctr. 90 Pfd. Blei, 18 Pfd. Kupfer und 2 Loth güldisches Silber mit 22 Ctr. 40 Pfd. Blei, 20 Ctr. 16 Pfd. Kupfer, 14 Mark güldischem Silber.

Lech vom Armverbleimungslechschmelzen 330 Ctr. à Ctr. 5 Pfd. Blei, 20 Pfd. Kupfer, 3 Loth 2 Qt. güldisches Silber 2 D. Gold, mit 16 Ctr. 50 Pfd. Blei, 66 Ctr. Kupfer, 72 Mark 3 Loth güldischem Silber und 9 Mark — Loth 1 Qt. Gold.

Salzgerkrätz vom Schmelzen des Anfüßungslech 100 Ctr. à 40 Pfd. Blei, 30 Pfd. Kupfer, 2 Loth güldisches Silber, 3 D. Gold mit 40 Ctr. Blei, 30 Ctr. Kupfer, 12 Mark 8 Loth güldischem Silber und 2 Loth 1 Qt. 1 D. Gold.

Reiebe Glätte 1000 Ctr. à 80 Pfd. Blei, 1 Loth güldisches Silber, 5 D. Gold, in Summa 800 Ctr. Blei, 62 Mrk. 8 Loth güldisches Silber und 1 Mrk. 3 Loth 2 Qt. Gold.

Ordinäre Glätte 1100 Ctr. à 90 Pfd. Blei, 1 Qt. güldisches Silber und 7 D. Gold, mit 990 Ctr. Blei, 17 Mark 3 Loth güldischem Silber und 7 Loth 2 Qt. Gold.

Schwarzkupfer von *Borsa* 250 Ct. à 87¼ Pfd. Kupfer, 9 Mark 3 Loth 1 Qt. güldisches Silber, 2 D. Gold mit 248 Ctr. 12 Pfd. Kupfer, 153 Mark 5 Loth — Qt. 2 D. güldischem Silber und 1 Mark 3 Loth — Qt. 2 D. Gold.

Somma der verschmolzenen Produkte 4962 Ctr. mit 2049 Ctr. 80 Pfd. Blei, 816 Ctr. 68 Pfd. Kupfer, 758 Mark 14 Loth — Qt. 2 D. güldisches Silber und 3 Mark 10 Loth 1 Qt. 1 D. Gold.

Ausgebracht wurde hiervon: Armes Werkblei 1756 Ctr. à Ctr. 4 Loth 3 Qt. 1 D. güldisches Silber und 2 D. Gold mit 528 Mark 2 Loth 3 Qt. güldischem Silber und 4 Mrk. 2 Loth Gold.

Aufüßungslecho 1900 Ctr. à Ctr. 13 Pfd. Blei, 42 Pfd. Kupfer, 2 Loth güldisches Silber und ½ D. Gold, mit 247

510 Kersten Beschreib. ungarischer Hüttenprocesse

Ctr. Blei, 798 Ctr. Kupfer, 237 Mark 8 Loth güldischem Silber und 7 Loth 1 Qt. 2 D. Gold.

Ausgebracht wurden hiervon 3656 Ctr. Produkte, worin 2003 Ctr. Blei, 789 Ctr. Kupfer, 765 Mark 10 Loth 3 Qt. güldisches Silber und 4 Mark 9 Loth 1 Qt. 1 D. Gold.

Der Bleiverlust betrug gegen das Vorlaufen 46 Ctr. 80 Pfl., der Kupferverlust 18 Ctr. 68 Pfl.

Der Zugang an güldischem Silber und Gold, wegen Unsicherheit der Proben im Kleinen, 6 Mark 12 Loth 2 Qt. 2 D. güldisches Silber und — Mark 15 Loth — Qt. 1 D. Gold.

Der Verbrauch an Kohlen betrug 1470 Säume = 30 p. C.
Der Verbrauch an Eisen betrug 140 Ctr. = 5 p. C.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Heft.

Zur organischen Chemie und Physiologie.

I. Das Kapnomor von Dr. REICHENBACH (Neunzehnte Fortsetzung der Beiträge zur nähern Kenntniss der trockenen Destillation organischer Körper). Seite 1—22.

Blicklick auf des Verf. frühere Arbeiten I. Darstellungsverfahren dieses neuen Grundstoffs 3, welcher in allen Theilen vorkommt und einen der vorwährenden Bestandtheile derselben bildet 18. Die Beizdarstellung sehr erschwerende, mannichfaltige, Complicationen mit andern Producten der trockenen Destillation 19, deren Hauptunterscheidungsmerkmale aufgezählt werden 18. Die scheinbar mit dessen Eigenschaften in Widerspruch stehenden Umwege bei der Darstellung werden mit Rücksicht auf dieses Verhalten erläutert und die Handgriffe zur Scheidung des Krönsoz und Picomors 19, des Euploas, Paraffins 20, des leicht oxydablen Principes der Theere, des Mestis (Essiggeistes), eines mit concentrirter Salzsäure sich blau färbenden Grundstoffs 21, eines leichten und leichtflüchtigen und eines schweren und schwerflüchtigen fremdartigen Oels, um das Kapnomor in vollkommen reinem Zustande zu gewinnen, werden gelehrt 22. Ableitung des Namens 6. Physisches Verhalten dieses an die ätherischen Oele sich anschliessenden Grundstoffs von aromatischem Geruch und brennendem Geschmack 6. Chemisches Verhalten 7. Es erscheint im Allgemeinen indifferent 8, geht über mit Schwefelsäure eine Verbindung ein 9, welche erst beim Fieden zerlegbar 10, und mit mehreren Basen sehr stabile (Kapnomorschwefelsäure) Salze bildet, von denen das Kalisalz seiner Schwerflüchtigkeit wegen 10, 17, und das Ammoniumsalkali, der Anwendung halber, welche davon zur Reinigung des Kapnomors gemacht wird, besonders hervorgehoben zu werden verdienen 10, 18, 22. Verhalten gegen nicht-metallische Elemente 7, gegen Kalium, Natrium 9, Schwefelkohlenstoff 15, Jodkohlenstoff und Säuren 9, insbesondere krystallisirt 10, gegen Basen und Salze 12, gegen Wasser 11, Alkohol 14, Aether, Oel, die Theerprincipie 15, Harze und ähnliche organische Körper 16. Löst Kaustschuk in der Siedhitze 16. Verhalten zu einigen Farbstoffen; Indig wird nicht gelöst, *ebend.*; Alkaloïden und Alkaloidsalzen 17. Einbildung durch Salpetersäure und durch Chlor, erstere bildet einen krystallisirbaren

Körper 8. Die medicinische Wirksamkeit wird dadurch sehr herab gestimmt 2, 18. Nutzenanwendung 19.

Nachschrift der Redaction. S. 22 — 22.

Ueber Runge's neue Producte der Steinkohlendestillation 23. Eigenschaften, namentlich charakteristische Farbenreactionen und Darstellung drei neuer, angeblich eigenthümlicher, basischer Grundstoffe, des Kyanols 24, 25, 27, 29, Pyrrols 24, 27 und Leukols 25, 28 und drei solcher Säuren, der Karbolsäure 24, 25, 26, 29, Rosolsäure (ein Pigment) 25, und 30 und Brunsäure 26, 30. Kleesäures Leukol und Kyanol 29. Eigenthümliche Substanz im Fichtenholze und anderen Holzarten, als Reagens auf Kyanol, Pyrrol und Karbolsäure zu benutzen 24, 31. Verkauf von Eupion, Kreosot, Paraffin und Naphthalin in Berlin 31.

II. Beiträge zur Kenntniss der Fettsubstanzen, von Dr. J. R. Jess in Wien. S. 32.

1) Ueber die physischen Eigenschaften einiger Fettsubstanzen und der daraus gebildeten Seifen. S. 32 — 38.

- I. Cocosbutter; durch Kali nicht, leichter durch Natrium verseifbar, blendend weisse, sehr harte und spröde Seife 33.
- II. Cochenille- (Kermes-) Fett 33; sehr weisse, mit der Zeit gelbliche, sehr harte Seife 34.
- III. Dachsfett; ungemein schöne, blendend weisse Seife 34.
- IV. Fasanfett 34; Seife sehr weiss und hart 35.
- V. Fuchsfett 35.
- VI. Hasenfett; gelbliche, lockere, harte Seife 35.
- VII. Hundefett 35; Seife sehr hart, schneeweiss, mit der Zeit grünlichweiss 36.
- VIII. Kalbfett; Seife ziemlich hart, bräunlichgelb, dunkel am Lichte 36.
- IX. Kameeltalg 36; Seife bräunlich weiss, sehr hart 37.
- X. Kammfett; weiche, etwas schmierige Seife 37.
- XI. Pferdefett; Seife braun, sehr hart, mit der Zeit weicher 38.
- XII. Pferdemark; Seife schön weiss, sehr fest 38.

2) Ueber die näheren Bestandtheile des Hirschtalgs. Seite 38 — 43.

Durch Alkohol von 0,815 in drei Bestandtheile zerlegbar 39, einen unlöslichen, *Stearin* 41, einen löslichen bei a sich wieder anscheidenden 40, wahrscheinlich *Margarin* 43, und einen gelöst bleibenden, *Elain* 39. Alle margarinsäure Verbindungen liefernde Fette enthalten wahrscheinlich das Margarin 43. (Vergl. S. 180.)

3) Ueber die Darstellung der flüchtigen Fettsäuren. Seite 43 — 46.

Chevreul's Methode 43 ist unbestimmt und mit grossen Verluste verknüpft 44. Verfahren des Verf. 45.

III. Untersuchungen über die Farbenveränderungen der Blüten, v. G. SCHENKLER und C. LAURENMEYER. S. 46–58.

Blaublühende Hortensien erzeugt durch drei verschiedene Erden, deren quantitatives Mischungsverhältniss ermittelt worden 47, 48, 49, woraus, übereinstimmend mit anderen Erfahrungen, sich ergab, dass der Kohlegehalt diese Farbenwandlung bedingt 49; aber auch Eisenoxyde 50 und Alaun scheinen ähnliche Wirkungen hervorzubringen 51, die wahrscheinlich von einem eigenthümlich desoxydirten Zustande des Erdrasche, den sie bedingen, aber nicht eben von unmittelbarem Uebergang in die Pflanze abzuleiten sind 52, woraus zugleich das öftere Misslingen des Versuches zu erklären, *ebend.* So schliesst sich diese Farbenwandlung eng an diejenigen, welche in den verschiedenen Stadien der Entwicklung bei vielen anderen Blüten natürlich vorkommen 53. Ordnung, nach welcher diese Farbenveränderungen erfolgen (Taf. I.) 54. Weisse Blüten sind nur als sehr erblasste Arten der übrigen Farben zu betrachten 54 Anm. und nicht als milder oxydirte (Agaröl) 55 Anm. Analogie jener natürlichen Veränderungen mit der Wirkung von Säuren und Alkalien auf verschiedene Pflanzenelemente 55. Alles deutet auf eine mit fortschreitender Entwicklung zunehmende Desoxydation, *ebend.* Gegensatz der Farbenfolge bei der Entwicklung mancher Pflanzentheile, welche auf zunehmende Oxydation zu deuten 56. Gegensatz im Both des Farbenspectrums der Blüten, den beiden Farbenreihen, der gelb-rothen und der blau-rothen entsprechend 57. Jede Farbe lässt sich auf diese Art in 2 Hälften theilen 58. Ueber das polarische Verhalten der Farbstoffe auf beiden Seiten der Stengelblüthe (Dutrochet) 58.

IV. Ueber das Alkaloid aus Solanum tuberosum, von Dr. Fr. JUL. OTTO. S. 58–74.

Geschichtliches vom Solanin 59, welches bei den Kartoffeln vornehmlich in den Keimen 61, ungleich weniger in den Knollen selbst und in dem Kraute vorkommt 64. Desgleichen findet es sich in der Schlempe, *ebend.* Eigenthümliche Krankheit bei damit gefüttertem Mastvieh 60, und deren Behandlung 61. Entsteht nur von keimenden Kartoffeln, deren Entkeimung daher rathsam ist 72. Physische Eigenschaften des Solanins aus den Kartoffelkeimen und Nachweisung seiner heftigen narkotischen Wirkung durch Versuche 63. Frühere Darstellungsweisen des Solanins 65, und Verfahren des Verfassers 64. Eigenschaften und Verhalten gegen verschiedene Reagentien 68. Elementar-Analyse von Biaghet 72. Therapeutische Winke 74.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

I) Ueber eine nichtzündende Flamme, beobachtet von J. W. DOBEREINER. S. 75.

Bei freiwilliger Oxydation des Aethers in Wasserdämpfe. Aenderweilige Erscheinung dabei.

2) Ausserordentliche Verdichtung des Sauerstoffes durch Platinrohr, beobachtet von J. W. DONNERBERGER. S. 76.

Der Platinrohr absorbiert das 350fache seines Volums; wandelt Ameisensäure unmittelbar in Kohlensäure. (Vgl. S. 114.)

3) Französisches Platin. S. 76.

Nickelhaltiges Titaneisen (Daugès).

4) Türkisches Mittel, auf den Grund des Wassers zu setzen, und Drehungen des Kamphers auf dem Wasser. Seite 76—78.

Aufgiessen von Oel 76. Franklin's dahin gehörige Versuche und Matteucci's über Kampherdrehungen 77. Praktische Bedeutung einer wissenschaftlichen Untersuchung.

5) Neuer, dem Salicin analoger Grundstoff. S. 78.

Im *Spartium monospermum*, wie Salicin darstellbar (Lorenze und Moreno).

6) Stärkesyrup und Zuckersieden. Abdampfen und dergl. durch erhitzte Luft. S. 78—80.

Stärkesyrup ohne Schwefelsäure 78. Bruns-Chevallier's Apparat zur Verdampfung etc. mit erhitzter Luft 79. Vortheile dieser Methode 80.

Z w e i t e s H e f t .

Zur analytischen Chemie, in mineralogischer und technischer Hinsicht.

I. Vermischte chemische, mineralogische und kristallographische Bemerkungen, vom Prof. Dr. Fa. von KABELL. S. 81—95.

1) Ueber die Scheidung des Eisenoxyds vom Eisenoxydul durch kohlensauren Kalk. S. 81—87.

Beseitigung einiger Einwendungen von Berzelius gegen diese Methode und gegen des Verf. Analysen von Magneteisenerzen 82 und eines Missverständnisses von Glocker, die Ausdrücke *isomorph* und *vicariösen* betreffend 83. Neue Versuche 84 lehrten, dass man die Präcipitation des Eisenoxydes ohne Anwendung von Wärme zu bewerkstelligen, insbesondere Kochen und selbst Verdünnung, Auswaschen mit heissem Wasser zu vermeiden habe, indem sonst etwas Oxyd-Oxydul niedergeschlagen wird 85. Wiederholte Analysen bestätigten die abweichende Zusammensetzung des Magneteisenerzes von Schwarzenstein ($\beta = Fe_4 Fe_2$) 87.

2) Ueber das Titaneisen aus dem Spessart. S. 87—89.

Mit Klaproth's Analyse 87 wird die des Verf. verglichen 88. Ist wahrscheinlich eine eigenthümliche Species 89.

B) Ueber den körnigen Porcellanspath von Passau. Seite 89—90.

Dessen Zusammensetzung verglichen mit der ganz analogen des krystallisirten Minerals (nach Fuchs) 89. Benennungswürthor, nicht zu ersichtlichster Verlust 89, der vielleicht im Zusammenhange steht mit dem Sprudeln dieser Mineralien beim Schmelzen, welches auch beim Skapolith (Wernerit) vorkommt 90. Beide Minerale vielleicht ident, ebend.

4) Unterscheidung von schwefelsaurem Strontian und schwefelsaurem Baryt. S. 90—91.

Durch die Flammenfärbung der nach starkem Glühen in der Reductionsflamme mit Salzsäure befeuchteten Substanzen.

5) Gadolinit. Seite 91—92.

Das Verglimmen mancher Verbindungen ein Akt der Gestaltung (Krystallisation), nach Fuchs 91. Verglimmter, durch Säuren schwer zersetzbarer (adulmit mit ungeschlöhtem verglichen hinsichtlich des spec. Gewichts 92. Beim Yttererde, gleich der Beryllerde, durch kohlensauren Kalk nicht fällbar, ebend.

6) Ueber Naumann's Bezeichnung der verticalen Prismen im diklinödrischen System. S. 92.

Wo neben der mathematischen Bedeutung der Flächen die physikalische 89 nicht gehörig berücksichtigt erscheint. S. 94.

7) Nickelglanz. S. 93.

Mit Pentagondodecaedersflächen; die mit Ammoniak übersetzte Lösung wird erst blau durch Chlor.

II. Die technisch-chemische Untersuchung des Rohsalpeters, von Dr. Mor. Mayer. S. 96—99.

Vier ältere Methoden 96. Die des Verfassers durch Verpuffen mit 3 Schwefel und 5 Chloratrium und Bestimmung der Schwefelsäure. S. 97.

III. Analyse eines Salzes, welches in der Ursprungshöhle der Badener Heilquelle vorkommt, von Dr. J. B. Juss. S. 98—99.

Eisenoxydul-Alum (?) mit eingemengtem Schwefel 99.

IV. Ueber die Quellwässer des sächsischen Erzgebirges, so wie über die atmosphärischen Wässer, von W. A. Lampadius. S. 100—101.

Erster Abschnitt. Einleitende Bemerkungen über das verschiedene Verhalten dieser Wasser, und über die chemischen Hilfsmittel und Apparate zur Prüfung.

Verschiedenheit mancher Wässer in technischer und therapeutischer Beziehung 100, ohne nachweisbaren materiellen Unterschied 101.

Die vom Verf. entdeckte Bildung der Silberlösung durch atmosphärische Wasser und anderweitige Untersuchungen derselben *ebend.*, welche (gegen Berzelius) beweisen, dass auch feuerbeständige Salze darin vorkommen können 102. Ueber zwei Quellwasser von Zeilau 103. Hauptverschiedenheit der Wasser in der Freiburger Gegend 104. Apparate und Methoden, den Gasgehalt 105, und die Lösungsvermögende Kraft der Wasser zu bestimmen und letztere mit ihren Kohlensäuregehalte zu vergleichen 107, der häufig damit in keinem Verhältnisse stehen soll 104. Versuche, diese nicht von andern freien Säuren herrührende Wirkung auf elektrische Verhältnisse zu beziehen, fielen negativ aus 111. Methode zur Bestimmung anderer flüchtiger Säuren 108. Die bei diesen Prüfungen angewandten Reagentien 110. (Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen vermischten Inhalts.

- 1) Ueber einige anomale Affinitäts-Erscheinungen, von J. W. DOKUBAŠIKIN. S. 112—114.

Wechselzersetzung von schwefelsaurem Kalk und Chloratrium 112, von saurem kohlensaurem Kalk und schwefelsaurem Natron, mit Rücksicht auf Mineralwasser-Analysen 113. Organische Säure im Bannberger Mineralwasser, ein Analogon von Berzelius's Quellsäure, *ebend.* Der die Verpufung des Knallgasen verhindernde Einfluss des Stickstoffs 114.

- 2) Das Platin als reines Oxytrophon (Sauerstoffgassauger) erkannt von J. W. DOKUBAŠIKIN. S. 114—115.

Der Platinsäure nimmt an der Luft nur Sauerstoff, aber kein Stickgas auf 114. (Vgl. S. 76.) Der entsauerstoffte Platinsäure zieht fortwährend neuen Sauerstoff an, Wasserstoffgas nur in seinem Sauerstoffgehalt entsprechenden Mengen 115. Blitzen desselben beim raschen Erhitzen, wie chlorsaures Kali mit Braunstein, *ebend.*

- 3) Chemische Untersuchung menschlicher Gallensteine und eines andern abnormen Inhalts der Gallenblase, von Dr. L. F. BLKY. S. 115—120.

Beschreibung und qualitative Untersuchung der Gallensteine 116. Quantitative Analyse 117 und Zusammensetzung 118. Untersuchung des breiartigen Inhalts der Gallenblase 119.

- 4) Beobachtungen über das Krystallisiren des Bleies, von J. BRAUNSPOR. S. 120—121.

Rein Ausgossen geschmolzenen Bleies nach theilweisem Erstarren.

- 5) Ueber Chromsäure, von Dr. J. B. JESS. S. 121—124.

Münchberg's Darstellungsmethode durch Zersetzung chromsauren Kalkes mit Oxalsäure 121 liefert dieselbe nicht rein 122, vielmehr ein gelbes Salz (nächst chromsauren Kalk) und morganische Kry-

talle 123 von unbekannter Zusammensetzung, gemengt mit Chromoxydhydrat 124. (Vgl. 123.)

6) Ueber Darstellung der Mangansäure, von J. R. Joss. S. 123 — 126.

Nach der Methode vom Fromherz.

7) Ueber das Filtriren leicht zersetzbarer Körper von denselben. S. 126 — 127.

Durch Asbest und Asbestpapier.

8) Brünirung der Gewehrläufe. S. 127.

9) Methode zur Prüfung der käuflichen Bleiglätte. Seite 127 — 128.

Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure, um auf Eisen und Kupfer (jedoch nur qualitativ) zu prüfen.

Drittes Heft.

Ueber Brom und Jod.

I. Zur Geschichte des Broms, von Dr. J. R. Joss. S. 130 — 133.

Es wurde schon seit 1824 bei Destillation von Salzsäure aus ungarischem Steinsalz vom Verfasser wahrgenommen und anfangs für Selen gehalten 130. Zum Theil misslungene Versuche dasselbe abzuscheiden 101. Eigenthümliche grüne Färbung an verschiedenen Salzen beobachtet 132. Neuerdings fehlte der Bromgehalt im Steinsalz 133.

II. Ueber eine neue Methode Jodwasserstoffsäure zu bereiten, von Dr. J. R. Joss. S. 133 — 135.

Durch Reiben des Jodins mit Schwefelwasserstoffwasser 134, noch besser durch Behandlung suspendirten Jodins mit Blei und Zerlegung des Jodbleis mit Schwefelwasserstoff 134.

III. Ueber krystallisirtes Jod, von Dr. J. R. Joss. S. 135 — 136.

Grosse Krystalle 135 durch allmähliche Zersetzung der Hydrojodinsäure an der Luft entstanden 136.

IV. Ueber die Auflöslichkeit des Jodbleies im Wasser, von Dr. J. R. Joss. S. 137 — 138.

Von dem Verf. bereits vor 10 Jahren bemerkt 137. Krystallform 138. Als Malerfarbe nicht tauglich; unter dem Mikroskop ganz durchsichtig, ebend.

Alkalimetalle.

I. Ueber Darstellung des Lithiumoxydes, von Dr. J. R. Joss. S. 139 — 147.

Grosse Schwierigkeiten dabei in Hinsicht auf die Wahl der Glasase 139. Bei Aufschliessung des Lepidoliths mit concentrirter Schwefelsäure wendete der Verf. kapellmännliche Schalen von feuerfestem Thon 140 und Spiel aus demselben Material mit eisernem Kern zu gutem Erfolg an; zur Auslösung aber sorgfältig blank geschworte kupferne Kessel 141. Zollgrosse Krystalle von Lithion-Kalk-Alum. bei Eisdampfen erhalten 142. Schwefelsaures Lithion (und wahrscheinlich alle anderen schwefelsauren Alkalien) lassen sich durch essigsaures Bleioxyd nicht vollständig zerlegen 143. Das Doppelsalz von essigsaurem Kali und Lithion, *ebend.*, musste in einem Kupfertiegel gegliht werden 144, wobei nur unter gewissen Umständen eine leicht zu beseitigende Verunreinigung mit Kupfer stattfindet 145, wenn gleich der Tiegel sich stark mit Kupferoxyd überzieht, was sich indess nicht chemisch damit verbindet 146. Mit essigsaurem Kali verbundenem Lithionsalz greift das Kupfer beim Glühen zwar stark an, nicht aber das reine Salz, *ebend.* Das basisch-kohlensaure Lithium verhält sich gegen blankes Kupfer auf nassem Wege ebenso indifferent, als auf trockenem 145, 146. Die nach Verkohlung des essigsauren Salzes in Silber- und Platintiegeln wahrnehmbare Lithiumaufnahme kommt in den Kupfertiegeln nicht zum Vorschein 147.

II. Zur Darstellung des Kaliums, von Dr. J. B. Joss. S. 147—150.

Ueber Wirkung des künstlichen Kalk's bei Aufschliessung der Fossilien durch Glühen damit (Meissner) 147. Redaction des Kalk's durch Graphit bei Rothglühhitze 148. Vorschläge zur Kaliumbereitung.

Zur organischen und Agriculturchemie.

I. Einige Bemerkungen über das sogenannte japanische Wachs und dessen Anwendung zur Bereitung von Lichtern, von Dr. J. B. Thomsonov. S. 151—156.

Nicht japanischen Ursprungs 151, wohl ein nordamerikanisches Kunstproduct (nach Buchner), vielleicht Fettwachs (nach Landerer) 152. Entstehung und künstliche Bereitung des letztern *ebend.* Versuche Landerer's 153. Trömmendorff's Beschreibung seines japanischen Wachses 154 und vergleichende Versuche über Verbrennung desselben in Lichtform mit Lichtern von anderen Materialien, in Hinsicht auf Sparsamkeit 155 und Leuchtkraft, welche sehr zu Gunsten des japanischen Wachses sprechen 156. (Vgl. S. 158.)

II. Ueber den eigenthümlichen Kratzstoff, Saponin, der *Rad. Saponariae levanticae*, von Dr. Bluv. S. 156—159

Reclamation früherer Darstellung als Bussy 157. Berichtigung einer Angabe von Bussy, dessen Verhalten zum Alkohol betreffend 158. Das aus gewöhnlicher Seifenwurzel dargestellte Saponin ist völlig ident *ebend.* (Vgl. S. 414.)

III. Ueber die feuerfesten Bestandtheile des Splintes, des mittlern Holzkörpers und des Kernholzes, von Dr. C. SPRENGEL. S. 158—160.

Quantitative Zusammensetzung 158. Die feuerfesten Bestandtheile nehmen vom Kern aus immer zu, mit Ausnahme der schwefelsauren Salze 160.

IV. Ueber die Wirkung des gebrannten Thons als Düngungsmittel, von Dr. C. SPRENGEL. S. 161—165.

Allerdings wird Thon (Thonsilicate) durch Brennen etwas löslicher in der Humussäure, wie in anderen Säuren 161, besonders in Betracht dabei kommt obastreng aber auch die Ammoniakbildung, in Folge der höhern Oxydation der durch das Brennen reducirten Eisen- und Manganoxyde in denselben, was durch Versuche nachgewiesen wird 162. Regely beim Brennen des Thons und Düngen damit 164. (Vgl. S. 350 und 363.)

V. Neue vegetabilische Grundstoffe, zusammengestellt von SCHWEIGER-KRIDL. S. 166—170.

I. Pikrotoxin, Unterpikrotoxinsäure, Menispermis und Paramenispermis.

1) Pikrotoxin. Ist eine schwache, den Fettsäuren vergleichbare, Säure 166. Verhalten ihrer Verbindungen mit Basen, *ebend.*, namentlich mit Alkaloiden im galvanischen Kreise 167. Zusammensetzung und Mangel an Beziehung derselben zu seiner giftigen Wirkung 168.

2) Unterpikrotoxinsäure, die in reichlicher Menge in den Kokkelskörnern vorkommt, und deren Zusammensetzung 168.

3) Menispermis, neue Salzbasis in den Kokkelskörnern 168. Zusammensetzung des schwefelsauren Salzes und der Base 169.

4) Paramenispermis ist nicht basischer Natur 169. Eigenschaften. (Fortsetzung Heft 7. S. 414 ff.)

VI. Ueber einige neue Producte, welche durch die Einwirkung der Alkalien auf fette Körper, bei hoher Temperatur, entstehen, von A. BEAN. S. 171—180.

Producte der Destillation von Talg über Kalk 172 und derselben Operation mit Margarinsäure, Stearinsäure und Oleinsäure und Darstellung drei neuer Körper, des Margarons, Stearons und Oleons, deren Eigenschaften beschrieben werden 173, 179, 180. Ueber deren Nomenclatur 178. Anm. Das Margaron zeigt äussere Aehnlichkeit mit dem Paraffin, aber auch wesentliche Verschiedenheiten 175. Umwandlung desselben in Paraffin 178. Seine elementare Zusammensetzung, *ebend.*, und chemische Formel, verglichen mit denen der Fettsäuren 176 (die Stearinsäure kann als margarinsäure betrachtet werden, *ebend.* Anm.) zeigt, dass es eine Art (neutralen) Margarinäthers sei und sowohl in Hinsicht auf Zusammensetzung, als auf Entstehungsweise,

mit dem brennlichen Essiggeiste (nach Liebig) die grösste Analogie besitze 178. Ähnliches gilt vom Stearon 179 und vom Olein 190.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) Ueber die in der Natur vorkommenden Eisenoxydhydrate, von Prof. Dr. F. v. KOSKELL. S. 181—185.

Beschreibung und Analyse a) des Nadeleisenerzes 180; b) des Gölthit's 183; c) des Lepidokrokit's und d) des Stülpnoisiderit's (Pecheisenerzes) und e) des Brauneisenerzes 185, welches letztere $2 \text{Fe}_2 + 3 \text{H}_2$, während die übrigen und einige andere zur Varietäten von $\text{Fe}_2 + \text{H}_2$ 186. Nur d) vielleicht, seines opalarigen Zustandes wegen, eine besondere Species, ebend. Das durch Actinonmelak gefüllte Oxyd bildet (nach L. Gmelin) ein drittes Hydrat = $\text{Fe}_2 + 2 \text{H}_2$ ebend. (Vgl. Hb. 5. S. 319.)

2) Vorläufige Notiz über das Mercaptan und die Hydroxanthonsäure, vom Prof. Dr. W. Cu. ZETAN in Kopenhagen. S. 186—187.

Das Mercaptan, eine neue Schwefel-Verbindung (vgl. Hb. 5. S. 365.); das xanthogensaure Kali des Verf. ist wahrscheinlich Xanthonkalium.

3) Ueber eine merkwürdige Reduction und Krystallisation des Antimonoxydes, von Dr. L. F. BLEY. S. 187—188.

Beim Trocknen von in gewöhnlicher Weise bereitetem Oxyd auf der Ziegelsteinröhre eines Stufenofens.

4) Notiz über das Verhalten verschiedener Wachs- und Talgkerzen hinsichtlich der Heftigkeit des Brennens und des dabei stattfindenden Verlustes, von L. F. BLEY. S. 188—189.

Die Resultate weichen etwas ab von Trommsdorff's (vgl. S. 151.), und sind milder günstig für das japanische Wachs.

5) Zusammensetzung der Fettsubstanzen. S. 189—190.

Wesentliche Unterschiede zwischen denen vegetabilischen und animalischen Ursprungs, nach Lecanu 189. Uebergänge 190. Reines Stearin und neuer starrer Fettstoff in animalischen Fetten, Margarin, ebend. (Vgl. Hb. 1. S. 42.)

6) Ueber die nährende Eigenschaft der Gallerte. S. 190—191.

Fehlt ihr nach Gannal 190, was widersprochen wird von Juhe-Fontenelle 191. Wissenschaftliche Mystificationen, ebend.

7) Notiz über den Gehirnsand, von Geh. Hofr. und Commenth. WUNDER. S. 191—192.

Die gewöhnlichen Bestandtheile thierischer Concretionen.

8) Künstliche Krystalle von Zwiefach-Schwefelzinn. S. 199.

Von Gaudin, nach unbekannter Verfahrungsweise durch Feuer gewonnen.

Viertes Heft.

Metallurgie.

I. Beschreibung des Gold-, Silber-, Blei- und Kupfer-Ausbringens auf den königl. ungarischen Hütten zu Fernexely (Nagybánya), Kapnik, Felsbánya, Laposbánya, Olaklapposbánya und Borsau, von C. KUNSTEN. S. 193—245.

Vorwort 193. Allgemeinerer Notizen über diese Orte und den da-
sigen Bergbau 194. Anzahl und Lage der Hütten des Nagybányer
Ober-Inspectorats 198. Historische Bemerkungen über den Schmelz-
process alda 200. Ursachen der in früherer Zeit erlittenen Verluste
an Silber und vorzüglich an Gold 209. Eintheilung, Anlieferung, Be-
zahlung und Probitren der Geschäfte 211. Hüttenmännische Classifica-
tion der zu verarbeitenden Erze 213. Zuschläge 215. Neue, von
Herrn von Svaltezer eingeführte Schmelzmethode für den Nagybány-
er District 216. Röstung der Erze 218. Armverbleiung 220. Er-
fahrungen über die Nachteile, welche grosse Schlackenzuschläge bei
dem Verschmelzen von goldhaltigen Erzen herbeiführen 222. Con-
struction der Armverbleiungsöfen 223. Ueber den sächsischen Bleiar-
beitsbetrieb 225. Ann. Producte der Armverbleiung 228. Aufbringen
und Ausbringen 231. Reichverbleiung und Entwerfung ihrer Beschickung
233. Producte dieser Arbeit 235. Aufbringen, Metallverluste
und Vortheile derselben 237. Kupferauflösung, deren Beschickung 240.
Auflösungsbleischmelzen; Beschickung 242 und Ausbringen 243. Arm-
verbleiungsbleischmelzen 244. (Fortsetzung folgt.)

II. Ueber Affinirung niederhaltigen Silbers durch Ver-
puffen mit Salpeter, von F. X. HAUSD, Schneider bei der
Münze zu München. S. 245—250.

Nachtheile und Vortheile dieser Methode 245. Wesen derselben
246; sie erfordert mindestens 10 Loth Feingehalt, *eodend.* Salpeterbe-
darf 247. Grad der Feinung 248. Erfordert gute hessische Thontiegel,
nicht Graphittiegel, in die jene indess am zweckmässigsten ein-
zusetzen sind 248. Tiegelprobe 249. Einsatz 249. Gang der Opera-
tion 249. Ende derselben und Moment, wo der Tiegel zu verschla-
gen ist, *eodend.* Die Schlacken sind wiederholt mit Kalde und Koch-
salz zu schmelzen, wodurch noch 4 bis 6löthiges Silber erhalten
wird 250.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

- 1) Ueber ein vermeintliches Wasserstoffplatin, S. 251—252.
Darstellung und Eigenschaften, nach Boussingault 251 ist Mes ein inniges Gemenge fein zertheilten Eisens oder auch Zinks (nach Descottis), von welchen die eigenthümlichen Verbrennungserscheinungen herrühren, mit Platin 252.
- 2) Unterscheidung einiger organischen Säuren, S. 252—253.
Weinsteinsäure, Traubensäure, Citronensäure und Apfelsäure durch ihr Verhalten zum Kalkwasser nach H. Rose.
- 3) Ersetzung der Hausenblase beim Klären. S. 253.
Durch Papierteig, nach Leuchs.
- 4) Wasserglas, S. 253.
Durch Zusammenschmelzen von 100 Quarz mit 60 Weinstein, nach Buchner.
- 5) Ueber Platinmohr und Eupion, von J. W. DOBEREINER, S. 254.
Auch Oxalsäure wird vom erstern in Kohlensäure verwandelt, andere organische Säuren nicht (Vgl. S. 79, 114 u. 309). — Eupionthermometer.
- 6) Notiz über das Eupion. S. 254.
Von Klein angefüllt aus weissem Stielöl mit Vitriolöl bereitet.
- 7) Verbrennung des Eisens in atmosphärischer Luft, S. 255.
Vor einem Gefässe nach Hierley, Bestätigung und Vereinfachung des Versuches ohne Gefässe von d'Arceet.
- 8) Römischer Mörtel in Belgien, S. 256.
Cauchy berichtet über Auffindung der Mörtelsteine und Bearbeitung derselben im Grossen zu Antwerpen.

Fünftes Heft.*Organische Chemie.*

- I. Das Mercaptan, nebst Bemerkungen über einige andere neue Erzeugnisse der Wirkung schwefelweinsaurer Salze, wie auch des schwereren Weinsäure, auf Sulphurete, von Prof. W. CUPP, ZANSEN in Kopenhagen. S. 257—268.
Ueber Vicarüren des Schwefels für den Sauerstoff in sogenannten organischen Substanzen 257, wozu namentlich das Tyfelfdreck-, das Knoblauchs-Oel u. a. zu rechnen 258. Erfolgreiche Versuche zur Darstellung solcher Verbindungen, ebend. Uebersicht der Wirkungen schwefelweinsaurer Salze und des schwereren Weinsäure auf verschiedene Sulphurete 259. Darstellung des Thiatöls

durch Zersetzung von Dreifach-Schwefelkalium 250, wobei wesentlich keine Schwefelwasserstoff-Entwicklung statt findet 200. (258). *Aetherartiges Product* der Zersetzung von Einfach-Schwefelbaryum ohne Luftentwicklung 201. Dessen Eigenschaften im gereinigten Zustande 202. Durch Destillation lässt sich ein *bleifällender Antheil* absondern 203. Anderweilige Verschiedenheiten beider Bestandtheile, zu denen besonders die *Quecksilberbindende Eigenschaft* des obenbezeichneten gehört 204. In reichlicherer Menge wird dieser Körper erhalten bei Anwendung von Zweifach-Schwefelbaryum, und in noch unvergleichlich größerer Menge, wenn Schwefelwasserstoff-Schwefelbaryum genommen wird 205. Dieser Körper ist das *Mercaptan*, dessen Zusammensetzung vorläufig mitgetheilt, ebend. und dessen Name gerechtfertigt wird 106. Kann als Verbindung eines eigenthümlichen, aber noch nicht isolirten Grundstoffes, *Mercaptan* genannt, mit Wasserstoff, *Hydromercaptan*, betrachtet werden, ebend. Darstellung desselben aus Schwefelwasserstoff-Schwefelbaryum 207, wobei hier stets Schwefelwasserstoff-Entwicklung auftritt 108. (Fortsetzung im folgenden Heft S. 243.)

II. Zusammenstellung einiger Notizen über Umbildungen sogenannter organischer Grundstoffe durch physische und chemische Einflüsse, von F. W. SCHWABEN-SCHNIGG. S. 209—292.

1) Entstehung der Brenzkäure. S. 209—272.

Pelouze über ein von ihm entdecktes, vermeintlich allgemeines Gesetz ihrer Entstehung, mit besonderer Beziehung auf die in Nr. 2, 3 und 4 verzeichneten Thatsachen, 209, welches jedoch, auf einem Missverständniss beruhend, den Namen eines Gesetzes nicht verdient 271; ein neuer Beweis, wie wichtig dem Chemiker einige Kenntnisse der Mathematik und namentlich der Algebra sei 272. Algebraische Lösung einiger stöchiometrischen Probleme durch Poggen-dorff 273 *Anm.* Zweckmässige Abänderung der chemischen Formeln, nach Poggen-dorff's Vorschläge, ebend.

2) Gerbestoff und Gallussäure. S. 273—278.

Untersuchungen von Pelouze über den reinen *Gerbestoff* oder *Tannin*, 273, dessen Darstellungsweise 275, die im Versuche Doehereiner's erinnert 276 und Eigenschaften 273, 276. Sättigungsmittel 276 und Zusammensetzung desselben 274, so wie einiger Salzverbindungen dieser organischen Säure 275. Umwandlung desselben in *Gallussäure* (unter Mitwirkung atmosphärischen Sauerstoffes) 273, welche in den Galläpfeln nicht präexistirt 274. Eigenschaften 276 und Zusammensetzung 274. Umwandlung desselben in *Pyro-* und in *Meta-Gallussäure* 277. (Vgl. S. 209 und 279.) Eigenschaften und Zusammensetzung dieser Säuren 278 (274). Büchner's Versuche über Gerbestoff und Gallussäure 275. *Ellagsäure*: deren Bildung und Zusammensetzung 278 (274). *Urtain*: dessen Zusammensetzung weicht nach Pelouze ab von Boullay's Angaben 279. Umbildung

der Gerbe- und der Gallussäuren in eine rothe Substanz durch Alkalien unter Einwirkung der Luft, *ebend.*

5) Mekonsäure und Meta-Mekonsäure. S. 279—292.

Erinnerung an Robiquet's frühere Erfahrungen über Umbildung der Mekonsäure in *Pyro-* und *Para-Mekonsäure* 280, welche letztere den Namen *Meta-Mekonsäure* durch Liebig erhielt 287, aus dessen Analysen hervorgeht, dass sie, durch Umbildung der gewöhnlichen Säure (unter Verlust von Kohlensäure und der Hälfte ihrer Sättigungscapacität) entsteht 282. Das Vorwort *Meta* darf daher nicht auf *Metamerie* gedeutet werden 281. Unterschiede dieser Umbildung von der analogen der Gallussäure 283, 291. Beste Bereitung der Meta-Mekonsäure nach Liebig 284. Die Neigung der Mekonsäure, sehr fest an der Kohle zu haften, bei deren Reinigung damit wohl zu beachten 283. Theilweise Umbildung des mekonsauren Silbers in Cyansilber durch Salpetersäure 284. Erläuterungen nach Liebig's Formel für die Mekonsäure 285 und nach Robiquet's, welche letztere keine so klare Ansicht des Vorganges hierbei gewährt 287. Einwendungen Robiquet's gegen Liebig's Ansicht über Bildung der Meta-Mekonsäure, hervorgehoben von der gleichzeitigen Bildung einer braunen extractartigen Materie unter gewissen Umständen 288 (284) und von der gleichzeitigen Entwickelung von Wasser, neben der Kohlensäure, Erzeugung der Meta-Mekonsäure durch bloßes Erhitzen gewöhnlicher Säure in wasserreichem Zustande 289. Wie die letztere Erscheinung aus Liebig's Formel erklärt werden könnte 290. Eigenthümliches, von Robiquet (und Dupuy) beobachtetes Wechselverhältniß des Vorkommens zwischen Mekonsäure und Schwefelsäure 291 und zwischen Mekonsäure und Codein (wie zwischen Mekonin und Mekonsäure, nach Couerbe) im Opium 292. Doppelsalze des Codeins mit Morphin, *ebend.* (Fortsetzung folgt.)

M e t a l l u r g i e.

I. Ueber den Guss der Bronzegeschütze, von Dr. Mos. Meyra. S. 293—302.

Frühere Arbeiten auf diesem Fehle 293. Missglickte kostspielige Experimente 294. Ungleichartige Erfolge dieser Operation, *ebend.* Die Gesetze mechanischer Mergungen werden in Hinsicht auf die Bronzemischung erörtert 295. Die Erstarrung muss namentlich allwärts *gleichzeitig* eintreten und fortschreiten, gleichviel ob schnell oder nicht, um möglichst *gleichförmige* Bronzegemische zu erzielen 295. Vortheile des alten Kerngusses in dieser Beziehung vor dem neuern Massivguss 296. Die Wirkung einseitiger Erhaltung 295 möglichst zu beschränken, mit Rücksicht auf Größe des Geschützes und Hitze des Gusses 297. Den beiden Anforderungen an das Geschützmetall, *Härte* und *Cohäsion*, die man sich an zwei verschiedenen

Stellen des Rohres gebunden denken kann 299 und wobei viel auf das quantitative Verhältniss der Gemengtheile und deren verschiedene Cohäsionszustände ankommt, zu genügen 299. Bedingungen eines guten Gusses 300. Verhältniss der Pulvermischung zur Mischung des Geschützes, *ebend.* Beispiele aus der Praxis als Belege 301. Vorzüge der deutschen Geschütze, *ebend.*

II. Ueber Ammonium-Amalgam, so wie über die Amalgame von Eisen, Baryum und Strontium, von RUD. BOETTGER, S. 302—309.

Ammonium-Amalgam von ausgezeichneter Art 303, zu dessen Erzeugung Natrium-Amalgam wirksamer als Kalium-Amalgam 302. Darstellung dieser Amalgame, *ebend.* Insbesondere des Natrium-Amalgams 307 und Beschaffenheit derselben bei verschiedenen Mischungsverhältnissen 303. *Ann.* Legirung von Kalium und Natrium und Amalgam derselben 304. *Ann.* Eisenamalgam 304. Netze Lichterscheinung beim Erhitzen 305. Baryum-Amalgam 305. Verhalten in schwefelsaurer Kupferlösung 306. Strontium-Amalgam; ist ungemein leicht zersetzbar 307. Ueber einige andere Amalgame, *ebend.*

Nachschreiben von J. S. C. SCHWIKGER, S. 308—318.

Magnetische Metalle unamalgamirbar 309. Ueber die vorübergehende Verlöthung des Eisens mit Quecksilber durch Kalium und Natrium 310. Bedingung der Verbrennung des Natriums mit Wasser von gemeiner Temperatur 311. Vergoldung des Eisens und Stahls 312. Amalgamirung des Antimons in gemeiner Temperatur 313. Technische Benützung des Kalium und Natrium haltigen Antimons, *ebend.* Ueber die problematische Natur des Ammonium-Amalgams 314. Lichterscheinung bei der Amalgamation des Natriums in atmosphärischer Luft, *ebend.* und in Kohlensäure, aber nicht in Ammoniakgas 315. Eben so oxydirt sich Kalium und Natrium auf Wasser mit Lichterscheinung in atmosphärischer Luft und Kohlensäure, ohne dieselben in Ammoniakgas, *ebend.* Erklärung des Verhaltens im Hydrogen 316. Combination analoger Phänomene, *ebend.* woran Betrachtungen über das Verhältniss der alten Wärmetheorie zur neuen Electrochemie sich reihen 317.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

Analyse des Brauneisenerzes in Afterkrystallen von Schwefelkies, als Nachtrag zu der Abhandl. über die natürlichen Eisenoxyhydrate (Heft II. S. 191 ff.) von Prof. Dr. FR. VON KOBELL, S. 319—320.

Vier Varietäten 319 scheinen stets das erste Hydrat $= \sqrt{2}e_2 + H_2$ (Göhr) zu sein; kommt auch als Erz nicht vor 320. Vermuthliche Kugelnkerne, *ebend.*

Sechstes Heft.

Mineral- und Quellwässer.

I. Ueber die Quellen-Verhältnisse des östlichen Abhanges des Teufoburger Waldes, von Gust. Bischoff. S. 321-341.

In dem Weser-Gebiete sind die Quellen nicht so zahlreich und so ergiebig, wie am westlichen Abhange 322. Sie zeichnen sich durch eine niedrige und zum Theil sehr veränderliche Temperatur aus, *ebend.* Die Gasexhalationen bestehen aus sehr reinem Kohlensäuregas 323. Kommen alle aus dem *harten Sandsteine* 324. Gasexhalationen aus der *Kreide* bestehen aus atmosphärischer Luft, die einen Theil ihres Sauerstoffs durch Oxydation kohlenstoffhaltiger Substanzen eingebüßt hat 325. Kohlensäure-Entwicklung zu *Meinberg* hat eine bedeutende Spannung 325. Ueber die Veränderlichkeit der Gasausströmungen aus Mineralquellen kommt 326, 328. Gasausströmung und veränderlicher Gehalt der Mineralquellen an gasförmigen Bestandtheilen stehen nicht in gleichem Verhältnisse 330. Günstigster Zeitpunkt zum Füllen gashaltiger Wasser, *ebend. Ann.* Auffallende niedrige und sehr veränderliche Temperatur der *Meinberger* Mineralquellen 332. Ihre Entstehung kann gar nicht tief gesucht werden 334. Ueberall können sich Mineralquellen bilden, wo nur Wasser und Kohlensäuregas - Ströme einander begegnen 335. Efflorescenzen aus der Grauwacke, *ebend.* Reichthum einer Mineralquelle an fixen Bestandtheilen ist abhängig von einem langen unterirdischen Laufe 334 *Ann.* Bildung der Schwefelquellen durch Zersetzung schwefelsaurer Salze mittelst organischer Substanzen 336. Gemeinschafflicher Charakter der Mineralquellen am östlichen Abhange des *Teufoburger Waldes* 339. Temperatur-Verhältnisse der Quellen *diess- und jenseits des Teufoburger Waldes* 340.

II. Ein einfaches Mittel, die Fällung des Eisens aus den Mineralwässern zu verhüten, von Gust. Bischoff. S. 341-344.

Diese Fällung rührt besonders von der atmosphärischen Luft der Gefässe her 342. Handgriffe beim Füllen zur Entfernung derselben *ebend.*, welche sich vollständig bewährt haben 343. Das Sauerstoffgas, welches die Analysen solcher Quellen geben, ist ihnen fremd und kommt aus den Gefässen, *ebend.* Ueber den reichlichen Stickstoffgehalt mancher Säuerlinge 344.

Zur organischen und Agriculturchemie.

I. Das Mercaptan, nebst einigen Bemerkungen über einige andere neue Erzeugnisse der Wirkung schwefelweinsaurer Salze, wie auch des schweren Weilsäls, auf Sulphureto, von W. CAR. ZEISEL. (Fortsetzung von S. 208.) S. 345—356.

Gereinigtes Mercaptan 340 durch Waschen mit Wasser 340 und Destillation dargestellt 347. Prüfung auf Schwefelwasserstoff 346 *Ann.* Andere Bleisalze bräunende Substanz 347 *Ann.* Beschaffenheit 348. Reinigung durch Quecksilber-Mercaptid, *ebend.* Beide Methoden werden aus zweckmäßigsten vereinigt 349. Darstellung des reinen Mercaptans und des Quecksilbermercaptides, *ebend.* Auffallende Erscheinung bei Einwirkung des Mercaptans auf das rothe Quecksilberoxyd 350 (vgl. S. 264.). Zersetzung des Mercaptids durch Schwefelwasserstoff 351. Reinigung vom letztern 352. Eigenschaften des reinen Mercaptans 353. Verhalten zu Salzen, Metalloxyden 354. Kalium, Natrium und mehrere negative Elemente 355. (Fortsetzung im 7ten Hft. S. 396.)

II. Ueber die düngende Kraft des Ziegelmohls, vom B. C. H. u. Prof. W. A. LAMPADIA. S. 356—362.

Vorkommen des Ziegelthons, welcher versucht und von Kersten analysirt worden (vgl. S. 363.) 357. Die von Sprengel beobachtete Ammoniakbildung (vgl. S. 161.) wird bestätigt, *ebend.* (vgl. S. 367.) Hauptmomente, welche die Düngungskraft des gebrannten Thons bedingen, *ebend.* Versuche über Ammoniakgehalt und Ammoniakbildung am trocknen 359 und angefeuchteten Lehm und Ziegelochl 361. Resultate 361, 362.

III. Versuche, um die Ursache der verschiedenartigen Wirkung des rohen und gebrannten Thons in der Landwirtschaft zu ermitteln, von CARL KERSTEN. S. 363—369.

Untersuchung des gelegenen Lehms von *Hilbersdorf* 363. Gang der Analyse 364. Resultate 366. Zusammensetzung der daraus gebrannten Ziegel, *ebend.* Resultate der Vergleichung 367. Auffindung von Ammoniak, jedoch nur im gebrannten Thone, *ebend.*, wovon vorzüglich die bessere Düngungskraft des letzteren abzuleiten ist 368.

Mittheilungen vermischten Inhalts.

D. Fortgesetzte Bemerkungen über Platinmohr (Platin-Oxyrrhophon), von J. W. DORRHEIM. S. 369—371.

Welche Bereitungsart am besten zur fabrikmässigen Essigsäurebildung sich eignet 369. Eigenthümliche, die Wirkung des Platinmohrs vernichtende Einflüsse der Salzsäure (andere Säuren schaden nicht) und des Ammoniaks und deren Erklärung 370. In beiden Fällen durch

Kohlensaures Natrium (in letztern auch Kali) wieder herstellbar 370, 371. (Vgl. S. 76, 113 und 354.)

10) Noch ein Mittel zur Scheidung des Eisenoxydes vom Eisenoxydul und von andern Basen, vorgeschlagen von J. W. DOBKHARINKA. S. 371—372.

Eisenoxydsalze werden durch Ameisensaures Natrium als basisch-ameisensaures Eisenoxyd gefällt, das Oxydul und andere Basen bleiben gelöst 371. Die Schärfe dieses Verfahrens bleibt noch zu untersuchen 371.

11) Chemische Analyse zweier Sorten von Rosettenkupfer, von Prof. Dr. F. v. KUKULI. S. 372—373.

Mannsfeldisches und Schwedisches; Resultate 373. Gang der Untersuchung 372.

12) Bewährte Heilkraft des Kreosots. S. 373.

Von Colombat gegen Verschwürungen des Gebärmutterhalses mit ausgezeichnetem Erfolg angewandt.

13) Verhalten des Platinchlorids zu einigen Weinsäuren Salzen. S. 375—376.

Wird nach Phillips von einigen dieser Salze reducirt, von andern nicht.

14) Alkalische Reaction des Glases. S. 376.

Kastner sah Glaspulver Ammoniak entwickeln beim Erhitzen mit salpetersaurem Ammoniak.

S i e b e n t e s H e f t .

Organische Chemie.

I. Ueber das Eupion. Zwanzigste Fortsetzung der Beiträge zur nähern Kenntniss der trockenen Destillation organischer Körper. Von Dr. REICHENBACH. S. 377—386.

Trockene Destillation fetter Körper, insbesondere des Bapsöls 377. Abweichungen in den Resultaten von andern Chemikern und wahrscheinliche Ursachen derselben 378. Wesentliche Uebereinstimmung des Gellöccers mit andern Theerarten 379. Indess liefert er das Eupion in ungleich reichlicherer Menge und in viel reinerem Zustand 380. Ursachen 381. Prüfung auf Eupion, *ebenf.* Vielleicht durch Masse behochene Destillation daraus zu erhalten 382. Dieses reinere Eupion weicht weniger in seinem chemischen, als besonders in seinem merkwürdigen physischen Verhalten von dem frühern ab 382, 391. Es ist von feinem Blumengeruch und der leichteste tropfbarflüssige Körper, der bis jetzt bekannt 380—393. Revision des chemischen

Verhaltens 384. Ist leicht entzündlich und brennt mit heller russischer Flamme, *ebend.* wird übrigens aber von den meisten Körpern nur wenig afficirt 385—389, jedoch durch andere empyreumatische Oele in viele Verbindungen mit übergeführt 387. Solche Verbindungen sind unter dem mehrfach erwähnten, narainen Eupion zu verstehen 390. Nur mit einigen verwandten organischen und empyreumatischen mehr oder weniger leicht mischbar, *ebend.* Harze löst es schon weniger, Kautschuk theilweise und liefert damit einen herrlichen farblosen Firnis 388. Picamar wird nur gelöst, wenn es frei ist vom Grundstoffe des Pirakalls, ist daher ein Reagens auf denselben 387. Schwefelöl die vorzüglichste Reagens auf Eupion 389. Ansehte der verschiedenen Theorien 390. Die Destillation fester Körper gelöst mithin zu derselben Kategorie, wie die trockene Destillation organischer Körper überhaupt und die Seiden von Lecqna und Bussy entdeckten flüchtigen Oele sind Gemische, aber keine eigenthümlichen Grundstoffe 391. Vergleichung des Eupions mit Faraday's leichtem Oelgasöl und Verschiedenheiten bei der Körper 392. Die Darstellung der letztern aus Compressionsöl der Wiener Gasanstalt gelang Herrn Dr. Reichenbach nicht, vielleicht weil dort nicht Oel, sondern Colubina bearbeitet wird 394. Winke hinsichtlich der Nutzbarkeit des Eupions zu organischen Analysen (nach Berzelius), wenn die absolute Reinheit erst ganz ausser Zweifel gesetzt sein wird, und als vortreffliches Leuchtmaterial 393. Bemerkungen in Bezug auf die Theorie der Flamme brennender kohlenwasserstoffhaltiger Substanzen, *ebend.* und Erzeugung möglichst heller russloser Flammen 396.

II. Das Mercaptan, nebst Bemerkungen über einige andere neue Erzeugnisse der Wirkung schwefelweinsaurer Salze, wie auch des schweren Weinsäls, auf Sulphureto, von W. CH. ZETZ. (Fortsetzung von S. 356.) S. 396 — 413.

Quecksilber-Mercaptid 396. Einige Rücksichten bei dessen Darstellung 397, Eigenschaften 398, und chemisches Verhalten 399, durch kochende Kalilauge nicht versetzbar, *ebend.* Durch Blei theilweise 400. Scheint mit Schwefelkalkum sich zu verbinden, *ebend.* Eben so mit Quecksilberchlorid 401. Das Mercaptan isolirt daraus abzuschneiden gelang nicht, *ebend.* — Goldmercaptid, dessen Zusammensetzung und Darstellung 401, wobei Mercaptan freizusetzen scheint 403, dessen Isolirung indess nicht gelang 403. Auch durch trockene Destillation des Goldmercaptids gelang dass nicht 403, vielmehr erhält das Destillat mehrere noch nicht genauer untersuchte Stoffe und wie es scheint auch etwas Mercaptan 404. Dem Quecksilbermercaptid analoge Eigenschaften des Goldmercaptids 402. Verhalten weingeistiger Lösungen des Goldchlorids und des Mercaptans oder des Kaliummercaptids 406—408, wobei ungewiss blieb, ob unter gewissen Umständen eine Verbindung von Goldchlorid mit Goldmercaptid oder von Gold mit einem durch das überschüssige Chlor aus ge-

nen Theile des Mercaptans erzeugten chlorhaltigen Stoff entstehe 408. Verhalten wässriger Lösungen 405, 406. Vorsichtsmassregeln bei Goldmercaptid chlorfrei zu erhalten 409. Platinmercaptid in Hinsicht auf Darstellung, Eigenschaften 409, und Zusammensetzung dem vorigen analog 410. Feuerentwicklung beim Glühen, *ebend.* Kaliummercaptid 410. Natrium-, Blei-, Kupfer- und Silber-Mercaptid 412. Verhalten des Mercaptans und einiger Mercaptide zu einigen Blei-, Eisen-, Zink-, Kalk- und Barysalzen 413.

(Schluss im folgenden Heft.)

III. Neue vegetabilische Grundstoffe, zusammengestellt von SCHWIGGERS - SKIDDEL. (Fortsetzung von S. 170.) Seite 414 - 424.

B) *Acaculinsäure*, neue Säure im Saponia. S. 414 - 415.

Von Feemy entdeckt 414. Eigenschaften derselben und ihrer Salze, Zusammensetzung, *ebend.* Gelbes Harz durch Salpetersäure daraus erzeugt 415.

III) *Viscin*, neuer Grundstoff im Vogelklein und in einigen Pflanzen-Exkreten S. 415 - 420.

Natürlich als Ausschwitzung von *Atractylis gummifera* vorkommend, entdeckt von Macaire auf Veranlassung De Candolle's 415. Physische Beschaffenheit *ebend.*, und chemisches Verhalten 416. Hauptcharaktere 419, wozu besonders die eigenthümliche Zähklebrigkeit gehört 416, 417, welche zur Aufsuchung und Auffindung desselben im Vogelklein 418 und zu dem Namen *Viscin* Veranlassung gab 419. Die zähklebrige Substanz in den Mistelbeeren ist Indes hies eine Art Gummi 418. Hingegen kommt es in der innern Schinde der Mistel 420, und der Stechpalme in geringer Menge vor 419; in ungleich grösserer Menge erzeugt es sich aber darin erst durch eine Art von Gährung 420, denn sie bei der Bereitung des Vogelkleins unterworfen werden 418.

IV. *Apyrin*, vermeintlich neuer Grundstoff in den Coccolüssen. S. 421 - 424.

Entdeckt von Hixio; Darstellung und Eigenschaften 421. Hauptcharakter ist die geringere Löslichkeit desselben in heissem als in kaltem Wasser und daher Trübung kalt gesättigter Lösungen beim Erhitzen und umgekehrt, *ebend.* wovon der Name herzufließen 422. Ähnlich verhält sich das Hydrat und die meisten seiner Salze, wie von mehreren ausführlicher nachgewiesen wird 422, denn obwohl indifferenter Natur 421 verbindet es sich doch, gleich dem Alkaloiden, mit Säuren 422 zum Theil zu krystallisbaren Verbindungen 423. Verhalten des Alkohols zu einigen derselben, *ebend.* Aber auch einige Metallsalze werden davon gefällt 422. Verhalten im Feuer, zum Jodin und zum Galläpfelzusatz, *ebend.* Bestandtheile der Masse von *Coccolüssen* 424.

M e t a l l e.

I. Ueber die Verbindungen des Bleies mit Jod, von
DENOV. S. 425—433.

Geschichtliches 425. Löslichkeit des neutralen Bleijodürs im Wasser 427, 428, 433. Analyse 428. Krystallisation 429, 433. Zur Darstellung verdienen das salpetersaure und andere neutrale lösliche Bleioxydsalze den Vorzug vor dem essigsaurer, 429, 427, 433, oder dieses muss in den meisten Fällen angesäuert werden 429, 428, 433, weil es (ohne Mitwirkung von Kohlensäure) an der Luft in $1\frac{1}{2}$ basisches Natrium verwandelt wird 431, 433, welches dann unlösliche basische Jodüre, Verbindungen des Jodürs mit Bleioxyd, erzeugt 427, 430, 433, von denen drei Arten 425, 433 namentlich einfach 430 ein doppelt — und ein einfach-basisches aufgefunden und analysirt wurden 432, die sämmtlich so viel Wasser zurückhalten, dass sie als basische hydrojodsaure Salze betrachtet werden könnten, *ebend.* Neutrales Jodür ersetzt kohlensaures Bleioxyd, um basisches Jodür zu bilden 431. Verhalten derselben beim Erhitzen, *ebend.* Ein blaues Bleijodür angeblich dem Bleisuboxyd von Berzelius entsprechend, wird schliesslich noch angedeutet 433.

II. Ueber die färbenden Verbindungen des Goldes, ihre
Darstellung und technische Anwendung von GOLVIRA
BESSEYER. S. 434—445.

Darstellung des wasserhaltigen oder Cassius'schen Goldpurpurs 434 von verschiedenen Nüancen 433, 440, unter denen violette 436, welche durch Beimischung von einem blauen Niederschlag entstehen, der in zwei verschiedenen Varietäten isolirt dargestellt wurde 437. Analysen von 8 verschiedenen nünancirten Varietäten des Niederschlages 438, 439. Deren Färbung der Flüssigkeit 439. Die Fällung verzögernde Wirkung des Kochsalzes 436, der Salpetersäure 436, 437, eines Säureüberschusses 438. Diese wird durch Hitze beschleunigt, aber ungleichmässig 436, 438, 443. Niederschlag von metallischen Goldblättchen durch Zinnchlorür 439. Der Grad der Verdünnung der Lösungen ist nur bis auf einen gewissen Punkt von Einfluss 435, 445. Die Gleichartigkeit des Products hängt vorzüglich von möglichst schneller Vermischung der Chlorüre ab 434, 445. Das Zinnchlorür allein ist hierbei thätig und reducirt das Gold; das Chlorid ist unwirksam 436, 445. Ein Ueberschuss von Chlorür verzögert nur die Fällung, *ebend.* Alle Arten von Purpur sind bloß fein zertheiltes Gold, dessen verschiedene Färbungen abhängig sind von dem Grade der Zertheilung 439, 445. Von der Anwendung der Purpurfarben in der Porcellan- und Glasmalerei 440. Vorsichtsmaxregeln dabei 440. Zinnüberschuss macht, dass die Farbe sich mürbig brennt, giebt bei Aquarell-Malerei aber mehr Feuer 441. Mit metallischem Gold sind fast dieselben Nüancen bei Schmelzen mit Borax oder Bleiglas zu erzeugen, wie durch den Purpur; Alles hängt von Stärke und

Dauer der Hitze ab 443. Glasfabrikanten sollten im Allgemeinen lieber Gold anwenden 442. Zu violetten Gläsern ist Cassius'sches Violett zu verwenden, *ebend.* Ueber die leichte Färbung und Entfärbung der mit Gold gefärbten Krystallmassen 443. Ueber das Trübwerden der Glasfarben mit Gold und anderen färbenden Oxyden, wahrscheinlich in Folge theilweiser Entglasung, und Verflüchtung desselben 444. Kommt bei reinen Kobalt- und Chromfarben kaum vor, *ebend.*

Mittheilungen vermischten Inhalts.

1) Ueber die Entwicklung von kohlensaurem Gas und von Chlorgas aus dem Manganhyperoxyd, und über die organischen Ueberreste in einigen Mineralien, von A. VOGEL in München. S. 446—450.

Kohlensaures Gas wird häufig durch einen Kohlegehalt erzeugt 446. Stickstoffgas fand der Verf. nie bei Vermeidung irdener Retorten, obwohl es auch von einem Ammoniakgehalt herrühren könnte, *ebend.* Das Chlorgas rührt häufig von einem Salzsäuregehalt der englischen Schwefelsäure, oft auch von einem Gehalte salzsaurer Salze her 447, 448. Ueber Bildung oxydirten Wassers bei Digestion von Manganhyperoxyd und braunem Bleioxyd mit verdünnter Schwefelsäure 449. Gewährt keinen praktischen Nutzen, *ebend.* Mineralien, welche Spuren von organischer Substanz durch Silberolution erkennen lassen 450.

2) Alte Notizen aus meinem Tagebuche von J. W. DORREINER. S. 450—452.

Warum Zink (nach RIGON) von Schwefelsäure in geringerer Menge gelöst wird bei einem Zusatz von Salpetersäure 450. Das Manganoxydul kann das Eisenoxydul nicht ersetzen in der Indigfärberei 451, kann aber in den Zeugdruckereien zu unbraunartigen Farben benutzt werden 452. Darstellung des braunen Manganoxydes durch Erhitzen von Braunstein mit Alkohol, *ebend.*

3) Bleichung der Wolle und der Federn. S. 452—453.

Durch Harnspiritus oder Lösung von kohlensaurem Ammoniak (nach KASTNER).

4) Balsammalerei. S. 453—454.

Vortheile des leicht trocknenden Copaivabalsam zum Malen (nach LUCAS).

5) Clarsbinkerzen. S. 454.

6) Mittel, dem Weine den Fass- und Schimmelgeschmack zu nehmen. S. 454—455.

7) Tissot's Verfahren, um dem Gyps und Alabaster grössere Härte zu geben. S. 455—456.

Durch zweimaliges Eintauchen der gebrannten Masse in Wasser nach ihrer Abkühlung.

A c h t e s H e f t

O r g a n i s c h e C h e m i e.

I. Das Mercaptan u. s. w. von W. CH. ZUZZI. (Beschluss von S. 413.) S. 457–475.

Analytische Untersuchungen 457 ff. Zusammensetzung des Quecksilbermercaptids 460, des Goldmercaptids 464, des Platinmercaptids 465, des Mercaptans 461, 464 und des Mercaptans 466. *Betrachtungen über die Zusammensetzungsweise der Mercurgehörigen Verbindungen* 467. Das Mercaptan entspricht dem Alkohol, das Mercaptum dem Holzgeist, in sofern dort Schwefel die Stelle des Sauerstoffs vertritt 468. Ueber die chemische Constitution des Alkohols und Aethers 469. *Bemerkungen über die Weise, in welcher schwefelwasser-saure Salze und Sulphurete auf einander wirken* 469 ff. Analyse des mit Einfach-Schwefelbaryum erhaltenen Destillates und unerwartetes Mischverhältnis zwischen Kohlenstoff und Schwefel in demselben 472. Ueberhaupt scheint die Wirkung nicht so einfach zu sein, wie man vermuthen sollte 474.

II. Ueber die Bildung organischer Materie in der wässerigen Rhabarbertinctur, von FRIEDRICH KURZING. S. 475–478.

Die Schleimabscheidung aus dieser Tinctur giebt zur Bildung einer Art von Algen Veranlassung 476, 478, nach deren Vollendung die nunmehr rasch filtrirte Tinctur sich lange Zeit klar und unverändert aufbewahren lässt 477.

M e t a l l u r g i e.

Beschreibung des Gold-, Silber-, Blei- und Kupferausbringens auf den k. u. k. ungarischen Hütten zu *Fernezely (Nagybánya), Kapnik, Felsöbánya, Laposbánya, Olahapostbánya* und *Borsa*, von CARL KENYER. (Fortsetzung und Beschluss von S. 245.) S. 479–510.

Armverbleiungsschmelzen mit Bleivorschlag 479 und Ausbringen 480, mit Glütvorschlag 481 und Ausbringen 482. Beschreibungs-schmelzen und Ausbringen 483. Schlackenschmelzen 484. Ueber die Zweckmäßigkeit zwei- oder mehrförmiger Oefen 485. *Ann.*, Ausbringen 488. Glütfürchen, *ebend.*, Bemerkungen über Personal und Arbeitslöhne 489. Kupferhütte zu Felsöbánya 491. Schwarzkupferroba oder Rostdurchstechen 493, verglichen mit dem Verfahren zu Freiberg 494 *Ann.* Guarmachen des Schwarzkupfers 496.

Zugtemischung der Spießeinträge oder Gaarschlacken 498. Kupferhammernmanipulation 499. Einsatz des Kupferoxydul zu entfernen 500. Verfahren zu Vicuna im Departement der Isère 501. Jährliche Gaarkupferproduction 503. Statistische Bemerkungen über das Metallausbringen des Nagybány Berghaus, *ebend.*

Tabelle über sämtliche bei der in Nagybánya eingeführten neuen Svatexér'schen Schmelzmethode gefährliche Ofenzustellungen (zu S. 505). Ausweise der Armerverbleiung mit goldarmen 505, und mit goldreichen Geschicken 507. Kupferausbringung in Hobböfen 508. Inhalt des ersten Bandes S. 511. —

Guss und Druck von Friedrich Nies in Leipzig.



Literarischer Anzeiger.

1834. No. I.

Dieser literarische Anzeiger wird dem *Journal für praktische Chemie*, herausgegeben von *O. L. Erdmann* und *F. W. Schweigger-Seidel*, und den *Annalen der Physik und Chemie*, herausgegeben von *J. C. Poggendorff*, beigegeben. Die Insertionskosten betragen für die Zeile aus Petite oder deren Platz 1 Gr. no. R. Z.

Bei *Ch. Th. Gross* in *Karlsruhe* ist erschienen und in allen Buchhandlungen *Deutschlands* und der *österreichischen Monarchie* zu haben:

H a n d b u c h d e r G e o g n o s i e z u m

Gebrauche bei seinen Vorlesungen und zum Selbstunterricht, mit besonderer Berücksichtigung der geognostischen Verhältnisse des Grossherzogthums Baden
entworfen von

Dr. Fr. August Walchner,

grossherzogl. Bad. Bergrathe, Professor der Chemie und Mineralogie an der polytechnischen Schule zu *Karlsruhe* etc.

Mit 11 Stein tafeln und einem Register, 1104 Seiten in gr. 8.

Preis cartonnirt 8. R. 6 kr. oder 4 Thlr. 12 Gr.

Um den Wünschen vieler Kenner und Freunde der Geognosie zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, dieses Handbuch, welches den 2ten Band von dem Handbuch der gesammten Mineralogie des genannten Verfassers bildet, einzeln zu verkaufen, was ich hierdurch anzeige. Mich jeder Anpreisung desselben enthaltend, verweise ich auf die bis jetzt darüber erschienenen Beurtheilungen in der *Jenzer allgem. Lit. Zeitung* No. 72, 1833, in den *Annalen der Pharmacie* von *Geiger, Liebig* und *Brandes*, Band VII. Heft 3, 1833. und im *Bulletin de la société géologique de France* Tom. 3, 1833. In ersterer wird namentlich gesagt, dass nur wenige Handbücher der Geognosie so vollständig und zweckmässig bearbeitet sind, als wie dieses, von welchem der Beurtheiler weiter bemerkt, dass er es recht sehr und aus voller Ueberzeugung als tüchtig empfehlen könne. Er vergleicht dasselbe in der ausführlichen Kritik mit dem beinahe gleichzeitig erschienenen englischen Handbuch der Geognosie von *H. T. de la Beche*, in der deutschen Bearbeitung von *H. v. Dechen*, nennt beide Bücher vortreflich und fügt hinzu: „wer in der Geognosie sich recht wacker umsehen und fast vollständig erfahren will, bis zu welchem Standpunkt die Wissenschaft bis auf den heutigen Tag gefördert ist, dem können wir nur rathen, das *Walchner'sche* Buch vergleichend mit demjenigen von *de la Beche* u. *Dechen* darzuzustudiren; er wird seinen Zweck möglichst vollständig erreichen, da beide Bücher sich wechselseitig ganz vortreflich ergänzen,“ und dieser Ausspruch gibt uns für ein ausgezeichnetes Lob für die Arbeit des Herrn *Walchner*.

Neue Verlagswerke von *Ludwig Oehmigke* in Berlin.

Abbildung und Beschreibung aller in der Pharmacopoea borussica aufgeführten Gewächse, herausgegeben vom Prof. *Guimpel*. Text von Prof. *F. L. v. Schlechtendal*. 2r Band, 13a bis 17a Heft, gr. 4to mit 28 illum. Kupfern. geh. 2 Thlr. 12 5/8gr.

Hiermit ist nun auch der 2te Band geschlossen; — der 3te Band wird unverzüglich beginnen und in möglichst kurzer Zeit Hefeweise erscheinen. — Die beiden ersten fertigen Bände kosten im noch bestehenden Subscriptions-Preise 18 Thlr., wofür sie in zweckmäßigen Einbänden geliefert werden.

Dietrich, Dr. A., Flora regni borussici. Flora des Königreichs Preussen oder Abbildung und Beschreibung der in Preussen wildwachsenden Pflanzen. 1r Band. 7s—12s Heft. Gross Lexicon-Format. Mit 36 sauber illum. Kupfern. 4 Thlr.

Von diesem neuen botanischen Werke ist nun in der versprochenen Jahresfrist der 1te Band vollständig herausgekommen und in zweckdienlichem Einbande noch zum Subscriptions-Preise von 8 Thlr. zu haben. — Mit dem Jahre 1834 erscheint der 2te Band, und sind alle Vorkehrungen so getroffen, dass dessen heftweises Versendung eben so regelmäßig zugesichert werden kann.

Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie und die damit verbundenen Wissenschaften. Herausgeber: Prof. *Dr. Lindes*. 33r Bd., 2te Abtheilung, 16mo mit 2 Kupfertafeln. Preis 1 Thlr. 6 gr.

Im künftigen Jahre erscheint der 34te Band ebenfalls in 2 Abtheilungen.

Bei *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lampadius, W. A., Anleitung zum Gebrauch der chemischen Hilfsmittel zur Verminderung der Feuergefahr in unsern Wohnungen, gr. 8. 3 gr.

